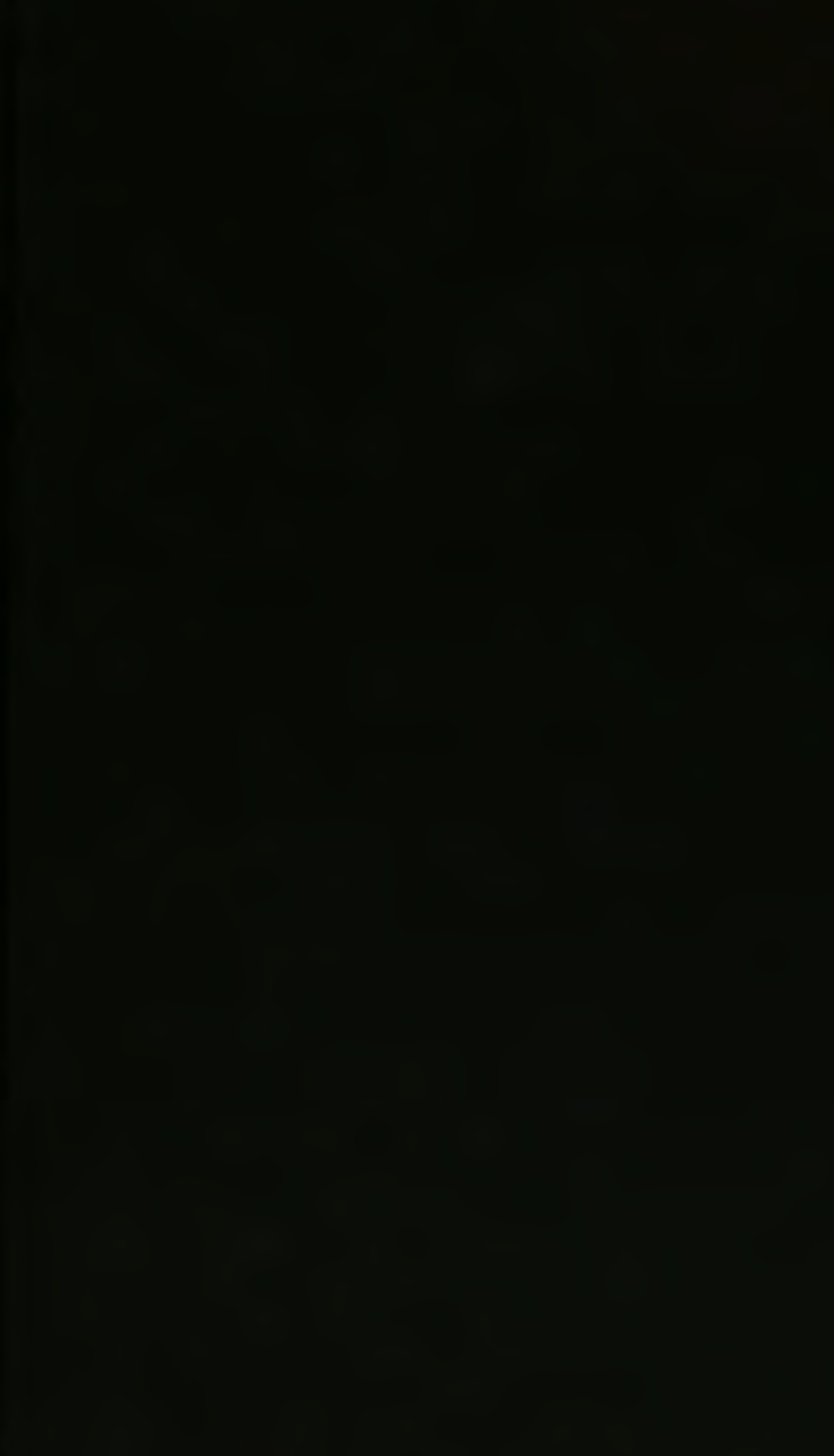



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Historische
Darstellungen und Charakteristiken,
für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Zweiter Band.

Die Geschichte des Mittelalters.

Köln, 1862.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Die Geschichte des Mittelalters

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Köln.

Köln, 1862.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Uebersicht des Inhaltes.*)

Einleitung.

I. Deutschland vor der Völkerwanderung.

II. Die Völkerwanderung.

Das Mittelalter.

Erster Zeitraum: Von der Auflösung des weströmischen Reiches bis auf die Thronbesteigung der Karolinger und der Abbasiden 476—752 (750).

A. Das Abendland.

*) Die theilweise vom Herausgeber bearbeiteten Aufsätze sind mit * bezeichnet.

B. Das Morgenland.

Zweiter Zeitraum: Von der Thronbesteigung der Karolinger bis zu den Kreuzzügen 752—1096.

Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Kreuzzüge 1096—1273.

Vierter Zeitraum: Vom Ende der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's 1273—1492.

Einleitung.

I. Deutschland vor der Völkerwanderung.

1. Charakter und weltgeschichtliche Bedeutung der alten Deutschen.

(Nach Heinrich Luden, Vorlesungen über das Studium der vaterländischen Geschichte, mit einem Zusatze vom Herausgeber.)

Schon bei ihrer ersten Erscheinung in den Wäldern des alten Germaniens erregten unsere Urväter die Bewunderung der Welt. Ist doch Vielen in späterer Zeit die Beschreibung, die Tacitus von dem Leben und den Sitten derselben macht, so herrlich und schön vorgekommen, daß sie geglaubt haben, er habe in seinem Werke das Ideal eines Volkes vorstellen wollen, sich selbst genug durch Einfalt und Keuschheit der Sitten, durch Tapferkeit gegen Feinde, durch Menschlichkeit gegen Unterworfene, nur die Freiheit liebend, nur die Ehre — den entarteten Römern zur Schande und Warnung. Aber des Tacitus Beschreibung trägt in der Hauptsache an sich selbst den Stempel historischer Wahrheit, und die späteren Erscheinungen bei den germanischen Völkern sind nur die Ausbildung des Keims, den Tacitus uns zeigt, nur die Gestaltung der Natur, die wir durch ihn kennen lernen. Die Herren der Welt, die Römer, fanden an diesen Stämmen des deutschen Volkes ihre Meister. Der Deutsche hatte römischen Legionen, römischer Kriegskunst und römischer Politik gegenüber nichts einzusetzen, als seine Tapferkeit, seine Tugend und seine Liebe zur angestammten Freiheit, und römische Legionen, Kriegskunst und Politik erlagen deutscher Tapferkeit, Tugend und Liebe zur angestammten Freiheit! An deutscher Kraft brach sich die Gewalt, welche der Welt allgemeine Sclaverei drohte. Als die Römer ihre Aufgabe erfüllt und die Seite des Lebens ausgebildet hatten, die

sie ausbilden sollten; als sie die Cultur der alten Welt über einen großen Theil Europa's verbreitet hatten und nun von ihrer eigenen Größe gedrückt wurden, unter ihrer eigenen Last zusammen sanken; als sie die alten Götter, durch welche sie zu Herren der Welt geworden waren, verlassen hatten; als die hohe Tugend alter Römerseelen ihnen fremd geworden war; als sie die Freiheit nicht mehr ertragen konnten, sclavisch einem Einzigen gehorchten, darum im Genuß des Augenblicks das Andenken an die alten Zeiten ihrer Macht und Größe zu ersticken suchten und so in Laster und Schmach versanken: da standen die Deutschen da in alter Kraft, Tapferkeit und Einfalt. Die Welt lag vor ihnen, sie waren die Herren der Welt, so bald sie es sein wollten. Sie wurden die Herren der Welt! Aus dem Herzen Europa's ausströmend, verbreitete sich deutscher Heldengeist in die westlichen und südlichen Länder des abgelebten römischen Reiches und hat auf den Trümmern der alten Welt einen neuen Staatenbau mit frischer Tugendkraft gegründet. Fast in alle Länder Europa's trugen sie deutsches Leben und deutsche Sitten, fast alle Völker Europa's verdanken ihre Gesetze und Rechte und den Grund ihrer ganzen gesellschaftlichen Verfassung den Deutschen. Im Fortgange der Zeit verlor sich freilich in den fremden Ländern Europa's die kleine Zahl der siegenden Deutschen in die große Menge der besiegten Bewohner, von denen sie, stolz auf ihre Abkunft, auf ihre deutsche Sitte und Freiheit, Jahrhunderte lang sich abgesondert gehalten hatten, und neue Geschlechter gingen aus der Vereinigung hervor; das Leben früherer Zeiten durchdrang sich mit dem germanischen zu einem neuen Ganzen, während die unvermischten Deutschen, die auf ihrem alten Boden geblieben waren, festhielten an der alten Art der Väter. Darüber wurden sich die Bewohner der verschiedenen Länder Europa's wiederum fremd, wurden verschiedene Nationen, deren jede ihren besondern Charakter erhielt, so daß sie bei allem Gemeinsamen in Ansehung der Religion, der Verfassungen, der Rechte, doch völlig von einander verschieden wurden. Unter mannichfaltigen Stürmen trennten sich die Nationen in verschiedene Reiche, Deutschland aber hob sich bald unter allen mächtig empor. Die Kaiserwürde, hergestellt von Karl dem Großen, kam auf die Könige der Deutschen, und die Könige der Deutschen wurden, ohne Widerspruch, die ersten Fürsten der Christenheit, herrschend über das größte Reich Europa's, das von einem Volke bewohnt wurde, dessen Treue die Welt ehrte, dessen Tapferkeit für unwiderstehlich geachtet wurde, dessen Freiheit Allen wünschenswürdig schien. Die Deutschen waren sich ihrer Größe bewußt, und waren edelstolz auf ihr Ansehen unter den Völkern. Ihr Kaiser war, wie der erste, so der mächtigste Herr in ganz Europa; die großen Fürsten seines Reiches, Königen gleich, erhöhten nur den Glanz seiner Krone, und schienen die sichersten Stützen seines Thrones. Viele Könige waren seine Vasallen und rechneten es sich zur Ehre, der ersten Nation der Welt anzugehören. Die ganze Christenheit wurde angesehen als Eine große Gemeinschaft, deren geistliches Haupt der Papst, deren weltliches aber der Kaiser sei.

Diese Größe aber, dieser allgemein eingeräumte Vorzug machte die Deutschen sicher, der lang dauernde Glanz alter Hoheit bestärkte sie in ihrer Sicherheit, und diese Sicherheit verleitete sie dann, Fürsten und Volk, das zu versäumen, was kein Staat versäumen darf, der seiner Unabhängigkeit gewiß sein will; sie verleitete Fürsten und Volk nur dahin zu streben, sicher zu sein vor innerer Unterdrückung. Darüber sonderten sie sich ab von ihrem Kaiser; indem sie ihm aber die Macht nehmen wollten, ihnen nicht ihre Freiheit zu rauben, entzogen sie ihm zugleich auch die Macht, die deutsche Kraft zu gebrauchen gegen den Uebermuth der Fremden, zerfielen dann, wiewohl sie in Wissenschaft und Kunst herrlich strebten, in sich selbst, weil sie keinen Punkt hatten, in welchem sie sich so berührten, daß sie ihrer Stärke hätten inne werden können.

---

2. Die Religion der alten Deutschen.

(Nach J. W. Wolf, die deutsche Götterlehre, mit einer Einleitung aus Simrock's Handbuch der deutschen Mythologie.)

Daß der Glaube unserer Väter vom Monotheismus ausgegangen sei, läßt sich nur als Hypothese hinstellen, für die Folgendes spricht: 1) In allen deutschen Zungen ist das höchste Wesen von je her mit dem Namen Gott benannt worden, der ohne Artikel gebraucht, doch einen allgemeinen Sinn hatte, den man vielleicht, als es schon viele Götter gab, durch das Compositum Irmineot (Hildebrandsl. 28) festhalten wollte; 2) die Vielheit der Götter läßt sich aus dem verbundenen Gottesdienst verschiedener Völkerschaften und Stämme erklären, die, als sie zusammentraten, ihre eigenthümlich ausgebildeten Vorstellungen von dem höchsten Wesen nicht aufgeben wollten. Die bei jedem Stamme hergebrachten Götter wurden nun unter den altüblichen Namen neben einander gestellt und zu gemeinschaftlichen Gottheiten des neuen Gesammtvolkes ausgebildet, wobei ihr Wesen gegen einander abgegrenzt, ihre gegenseitigen Verhältnisse näher bestimmt werden mußten. 3) Als einmal die Vielheit durchgegriffen hatte, bevölkerte sich der Götterhimmel vollends durch die Beinamen der Götter, die, ursprünglich zur Bezeichnung einzelner Seiten und Eigenschaften einer Gottheit erfunden, bald zu selbständigen Wesen erwuchsen.

Der höchste Gott bei allen deutschen Stämmen war Wuotan, der Odin des Nordens. Schon sein Name kündet ihn als den Weltgeist an, denn er ist die alldurchdringende (wuotant, Particip von watan — waten), schaffende und bildende Kraft, welche den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Krieges und Sieges, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja, alle höchsten Güter und Gaben abhängen. So allumfassend ist sein Wesen, daß alle anderen Gottheiten gleichsam

1*

nur als Ausflüsse von ihm, als seine verschiedenen Eigenschaften erscheinen, als Vollstrecker seines Willens, wie denn auch Viele ihn als Vater ehren; er ist der Himmel, der die Erde schützend umfängt, er ist die Sonne, die allen Wesen Licht und Leben schenkt.

Dem kriegerischen Alterthum galt Krieg und Schlacht als die edelste Beschäftigung des Mannes; darum erkannte es in Wuotan vor Allem deren Leiter und Lenker: er war ihm der Vater der Heere, des Sieges und der Gefallenen. Als solchen dachte es sich ihn in voller Waffenherrlichkeit, mit Helm, Brünne, Schwert und Speer auf hohem, weißem, die Lüfte durchfliegendem und die Wasser durchschreitendem Rosse, welchem der Norden zur Bezeichnung der Schnelligkeit, womit es dahinstob, acht Füße beilegte. Ungleich den griechischen und römischen Göttern, mischte sich Wuotan nicht persönlich theilnehmend in die Schlacht, er ordnete sie nur, er lenkte ihr Geschick. Geliebten Helden verlieh er den Sieg dadurch, daß er ihnen seine Waffen lieh, an deren Gebrauch die Niederlage jedes Feindes geknüpft war. Aber auch schon sein bloßes Wort, sein Wille genügte zum Siege. Alle, welche im Kampfe fallen, werden durch die Walküren in Wuotan's himmlische Wohnung gebracht. Dort sitzen sie mit ihm an einer Tafel, essen mit ihm und trinken Meth, welchen die schönen Walküren ihnen kredenzen. Nach dem Mahl ergötzen sich die Helden am Kampfe, oder sie fahren mit Wuotan zur Jagd aus. Das ist das, was wir das wüthende Heer oder die wilde Jagd nennen, welche in jeder Nacht, besonders aber in der heiligen Zeit, von Weihnachten bis Dreikönigen, unsere Wälder durchtobt. Man vernimmt alsdann Waffenlärm, Rossewiehern und Hufschlag in den Lüften, oder Jagdhörner, Jagdgeschrei, Rossewiehern und Hundegebell. An der Spitze der Schaar sieht man den Gott auf seinem weißen Rosse. Wie der Schwede noch heute alsdann sagt: Odhin fährt vorüber, so sagt der mecklenburgische Bauer: Der Wode jagt.

Aber nicht nur an der Spitze seines Heldenheeres verkehrte der Gott mit den Menschen, er stieg oft zu ihnen hernieder und erschien gütig und freundlich in ihrer Mitte. Diese milde Seite seines Wesens leuchtet besonders daraus hervor, daß er als der Gott des Wunsches verehrt wurde. Unter Wunsch nämlich versteht die alte Sprache den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben, das, was wir Ideal nennen würden; dessen machte Wuotan die Menschen theilhaftig. Er gibt ihnen Weisheit und Dichtkunst. Auch dem Stalle, den Bäumen und dem Weinstocke schenkte der Gott Gedeihen, darum fielen in die Zeit, wo einst ihr Ertrag eingethan wurde, große Opfermahle und Feste; man entzündete ihm heute noch fortdauernde Feuer (die weit verbreiteten Martinsfeuer), in welche man Früchte der Bäume zum Opfer warf und welche man jubelnd umtanzte; Thiere bluteten ihm dabei, deren Häupter ihm geopfert wurden, während man das übrige verzehrte, und bei dem Mahle trank man seine Minne, d. h. sein Andenken und sang ihm Lieder. In vielen Namen lebt das Andenken Wuotan's noch lebendig fort. Ihm waren besonders Berge heilig, so der Godesberg bei

Bonn, der noch im 13. Jahrhundert Wudinsberg, d. i. Wodansberg heißt, der Gudensberg bei Geismar (Wuodenesberg im 12. Jahrhundert). Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch, niederländisch Woensdag, englisch Wednesday, altnordisch Odhinsdagr.

Wuotan umarmte die Erde, da gebar sie den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den über Regen und Wolken gebietenden, sich durch Wetterstrahl und rollende Donner ankündigenden, den Menschen aber freundlichen, väterlichen Gott Donar, den Thor des Nordens. Wie Wuotan vor Allem der Gott der Helden und der kriegerischen Begeisterung, so ist Donar vorzugsweise der Gott des Landmannes und der friedlichen Pflege des Ackerbaues. Wie Wuotan der Gott der Aernte war, so galt Donar, besonders im westlichen Deutschland, vorzugsweise als Gott der Saat und des dieselbe zum höhern Wachsthum treibenden Frühlings. Wie jener den belebenden Sonnenstrahl niedersandte, so schenkte Donar dem Landmanne den befruchtenden Regen, der beim Gewitter niederströmt, welches die Luft reinigt. Das Alterthum liebte es, auch dem Donar Berge zu weihen. Zu diesen gehört der Donnersberg in der Rheinpfalz, auf dessen Spitze eins seiner Heiligthümer war, wie der noch vorhandene germanische Ringwall lehrt. Gleich dem Jupiter, war auch dem Donar die Eiche heilig, so u. a. die Donnereiche, welche der heilige Bonifacius bei Geismar fällte. Der ihm heilige Wochentag ist, wie schon aus dem Namen hervorgeht, der Donnerstag.

Zio, der nordische Tyr, galt als Sohn Wuotan's. Er ist dessen ausführende Hand, wo und in so fern es sich um Schlacht und Krieg handelt; von Beiden geht der Ruhm des Sieges aus. Während Wuotan aus seiner Wolkenhöhe herab die Geschicke der Schlacht lenkt, stürzt er gleich Ares sich grausam und blutdürstig in dieselbe hinein; ihm gehört die schreckliche Seite des Krieges, deren Personification er ist, Wuotan die höhere edle. Darum ist auch Zio's passendstes Symbol das Kriegsschwert. Man pries ihn in Schlachtenliedern und stellte zu seinen Ehren die noch fortlebenden Schwerttänze an. Sein heiliger Tag war der Dinstag.

Wie Wuotan und Donar väterlich gedacht wurden, so finden wir in den Göttinnen Mütter wieder, welche sich des Menschen treu und liebevoll annehmen, die ihn lehren, den Boden zur Saat zu bereiten, dieselbe ihm anzuvertrauen und reiche Aernte zu gewinnen; die ihm zeigen, wie er das Korn in schmackhaftes Brod verwandeln kann, wie er den Flachs zu schönen Fäden spinnen und diese künstlich weben soll. Belehrend und gütig ziehen sie dazu im Lande herum, liebevoll mit den Menschen verkehrend: sie gründen den geordneten Haushalt.

Fast in allen Mythologieen ist die Erde weiblich aufgefaßt, im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel, als gebärende fruchtbringende Mutter. Ein Theil der Germanen verehrte sie unter dem Namen Nerthus. Tacitus berichtet über sie in seiner Germania, wie auf einer Insel des Oceans ein unentweihter Hain liege, darin stehe

ein heiliger mit Tüchern verhüllter Wagen. Nur ein Priester darf ihm nahen, er erkennt, wann die Göttin ihn besteigt und folgt dem von Kühen gezogenen mit großer Ehrfurcht. Dann sind frohe Tage und Festfreude herrscht an allen Orten, welche die Göttin der Ankunft oder Einkehr würdigt. Kein Krieg wird begonnen, die Waffen ruhen, verschlossen liegt alles Eisen, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel zurückgibt. Dann wird der Wagen und die Tücher in einem geheimnißvollen See gewaschen, und wenn man es glauben kann, die Göttin selbst darin gebadet. Sclaven dienen dabei, welche alsbald der See verschlingt. Daher herrscht ein geheimer Schrecken und eine heilige Unkunde, was das sei, was nur dem Tode Verfallene schauen. Man hat Rügen für die Insel des Oceans gehalten, auf welcher der Cultus der Göttin blühte, wohl hauptsächlich, weil in der Mitte dieser Insel ein See liegt, welcher der schwarze See oder der Burgsee heißt, doch ist das allein kaum entscheidend, und die anderen dänischen Inseln der Ostsee haben wenigstens gleichen Anspruch darauf, ehemals der Göttin heiliger Sitz gewesen zu sein.

Die Riesen. Der stärkste Gegensatz, den die Edda kennt, ist der zwischen Göttern und Riesen. Diese repräsentiren die rohe, sinnliche Kraft, die von der Ueberlegenheit des Geistes bewältigt wird. Der wuthentbrannte Riese schleudert Felsen, reibt Feuer und drückt Wasser aus Steinen, reißt Bäume aus und stampft mit dem Fuß bis ans Knie in die Erde. In diesem Zustand werden sie von den Helden, denen sie dienstbar sind, in Fesseln gelegt und nur im Krieg gegen den Feind losgelassen. Den Helden sind die Riesenkämpfe eben so geläufig, wie die Drachenkämpfe.

Die Elben. So weit der Riese den Menschen an Größe überragt, so weit steht der Elbe dem Menschen an Größe nach. Während der Mensch langsam heranwächst und dann siebenzig und mehr Jahre lebt, der Riese hingegen steinalt werden kann, ist der Zwerg bereits im dritten Jahre seines Lebens ausgewachsen und im siebenten Jahre ein Greis, kann aber als solcher noch ein langes Leben führen, welches über das menschliche weit hinausreicht. Bald erreichen die Zwerge das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen und Daumen gemessen. Die Elben bilden ein eigenes abgeschlossenes Volk mit eigener Sprache. Diesem Volke stehen Könige vor, die gewöhnlich als weißbärtige Greise erscheinen.

Im Allgemeinen sind die Elben gutmüthig und hülfreich. Bleiben sie in ihrem stillen Treiben ungestört, so halten sie gerne Frieden mit den Menschen und leisten ihnen Dienste, wo und wie sie nur können, durch Schmieden, Weben und Backen. Obgleich sie aber mannichfach mit den Menschen verkehren, verlieren sie doch nie eine gewisse Scheu vor denselben, sie treten nur im Nothfall aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Ihre Tänze im Freien halten die Elben stets allein, meistens auf schönen Waldwiesen oder auf ihren grünen Hügeln, und heitere lu-

stige Weisen klingen dazu durch die stille Nacht. Ueberhaupt lieben sie Musik und Tanz sehr, und nach mondscheinhellen Nächten sieht man Morgens oft die Spuren ihrer Reigen im Grase oder im Thau. Ueber das schwerfällige Wesen der Menschen erhebt diese leichten Wesen das Vermögen, zu entschwinden oder unsichtbar zu werden; jenes haben die lichten Elben, dieses mehr die gröberen Zwerge. Die erstern entschweben, die letztern bleiben, aber sie hüllen sich plötzlich in ein unsichtbar machendes Gewand, die Nebelkappe, Tarnkappe oder Tarnhaut, deren eine Siegfried dem Zwergenkönig Alberich nahm. Aus dieser Fähigkeit, ihre Gestalt zu bergen, so wie überhaupt aus ihrer neckischen Natur geht vielfacher Trug und Täuschung hervor, denen der Mensch im Verkehr mit den Elben und Zwergen ausgesetzt ist. Hauptsächlich kommt ihnen dies bei ihrer Neigung zu Diebereien zu Statten, denn diese herrscht bei allen Elben und Zwergen vor. Wohlgestaltete Kinder der Menschen entwenden sie aus der Wiege und legen ihre eigenen häßlichen oder gar sich selbst an deren Stelle. Als höherer Natur wie der Mensch haben Elben und Zwerge die Gabe der Weissagung. Auch der geheimen Kräfte der Pflanzen und Steine sind sie kundig.

In ihrem Verkehr mit den Menschen machen diese Wesen oft bittere Erfahrungen, denn nicht immer tragen sie Dank als Lohn für ihren freundlichen Beistand und ihre Gutmüthigkeit davon. So gestaltet sich oft ein feindseliges Verhältniß zwischen beiden und die ohnedies neckische Natur dieser Wesen artet in Schadenfreude aus, ja, sie bringen selbst den Menschen den Tod. Schon ihre Berührung, ihr Anhauch kann Krankheit und Tod verursachen, wen ihr Schlag trifft, der ist verloren oder untüchtig. Auf die Dauer kann diese feindselige Stellung nicht gut thun; weil sie den Menschen sich bösgesinnt beweisen, so verfolgen diese sie, und viele Sagen berichten, wie man sie gefangen genommen, ja, die Eingänge zu ihren Höhlen mit Stroh gefüllt und dies angezündet habe. Da weichen denn die Zwerge meistens den Menschen, überlassen ihnen die Erde und ziehen fort: sie fühlen sich nicht mehr behaglich, Alles stört sie, das Glockengeläute der einziehenden Christen, das Ausreuten der alten Wälder, das Pochen der Hämmer und Mühlen, das laute Gewieher der Pferde, die den Pflug durch die neu urbar zu machende Erde ziehen. Ueberall hört man Sagen von dem Abzug der Wichtlein.

Heilige Cultusstätten. Bei allen Völkern finden wir von je her feste heilige Stätten, an denen man die Götter wohnend dachte, wo man sich zu Gebet und zur Darbringung von Opfern versammelte, wo die Weissagungen vorzugsweise Statt fanden. Die ältesten dieser heiligen Orte waren unserem Alterthum **Wälder**. Man theilte ein Stück des Waldes ab, welches sich durch uralte Bäume, durch den heiligen Schauer, welchen sein Charakter erweckte, auszeichnete, friedigte es ein und weihte es der Gottheit zu bleibendem Eigenthum und beständigem Wohnsitz. Da verweilte sie jetzt zwar unsichtbar, aber ihre Nähe durch die feierliche Stille, die tiefen Schatten und geheimnißvolles Rauschen

der Baumwipfel ankündigend. Erhoben wurde diese Heiligkeit der Stätte noch, wenn sie dem Himmel näher, wenn dieselbe auf einem Berge lag, höher, als die Wohnsitze der Menschen.

In dem heiligen Walde war das eigentliche Heiligthum der Gottheit besonders abgetheilt. In jenem versammelte sich das Volk, da wurde das Gericht gehalten, ihn durfte jeder betreten (keiner aber ihn verletzen oder ein Wild erlegen), dem innern Heiligthum jedoch durfte man nur mit großer Ehrfurcht nahen. Da stand der Opferaltar, da wurde der heilige mit Tüchern verhüllte Wagen verwahrt, auf dem die Gottheit jährlich ihren Umzug hielt, da waren die geopferten Thierhäupter aufgehängt, da hing man den Göttern einen Theil der Kriegsbeute auf. Nur der Priester durfte diesen heiligen Ort frei betreten. In diesem innersten Heiligthum war es wieder ein Baum, der durch sein Alterthum, durch seine besonders laubige Krone oder Anderes ausgezeichnet, der Gottheit vorzüglich geweiht war. Oft standen solche Bäume nicht in Wäldern, sondern frei, und dann war wohl nur ein kleiner Raum um sie herum eingefriedigt und galt als heilig. Ein solcher Baum war u. a. die wunderbar große Donnereiche, welche der heilige Bonifacius bei Geismar fällte. Neben diesen freien Heiligthümern gab es jedoch in frühester Zeit schon Tempel für einzelne Gottheiten. Sie entstanden, sobald das Volk selbst sich bestimmtere Wohnsitze wählte und anfing, feste Wohnungen zu gründen; denn dem Heidenthum war der Gott in allen Verhältnissen dem Menschen gleich. Schon die durch Tacitus uns bekannte Mutter Erde hatte in ihrem heiligen Hain ihren Tempel.

Gottesdienst. Der als allwaltend und machtvoll erkannten Gottheit sucht der Mensch seine Verehrung zu beweisen, er trachtet sie sich geneigt zu machen. Diese Verbindung zwischen ihr und ihm geschieht durch das einfache oder das mit Gaben begleitete Gebet. Dieses nennen wir mit einem durch das Christenthum erst eingeführten Namen Opfer, offerre, darbringen, der ältere Ausdruck dafür ist gothisch blôtan.

Der Anlaß zum Opfer konnte ein doppelter sein, man wollte entweder den Göttern für ihre Wohlthaten danken und ihnen einen Theil des von ihnen Gespendeten zum Zeichen des Dankes weihen, oder man glaubte sie erzürnt und suchte sie durch eine mit der Abbitte der Vergehung, durch die man ihren Zorn erregt meinte, verbundene Gabe zu versöhnen. Die Dankopfer waren die frühesten und häufigsten, und weil die Beweise der Güte sich täglich oder jährlich aufs Neue offenbarten, so wurden sie mit der Zeit stehend und gingen in regelmäßig wiederkehrende Feste über. Sie haben alle einen heitern Anstrich, der noch dadurch gewinnt, daß die dargebrachten Gaben meistens dem Pflanzenreich angehören. Ernst dagegen ist das Sühnopfer; zu ihm genügten jene schuldlosen Gaben nicht, bei ihm mußte Theureres dargebracht werden, es mußte Leben entströmen, Blut fließen. Aller Opfer höchstes war das Menschenopfer; in ihm begegneten sich alle alten

Völker. Menschen bluteten bei den Deutschen nur den erhabensten Göttern. Man nahm dazu fast durchgängig Männer und zwar Kriegsgefangene, Sclaven oder schwere Verbrecher; nur ein Mal wird eines Opfers von Frauen und Kindern gedacht. Bei schweren Unglücksfällen sanken aber selbst Königssöhne und Könige. Der König war der theuerste Mann des Volkes, darum mußte er bei allgemeiner Noth als Sühne bluten, denn er galt als der Schuldige, der die Noth herbeigeführt habe.

Zwar waren auch Thieropfer von sühnender Kraft, doch wurden sie meist als Dankopfer dargebracht, so der Erstling der Heerde als Dank für den Segen des Stalles, so das ersterlegte Wild als Dank für den Segen der Jagd u. s. w. Sie bestanden wiederum nur aus männlichen Thieren, und zwar aus solchen, deren Fleisch genießbar war, denn man hielt es für unschicklich, der Gottheit eine Speise zu bieten, welche der Opfernde selbst verschmäht hätte. Der Gottheit wurde ein bestimmtes Stück, meistens das Haupt des geschlachteten Thieres dargebracht, das Uebrige in der Versammlung verzehrt. Das vornehmste unter den Thieropfern war das Pferdeopfer, denn von allen Thieren war dem deutschen Heiden keins werther, galt ihm keins für edler und heiliger als das Pferd, das von fast allen Göttern gerittene, des Helden treuester Gefährte in Kampf und Schlacht. Vor der Einführung des Christenthums war der Genuß des Pferdefleisches allgemein verbreitet, die Bekehrer erst schafften denselben als heidnischen Gebrauch ab. Nächst dem Pferdeopfer war das Opfer von Rindern das bedeutendste. Wie das Geschlecht bei den Opferthieren in Anschlag kam, so auch die Farbe. Das Fleisch männlicher Thiere ist stets kräftiger und besser, als das weiblicher, aber auch das Aeußere des Thieres durfte keinen Makel haben; das Thier mußte rein sein und dazu stimmte die weiße Farbe, bei der jeder, auch der kleinste Flecken sofort sichtbar wird, am besten. Ferner durfte das Thier noch nicht zu menschlichem Gebrauche gedient haben, es mußte der Gottheit gleichsam von Geburt auf geweiht gewesen sein. Das so gewählte Thier wurde alsdann bekränzt und geschmückt, im Kreise der Volksversammlung herumgeführt und auf dem Opferstein geschlachtet. Nachdem das Haupt und wahrscheinlich auch andere edlere Theile, wie Zunge, Herz und Leber, dargebracht waren, wurde das Fleisch in große Kessel geworfen und gekocht, nie gebraten. War es genießbar, dann vertheilte der Priester es unter das Volk, welches, besonders an größern Festen, dasselbe gemeinschaftlich verzehrte.

Neben diesem großen, blutigen Thieropfer gab es noch das schönere, obgleich ärmlichere Fruchtopfer. So läßt der Landmann nach gehaltener Aernte der Gottheit, welche den Acker gesegnet, eine Garbe stehen und schmückt sie mit Bändern; er läßt ihr beim Einsammeln des Obstes einige Aepfel auf dem Baume, damit sie im folgenden Jahre gleiche Fruchtbarkeit verleihe. Die Altäre und Bilder der Götter schmückte man mit Gewinden von Laub und Blumen, an ihren heiligen Bäumen

hing man Blumenkränze auf und warf Kränze und Sträuße in die heilige Flut.

Priester. Der deutsche Priester hieß mit einem schönen Namen êwart, êwarto, d. h. der Pfleger und Hüter, der Wart des Gesetzes, denn êê, êa ist Gesetz. Dies Gesetz haben wir hier im ausgedehntesten Sinn des Wortes zu verstehen, es ist das göttliche wie das menschliche Gesetz gemeint, denn beide waren einst genau verbunden und gleich heilig. Es liegt also schon im Namen des altdeutschen Priesters, daß er sowohl des Gottesdienstes als des Gerichtes zu warten hatte. In den Heerzügen sah das Alterthum eine durch die Gegenwart der Gottheit und deren Einwirkung geheiligte, den Göttern besonders angenehme Handlung, eine Art von Gottesdienst. Die Priester holten vor der Schlacht die Bilder und Symbole der Götter aus den heiligen Hainen und trugen sie mit in den Kampf. Wohl leitete der Feldherr die Schlacht, aber die Priester nährten die Begeisterung der Kämpfenden, sie allein hielten die Zucht und durften Strafe über den Feigen verhängen, ihn binden, selbst schlagen. Ebenso waren sie als unmittelbare Diener der Gottheit bei allen öffentlichen Handlungen thätig, welche zur Ehre der Götter verrichtet wurden, oder unter Anrufung der Götter geschahen. Sie verrichteten die feierlichen Gebete, tödteten die Opferthiere, brachten den Göttern ihren Theil daran dar und vertheilten Fleisch unter das Volk; sie weihten die Könige und Leichen, wahrscheinlich auch die Ehen, nahmen die Eide ab und sprachen die Weissagungen aus dem Gewieher öffentlich unterhaltener Rosse, oder aus geworfenen Loosen, oder aus den Eingeweiden der Opferthiere aus. Das Geschäft der Weissagung tritt jedoch mehr als den Frauen zustehend hervor, als ein hauptsächliches Amt der Priesterinnen. Schon Tacitus meldet, daß nach deutschem Glauben den Frauen etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne, und daß die Deutschen weder ihren Rath verachteten, noch ihre Aussprüche vernachlässigten. Und bereits Cäsar sagt, daß bei den Germanen die Hausfrauen durch Loos und Weissagung entschieden, ob man zur Schlacht schreiten dürfe oder nicht. Wohnte diese Gabe der Vorherverkündigung schon den Frauen im Allgemeinen bei, dann hatten ohne Zweifel die eigentlichen Priesterinnen sie in erhöhtem Grade; sie erscheinen darum auch vor allen hochgeehrt, man betrachtete sie nur mit größter Ehrfurcht wie Gottheiten. So jene bructerische Jungfrau, die weithin durch ihr hohes Ansehen herrschende Veleda, welche einst den Deutschen Sieg, den römischen Legionen aber Verderben vorherverkündet hatte, die von hohem Thurm herab, den sie bewohnte, gleich einer Götterbotin ihre Orakel den rings ehrerbietig harrenden und reiche Gaben darbringenden Gesandten der Ubier spendete.

3. Die älteste Verfassung der Deutschen.

(Nach General v. Peucker, das deutsche Kriegswesen der Urzeiten in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben.)

Bei allen deutschen Volksstämmen fand eine Gliederung nach Ständen Statt, welche zunächst in die beiden Hauptabstufungen der Freien und der Unfreien (Lassen, Liten) zerfielen. Bei den meisten Stämmen trat jedoch aus dem Stande der Freien sehr bald die bevorrechtete Klasse der Edlen als ein selbständiger Stand hervor, während die Freigelassenen eine Zwischenstufe zwischen Freien und Unfreien bildeten.

Die gewöhnlichen Freien. Die Freien machten selbstredend den Hauptbestandtheil, den eigentlichen Kern des Volkes aus. Jeder Freie konnte Grund und Boden erb- und eigenthümlich als echtes Eigenthum besitzen, vererben und veräußern. Er konnte willkürlich seinen Wohnsitz verändern und unbehindert gehen, wohin er wollte. Er hatte als freier Landeigenthümer das Recht und die Pflicht, in der Volksversammlung an der öffentlichen Gewalt und der Rechtspflege Theil zu nehmen, und bildete, vermöge des ihm zustehenden vollständigen Waffenrechts, mit seinen Genossen den Heerbann des Landes. Seine Tödtung wurde mit der Buße eines gesetzlich normirten Wergeldes gestraft, und er hatte demzufolge alle wesentlichen Rechte mit den Edlen ganz gemein.

Der Adel. Aus welchen Grundlagen der Adel entstanden, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Im Glauben des Volkes stammten die adeligen Geschlechter aus einem in die Götterwelt hineinreichenden Heroenthum ab. Die altsächsischen Helden- und Königsgeschlechter führten ihren Ursprung auf Wodan zurück; auch die scandinavischen Königsgeschlechter behaupteten, von Odin abzustammen. Das einzige politische Vorrecht des Adels war unzweifelhaft das gesetzlich gewordene Herkommen: daß in den monarchischen Staaten nur aus ihm die Könige gewählt werden durften. Persönliche Verdienste auf dem Schlachtfelde oder in der Volksversammlung konnten jedem Freien dasselbe Ansehen wie dem Adeligen erwerben; in den demokratischen Staaten konnte jeder Freie zum Volksoberhaupte, bei beiden Regierungsverfassungen jeder Freie zum Heerführer gewählt, allein in den monarchischen Staaten konnte zur Königswürde nur ein adeliges Geschlecht berufen werden, und die Söhne der Könige gehörten daher stets dem Adel an.

Die ganz Unfreien. Eine strenge Knechtschaft im Sinne der Sclaverei hat es in Deutschland wohl nicht gegeben. Die deutsche Unfreiheit bezeichnet eigentlich nur eine Reihe mehrfach modificirter Abhängigkeitsverhältnisse. Unter ihr ist daher in der Regel nur eine Verminderung politischer und bürgerlicher Rechte, keineswegs ein gänzliches Entbehren derselben zu verstehen. Schon Tacitus erkannte die hierin ruhende große Verschiedenheit zwischen den deutschen und römischen Unfreien. Doch fehlten dem germanischen Unfreien der ältesten Zeit, ungeachtet der Milde seiner ganzen Behandlung, nicht die wesentlichen

Kennzeichen der Sclaverei. Er mußte diejenigen Dienste verrichten, welche sein Herr ihm auftrug, wurde als eine Sache angesehen, konnte als solche verkauft, verpfändet, verschenkt, vertauscht werden, hatte nicht die Freiheit, sich von dem ihm angewiesenen Grund und Boden wegzubegeben, seine Persönlichkeit, Gut und Leben lagen in der Hand des Herrn, und die Gesetze ließen in jedem Falle strafbarer Vergehung die härteste Behandlung nicht bloß zu, sondern forderten sie ausdrücklich. Er durfte keinen Eigennamen führen, auf seinen Todtschlag stand kein Wergeld, er hatte keinen Theil an den Volksrechten, war von Gericht und Volksversammlung ausgeschlossen, wurde auf andere Art gestraft wie der Freie, konnte sich nicht mit denselben Mitteln wie letzterer von einer Anklage reinigen und kein echtes Eigenthum erwerben. Der Unfreie war durch äußere Abzeichen: geschorenes Haar, engere Gewänder von besonderem Stoffe, kenntlich, und wurde im Heeresdienste nur dazu gebraucht, die Waffen seines Herrn zu tragen und die nöthigen Dienste bei Verwundeten und beim Zurückschaffen und Begraben der Todten zu leisten.

Als Ursprung aller Unfreiheit ist der Krieg anzusehen. Die ersten Unfreien waren Kriegsgefangene. Es war natürlich, daß man den besiegten, kriegsgefangenen Feind nicht mit gleichen Rechten unter sich fortleben ließ. Er wurde Knecht des Siegers, und seine Kinder waren demnächst von Geburt Knechte. Dehnte sich aber die Knechtschaft auf den ganzen Raum eines eroberten Landes aus, so konnte sie selbstverständlich nicht in der für die einzelnen Individuen möglichen Strenge aufrecht erhalten werden. Die dann zur Anwendung kommenden milderen Verhältnisse, welche später mit dem Namen der Hörigkeit bezeichnet werden, bildeten eine losere, sich dem Stande der Freiheit mehr nähernde und fast ganz in die Kategorie der Freigelassenen übergehende Knechtschaft, die von der eigentlichen Leibeigenschaft dadurch sehr wesentlich unterschieden war, daß ihre Verpflichtungen lediglich sehr dinglicher Natur waren. Selbige waren nur an den Boden geheftet, während die Leibeigenschaft dem Herrn ein Eigenthumsrecht auch an die Person des Unfreien verlieh. Außer Gefangenschaft konnten auch Verheirathung mit einer Unfreien, Niederlassung unter Unfreien, ferner freiwillige Ergebung aus Armuth oder anderen Bedrängnissen, die Unfähigkeit, eine ihm auferlegte Buße zu bezahlen, endlich aber schimpfliche Handlungen, den Freien und mit ihm auch die Seinigen in den Stand der Knechtschaft hinabziehen.

Die Freigelassenen. Durch Entbindung von dem wesentlichsten Theile persönlicher Knechtschaft entstand die anfänglich keinen besonderen Stand bildende und in ihren politischen Rechten von den Unfreien wenig unterschiedene Klasse der Freigelassenen, d. h. derjenigen, die ungehindert dahin gehen konnten, wohin sie wollten. Auch der vollständig Freigelassene blieb im Range stets unter dem Freigebornen. Er war letzterem weder an persönlichen noch an politischen Rechten gleich, konnte kein echtes Eigenthum erwerben und daher an keiner Volksver-

sammlung Theil nehmen und erst später scheint er Stimmrecht in der Land- und Gaugemeinde-Versammlung erhalten zu haben. Doch wurde seine Person, und dadurch seine Ehre, durch ein Wergeld, welches indessen geringer als das für den Freien festgesetzte — in vielen Fällen unter die Hälfte des letzteren — normirt war, gesichert; seine Heirath mit einer Freien war keine ungleiche; er war fähig, als Eideshelfer aufzutreten, hatte das Recht, Beleidigungen zu rächen, war waffenfähig, durfte Schwert und Lanze führen, wurde aber anfänglich nicht selbständig aufgeboten.

Die Könige. Ungeachtet der demokratischen Grundlagen der germanischen Staatsverfassungen, war den letzteren bei einem Theile der germanischen Stämme ein monarchisches Element beigemischt, indem ein durch freie Wahl aus den edlen Geschlechtern berufener König an der Spitze stand, während bei den übrigen eine demokratische Verfassung unter selbstgewählten Vorständen eingeführt war, welche letztere man demnächst mit dem Namen „Gaufürsten" bezeichnet hat.

Die Königswürde war bei einigen Stämmen erblich, bei anderen aber unterlag sie jedes Mal einer freien Wahl. Die Erblichkeit machte indessen bei keinem Stamme eine Bestätigung oder feierliche Anerkennung durch das Volk entbehrlich. Bei dem Tode des Königs fiel der Thron nicht für alle Fälle dem ältesten Sohne desselben zu. War letzterer wegen seiner Jugend, körperlichen oder geistigen Schwäche nicht fähig, den Oberbefehl über das Heer zu führen, welcher auf die Könige übergegangen war, so wurde derjenige nächste Verwandte gewählt, welcher den an ihn zu stellenden Bedingungen am meisten entsprach. Erst nach der Niederlassung germanischer Stämme auf römischem Boden und mit dem Aufhören permanenten Kriegszustandes bildete sich bei den meisten Stämmen eine strengere Erblichkeit vom Vater auf den Sohn zu dem Zwecke aus, dauernde Verhältnisse zu begründen und gefährliche Schwankungen beim Regierungswechsel zu verhüten.

Die Bestätigung oder Wahl wurde jederzeit in einer allgemeinen Volksversammlung vorgenommen. Der bestätigte oder gewählte König wurde demnächst auf einen Schild emporgehoben und, damit ihn Jedermann sehen könne, drei Mal im Kreise der Versammlung herumgetragen. Das Volk gab durch Händeschlagen und Waffengeklirr seinen Beifall zu erkennen, und dieses Heben auf den Schild und Schlagen der Hände und Waffen wurde als das Symbol des Vertrages und der Einwilligung des Volkes angesehen, welche Sitte sich nicht nur bis in die Merovingische und Karolingische Zeit, und zwar unverändert, sondern noch über diese Zeit hinaus dahin modificirt erhalten hat, daß die deutschen Könige, namentlich die sächsischen, dem Volke gezeigt wurden, welches unter Händeschlagen und Frohlocken den Namen des Gewählten ausrief.

Der bestätigte oder erwählte König mußte auf dem Streitroß sein Reich umreiten, um sich auch den ferneren Theilen desselben persönlich zu zeigen. Dieses Umreiten wurde dadurch zu einer wichtigen Hand-

lung, daß mittelst desselben symbolisch die Besitzergreifung der betreffenden Landstriche durch die königliche Gewalt erfolgte, und dadurch dann der König den letzteren zu Schutz und Vertheidigung, das Land aber ihm zu Treue und Gehorsam verpflichtet war.

Eine wesentliche Kräftigung der königlichen Gewalt scheint in der oberpriesterlichen Würde, welche der König in der Regel zugleich mit bekleidete, beruht zu haben. Die äußeren königlichen Auszeichnungen waren demgemäß mit den oberpriesterlichen fast ganz identisch. Das lange Haar, eine goldene Stirnbinde und ein Stab, so wie der Gebrauch eines Stiergespannes werden uns als solche namhaft gemacht. Die fränkischen Könige wurden wegen des langen Haares „Reges criniti“ genannt und konnten durch Abschneiden des Haares zur königlichen Würde unfähig gemacht werden. Zu dem königlichen Schmucke traten im Laufe der Zeit goldene Ketten, Ringe, mit Gold und Edelsteinen besetzte Waffen hinzu. Ihre Macht in weltlicher Beziehung war sehr eingeschränkt. Der König führte zwar den Vorsitz in der Volksversammlung, allein mehr als Rathgeber wie als Machthaber, und es wurden seine Vorschläge nicht selten von derselben verworfen. Doch galt der König als der Erste im Lande, als das Haupt des ganzen Volkes, und das Geschlecht, aus welchem er entnommen war, demzufolge als das edelste (stirps regia). Auf seinem Leben stand daher die höchste Buße; auch bewahrte das Volk ihm eine unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit.

Der König durfte nur besiegten Völkern eine Abgabe auferlegen; vom eigenen Volke empfing er lediglich Geschenke, insbesondere an Vieh und Früchten.

Die **Gaufürsten**. Bei denjenigen Stämmen, wo eine demokratische Regierungsform eingeführt war, werden die höchsten Friedensobrigkeiten von den Geschichtschreibern mit dem Namen „principes“ (Gaufürsten) bezeichnet. Sie gingen aus der freien Wahl des Volkes in offener Volksversammlung hervor, und ihnen war zunächst vor Allem eine richterliche Thätigkeit anvertraut. Sie waren, wie der König im höchsten Gericht, an die rechtliche Meinung der Beisitzer gebunden, hatten nur die Verhandlung zu leiten, dem Urtheil die obrigkeitliche Weihe zu ertheilen und die Vollstreckung anzuordnen.

Die Dauer der Stellung der Gaufürsten war lebenslänglich, und es unterschied sich dieselbe hierdurch sehr wesentlich von derjenigen der höchsten Obrigkeit des Krieges, welche nur für die Dauer des jedesmaligen Feldzuges eingesetzt, dafür aber auch mit einer, für die Erfüllung ihrer Aufgabe unerläßlichen, höheren Gewalt ausgerüstet wurde. Ihnen war die Leitung der Rechtspflege innerhalb des Gaues und der Gemeinde, sofern solche nicht eine höhere Entscheidung erforderte, so wie der Vorsitz in der Gau- und Gemeindeversammlung übertragen; eben so lag ihnen, gleich den Gaufürsten bei den demokratischen Stämmen, die Führung der Kriegsmannschaften ihres Gaues ob.

Auch in den monarchischen Staaten gab es neben dem Könige noch

besondere Gauvorsteher oder Gaufürsten, die vom Volke frei gewählt wurden.

In analoger Weise wie überall dem Gau ein Gaufürst vorgesetzt war, stand an der Spitze jeder Gemeinde ein Gemeindevorsteher, welcher in seinem engeren Kreise dieselben Functionen in entsprechender Ausdehnung ausübte.

Die Hundertschaftsführer hatten, außer ihrer militärischen Eigenschaft als Kriegsbefehlshaber ihres Bereiches, auch die Pflicht, in den Gaugerichten als Rathgeber und Beistände der Richter zu fungiren, wonächst sie späterhin in ihrem Bezirke auch das Richteramt in allen geringfügigen Sachen verwalteten. Sie wurden, wie es scheint, von allen Freien ihres Bezirkes als Vertrauensmänner gewählt.

Die Heerführer. Die alten germanischen Volksstämme banden nicht ohne Weiteres die Führung des Heeres an die königliche Würde, sondern sie vertrauten, unabhängig von letzterer, ihre Geschicke, wenn solche durch Schlachten entschieden werden sollten, nur demjenigen an, in dessen Tapferkeit und Kriegskunst sie die meiste Zuversicht setzten. Während die Könige nur aus dem Adel hervorgingen, konnte daher der Heerführer aus dem Stande der Freien gewählt werden. Doch sehen wir den hohen germanischen Adel vorzugsweise an der Spitze derjenigen Heere, welchen die Entscheidung wichtiger Fragen zugewiesen war.

Die Wahl des Heerführers scheint auf eine ganz ähnliche Weise wie diejenige des Königs vorgenommen, und auch der gewählte Heerführer auf dem kriegerischen Schilde empor gehoben und dem Volke gezeigt worden zu sein. Der Gewählte nahm nun zwar für die Dauer des Krieges, dessen Ausbruch seine Wahl veranlaßt hatte, die Würde eines Feldherrn ein; seine Gewalt war aber ausgedehnter als diejenige der höchsten Friedensobrigkeiten; er hatte für gewisse Fälle das Recht über Leben oder Tod, und außer der Leitung des Krieges stand ihm auch das Recht zu, Verträge zu schließen, wobei er jedoch die einflußreichsten Krieger des Heeres zu den Berathungen zuzog.

Unter dem Feldherrn wurde der Befehl über die Krieger eines ganzen Gaues von dem Gaufürsten, und unter diesem der specielle Befehl über die Hundertschaften des Gaues von jenen Vorständen geführt, deren jede Hundertschaft einen hatte.

Die Volksversammlung. Die innere und äußere Politik, die Gesetzgebung wie die Rechtspflege wurden, wie dies bereits angeführt worden ist, von der Gesammtheit des Volkes in öffentlicher Versammlung berathen und entschieden. Eine solche Volksversammlung hieß „Thing, Ding" oder „Mal". Das Thing oder Mal wurde vorzugsweise in der Ebene, und zwar besonders gern in heiligen Hainen, bisweilen aber auch auf Bergen — „Malberge" oder „Mahalberge" genannt — abgehalten.

Wir sehen in den verschiedenen Kategorieen der Volksversammlungen mit Consequenz den Grundsatz durchgeführt, daß diejenige jedes größeren Verbandes immer höhere Aufgaben des Staates zu lösen hatte. Die

inneren Angelegenheiten der Gemeinden, zu welchen unzweifelhaft die geordnete Benutzung der wechselnden Ackerfluren so wie der zur allgemeinen Nutzung bestimmten Wald- und Weidefluren gehörte, ferner die Bestrafung der gegen die Gesammtheit der Gemeinde begangenen Frevel, endlich alle Rechtsfälle und Streitigkeiten von minderer Bedeutung innerhalb derselben wurden in den Gemeindeversammlungen verhandelt und erledigt, an welchen Theil zu nehmen jedes freie, selbständige Mitglied der Gemeinde nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte. Die Gauversammlung hatte bereits einen politischen Charakter angenommen. Es lag ihr nicht allein die Regelung wichtigerer innerer Verhältnisse von allgemeiner Bedeutung und die Handhabung von Recht und Frieden für alle Gaugenossen ob, sondern es war ihr auch die Ausübung der politischen Gewalt der Gaugemeinde im Bereiche der Gesetzgebung und Rechtspflege übertragen. Handelte es sich um Angelegenheiten der ganzen Völkerschaft in ihrem Verhältniß zu anderen Völkerschaften, um Entscheidung über Krieg und Frieden, um die Genehmigung zum Ausziehen zu Sonderzügen, welche leicht den ganzen Stamm zu Verwickelungen führen konnten, um die Billigung von Feldzugsplänen, ferner um wichtige innere Angelegenheiten, die den ganzen Volksstamm betrafen, um die Wahl von Königen, Stammesvorständen und Heerführern, oder deren Absetzung: so traten alle Gaugemeinden zu einer gemeinsamen Berathung in einem allgemeinen Landesthing zusammen. Dasselbe geschah bei den Berathungen über Gegenstände der allgemeinen, insbesondere der Criminal-Gesetzgebung, auf welche letztere der Einfluß der Gesammtheit bei den germanischen Stämmen überhaupt tief begründet war. Zwar hatte jeder Freie das Recht und die Pflicht, an der Leitung der inneren und äußeren Politik, an der Gesetzgebung und Rechtspflege in der Volksversammlung Theil zu nehmen; indessen geschah dies nur in der Gemeindeversammlung in vollständiger Gesammtheit aller Freien. Dagegen aber war die Zahl der zur Theilnahme an den Berathungen einer Gauversammlung Berechtigten zu groß, um solche sämmtlich in letzterer zu vereinigen. Es wurde daher in der Regel hierzu nur eine geringere Zahl durch freie Wahl der Genossen abgeordnet. In analoger Weise wurde das allgemeine Landesthing durch Abgeordnete der Gaue gebildet. In der Gemeindeversammlung führten die auf Lebenszeit frei gewählten Gemeindevorstände, in der Gauversammlung die frei gewählten Gaufürsten (principes), im Landesthing die erblichen oder gewählten Oberhäupter des ganzen Volksstammes den Vorsitz.

Forderten nicht unvorhergesehene Umstände zu einer Aenderung auf, so wurden regelmäßig alle Monat zwei Versammlungen, beim Eintritt des Neumondes und des Vollmondes, abgehalten. Nach der Eröffnung begann der Vorsitzende — der König oder der betreffende Vorstand — die Verhandlung. Demnächst sprach jeder nach Maßgabe seines Alters, seines Adels, seines Kriegsruhmes, seiner Beredtsamkeit. Der Beschluß erfolgte unter Mitwirkung der ganzen Versammlung, welche ihre Zu-

stimmung zu einem Vorschlage durch Waffengeklirr, die Verwerfung desselben durch Murren zu erkennen gab.

Die Rechtspflege. Im germanischen Volksleben der Urzeiten galt im Allgemeinen der Grundsatz, daß dasjenige, was die Gesammtheit betrifft, auch von der Gesammtheit entschieden werden müsse, daß dagegen dasjenige, was die Person eines echten Freien betrifft, nur von ihm selbst mit gewaffneter Hand oder durch ein Schiedsgericht aus ebenbürtigen Genossen entschieden werden könne. Nur der Unfreie wurde durch Freie gerichtet. Auf dieser allgemeinen Grundlage wurde die Rechtspflege unter Oberaufsicht des Königs, des Gaufürsten oder des Gemeindevorstandes öffentlich in der Volksversammlung, und zwar unter freiem Himmel, gehandhabt. Dem Vorsitzenden der Volksversammlung standen zur Untersuchung des Thatbestandes und um der Fällung des Urtheils Ansehen zu verleihen, die frei gewählten Richter zur Seite, deren Zahl für die große Volksversammlung durch Tacitus auf hundert angegeben wird, und welche die eigentlichen Urtheilsfinder waren. Doch scheint in besonderen Fällen die ganze Volksversammlung am Urtheilfinden Theil genommen zu haben, und namentlich wurden Capitalverbrechen in der großen Volksversammlung des Stammes abgeurtheilt, wo Jeder frei seine Meinung sagen konnte.

Jeder Kläger und Beklagte führte vor Gericht seine Sache selbst; doch war es nicht nur gestattet, sondern in vielen Fällen sogar geboten, zu seiner Unterstützung einige Helfer mitzubringen.

Der freie Germane konnte zwar an Leben, Ehre und Vermögen, jedoch nicht durch Haft oder körperliche Züchtigung und Bande gestraft und nur allein vom Priester auf Geheiß der Gottheit gebunden und geschlagen werden. Die Anwendung einer persönlichen Strafe war überhaupt für den freien Germanen eine Ausnahme und fand nur bei gewissen Verbrechen Statt. Fast alle Verbrechen dagegen konnten durch eine Buße (poena, mulcta, compositio) gesühnt werden. Wer des angeklagten Verbrechens schuldig befunden worden war, wurde um eine Anzahl Pferde, Vieh oder andere Habe gestraft, und ein Theil dieser Buße dem Könige oder der Gemeinde, der übrige Theil dem Kläger oder seiner Familie ausgeliefert. Doch ist eine solche Buße von derjenigen Sühne zu unterscheiden, durch deren Annahme im Wege freiwilliger Uebereinkunft das Recht der Selbstrache (faida) erlosch, welche, wenn ein Todtschlag zu rächen war, das „Wergeld" hieß und mit ihrem ganzen Betrage der Familie des Beschädigten zufiel. Die Feststellung der den Verbrechen angemessenen Bußen machte den Hauptbestandtheil der ältesten Gesetze aus. Da bei einem Volke mit einem so unbändigen Freiheitsgefühl, mit so viel Muth, persönlicher Stärke und Tapferkeit Todtschlag und Verwundungen nicht selten sein konnten, so übersieht die älteste germanische Gesetzgebung keinen hierbei möglichen Fall. Für die Verletzung jedes Gliedes des Körpers sind, und zwar insbesondere speciell in den friesischen Gesetzen, die bestimmten Bußen festgestellt, und alle Folgen, die eine Verwundung haben kann, genau berechnet.

4. Das Kriegswesen der alten Deutschen.

(Nach General v. Peucker, das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das in gleicher Sprache, Sitten und Glauben wurzelnde allgemeine Nationalbewußtsein, welches im großen Ganzen als ein einigendes geistiges Band die gesammten Stämme umschlang, wurde durch keinen Zweig des öffentlichen Lebens mehr genährt und gestärkt, als durch den Kriegsdienst. Durch die auf zahllosen Schlachtfeldern vergossenen Ströme von Blut wurde in allen Stämmen das Gefühl wach erhalten, daß sie dem gemeinsamen Feinde gegenüber nur ein großes Volk bildeten, ein gemeinsames Vaterland hatten. Im Kriegsdienst fanden die nationalen Tugenden des deutschen Volkes den reinsten und schönsten Ausdruck, aus ihm schöpfte es vorzugsweise die Siegeskraft auch für die Bekämpfung jenes entnervenden Einflusses römischer Sitten, welcher mehr zu fürchten war, als das römische Schwert. Aus den Kämpfen mit der römischen Weltmacht ging nicht allein die gerettete nationale Freiheit, sondern auch die Reinheit der Jugendkraft des deutschen Volkes, demzufolge die Fähigkeit für die Erfüllung seiner ferneren weltgeschichtlichen Bestimmung hervor.

Die Geschichte zeigt uns wenige Völker, in welchen ein kriegerischer National-Charakter so fest und bestimmt, wie bei den alten Germanen ausgeprägt war, und welchen Feindesmund so ehrenvolle Zeugnisse ihrer glänzenden kriegerischen Eigenschaften ausgestellt hat.

Die römischen und griechischen Geschichtschreiber erkennen, in vollkommenster Uebereinstimmung, die Körperkraft und Behendigkeit, die Waffenliebe, den ungestümen und unerschütterlichen Muth, die Tapferkeit und Todesfreudigkeit der Germanen rühmend an. Dieser kriegerische Charakter der Germanen leuchtet aus allen Richtungen ihres Lebens hervor. In ihm war es begründet, daß das ganze Volk das Heer, und letzteres die Gesammtheit des Volkes darstellte, und daß die Vertheidigung des Vaterlandes die erste aller Pflichten des Staatsbürgers ausmachte. Zwar führten Neid, Eifersucht und politische Meinungsverschiedenheiten nicht selten auch zu blutigen Bruderkämpfen zwischen den einzelnen germanischen Stämmen. Doch ging in der Liebe zum engeren Vaterlande diejenige zum größeren allgemeinen deutschen Vaterlande nicht unter, und es einte oft die gemeinsame Gefahr schnell wieder, was kurz zuvor sich in blutigem Zwiste getrennt hatte.

Der kriegerische National-Charakter der Germanen sah Kriegstüchtigkeit und Waffenfertigkeit als unerläßliche Erfordernisse, als höchste Güter des freien Mannes, die Erlangung derselben als eine nationale Ehrensache, die hierauf gerichtete Erziehung der Jugend als eine nationale Aufgabe an. Die letztere erstreckte sich zunächst auf eine Kräftigung der moralischen Grundlagen durch Gewöhnung an den Anblick von Gefahren und durch das Hervorrufen der Empfänglichkeit für die be-

geisternden Wirkungen öffentlichen Beifalls; sodann auf die Gewinnung eines möglichst hohen Grades körperlicher Gewandtheit, welche für jene Zeiten, wo das Nahgefecht und der Einzelnkampf vorherrschend waren, von großer Bedeutung sein mußte; und endlich auf die praktische Unterweisung in der Handhabung der verschiedenen Gattungen von Waffen, die schon im zartesten Alter begann. Die Spiele, durch welche die Jugend nicht nur mit den Waffen vertraut gemacht, sondern auch gewöhnt wurde, Gefahren zu verachten, war die einzige Gattung von Schauspielen der alten Germanen, und wurzelten so tief im Volksleben, daß sie bei jeder geselligen Zusammenkunft wiederholt wurden. In wilden Tänzen bewegten sich die nackenden Jünglinge zwischen blanken Schwertern und Framen, deren Spitzen in gefahrdrohender Weise nach den Spielenden gerichtet waren. Wie bei den Griechen war lauter Beifall der einzige ersehnte Lohn derer, welche durch Kühnheit in dieser fröhlichen Ausgelassenheit sich hervor thaten. So entwickelten sich aus dem Knaben und dem Jünglinge unter täglicher Waffenübung Männer von bedeutender Größe und Körperkraft. Die Germanen überragten mit ihren hohen Gestalten alle die anderen den Römern bekannten Völker und wurden ihnen dadurch um so furchtbarer, als ihre Riesenleiber auch von Heldenseelen belebt waren.

1. **Die Disciplin.** Die willige Unterordnung unter eine höhere Leitung und der unbedingte Gehorsam gegen letztere, diese unerläßlichen Erfordernisse für jedes militärische Handeln, standen in zu schneidendem Widerspruch mit der ungezügelten Freiheitsliebe der alten Germanen, als daß sie in den Herzen derselben zur angemessenen Geltung hätten gelangen können. Die Disciplin war die schwächste Seite des germanischen Heerwesens der ältesten Zeit. Zwar war es verfassungsmäßiger Gebrauch, dem obersten Kriegsbefehlshaber für die Dauer seines Heerbefehles eine höhere Gewalt zu verleihen, als die höchsten Friedensbeamten hatten, ja, sogar ihm das Recht über Leben und Tod einzuräumen. Allein anfänglich wurde die moralische Kraft dieser ausnahmsweisen Gewalt wiederum nicht unwesentlich dadurch geschwächt, daß der Oberbefehlshaber alle seine Strafen nur durch Vermittelung der Priester vollziehen lassen konnte. Nur diese durften fesseln, schlagen, die Todesstrafe vollziehen, und zwar nicht als Strafe im Namen und auf Befehl des Heerführers, sondern unter der Form eines Geheißes der Gottheit, deren unmittelbare Anwesenheit beim Kriegsheere vorausgesetzt wurde. Der Feldherr konnte in der Hauptsache nur eine moralische Gewalt über das Heer ausüben und diese nicht anders als durch glänzende persönliche Eigenschaften, durch leuchtende Beispiele von Umsicht, Entschlossenheit, Tapferkeit, Ausdauer in Ertragung aller Beschwerden und strenge Gerechtigkeit erlangen. Hierdurch wird es erklärlich, daß, bei der Seltenheit eines Vereines aller dieser Eigenschaften, die alten Germanen sich für jeden einzelnen vorkommenden Fall die besondere Wahl vorbehielten und letztere nicht an die Vorzüge der Geburt knüpften, sondern jeden freien Stammesgenossen als zu dieser höchsten

Stellung im Kriege zulassungsfähig erachteten. Doch wurde der Heerbefehlshaber von dem kriegerischen Nationalcharakter und den aus demselben hervorgegangenen Gebräuchen und nationalen Strafbestimmungen wirksam unterstützt. Lebendig in einem Sumpfe begraben und in demselben noch mit einem Roste überdeckt, damit der Körper niemals wieder zum Vorschein kommen könne, wurden Feiglinge, und solche, welche sich dem Kriegsdienste entzogen oder wohl auch zu selbigem untüchtig gemacht hatten. Wer aus der Schlacht ohne Schild zurückkehrte, war für sein ganzes Leben entehrt, von der Genossenschaft aller freier Männer für immer ausgeschlossen; er durfte keine Volksversammlung mehr besuchen, ja, sogar den Heiligthümern der Götter niemals mehr nahen. Viele dergleichen den Krieg Ueberlebende endeten ihre Schmach mit dem Strick.

2. **Die Truppengattungen.** Im alten germanischen Heerbann bildete das, unter allen Verhältnissen des Krieges und in jedem Terrain brauchbare, von Zufälligkeiten am wenigsten abhängige Fußvolk die Hauptstärke desselben. Es zerfiel in schwerbewaffnetes, aus welchem die Hauptmasse bestand, und in leichtbewaffnetes, welches letztere eine Elitetruppe war, die mit besonderer Sorgfalt aus den jugendlichen Kriegern, aus den behendesten und kräftigsten Mannschaften ausgewählt wurde. Dasselbe hatte vorzugsweise die Bestimmung, in Verbindung mit der Reiterei zu kämpfen, demnächst aber auch zu solchen Unternehmungen verwendet zu werden, welche den Charakter einer Beunruhigung des feindlichen Heeres trugen oder überhaupt Gewandtheit und Schnelligkeit erforderten.

Schon beim Beginn unserer Zeitrechnung sehen wir, und zwar weniger bei den Stämmen des mittleren Deutschlands, als bei den Grenzstämmen, welche die Reiterei der nachbarlichen Völker zu bekämpfen hatten, auch eine in der Regel zwar im Verhältniß zur Stärke des Fußvolkes nicht sehr zahlreiche, jedoch vortreffliche Reiterei als wesentlichen Bestandtheil der Heere auftreten.

3. **Die Bewaffnung.** Bei allen Völkern ist in ihrem Urzustande das Nahgefecht früher als das Ferngefecht ausgebildet worden. Körperkraft und persönliche Tapferkeit ließen die Germanen überdies lange Zeit das Handgemenge jeder anderen Gattung des Kampfes vorziehen, um jene Vorzüge geltend machen zu können. Die germanischen Waffen der Urzeiten hatten daher vorzugsweise die Bestimmung für den Kampf Mann gegen Mann, und erst nach und nach bildete sich die Bewaffnung für das Ferngefecht aus.

In Bezug auf das Material zerfallen die germanischen Waffen der ältesten Zeit in drei wesentlich verschiedene Classen: in diejenigen der Steinwaffen, der bronzenen und der eisernen Waffen. Die Steinwaffen bezeichnen jene germanischen Urzeiten, in welche nur hin und wieder ein spärliches Streiflicht der Geschichte fällt; die bronzenen Waffen gehören derjenigen Periode an, wo bereits feindliche Berührungen mit den Römern eintraten; der Gebrauch der eisernen dagegen fängt

im Allgemeinen mit den beginnenden Bewegungen der Völkerwanderung an.

a) Waffen für das Nahgefecht. Die Keule, eine der rohesten Waffen des Alterthums, wird als eine den Germanen eigenthümliche Waffe bezeichnet, welche nicht nur zum Schlagen im Handgemenge, sondern auch, nachdem sie geschwungen worden, zum Wurf auf nahe Entfernungen gebraucht wurde. Sie bestand aus dem knorrigen Äste eines zähen Holzes, war im Feuer gehärtet, später aber in ihrer ganzen Länge mit metallenen Spitzen beschlagen. Bei ihrem großen Gewicht konnte sie als Wurfwaffe nicht weit geschleudert werden, allein, was sie traf, zerschmetterte sie mit großer Gewalt.

Die älteste germanische Steinwaffe hat die Form eines ganz einfachen rohen Keils oder Meißels von sehr verschiedener Größe, und zwar einer Länge von zwischen 4 und 12 Zoll. Die zweite, den Urzeiten angehörende Gattung von Schlagwaffen, welche in Stein gefunden wird und zugleich den Hiebwaffen angehört, ist die dem Streitkeil in der Form nahe verwandte Streitaxt, welche schon eine sorgfältigere Bearbeitung erforderte und in der Regel aus festerem Gestein angefertigt ist. Sie hat im Allgemeinen die Form einer heutigen Axt. Der Speer, auch „Lanze, Spieß, Spitz", später „Gleve" genannt, machte einen wesentlichen Bestandtheil der Bewaffnung der germanischen Heere der Urzeiten und weiterhin, noch bis in das späte Mittelalter hinein, der Rüstung der deutschen Ritterschaft aus. Im Beginn unserer Zeitrechnung wurde der Speer in den germanischen Heeren hauptsächlich zur Bewaffnung der vordersten Schlachtreihen und dabei in einer so übermäßig großen Länge geführt, daß er bei Gefechten im Walde oder in mit Gestrüpp bewachsenem Terrain nur sehr schwer zu handhaben war. In Gefechten auf der freien und offenen Ebene dagegen, so wie in Gefechten im sumpfigen Moorboden, in welchem die schwer gerüsteten Römer sich nicht bewegen konnten, gewährten die langen Speere große Vortheile.

Von sämmtlichen für das Nahgefecht bestimmten Waffen traten Schwert und Dolch wohl zuletzt in einer gewissen Allgemeinheit in die Bewaffnung der germanischen Heere der Urzeiten ein. Die ungenügende Haltbarkeit, welche derartige Waffen von Stein bei der Wahl der leichter zu bearbeitenden Steingeschiebe haben mußten, und die anfänglich große Kostbarkeit und Seltenheit metallener Waffen, als letztere den Germanen bekannt wurden, waren zu wesentliche Hindernisse, um annehmen zu können, daß in den frühesten Urzeiten das Schwert eine allgemeine Kriegswaffe der germanischen Stämme gewesen sei. Erst im vierten und fünften Jahrhundert scheint es allgemeiner und angesehener geworden zu sein, wozu die Erfahrungen, welche die Germanen in ihren Kriegen in Bezug auf die mörderische Wirkung des kurzen römischen Schwertes im Handgemenge gemacht hatten, und die fortschreitende Ausbildung der Metallbearbeitung wohl nicht wenig beigetragen haben mögen.

b) Waffen für das Ferngefecht. Die Schleuder ist gewiß die älteste Wurfwaffe. Wir finden bei den germanischen Stämmen

zweierlei Schleudergeschosse: im Feuer gehärtete Thonkugeln und rund oder oval bearbeitete Steine. Der Gebrauch dieser einfachsten Wurfwaffe war wegen ihrer Einfachheit und wegen ihrer großen Brauchbarkeit zur Gefechtseinleitung bei allen germanischen Stämmen um so mehr ganz allgemein, als die außerordentliche germanische Körperkraft ihre Wirkung ungemein zu steigern im Stande war. Die Schleuder erhielt sich daher auch bei den Germanen viele Jahrhunderte hindurch, bis weit über die Bewegungen der Völkerwanderungen hinaus.

. Der Wurfspieß, fast in allen Mundarten „Ger" genannt, war schon in den Urzeiten eine bei den germanischen und scandinavischen Völkerstämmen sehr gebräuchliche Waffe für Jagd- und Kriegszwecke, welche sich bis tief ins Mittelalter hinein erhielt. Der Ger zerfiel in eine schwerere und eine leichtere Gattung. Die leichtere Gattung scheint entweder insbesondere vom leichten Fußvolk geführt worden zu sein, bei welchem die einzelnen Kämpfer mehrere auf einmal und dabei auf große Entfernungen zu werfen im Stande waren, oder, wie bei den Römern, neben der schwereren Gattung in der Art gebraucht worden zu sein, daß beim Beginn des Gefechtes auf die weiteren Entfernungen die leichtere, sodann in der Nähe die schwerere gebraucht und endlich zu den Stoß-, Hieb- und Schlagwaffen übergegangen wurde. Die schwerere Gattung scheint mit der Zunahme der Widerstandsfähigkeit der Schutzrüstungen in ihren Dimensionen wesentlich verstärkt worden zu sein. Doch wurde der Wurfspieß bald nur noch zu Jagdzwecken und nicht mehr für den Kriegsdienst verwendet, weil derselbe für die immer widerstandsfähiger werdenden Schutzrüstungen nicht kräftig genug war.

Die wichtigste und wirksamste Waffe der Germanen ist die Frame oder der Streitmeißel, auch „Schildspalter" genannt. Diese hauptsächlich zum Zertrümmern des feindlichen Schildes bestimmte Wurf-, Stoß- und Hiebwaffe mit breiter, beilförmiger Spitze wird übereinstimmend als eine den deutschen Volksstämmen ganz eigenthümliche, keinem anderen als dem deutschen Volke angehörende Nationalwaffe angenommen, welche sich in den für echt germanisch zu haltenden Hügel- oder Kegelgräbern vom Rhein bis zur Weichsel, von Böhmen und Schlesien bis zur Nord- und Ostseeküste, selten im südlichen Deutschland, besonders zahlreich aber in den Elbgegenden, in Thüringen, in der Lausitz, den märkischen und pommer'schen Gebieten, demnächst aber über Deutschland hinaus in allen Ländern vorfindet, wo sich Germanen längere Zeit aufgehalten haben, und Grabstätten in der Form der germanischen erhalten geblieben sind.

Tacitus sagt, daß die Germanen Speere mit einer schmalen und kurzen, aber scharfen oder beilförmigen Schneide (ferrum) führten, welche sie „framea" nannten, und die bei ihrer leichten Handhabung eben so vortrefflich zum Gebrauch als Fernwaffe, wie zum Nahgefecht seien. Nach seinen Angaben war sie es, zwischen deren gefährlichen Spitzen schon die Jugend ihre kriegerischen Spiele und Uebungen ausführte, durch welche der Jüngling wehrhaft gemacht wurde, welche den Mann in die

Volksversammlung und zum Gastmahl begleitete, welche Verlobte zu ihren wechselseitigen Weihgeschenken wählten.

Der Bogen mit dem Pfeil erhielt schon früh bei allen Völkern eine ausgedehnte Anwendung, weil er bei einer leichten und bequemen Handhabung und bedeutenden Tragweite ein sehr wirksames Ferngefecht gewährte. Das eigentliche Vaterland des Pfeilschusses ist ohne Zweifel der Orient. Alle von dort gekommenen Völkerschaften — Slaven, Hunnen, Tataren — haben sich als gute Pfeilschützen ausgezeichnet. Bei den Germanen sind die steinernen Pfeilspitzen, gleich den Spitzen des Speeres und des Wurfspießes, fast immer aus Feuersteingeschieben angefertigt. Sie sind diejenige Gattung steinerner Waffen, welche sich selbst dann, als alle übrigen Steinwaffen von den bronzenen bereits verdrängt waren, noch im Gebrauch erhielt, weil die Kostbarkeit des Metalles dessen Verwendung zu dem großen Bedarf an Pfeilspitzen für Kriegs- und Jagdzwecke nicht gestattete.

c) Schutzwaffen. Die germanischen Stämme wandten in den Urzeiten hin und wieder die Häute wilder Thiere, welche zur Sicherung der Arme, der Brust und des Nackens über eine oder über beide Schultern gehangen wurden, als leichte Schutzrüstung an. In der Regel aber kämpften die Germanen der frühesten Urzeiten ohne alle Schutzrüstung mit entblößter Brust und Nacken. Die Anfertigung metallener Schutzrüstungen erforderte schon eine bedeutende Kunstfertigkeit. Derartige Panzer kamen daher bei den germanischen Stämmen zunächst nur bei Königen, Heerführern und sonstigen ausgezeichneten Kriegern in Gebrauch, welche Gelegenheit gehabt hatten, sie als Beute oder durch Tausch zu erwerben, indessen allgemeiner bei den Stämmen am linken Rheinufer, welche sie aus Gallien leichter erwerben konnten.

Die erste Gattung von Schutzrüstungen, welche schon zur Zeit des Tacitus bei den deutschen Stämmen überhaupt im Gebrauch war, bestand aus einem von starkem, Hieb und Stich abwehrendem Leder gefertigten harnischartigen Kriegsrock, welcher sich aus dem früheren Gebrauch roher Thierhäute heraus gebildet hatte. Doch selbst diese einfache Schutzrüstung wurde anfänglich ebenfalls nur von wohlhabenderen und angesehenen Kriegern getragen. Man fing demnächst an, diese ledernen Kriegskleider auch wohl hin und wieder mit metallenen Ringen zu besetzen, um ihnen eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben, und fertigte, als man mit der Bearbeitung des Eisens vorschritt, auch eiserne Panzer an.

Aus den Kopfhäuten des Auerochsen, Hirsches und Elens wurde bei den Germanen die erste Kampfbedeckung des Kopfes gebildet, deren Schmuck aus dem Gehörn und den Ohren des betreffenden Thieres bestand. Doch war diese Sitte nicht allgemein. In der Regel kämpften die Germanen der Urzeiten mit unbedecktem Haupte.

Auch für den Helm wurde das Vorbild von den römischen Heeren entliehen, und da in selbigen sowohl Helme von Leder (galeae) wie Helme von Metall (cassides) eingeführt waren, so gingen beide Helm-

gattungen auch in die germanischen Heere über. Indessen erklärt Tacitus, daß noch zu seiner Zeit nur hier und da einzelne Germanen mit derartigen Helmen gerüstet waren, wahrscheinlich Fürsten, Heerführer und reichere Krieger oder — was insbesondere den metallenen Helm betrifft — glückliche Sieger, welche dergleichen als Kriegsbeute davon getragen hatten.

Das Bedürfniß, den dem feindlichen Angriff am meisten ausgesetzten oberen Theil des Körpers durch eine Defensivwaffe möglichst zu schützen, hat schon in der frühesten Zeit bei allen Völkerschaften den Schild hervorgerufen. Da die Germanen der Urzeiten weder Panzer noch Helme trugen, so wurde der wichtigste Theil ihrer Schutzrüstung durch einen länglich viereckigen und hierdurch der Körpergestaltung am besten entsprechenden Schild gebildet, in dessen Niederlegung auch ein Zeichen der Ergebung bestand. Er wurde von dem schweren Fußvolk in einer solchen Größe getragen, daß er bei seiner Höhe bis zu 6 Fuß und seiner Breite bis zu 4 Fuß nicht nur den dem Angriff am meisten ausgesetzten oberen Theil des Körpers, sondern überhaupt den ganzen Mann zu decken und für eine Colonne, deren vorderste Reihen die Schilde in der Richtung der Front und der Flanken nach außen, deren innere Glieder aber die Schilde über den Köpfen dicht zusammen hielten, eine undurchdringliche Stellung zu bilden im Stande war. Bei der bedeutenden Größe der Schilde war es nothwendig geworden, möglichst leichtes Material für selbige zu verwenden. Sie wurden daher ursprünglich aus Flechtwerk, ohne Lederüberzug oder Metalleinfassung, oder aus dünnen, bemalten Brettern angefertigt. Allein ungeachtet dieses leichten Materials erschwerte die außerordentliche Größe dieser Schilde ihre Handhabung im Kampfe mit den gewandten und mit kurzen und leichten Waffen gerüsteten Römern. Es kamen daher bald kleinere Schilde von einer Höhe von 3½ bis 4½ Fuß und einer Breite von 1½ bis 2½ Fuß allgemein in Gebrauch, welche entweder aus Wurzeln geflochten und dann, zur Verstärkung ihrer Widerstandsfähigkeit, mit einem Ueberzuge von Thierhäuten versehen, oder aus Brettern angefertigt, demnächst bemalt, und an Handhaben getragen wurden, die mittelst eines Riemens am Nacken befestigt werden konnten, damit man, wenn es galt, beide Hände zur Führung der Waffen zu gebrauchen, die Schilde auf den Rücken werfen konnte. Sie stimmten in dieser Form mit dem römischen Schilde für das Fußvolk (scutum) überein.

4. **Die Schlachtordnung.** Sowohl schon vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung als demnächst noch gegen neunhundert Jahre nach derselben, ja, bei den Angelsachsen nachweislich noch in der verhängnißvollen Schlacht bei Hastings (1066), war der dicht geschlossene, tief gegliederte Keil allgemein die Form der germanischen Angriffscolonne im Feldkriege.

Gleichwie ein wesentlicher Vorzug der Gliederung der römischen Legionen darin bestand, daß sie mit der römischen Staatsverfassung in vollkommenem Einklange stand und auf der Eintheilung des ganzen Volkes in Classen und Centurien basirte, so schöpfte auch die germanische Schlacht-

ordnung sehr wesentlich ihre Stärke aus der Art der Bildung ihrer besonderen Gliederungen, welche ein treues Bild der ganzen Entwicklung des Volks- und Staatslebens waren. Innerhalb der Keile stellten sich die alten Germanen schaarenweise, nach Familien und Geschlechtern und mittelst derselben nach Hundertschaften und Gauen geordnet, auf.

Die Keilstellung wurde nur zum Angriffe in der Feldschlacht angewendet. Sollten dagegen im Festungskriege Wälle und Mauern gestürmt werden, oder drohten im Feldkriege überlegene, feindliche Angriffe, insbesondere aber feindliche Reiterei, die Schlachtlinie zu erschüttern, so zogen die Germanen sich in Massenstellungen, in geschlossenen Gliedern, ohne alle Zwischenräume, zusammen, wobei sie ihre Schilde nach allen Seiten hin, so wie auch über ihre Köpfe dicht verschränkt hielten, so daß diese Stellungen der griechischen viereckigen Phalanx und der römischen Testudo ganz ähnlich waren. Diese Gefechtstellung wurde in ihrem defensiven Charakter sehr charakteristisch in Island die Schildburg (Skialldborg) genannt.

Hinter der Schlachtordnung, und zwar nicht zu entfernt von derselben, wurde aus den mit dem Gepäck und den Lebensmitteln beladenen Wagen des Heeres eine große Wagenburg aufgeschlagen. Auf den Wagen standen, als die heiligsten Zeugen des Gefechtes und die am höchsten geachteten Lobredner der Tapferkeit, die Frauen und Kinder der Krieger, um nicht nur durch ihren Zuruf aus der Ferne, sondern selbst durch ihr Erscheinen inmitten des Kampfes die Streitenden zu ermuthigen und durch hinzugetragene Erquickungen zu erfrischen. In die Wagenburg wurde der Verwundete getragen, um dort von der Mutter, der Gattin verbunden zu werden. Durch die Anwesenheit der Frauen beim Heere wurde das Gefühl der Vaterlandsliebe und Tapferkeit im ganzen Volke so lebendig erhalten, daß selbst schon zum Rückzuge geneigte und wankende Schlachtreihen durch die Standhaftigkeit und die unablässigen begeisterten Bitten der herbeieilenden Frauen wieder hergestellt wurden.

5. **Die Gefolgeschaften.** Neben der allgemeinen Waffenpflicht entstand schon in der ältesten Zeit noch eine besondere durch die den germanischen Stämmen allein eigenthümliche Institution der sogenannten Gefolgeschaften. Die thatendurstige Jugend bildete schon im Frieden das permanente Gefolge der Helden des Gaues und wurde für diese eine Art Leibwache. Das Gefolge mußte sich dem Führer zu besonderer Treue verpflichten und erhielt von ihm das Kriegspferd, Wehr und Waffen, während des Kriegszuges den nöthigen Unterhalt und demnächst auch noch einen besonderen Antheil an der gemachten Kriegsbeute. Doch bildete die Gefolgeschaft nur einen integrirenden Theil des Heerbannes, in welchem sie, dem Charakter nach Auszeichnung begieriger Freiwilligen entsprechend, gerne in den vordersten Reihen focht, die gefährlichsten Posten übernahm und insbesondere den kleinen Krieg führte. Boten die politischen Verhältnisse des eigenen Stammes keine Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit dar, so zogen die Gefolgeschaften auch als

freiwillige Haufen aus, nicht nur um anderen deutschen Stämmen, welche in Krieg verwickelt waren, beizustehen, sondern selbst um im Heere der Römer Kriegserfahrung, Kriegsruhm zu erwerben. So war diese aus dem kriegerischen Geiste der Nation hervorgegangene Einrichtung eine treffliche Vorschule für den Heerbann und von mächtigem Einflusse auf die Erhaltung des kriegerischen Charakters und auf die Entwickelung des Heldensinnes. Doch hat man mit Unrecht angenommen, die Mehrzahl der deutschen Eroberungen sei durch solche Gefolgeschaften und nicht durch die Volksgemeinden unternommen worden; vielmehr werden die Angriffsheere der Deutschen von den Schriftstellern ausdrücklich als Volksheere (plebes) bezeichnet und auch dadurch als Wanderungen ganzer Volksstämme charakterisirt, daß sich in ihrem Gefolge Weiber und Kinder befinden. Die Gefolgeschaften dagegen waren weder durch die Zahl der Betheiligten so stark, daß sie Eroberungszüge zur Gewinnung neuer Wohnsitze unternehmen konnten, noch durften sie an auswärtigen Kriegsereignissen Theil nehmen oder in fremden Kriegsdienst treten, ohne die Genehmigung der Gesammtheit in offener Volksversammlung. Dieser Fall trat ein, wenn nicht die ganze Macht eines Stammes für einen Kriegszug erforderlich war, wohl aber die Entsendung von Contingenten zu den Heeren anderer Stämme oder zur selbständigen Ausführung kleinerer Unternehmungen beschlossen wurde. Tapfere Krieger, welche bereits Kriegsruhm erlangt hatten, konnten sich dann den Volksgemeinden zu Führern anbieten und Freiwillige zur Theilnahme auffordern. Diese erhoben sich selbst und sagten unter deren lautem Beifall ihre Mitwirkung zu.

---

5. Leben und Sitten der alten Deutschen.

(Nach Georg Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte.)

Schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erschien das deutsche Volk dem Fremden, dem Feinde, von solcher Bedeutung, daß der größte Geschichtschreiber, dessen das römische Kaiserthum sich rühmt, einer der ersten aller Zeiten, ihren Zuständen eine eigene Darstellung widmete, ein Buch, in dem jede Zeile wie von dem ernsten Sinn und scharfen Blick, so von dem Interesse des Autors für den Gegenstand, von der Liebe, mit der das Werk unternommen ist, Zeugniß gibt. Heute glaubt Niemand mehr, daß Tacitus eine Satire auf Rom zu schreiben, oder, wie Plato in der Republik den idealen Staat schildert, ein Volk darzustellen die Absicht hatte, wie er es am reinsten und edelsten sich denken mochte; es ist derselbe Historiker, der die Geschichte der eigenen Zeit und dessen er selbst Zeuge war voll Mitgefühl und tiefer Wahrheit schildert, der auch das fremde Volk in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen verstand und zu beschreiben würdigte. Und wir zweifeln nicht, daß es dieser Schilderung werth war. Ein Volk eigenster Natur, von allen

anderen, die der alten Welt bekannt waren und ihr angehörten, verschieden, die Zeiten der ersten Bewegung und Ansiedelung hinter sich, in weiten Gebieten seßhaft, den römischen Grenzen in drohender Nähe; seine Natur kräftig, hart, ans Rohe grenzend, der Charakter aber edel, rein; die Zustände lebendig hervorgewachsen, in naturgemäßer Entwickelung begriffen und reichster Entwickelung fähig.

Der Deutsche war groß, an Körper stark und kräftig, von Geburt und durch Erziehung; langes, blondes Haar und blaue Augen zeichneten ihn aus. Einfach und schlicht wachsen die Kinder heran; wenig bekleidet, ohne das Bequeme und Zierliche, das fortgeschrittene Cultur gewährt, zu kennen, ohne Sorge selbst für Reinlichkeit lebt Jung und Alt daher. Aber die Mutter selbst nährt die Säuglinge, und schon mit der Milch empfangen sie die Kraft und den tüchtigen Sinn, die auch das weibliche Geschlecht auszeichnen. Die Kinder der Herren und der Sclaven wachsen zusammen auf, nicht äußerer Schmuck, nicht bessere Pflege unterscheidet sie; aber so wie sie herangewachsen sind, macht die eingeborne Kraft den Freigebornen kund. Der erwachsene Jüngling wird in der Versammlung des Volkes mit den Waffen bekleidet und für wehrhaft, d. i. für mündig erklärt. Die Waffen (s. S. 22) legt er dann nicht wieder ab, sie begleiten ihn durchs ganze Leben. Trotz des rauhen Klima's sind sie auch daheim wenig bekleidet, begreiflich, da sie am Heerde Schutz und Wärme suchen, wogegen dort nur der Kriegeseifer sie unempfindlich machen kann gegen Kälte und Nässe. Sonst tragen sie Mäntel, auf der Schulter mit der Spange zusammengefaßt, auch Pelze, selbst eng anliegende Kleider scheinen ihnen früh bekannt gewesen zu sein, Wämser und Hosen. Die Tracht der Frauen ist von der männlichen nicht sehr verschieden, doch bedienen sie sich öfters leinener Stoffe, und sie wissen sie mit rothen Streifen zu verzieren. Von Geräth ist wenig die Rede; die Gräber, die zu durchforschen sich immer größerer Eifer zeigt, haben mancherlei aufbewahrt, und es fehlte nicht an Kunstfertigkeit. Was zum Krieg, zur Jagd, zum Ackerbau, zum häuslichen Leben erforderlich war, wußten sie zu fertigen, früher aus Stein, dann aus Bronze, auch aus Eisen. Dies war ein seltenes Metall, aber man kannte es, auch Gold und Schmuck mancherlei Art aus Bernstein und anderen Stoffen, weniger Silber, geprägtes Geld, nur was der Verkehr mit andern Völkern brachte. Die Weiber webten. Man baute die Häuser von Holz und liebte es, sie einfach weiß zu färben; in der Erde barg man Früchte und anderen Vorrath; künstliche Baue werden nur selten, nur unter besonderen Verhältnissen erwähnt. Auch die Flüsse wußte man zu befahren; die Anwohner der Küste steuerten mit sicherem Kiel schon früh in das offene Meer.

Die Sitte ist einfach, strenge, nicht roh oder wild. Das Leben entbehrt doch nicht aller Genüsse und Freuden. Den Krieg sieht der Mann als Hauptbeschäftigung an; daheim baut er wohl den Acker, doch kann er es, überläßt er die Arbeit dem Sclaven; im Hause müssen Weib und Kind thätig sein. Gibt es nichts zu thun, nichts im Felde,

nichts auf der Jagd, nichts in der Volksversammlung und im Gericht, dann sitzen auch die kräftigen Männer um den Heerd in träger Ruhe. Da sie aufgestanden, haben sie gebadet, öfter warm als kalt; dann gingen sie ins Haus zum Essen; darnach Arbeit oder Ruhe, wie es sich trifft. Schmäuse und Gelage lieben alle. Die Speisen sind einfach: Obst, Milch, Wild, Fleisch von der Heerde und Früchte des Feldes. Dazu wird Bier getrunken, das sie aus Getreide zu brauen verstehen; auch Meth; oft bis tief in die Nacht. So verhandeln sie auch wichtige Dinge, Gemeindeangelegenheiten und Anderes wird berathen: die Deutschen haben es von jeher geliebt, beim Mahl und beim Wein — sie bauten ihn damals noch nicht, aber kauften ihn von den Nachbarn — dem Herzen Luft zu machen und Wort gegen Wort zu tauschen. Hier sind sie unmäßig, der Leidenschaft nicht Herr; Trunkenheit und in der Trunkenheit rohes Betragen war schon damals deutsches Laster. Mehr noch schadete die Liebe zum Spiel, die sie bis zum Aeußersten treibt; Hab und Gut, das liebste, die eigene Freiheit, geben sie Preis.

Doch auch das Leben der Deutschen war nicht ohne tieferen Gehalt. Beim Mahl und der Schlacht singen sie von den Thaten der Vorfahren, diesen zur Ehre, sich zur Ermunterung; das ist ihnen Pflicht und Freude zugleich. Kriegerische Spiele erfreuen die Jugend, und körperliches Geschick gibt Ehre und Auszeichnung. Die starken Körper können viel ertragen, Kälte besser als Hitze, Entbehrungen eher als übertriebenen Genuß. Heftig, ungestüm sind sie beim Angriff, doch die Ausdauer ist nicht immer dem Anfang gleich. Ihre Klugheit und Verschlagenheit wird wohl gerühmt; doch im Ganzen ist der Sinn gerade und offen und ohne Falsch. Der Deutsche ist gastfrei gegen den Genossen und Nachbarn, auch den Fremden, wenn er empfohlen oder bekannt ist; sonst freilich genießt der Freunde schlechteres Recht, wo er hinkommt. Der Mann ist treu in allen Verhältnissen, treu zunächst im eigenen Hause, gegen die Frau. Er kennt keine Vielweiberei. Spät wählt er die Gefährtin des Lebens, keusch und rein tritt er in die Ehe, auf deren Heiligkeit er strenge hält. Die Geschenke, die der Mann der Frau, die Frau dem Manne bietet, die wir als Mitgift oder Morgengabe bezeichnen, sollen die Gemeinsamkeit alles Lebens und Strebens bezeichnen; Rinder und Rosse, Waffen und Geräth empfängt und gibt sie. Die Frau theilt dann alles mit dem Mann, sogar die Gefahren der Schlacht, wo sie zur tapferen Ausdauer ermahnt, zum Siege anfeuert. Mehr als bei anderen Völkern ist das Weib geehrt; man glaubt, sie seien höherer Gunst der Götter gewürdigt; nicht Priesterinnen, aber Wahrsagerinnen werden uns genannt, die auf das Geschick der Völker mehr als einmal bedeutenden Einfluß übten. Der Mann gegen die Frau, der Vater gegen die Kinder hat ein starkes Recht, er kann die schwachen aussetzen, tödten; doch ohne Noth und dringenden Grund macht er keinen Gebrauch davon; die Sitte mäßigt die Strenge, zu der er befugt ist.

Nicht in Städten wohnten sie beisammen, sie duldeten keine ge-

schlossenen Wohnsitze unter sich; sie liebten es, sich zerstreut anzusiedeln, wie ihnen Quell, Flur und Hain gefielen. So Tacitus.

---

6. Die Eroberungsversuche der Römer in Deutschland*).

(Nach Friedr. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten, und Heinr. Rückert, deutsche Geschichte.)

Als Augustus die Alleinherrschaft gewonnen hatte, wurden auch die Centralalpen in dem heutigen Graubünden, Tirol und Salzburg oder von den Rheinquellen am St. Gotthard bis zum Großglockner und bis zum Quellgebiet der Drau entdeckt und erobert. Dort war aber das Gebiet der rhätischen Stämme, deren Ueberreste sich in den Romanen von Hohenrhätien noch bis jetzt erhalten haben. Von zwei Seiten wurden jene Völker durch des Augustus Stiefsöhne Drusus und Tiberius angegriffen. Denn während Drusus das Etsch-Thal aufwärts in Tirol eindrang, wohin vor ihm noch kein römisches Heer gekommen war, brach Tiberius vom Oberrhein, von Helvetien aus, in diese Alpenländer ein. Aber erst nach den gewaltigsten Anstrengungen gelang es den überlegenen Römerheeren, welche sich am Nordfuße der Alpen vereinigten, jene tapfern Alpenvölker, die zum Theil aufgerieben wurden, zu unterjochen.

Die Unterjochung der Noriker schloß sich unmittelbar an die Bezwingung der räthisch-vindelicischen Völker an, und die Vernichtung der Skordisken im Rücken der illyrischen Alpenvölker durch Tiberius sicherte die römischen Eroberungen in den östlichen Alpen. Das ganze Gebirgssystem der Alpen von der untern Rhone bis zur mittlern Donau und bis zum Adriameer war so der römischen Herrschaft unterthan geworden. Durch die Gewinnung der Landschaften von Rhätien, Vindelicien und Noricum, hatte das Römerreich die obere Donau erreicht, und zur Sicherung dieser Eroberungen ward dort in der Nähe der Donau am untern Lech die römische Colonie und Prachtstadt Augusta Vindelicorum angelegt, welche unter dem Namen Augsburg durch alle Zeiten der deutschen Geschichte einer der Hauptpunkte Süddeutschlands geblieben ist.

Noch in der Zeit des Augustus wurden mehrere großartige Versuche der Römer unternommen, um auch Groß-Germanien der römischen Oberhoheit zu unterwerfen und den Niederrhein innerhalb der Reichsgrenzen zu verlegen. Drusus erkannte, daß die abendländischen Provinzen des römischen Reiches von dem Niederrhein aus am meisten den feindlichen Angriffen bloßgestellt seien, daß zur Sicherung Roms hier neue Vorwerke auf dem rechten Stromufer errichtet werden müßten,

---

*) Die Kriege der Römer mit den Cimbern und Teutonen siehe im 1. Bande Nr. 166, die Kriege Cäsar's gegen die deutschen Stämme s. daselbst Nr. 176.

und daß das eigentliche Germanien bis zur Elbe hin in ein römisches Vorland umgewandelt werden müßte. So begann ein Kampf gegen die germanische Welt, welcher erst nach einem halben Jahrtausend mit der Begründung germanischer Reiche auf den Trümmern des römischen Weltreiches endete.

In vier Feldzügen durchzog der Besieger der Alpenvölker vom Jahre 12 bis 9 vor unserer Zeitreichnung ganz Germanien vom Rhein bis zur Elbe. Nachdem er zunächst die beiden Stämme der Sigambern und Usipier, welche zur Unterstützung der unruhigen Gallier den Rhein zu überschreiten suchten, zurückgeschlagen und in ihrem eigenen Lande heimgesucht hatte, verband er den Rhein mit der Yssel (Saale) durch einen Canal, die berühmte Fossa Drusiana, und beschiffte als der erste Römer mit einer Flotte die Zuydersee und die Nordsee, von wo er in die Ems einlenkte, die auch durch ihn zuerst entdeckt ward. Die beiden mächtigen Völker der Friesen und Chauken an den Gestaden der Nordsee zu beiden Seiten der Ems, jene im Westen, diese im Osten bis zur Elbe hin, erscheinen fortan als Bundesgenossen der Römer. Die Brukterer aber an der obern Ems, welche dem Drusus auf diesem Strom hinab in das Gebiet der Amsivarier entgegenrückten, wurden in einem Schiffstreffen besiegt und müssen in Folge desselben das freundschaftliche Verhältniß mit den Römern wieder erneuert haben, in welchem sie schon seit Cäsar's Zeit mit denselben gestanden zu haben scheinen.

Den germanischen Völkern entging die sie bedrohende Gefahr keineswegs, und daher brachten die Sigambern nach dem Rückzuge der Römer ohne Mühe eine Verbindung der rheinischen Germanen zu Stande, an welcher auch die mächtigen Cherusken auf der Ostseite der Weser an dem Harz Antheil nahmen. Selbst die Chatten suchte man mit Gewalt zum Beitritte zu dieser Verbindung zu bewegen. Daher eröffnete Drusus seinen zweiten Feldzug im Jahre 11 von einer andern Seite her. Denn während die Sigambern mit aller Macht in das Gebiet der Chatten einfielen, drang Drusus, von Vetera Castra aus den Rhein überschreitend, an der Lippe aufwärts mitten in Westphalen ein, durchzog das Land der Brukterer und Sigambern, kam ohne Widerstand bis zur Weser, vermuthlich etwas unterhalb der Vereinigung ihrer beiden Quellströme, und bedrohte die Cherusken. Zwar nöthigte ihn die nicht unbedeutende Macht der verbündeten Stämme, die bei dem Orte Arbalo an den Quellen der Ruhr noch die Ueberlegenheit der römischen Kriegskunst kennen lernten, bald zum Rückzuge, aber auch hier ließ er als Stützpunkt zu fernern Unternehmungen ein an der obern Lippe bei der Aufnahme der Liese erbautes Castell Aliso zurück, welches seine militärische Wichtigkeit bei allen folgenden Kriegen im Innern Germaniens behauptet hat.

Dieses Werk des Drusus und die zu gleicher Zeit von ihm vorgenommene Errichtung von Festungswerken auf dem Taunus in dem Gebiete der Chatten, bewog nun dies Volk, sich an das Bündniß ihrer

nördlichen Stammgenossen anzuschließen. Deßhalb unternahm Drusus seine beiden folgenden Feldzüge zunächst gegen die streitbaren Chatten, und hielt es für nothwendig, auch den gefürchteten Sueven, den östlichen Grenznachbarn derselben, die Ueberlegenheit der römischen Waffen zu zeigen, um sie von einer Verbindung mit den übrigen Germanen abzuhalten. So begann im Jahre 9 der merkwürdige Kriegszug, welcher die römischen Legionen bis an die Ufer des Stromes brachte, welcher stets den alten klassischen Boden Deutschlands von den jüngeren deutschen Ländern gesondert hat. Unter blutigen Kämpfen durchschritten die Legionen das Land der Chatten, bahnten sich über die Weser und über den hercynischen Wald einen Weg durch das Gebiet der suevischen Hermunduren und durchzogen die Gaue der Cherusken an den südlichen und östlichen Gehängen des Harzgebirges. An den Ufern der Elbe (ungefähr in der Gegend von Magdeburg), dem Gebiet der mächtigen Kriegsgenossenschaften der suevischen Semnonen und Langobarden gegenüber, pflanzte Drusus sein Siegeszeichen über die Unterjochung der Völker Germaniens auf. Den Zweck seines Feldzuges hatte er erreicht und mehr vollbracht, als zu erwarten war. Aber schnelle Rückkehr war nothwendig, und ein Sturz mit dem Pferde machte dem Leben dieses jungen Helden auf dem Wege nach Moguntiacum nur zu schnell ein Ende.

Indessen des Drusus gewaltsame Eroberungsplane waren der Freiheit der germanischen Völker weniger gefährlich als die verschlagene Politik des Tiberius, der zur Vollendung des einmal begonnenen Werkes von seinem Stiefvater sogleich an den Rhein gesandt wurde. Er war kein Freund von weit ausgedehnten Feldzügen, obgleich es ihm persönlich durchaus nicht an Feldherrntalent mangelte. Aber mit seinem durchdringenden, praktischen Blicke sah er wohl, daß die bisherigen Kriege nur dazu geführt hatten, größere Völkermassen aufzurühren und mit einander zu verbinden. Diese Verbindungen suchte er möglichst zu zerstören und sparte kein Mittel, welches dazu führen konnte. Bestechungen und Ehrenbezeugungen aller Art wurden an die einflußreichsten Häupter der einzelnen Völkerschaften verschwendet, eine Unzahl einzelner deutscher Männer, auch wohl ganze Gefolgschaften sammt ihren Führern gegen glänzenden Sold in römische Dienste gelockt, junge Leute aus den angesehensten Familien unter den vortheilhaftesten Anerbietungen bewogen, sich nach Italien, nach Rom zu begeben, um dort mit der römischen Ueppigkeit bekannt zu werden, wodurch sie von selbst der rauhen Einfalt des damaligen deutschen Lebens entfremdet werden mußten, während sie andererseits wieder für die Treue ihrer Stammesgenossen bürgen konnten. Die uralten Feindseligkeiten zwischen den einzelnen deutschen Völkerschaften wurden auf alle Weise genährt, neue Streitpuncte künstlich geschaffen nnd dadurch blutige Kriege entzündet, welche römische Vermittelung schlichtete. So wurden tausend grobe und feine Fäden angeknüpft, welche allmählich das ganze deutsche Volk umgarnen sollten. Daneben erhoben sich in aller Stille, aber mit der größten Ausdauer

und in bewundernswürdig kurzer Zeit ausgeführt, an allen das Land und seine Wasserverbindungen beherrschenden Stellen römische Zwingburgen (deren Drusus schon 50 am Mittel- und Niederrhein angelegt hatte); Straßen und Canäle enstanden durch bisher unwegsame Gegenden. So wurde zuerst der zugänglichste Theil Deutschlands, das Flachland zwischen Niederrhein und Weser für eine vollständige Einverleibung in den römischen Reichsverband bestens vorbereitet. Auch bis in die Mitte des eigentlichen Deutschland reichte schon der römische Einfluß. Um sich in der althergebrachten Freiheit zu erhalten, verließ ein berühmtes deutsches Volk suevischen Stammes, das markomannische, seine Heimat zwischen Main und Neckar und wandte sich in umgekehrter Richtung von der, in welcher bisher alle deutschen Völkerzüge geschehen waren, nach Osten. Sie besetzten das früher von den keltischen Bojern bewohnte Böhmen. Dort nahmen sie unter ihrem großen Kriegsführer und bald auch König, Marbod, eine durch tüchtige Kriegsverfassung so drohende Stellung ein, daß sie den Römern große Besorgnisse erregten. Im Jahre 6 n. Chr. sollten die Markomannen deßhalb von zwei Seiten her, von Nordwesten und Süden, durch gewaltige römische Heeresmassen und erkaufte deutsche Bundesgenossen angegriffen werden. Aber ein furchtbarer Aufstand im Süden der Donau, in den römischen Provinzen Dalmatien und Illyrien zwang die Römer, diese Plane aufzugeben. Sie waren von nun an zufrieden, daß die Markomannen die Donaugrenze nicht verletzten, ohne die Ausdehnung ihrer Herrschaft über viele deutsche und nichtdeutsche Stämme verhindern zu können.

Auch in Nordwestdeutschland änderte sich das Glück der Römer. Arminius, ein heldenmäßiger und kluger, auch mit römischer Cultur und Kriegskunst vollständig vertrauter Mann aus dem königlichen Hause des Volkes der Cherusken, verstand es, eine Verbindung seines eigenen und der benachbarten Stämme, besonders der Chatten, der Brukterer und Marsen im heutigen Westphalen, zu Stande zu bringen. Der Hochmuth des römischen Statthalters Quinctilius Varus und sein blindes Vertrauen auf das auserlesene römische Heer, welches etwa 40,000 Mann Kerntruppen stark in den Wesergegenden stand, ließ die Verbündeten alle Anstalten zum Untergange der Römer ungestört treffen. Endlich, als rings umher Aufstände bei bisher befreundeten Stämmen ausbrachen, erkannte Varus seine Lage und versuchte es, sich nach dem Rhein hin durchzuschlagen. Aber in den westlich vom heutigen Detmold sich erhebenden Waldgebirgen, welche die Römer Silva Teutoburgensis nennen, wurde er von den Deutschen auf allen Seiten eingeschlossen und sein Heer nach verzweifeltem Widerstand in dreitägiger Racheschlacht gänzlich vernichtet, im Herbste des Jahres 9 n. Chr. Die ganze römische Welt wurde durch diese Niederlage in einen Schrecken versetzt, der in gar keinem Verhältniß mit seiner Ursache stand. Es lebte das rathlose Entsetzen der Zeit der Cimbernkriege wieder auf. Selbst in Rom zitterte man vor einem Einbruch der Deutschen in Italien. Diese aber begnügten sich damit, alle römischen Castelle und Schanzen zwischen

Weser und Rhein noch im Laufe desselben Herbstes und Winters anzugreifen, zu erobern, die Besatzungen und alle versprengten Römer niederzumachen und so die Früchte 20jähriger Bemühungen in wenigen Monaten zu vernichten.

Als die Deutschen ruhig am Rheine Halt machten, wuchs den Römern wieder allmählich der Muth. Sie dachten zwar nicht mehr an eine dauernde Knechtung der inneren deutschen Völker, wohl aber an Rache für die Schlacht im Teutoburger Walde. Germanicus, der Neffe und Adoptivsohn des im Jahre 14 n. Chr. auf den Thron gelangten Tiberius, drang seinem Oheim die Einwilligung und die Mittel dazu ab. Des Germanicus dreijährige, siegreiche Feldzüge in Germanien in den Jahren 14 bis 16, einem so kriegserfahrenen Feldherrn wie Arminus gegenüber, sind nur dadurch zu erklären, daß letzterer bloß das Haupt einer freien Völkerverbindung war, während der erstere mit einem Kernheer von acht Legionen als unumschränkter Oberfeldherr die deutschen Gaue mit Krieg überzog. Und doch bleibt es wunderbar, daß Roms gesammte Macht unter seinen größten Kriegshelden an dem Freiheitssinne und an der Tüchtigkeit weniger deutscher Völker sich brechen mußte. Der Schauplatz der Feldzüge des Germanicus war der klassische Boden von Westphalen und Engern zwischen dem Rhein und der Weser, nachmals der Schauplatz der Kämpfe zwischen Karl dem Großen und den Sachsen.

Der erste Feldzug des Germanicus war gegen die Marsen gerichtet, welche die Nordwesthälfte des Osning bewohnten. Von dem großen niederrheinischen Standlager Castra Vetera, der Einmündung der Lippe in den Rhein ungefähr gegenüber gelegen, den germanischen Strom überschreitend, drang Germanicus auf einem schnellen Zuge in der Richtung gegen Nordost (auf der heutigen großen Straße von Wesel nach Münster, wo schon Domitius Ahenobarbus während seiner Statthalterschaft in Germanien in den dortigen Brüchen Brücken und Knüppeldämme, die Pontes longi, hatte anlegen lassen) durch den cäsischen Bergwald bei dem heutigen Coesfeld bis zur Ems vor, jenseit welcher er das Gebiet der Marsen unvermuthet überfiel, mit Feuer und Schwert verheerte und ihr Heiligthum Tanfana zerstörte. Aber der Aufstand der Brukterer, Usipier und Tubanten nöthigte ihn bald zu einem Rückzuge, der nicht ganz ohne Verlust ablief.

Der zweite Feldzug des Germanicus im Jahre 15 war eben so unvermuthet gegen die Chatten gerichtet. Zunächst erneuerte er die Befestigungswerke seines Vaters auf dem Taunus, und während er die Cherusken, welche überdies durch die Parteiungen unter ihren Fürsten Arminius und Segestes in ihrer Thätigkeit nach Außen hin gelähmt wurden, durch einen Theil seines Heeres auf der Nordseite ihres Gebietes bedrohte, drang er von der trockenen Witterung begünstigt, an der Lahn gegen Nordosten in die hessischen Gebiete ein und stieg über die Höhen des Vogelsberges zu der Eder in Niederhessen hinab, wo er nach der Besiegung der Chatten ihren Hauptort Mattium (jetzt Ma-

den, der Hauptort des spätern Hessengaues) in Asche legte. Auch wurde in Folge dieses Kriegszuges der Fürst Segestes mit seiner Familie von den Römern aus der Bedrängniß befreit, in welcher er sich in seiner festen Burg in dem südwestlichsten Theile des cheruskischen Gebietes in der Nähe der Diemel durch seine Stammgenossen befand. Er folgte dem Sieger in das römische Land.

Diese Raubeinbrüche der Römer bewogen aber alle Niedergermanen unter dem Vorstande des Arminius und der Cherusken zur Erneuerung der früheren Verbindung, und da Germanicus das ganze mittlere Land im Aufstande erblickte, er aber vornehmlich die Cherusken anzugreifen gedachte, welche er mit Recht für den Heerd und den Mittelpunkt des ganzen Krieges ansah, so wollte er die Verbündeten auf mehreren Punkten bedrohen und wählte für sich selbst den Weg, den ihm sein Vater vorgezeichnet hatte. Von der See aus, mit Hülfe der sich in das Meer ausmündenden Flüsse, konnten die Germanen am besten im Rücken angegriffen und der Krieg leicht in das Innere Germaniens, in das Gebiet der Cherusken, getragen werden. Die Freundschaft der Friesen und Chauken unterstützte diesen Plan. Während demnach der alte gediente Feldherr Aulus Cäcina mit der einen Heeresabtheilung von Vetera Castra aus über den cäsischen Wald gegen Nordosten vordrang, die Reiterei aber an dem Meeresgestade entlang ihren Weg nach der Ems nahm, erreichte Germanicus mit dem Hauptheere diesen Fluß zur See, und verheerend durchzog das vereinigte Römerheer das Land der Brukterer zwischen der Ems und Lippe. Beim weitern Vordringen ostwärts zur Weser in die Schluchten des Teutoburger Waldes kam man an die alte Wahlstatt der Clades Variana, wo die gebleichten Gebeine der vor sechs Jahren gefallenen Legionen von Germanicus unter Abhaltung einer Todtenfeier zur Erde bestattet wurden. Hier in der Nähe erneuerte sich der Kampf zwischen den Römern und Germanen, da Arminius mit den verbündeten Völkern in der für sie selbst günstigsten Gegend die römischen Legionen umgeben hatte, und nur mit Mühe vermochten die Römer, eine erneuerte Niederlage abzuwenden. Die letztern schrieben sich zwar den Sieg zu, aber der sofort angetretene Rückzug des Germanicus bewies am besten den Stand der Dinge. Der Angriff auf die Cherusken war ganz mißlungen.

Mit Hülfe der befreundeten Chauken schiffte Germanicus sein Heer wieder auf der Ems ein, während die Abtheilung unter Aulus Cäcina auf dem Landwege nach dem Rhein zurückgeschickt wurde. Dieser letztern eilte Arminius nach und griff sie an den Engschluchten bei dem Uebergange über die Brücken und Knüppeldämme im Norden der untern Lippe an. Nur mit der größten Mühe konnte sich diese römische Heeresabtheilung einer völligen Vernichtung entziehen. So war also Germanien im Jahre 15 zum zweiten Male von seinen Feinden befreit. Arminius zerstörte alle zurückgebliebenen Denkmale der römischen Herrschaft im Osten des Rheins; doch das Castell Aliso an der obern Lippe, wel-

ches in Folge dieses Zuges des Germanicus scheint wieder hergestellt worden zu sein, blieb in den Händen der Römer.

Indessen der unermüdliche Germanicus gedachte auf einem dritten großen Feldzuge im Jahre 16, indem er von dem nördlichen Ocean aus die Cherusken in ihrem Heimatlande angriff, den großen Kampf zur Entscheidung zu bringen und die Verbindung mit den drei deutschen Stämmen an den Gestaden der Nordsee, mit den Batavern, Friesen und Chauken, mußte nach des römischen Feldherrn Erwartung, den glücklichen Ausgang der Unternehmung nicht zweifelhaft lassen. Auf einer großen Flotte von tausend Schiffen kam das römische Heer von der Zuyder-See aus über den Ocean nach der Mündung der Ems, wo die Truppen bei dem Castell Amisia ausgeschifft wurden und durch das Gebiet der Chauken ostwärts zur Weser gelangten, deren linkem Ufer sie aufwärts folgten.

Doch nun erhoben sich alle Stämme auf der Ostseite der Weser, es kam bald bei Idistavisus zu einem neuen blutigen Kampfe und die Römer gestanden selbst, daß sie nur durch ihre überlegene Kriegskunst die Germanen besiegt hätten. Germanicus drang nicht weiter in das cheruskische Gebiet ein. Er errichtete ein Denkmal über alle zwischen dem Rhein und der Elbe angeblich unterworfenen Völker, aber er schiffte auch seine Legionen auf der Ems wieder ein und kehrte zurück. Unterwegs litt seine Flotte noch Schiffbruch, und nicht ohne großen Verlust wurde das römische Gebiet am Rhein wieder erreicht.

Germanicus glaubte, nur noch ein Feldzug werde hinreichen, um seines Vaters Plane zur Vollendung zu bringen. Aber des Kaisers Tiberius Ausspruch, daß man genug gethan habe, und daß man fortan durch kluge Politik Roms Herrschaft in Germanien besser begründen werde, als durch die Gewalt der Waffen, beendete seine Unternehmung. Germanicus mußte im Jahre 17 nach Rom zurückkehren und hielt dort einen glänzenden Triumph, der durch zahlreiche deutsche Gefangene verherrlicht wurde. Die Germanen jedoch waren in ihrer Heimat frei und zahlreiche römische Gefangene schmachteten noch, wie die spätere Geschichte lehrt, in deutschen Wäldern. Der Ruhm, Deutschlands Freiheit gerettet zu haben, gebührt besonders den Harz-Anwohnern, den Cherusken, welche, unter ihrem Helden Arminius, die erste Stelle unter den Völkern Germaniens einnahmen.

Die Römer gaben vorläufig ihre Eroberungsplane auf Germanien auf, der Rhein und die Donau blieben die sorgfältig bewachten Barrieren ihres Reiches gegen die Welt der deutschen Völker, und sie durften erwarten, durch ihre Politik, durch ihre Freunde und Bundesgenossen im Innern Germaniens und durch die innere Zwietracht, die bald unter den Stämmen ausbrach, doch noch zum Ziele zu gelangen.

Auch traten die beiden Völkerverbindungen der Cherusken und der Markomannen, beide freilich von wesentlich verschiedener Natur, in ein feindseliges Verhältniß mit einander, und wenn auch der Uebertritt der beiden suevischen Völker, der Semnonen und Longobarden, an

der mittlern Elbe zu dem niederdeutschen Bunde und die in jener Gegend gelieferte große Schlacht zum Vortheil der Cherusken entschied, so hatten diese selbst doch keinen Gewinn davon. Marbod mußte, durch die Erhebung seiner eigenen Völker bewogen, schon im Jahre 19 bei den Römern eine Zuflucht suchen. Der Gothe Catvalda aber, welcher bei den Markomannen seine Stelle eingenommen hatte, erlitt bald ein ähnliches Schicksal durch einen feindlichen Angriff der Hermunduren. Arminius aber fiel im Jahre 22 als Opfer der Eifersucht und der Zwietracht unter den cheruskischen Fürsten, und mit dem Tode dieses großen Mannes war die Einigkeit unter den Völkern Nieder-Deutschlands gänzlich gelös't.

7. Der batavische Freiheitskrieg.

(Nach Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

Als in Rom das julische Kaiserhaus endete und die Feldherren der verschiedenen Heere im Abendlande und Morgenlande mit einander um das Cäsarenthum stritten, traten die von Cäsar zuerst besiegten Germanen noch einmal für die alte Freiheit auf und gaben auch ihren transrhenanischen Stammgenossen Veranlassung, an diesem Kampfe Theil zu nehmen. Der große batavische Freiheitskrieg, den die belgischen Germanen unter dem Vorstande der Bataver erhoben, brachte alle Uferlandschaften des Rheins in Bewegung, und drohete durch die Zertrümmerung dieser großen Grenzmark das römische Weltreich selbst zu erschüttern. Aber die Uneinigkeit der Germanen und Roms Kriegszucht und altes Glück befreite auch diesmal die weltbeherrschende Stadt von der Gefahr. Der Kampf zwischen Vitellius und Vespasianus gab dem kühnen und unternehmenden Claudius Civilis die nächste Veranlassung, seinem wohlbegründeten Hasse gegen Rom Luft zu machen. Die Erhebung seiner Stammgenossen, der Bataver, denen sich die Kaninefaten und Friesen sogleich anschlossen, angeblich im Interesse der sich bekämpfenden Imperatoren, erhob den Muth aller deutschen Völker, und die Besiegung und Vertreibung der Römer aus dem batavischen Gebiete führte ihm sogleich Bundesgenossen aus dem Inneren Germaniens zu, währerd die Legionen am Nieder-Rhein, welche theils dem einen, theils dem anderen Imperator ergeben waren und überdies noch zum Theil aus deutschen Kriegsschaaren bestanden, den siegreichen Feinden das Feld räumen mußten. Die Brukterer und Tenchterer überschritten den Rhein, überall traten die deutschen Bundesgenossen der Römer zu ihren Stammgenossen über, und nur Vetera Castra, das große römische Bollwerk am untern Rhein, behauptete sich gegen die Angriffe des batavischen Feldherrn.

Vergebens erscholl indessen die Nachricht aus Rom, daß Vespasianus nach Besiegung seiner Gegner die Alleinherrschaft übernommen habe;

die Germanen kämpften nun offen für ihre eigene Sache, und der Uebertritt der Trevirer und Lingonen zu ihnen brachte auch die gallischen Völker zum Aufstande gegen Rom unter die Waffen, und ließ diese an die Errichtung eines neuen gallischen Reiches denken. Da fiel nun auch Vetera Castra, die Stämme der Tungern und Nervier schlossen sich gleichfalls den Batavern an, und dennoch war das ganze Unternehmen seiner Auflösung nahe. Wie zu Cäsar's Zeit war die Verbindung der gallischen und belgischen Völker ohne innere Kraft. Bei der Nachricht von dem Herannahen neuer Legionen, welche der Imperator unter Petilius Cerialis im Jahre 69 über die Alpen sandte, zerfiel das gallische Reich, nur die Trevirer und Lingonen blieben der Sache des Civilis ergeben. Aber auch die Ubier um Köln konnten sich von dem römischen Interesse nicht lossagen, und vernichteten die den Batavern zu Hülfe eilenden Schaaren der Friesen und Chauken. Daher ward Trier, die neue Hauptstadt des gallischen Reiches, von den Römern wieder in Besitz genommen, und nach der Niederlage der Bataver und Trevirer mit ihren Bundesgenossen bei Trier mußte auch das gesammte linke Rheinufer sich wieder der römischen Waffengewalt unterwerfen. Das Deltaland des Rheines blieb mit seinen vielen Stromlinien das letzte Bollwerk der Freiheit der Bataver, welche von ihren Bundesgenossen verlassen, bald die Unmöglichkeit erkannten, den Römern auf die Dauer allein zu widerstehen. Claudius Civilis knüpfte Unterhandlungen mit dem römischen Oberfeldherrn an. Die Bataver kehrten in ihr früheres Bundesgenossenverhältniß zu Rom zurück, wonach sie zwar von Abgaben frei blieben, aber Kriegsvölker zu stellen hatten. Die batavischen Cohorten gehörten auch ferner zu den tüchtigsten Truppen der römischen Heere.

So endete dieser große Kampf. Nicht unrühmlich war von den Germanen in den Rhein-Gebieten gestritten, aber noch behauptete sich Roms Macht ihnen gegenüber; die Barriere des Rhein-Stroms ward für das Weltreich wieder hergestellt. Was die Bataver schon jetzt versuchten, konnte erst spätern Geschlechtern der Deutschen in eben dieser Gegend nach einer größeren inneren Zersetzung des Lebens der römischen Welt gelingen.

---

8. Der Markomannenkrieg.

(Nach Franz Palacky, Geschichte von Böhmen.)

Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts geriethen die an der Oder und der Weichsel wohnenden Völker in Bewegung, und drängten auf ihre südlichen und westlichen Nachbarn, welche, theils ohnmächtig zum Widerstande, theils beutelustig, sich nun auf das Reich warfen; schon ums Jahr 165 n. Chr. wurde die Donaugrenze vom Schwarzwalde an bis über Dacien hin von einer Menge, zum Theil neu auftretender

Völker, wie die Hermunduren, Longobarden, Narisker, Markomannen, Quaden, Vandalen, Bastarnen, Alanen, umschwärmt, überwältigt und geplündert. Einige verlangten, die Waffen in der Hand, in das Reich aufgenommen und angesiedelt zu werden. Der hierauf erfolgte lange und blutige Krieg führt in der Geschichte den Namen des markomannischen: wohl nicht, als ob die Markomannen sich darin als die Hauptmacht bewiesen hätten, sondern weil ihr Name auf dieser Seite bei den Römern seit Marbod der genannteste war, zumal da auch Mark Aurel jetzt, wie einst Tiberius, Carnuntum zum Stützpunkt seiner Unternehmungen machte.

Bei Ausbruch des markomannischen Krieges war die Hauptmacht der Römer im Kampfe mit den Parthern in Asien begriffen, daher wurden die in Norikum und in Pannonien angestellten römischen Feldherrn angewiesen, die hereinbrechenden Feinde mit allen Kunstmitteln auf- und hinzuhalten, bis des Kaisers Eidam und Mitherrscher Lucius Verus mit seinen siegreichen Schaaren aus Asien zurückgekehrt sein würde. Nach dessen Ankunft zogen beide Kaiser ins Feld. Indessen hatten die fremden Völker Pannonien bereits genommen, Illyricum durchzogen, viele Gräuel verübt und die Stadt Aquileja belagert; und zu der Furcht, welche die Nähe des Feindes in Italien verbreitete, gesellte sich auch noch die Hungersnoth und Pest. Glücklicherweise gelang es den Kaisern, trotz der Niederlage des Lagerpräfecten Furius Victorinus, die Barbaren aus dem Reich hinaus zu drängen und zum Frieden zu zwingen; die Quaden, deren König umgekommen war, versprachen sogar, als Nachfolger keinen anzunehmen, der den Römern zuwider wäre.

Aber der Friede wurde nicht lange gehalten; denn kaum waren die römischen Heere abgezogen, so brach der Krieg auf denselben Grenzen mit noch größerer Macht wieder aus. Mark Aurel, dessen Mitherrscher gestorben war, konnte der neuen noch drohenderen Gefahr nicht sogleich begegnen; der Staatsschatz war erschöpft, das Heer durch die furchtbare Pest vermindert und geschwächt. Daher drangen die Barbaren wieder tief ins Reich, bis vor Aquileja, und schleppten unzählige Menschen in die Gefangenschaft; ein Schwarm war sogar vom Rheine her bis nach Italien durchgebrochen, dort aber aufgerieben worden. Als endlich Mark Aurel selbst wieder ins Feld zog, schlug er die Feinde in wiederholten Treffen, trieb sie über die Donau zurück und verfolgte sie selbst tief in ihr Land hinein, in welchem er nun mehrere Castelle anlegte, und mit römischen Kriegern besetzte. Bei einem solchen Einbruche in das Land der Quaden (zwischen dem March- und dem Gran-Flusse) gerieth das römische Heer in der Sommerhitze des Jahres 174 in ein wasserloses Thal, wo es vom überlegenen Feinde eng eingeschlossen wurde; Krieger und Rosse verschmachteten vor Durst und Hitze: aber in der höchsten Gefahr erhob sich schnell ein furchtbares Gewitter; Blitz, Donner und Regen strömte so anhaltend und heftig, daß es schien, der Himmel habe plötzlich alle Flammen und alle Fluten zugleich über die Erde ergossen, die Blitze über die auf den Höhen aufgestellten Feinde,

den Regen über das römische Heer, das ihn in Helm und Schild auffing, und, auf solche Art gerettet und gestärkt, die Feinde völlig schlug und vernichtete. Das Verdienst, diese wunderbare Rettung vom Himmel erfleht zu haben, schrieben zwar die Heiden einem im Heere anwesenden ägyptischen Zauberer, einige auch dem frommen Mark Aurel selbst, die Christen aber der christlichen melitenischen Legion zu, welche später die Legio fulminatrix genannt wurde.

Kaiser Mark Aurel war nun entschlossen, das Land der Markomannen, Quaden und Sarmaten, das heutige Böhmen, Mähren und Oberungarn völlig zu unterjochen und zu einer römischen Provinz zu machen; er hätte es wahrscheinlich auch vollbracht, wenn die Kunde von des Avidius Cassius Empörung im Oriente ihn nicht eiligst nach Syrien und Aegypten abgerufen hätte. Also änderte er sein Vorhaben und schloß mit den Donauvölkern Frieden. Zahlreiche Schaaren derselben, und darunter insbesondere viele Markomannen, nahm er ins Reich auf und siedelte sie in verschiedenen Gegenden an. Uebrigens waren die Friedensbedingungen mit den verschiedenen Völkern verschieden; den gebeugten Markomannen wurden, wie es scheint, die härtesten aufgelegt. Die römischen Castelle in ihrem und der Quaden Lande erhielten eine Besatzung von 20,000 Mann, die von ihnen verpflegt werden mußte; sie selbst aber durften innerhalb einer Meile von dem Ufer der Donau sich nicht festsetzen; zum Verkehr mit den römischen Unterthanen in Noricum und in Pannonien wurden ihnen bestimmte Orte und Tage angewiesen; überdies hatten sie alle römischen Gefangenen und Ueberläufer ausliefern müssen.

So drückende Verhältnisse konnten die Markomannen und die Quaden in die Länge nicht ertragen. Sie klagten zuerst über die Gewaltthaten jener römischen Besatzungen, die sie weder in Ruhe ihr Vieh weiden, noch den Acker bauen ließen, sondern viele der Ihrigen, deren sie habhaft wurden, zu Gefangenen machten. Als keine Abhülfe erfolgte, griffen sie abermals zu den Waffen, so daß Mark Aurel, der so eben erst in Rom einen glänzenden Triumph über sie gefeiert hatte, schon wieder genöthigt war, nach Carnuntum zu eilen, und zum dritten Male den Krieg gegen sie zu führen. Sie wurden nun zwar wieder in mehreren Schlachten geschwächt und ihr Land anhaltend verwüstet, aber ihre gänzliche Unterjochung gelang nicht. Während dieses Krieges starb Mark Aurel zu Wien, am 17. März 180. Sein ihm unähnlicher Nachfolger Commodus, der des langen und beschwerlichen Krieges überdrüssig war, schloß endlich wieder den Frieden, unter der Bedingung, daß die Markomannen und Quaden alle im letzten Kriege gemachten Gefangenen, so wie alle römischen Ueberläufer, auslieferten, und sich zu einem bestimmten jährlichen Tribut in Getreide, Waffen und Söldnern an die Römer verpflichteten. Dagegen wurden von den Römern alle in ihrem Lande errichteten Castelle aufgegeben und verlassen.

9. Die germanischen Völkervereine.

(Nach Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

Nach dem furchtbaren markomannischen Kriege, der sich an der ganzen Donau entlang erstreckte, trat eine kurze Ruhe ein, während welcher wir von den Alten wenig über die Germanen erfahren. Dennoch ist grade diese Zeit für den Entwickelungszustand der germanischen Völker von der größten Bedeutung, da wir gleich darauf die Germanen in ganz anderer Gestalt und unter Namen auftreten sehen, welche sich seitdem immer erhalten haben. Die Entstehung der Völkervereine oder der größeren Waffengenossenschaften am Ende des zweiten Jahrhunderts, aus welchen mit einigen Umwandlungen die späteren deutschen Stämme des eigentlichen Mittelalters hervorgegangen sind, hat aber ihren Hauptgrund in drei Verhältnissen. Diese sind einmal die theilweise Lösung der früheren, beschränkten Stamm- und Gauverfassung dort am Rhein durch die Jahrhunderte lang fortgesetzten Kämpfe mit den Römern, hier an der Donau besonders durch die Zersprengung und das Durcheinanderwerfen der älteren suevischen Stämme in diesem letzten markomannischen Kriege, dann die weitere Ausbildung und das Emporkommen des Gefolgewesens und des Heerkönigthumes, welches nachmals in dem Merowingen-Reiche seine Vollendung erhielt, und zuletzt die erobernde Ausbreitung der Sachsen und Dänen im Nordosten der germanischen Welt.

Im Westen, in dem rheinischen Germanien, traten zuerst die drei Völkervereine der Alemannen, Franken und Sachsen hervor, deren Namen schon diejenigen deutschen Stämme bezeichnen, welche durch alle Zeiten der Geschichte Deutschlands unter seinen Völkern die vorherrschende Rolle gespielt haben. Der zu gleicher Zeit im äußersten Osten mit großer Bedeutung auftretende Name der Gothen, in Verbindung mit den Vandalen und Alanen, gehört der Geschichte des Bodens von Deutschland nicht mehr an. Es bildet aber der gothische Völkerverein an der unteren Donau und am Pontus das großartigste Seitenstück zu jenen drei rheinischen Vereinen.

Hatten die Römer bis auf die Zeit der Kaiser Tiberius und Claudius angriffsweise auf die germanische Völkerwelt verfahren, und war seitdem eine Art von Waffenstillstand zwischen Rom und Germanien eingetreten, so kehrte sich nun das Verhältniß um. Seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts ergriff die germanische Völkerwelt die Angriffspartie, und alle Kämpfe der römischen Imperatoren am Rhein und im Inneren Germaniens hatten nur die Sicherung der alten Reichsgrenzen und der Grenzprovinzen zum Zweck.

Die Alemannen. Aus unansehnlichen Anfängen hervorgehend, hat sich der Waffenverein der Alemannen, dessen Ursprung in den ersten Jahren des dritten Jahrhunderts zu erkennen ist, erst allmählich im Kampfe mit den Römern gebildet und erweitert, und auf dem Ge-

biete des römischen Germaniens zuletzt eine solche Ausdehnung erlangt, daß der sich daraus entwickelnde deutsche Stamm der Alemannen von dem Main an dem oberen Rhein aufwärts sich bis in die Hochthäler der Alpen erstreckte.

Die Franken. Nur wenig später als der Name der Alemannen oder um die Mitte des dritten Jahrhunderts tritt der Name desjenigen Volkes oder Völkerbündnisses in der Geschichte am unteren Rhein hervor, welches sich den Römern bald noch furchtbarer als jenes am obern Rhein machte. Wenn aber der Verein der Alemannen, von geringen Anfängen ausgehend, im Laufe der Zeit in seiner Fortbildung eine mächtige Erweiterung und Ausdehnung über einen Haupttheil des nachmaligen Deutschland erlangte, so zeigt sich dagegen bei dem Namen der Franken, daß derselbe, ursprünglich eine kriegerische Verbindung von fast allen Völkern und Stämmen des eigentlichen Germaniens bezeichnend, in Folge der Umgestaltungen dieses großen Völkerbündnisses zuletzt fast nur auf die Uferlandschaften des unteren Rheines beschränkt worden ist.

Die Sachsen. Nur wenig später als die Franken oder gegen den Schluß des dritten Jahrhunderts tritt der dritte große Völkerverein in der Geschichte des westlichen Germaniens hervor, welcher, obschon anfangs den Römern nicht benachbart, sich bald nicht weniger als der der fränkischen Stammgenossen dem sinkenden Weltreiche furchtbar machte. Wenn aber die Franken durch ihre Einbrüche über den Rhein der Schrecken der Römer wurden, so geschah es von Seiten der Sachsen durch ihre Raubzüge zur See nach den belgischen und britischen Küsten und zwar von dem Mündungslande der Elbe aus, wo die Chauken, die Nachbarn der alten Saxonen und bald ihre Bundesgenossen, frühzeitig an diesen Seezügen unter dem Namen der Sachsen Theil genommen haben müssen.

In dem äußersten Osten ward damals der Name Germaniens ausgebreitet über einen großen Theil der weiten sarmatischen Ebenen durch das Hervortreten und die erobernde Ausdehnung der Gefolgeschaften der Gothen. Denn aus dem Stammlande der alten Gothonen an der unteren Weichsel zeigt sich die Verbreitung gothischer Kriegsschaaren, an welche sich die meisten der dortigen suevischen Völker sowohl vandalischen als lygischen Stammes angeschlossen haben müssen, in der Richtung nach Süden und Südosten zur unteren Donau und zum Pontus.

Das Anwachsen und die Zusammensetzung des gothischen Waffenvereins und des späteren großen gothischen Volksstammes aus zahlreichen und verschiedenartigen Gefolgeschaften und Kriegsschaaren der ostgermanischen suevischen Völker läßt sich noch aus den vielfachen Namen erkennen, unter welchen die einzelnen gothischen Völker auftreten. Die Greuthungen und Thervingen nehmen unter ihnen einen Hauptplatz ein, in so fern sie den Kern der nachmaligen Ostgothen und Westgothen bilden, denen sich die Gepiden als das dritte

gothische Hauptvolk anschließen. So bildete sich an der Grenze des Römer-Reiches in Dacien in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts der gothische Waffenverein im engeren Sinne, dem sich aber sogleich zwei andere im Westen und Osten zugesellten, indem dort, nach der mittleren Donau hin, an den Grenzen von Pannonien, die Vandalen auftreten, hier aber an den Gestaden des Pontus die Alanen. Alle diese östlichen gothischen Germanen haben sich nachmals aus jenen Gebieten wieder verloren und sich nach dem äußersten Westen und und Südwesten von Europa gewandt.

Daß alle diese großen Völkervereine oder Waffengenossenschaften von Anfang an in einem offensiven Verhältnisse zum römischen Reiche stehen, liegt in der Natur der Sache. Denn dies war der eigentliche Zweck dieser Verbindungen, oder vielmehr diese Verbindungen waren durch die gegenseitige politische Entwickelung römischer Politik und germanischen Lebens nothwendig hervorgerufen worden. Wenn aber auch jetzt größere Massen den Römern gegenüber erscheinen, so haben diese doch die Erbfehler der alten Stammverfassung, und an ein gemeinsames deutsches Volksleben ist noch lange nicht zu denken. Denn die größeren Vereine waren unter sich eben so wenig einig, als es früher die einzelnen Stämme gewesen waren. Wenn auch manchmal gemeinsame Unternehmungen die Alemannen und Franken im südlichen Germanien, oder die Franken und Sachsen im nördlichen Germanien vereinigten, so standen sie sich eben so oft feindselig einander im Wege. So wie zwischen den ersteren eine große Abneigung herrschte, so waltete Feindschaft und der größte Haß zwischen den Franken und Sachsen. Der Haß zwischen den Franken und Sachsen ist ein Erbtheil der eigentlich deutschen Geschichte geworden und bildet den Schlüssel für viele historische Verhältnisse bis zum Ende des Mittelalters hin.

Noch das ganze dritte Jahrhundert verstrich, ehe es den Alemannen gelang, das Land zwischen dem oberen Rhein und der oberen Donau wieder vollständig zu germanisiren. Leichter ward es ihren Stammgenossen, den Franken, am unteren Rhein, welche dort nur den eigentlichen limes Rhenanus zu durchbrechen hatten, um ihre verheerenden Schaaren über das Innere von Gallien sogleich auszuschütten, während ihre nordöstlichen Nachbaren, die Sachsen, als Feinde der Franken und Römer ihre Kriegszüge zu Lande bis zu dem batavischen Deltalande hin ausdehnten, vornehmlich aber ihre Raubzüge zur See über das deutsche Meer nach den gallischen und britischen Küsten hinwandten, die ihren unvermutheten Ueberfällen fast wehrlos Preis gegeben waren.*)

*) Die wichtigsten Kämpfe dieser Völkervereine mit den Römern s. im 1. Bde. Nro. 193.

II. Die Völkerwanderung.

10. Auflösung des Gothenreiches durch die Hunnen.

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen.)

Durch glückliche Kriege und den Heldenmuth des Königs Hermanrich hatte die gothische Welt eine Ausdehnung erhalten, die weit über die bisherigen Wohnsitze hinausreichte. Neue Völker, die bisher mit den Gothen in keinem Verband gestanden, wurden in den Kreis der gewaltigen Herrschaft hineingezogen, und bald mochte die Masse der fremden Völker die der heimischen übersteigen. Schon hatte Hermanrich, in jeder Art vom Geschicke begünstigt, längere Zeit als das gewöhnliche Alter des Menschen, die Völker regiert, und nichts schien dem hochbejahrten Manne seine letzte Lebenszeit zu trüben: da zeigte das Glück, daß es oft auch den, welchen es sonst immer begleitete und hob, plötzlich verläßt und ihn dann in doppeltes Unglück der Verzweiflung stürzt.

Zahllose Schaaren, die aus Asiens Mitte kamen, zogen tiefer ins Reich ein. Man nannte sie Hunnen; sie waren häßlichen Anblicks, von kleinem, ungestaltetem Körperbau, hervorstehenden Backenknochen, tiefliegenden kleinen Augen, fast feurigen Punkten zu vergleichen. Sie kämpften beinahe alle zu Pferde, und brachten darauf fast ihr ganzes Leben zu. Der Schrecken zog vor ihnen her, und die Sage, daß sie Abkömmlinge von gothischen Hexen oder Alrunen und bösen Geistern in der Wüste seien, flößte zugleich Abscheu und Furcht vor den gräßlichen Feinden ein. Schon waren sie über die Wolga gegangen und näherten sich dem Donstrom: hier wohnten die Alanen, welche dem mächtigen Andrange unterlagen. Die besiegten und freiwillig übergetretenen Völker vergrößerten die zahllose hunnische Macht.

Hermanrich, zu schwach, den Hunnen Widerstand zu leisten und niedergebeugt vom Schmerze, stürzte sich aus Verzweiflung selbst in sein Schwert und endigte so sein Leben, das er auf 110 Jahre gebracht haben soll. Sein Land ward von den asiatischen Horden wie von Heuschrecken überschwemmt. Die besiegten Ostgothen sowohl wie die Hunnen stürzten nun auf die Wohnsitze der Westgothen. Ihr Führer Athanarich suchte sich anfänglich gegen den Andrang der wilden asiatischen Horden an den Ufern des Dniester zu halten. Allein, plötzlich sah er sich von einer zahlreichen feindlichen Reiterei, die beim Mondlicht an einer seichten Stelle über den Fluß gesetzt war, angegriffen, und nur die größte Tapferkeit und Geschicklichkeit sicherte einen Rückzug an den Pruth. Hier wollte Athanarich die Angriffe der Hunnen zurückschlagen, allein diesen wohl angelegten Plan vereitelten bald seine Landsleute, die von solchem Schrecken vor den Hunnen ergriffen waren, daß sie sich erst gerettet glaubten, wenn zwischen ihnen und ihren Feinden die Donau flösse. Daher drängte sich täglich eine größere Menge an die-

sem Strome zusammen und bat flehentlich, sie aufzunehmen; für Wohnsitze, wo sie gegen ihre furchtbaren Feinde sicher wären, versprachen sie dem Kaiser, treue und ergebene Streiter zu sein. Der Kaiser, von schlechten Rathgebern geleitet, im thörichten Wahne, durch die Gothen ein zahlreiches, unbesiegbares Heer zu erhalten und mit dessen Hülfe seinen Thron gegen seine beiden Neffen im Occident desto mehr zu befestigen, gab Befehl, das ganze westgothische Volk über die Donau nach Thracien überzusetzen. Eine große Flotte von Schiffen, Nachen und hohlen Baumstämmen setzte unausgesetzt viele Tage und Nächte hindurch die zähllose Menge über den Fluß. Ganz Thracien war von einer neuen ungeheuren Bevölkerung angefüllt, denen der Kaiser Lebensmittel gegen eine mäßige Bezahlung zu reichen befahl. Aber die geizigen Statthalter von Thracien, Lupicinus und Maximus, suchten diese Gelegenheit zu benutzen, sich zu bereichern. Sie ließen auf den Markt nicht nur schlechtes Fleisch von Schafen und Ochsen bringen, sondern selbst todte Hunde und Katzen und verkauften diese schlechten Lebensmittel um einen solchen theuren Preis, daß zuletzt die Gothen, um nicht Hungers zu sterben, für eine elende Nahrung Sclaven, Söhne und Töchter hergeben mußten. Da sie um sich überall den größten Ueberfluß an Lebensmitteln sahen und sie mitten im fruchtbaren Lande durch den Hungertod bedroht wurden, so fingen sie an zu murren und drohende Bewegungen zu machen.

Täglich sahen die Römer mehr ein, wie unklug es gewesen war, eine so ungeheure Menge von Barbaren, die durch nichts im Zaum gehalten werden konnte, aufgenommen zu haben. In der Nähe von Marcianopel, wo Lupicinus in der Eile Truppen zusammen gezogen hatte, lieferte er mit mehr Unbedachtsamkeit als Ueberlegung den gereizten Feinden eine Schlacht. So tapfer die römischen Legionen kämpften, so vermochten sie doch nicht, der ungestümen Wuth der Feinde zu widerstehen, und Lupicinus, der Urheber dieses Krieges, überließ durch seine Flucht nach Marcianopel das römische Heer seinem Schicksal und den Gothen den Sieg, reichliche Beute und römische Waffen, so daß sie nun jetzt doppelt furchtbar erschienen.

Valens, der sich gerade in jener Zeit in Antiochien aufhielt, beschloß, diesen Aufstand der Gothen mit Gewalt der Waffen zu bekämpfen. Er zog die Legionen, welche gegen die Perser in Armenien aufgestellt waren, von dem Euphrat weg und schickte sie nach Thracien; er selbst machte sich auf den Weg nach Constantinopel, um die Leitung des Krieges in eigener Person zu übernehmen.

Es war am 9. August 378 n. Chr., als Valens Gepäck, Schätze und sonstige Sachen von Werth im Lager von Adrianopel einigen Legionen zur Bewachung zurückließ und gegen die Feinde rückte. Durch einen Fehler kam die Reiterei des rechten Flügels in das Angesicht des Feindes, als der linke noch ziemlich weit entfernt war, daher mußten die Soldaten in der Sonnenhitze in der größten Eile marschiren, um eine gehörige Schlachtordnung aufzustellen. Die ostgothische Reiterei

nebst der alanischen stürzte sich von den Höhen herab, die römische hielt nicht Stand und ergriff die Flucht. Das Fußvolk war nun verlassen, wurde sogleich umringt und niedergehauen. Bei der allgemeinen Niederlage und Flucht eilte der Kaiser zu einem Haufen Truppen, die noch mit der größten Anstrengung für das Leben ihres Kaisers bis zur einbrechenden Nacht kämpften. Dann in der ersten Dunkelheit wurde Valens (wie man glaubt) unter den gemeinen Soldaten von einem Pfeile getroffen und tödtlich verwundet; den sterbenden Fürsten trug man in eine nicht weit entfernte Hütte, welche bald von den Feinden umringt und angezündet ward, da die kaiserlichen Begleiter den Eingang tapfer vertheidigten. Der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge verbrannte. Nur einer entkam aus der Flamme und bewährte durch seine Erzählung die Nachricht von dem Tode des Valens. Die Niederlage der Römer in dieser Schlacht war schrecklich: zwei Drittheile des Heeres waren umgekommen, so daß Ammian nicht übertreibt, wenn er sie mit der cannensischen Niederlage vergleicht. Nur die Dunkelheit der Nacht rettete die Trümmer des geschlagenen Heeres.

Der tapfere General Theodosius, von Geburt ein Spanier, ward auf den Kaiserthron gehoben, um ihn von Neuem wieder zu befestigen. Mit Klugheit und Umsicht führte seine kräftige Hand die Zügel der Regierung. Fünf Monate waren seit der unglücklichen Schlacht bei Adrianopel verflossen, ohne daß man den furchtbaren Siegern sich im Felde gegenüber zu stellen wagte. Das verwais'te Reich hatte unterdessen schrecklich durch die Verheerungen der Feinde gelitten und war in manchen Gegenden in wüste Einöden verwandelt worden. Sobald Theodosius die Regierung angetreten hatte, war seine erste Sorge, die Gothen, wenn nicht zu entfernen — denn dies sah er als unmöglich an —, so doch unschädlich, wo nicht selbst nützlich für das Reich zu machen. Er nahm einen ihrer Führer, Modar, in seine Dienste und gewann ihn so für das Interesse Roms, durch Anvertrauung der wichtigsten Stellen, wie auch durch Geschenke und Versprechungen, daß er an ihm bald seinen treuesten Bundesgenossen hatte. Als oberster Feldherr überfiel Modar ein Heer von seinen Landsleuten, welche im Trunk und Schlaf versunken lagen, und nachdem er viele niedergehauen, bemächtigte er sich der ganzen Wagenburg, die aus 4000 Wagen bestand, und führte eine Menge Kinder, Frauen und Sclaven als Gefangene mit sich fort. Die meisten wurden unter dem Namen Foederati dem römischen Heere einverleibt, dessen Hauptstärke sie ausmachten. Die damalige Welt sah freilich nicht, wie durch die Aufnahme eines solchen fremden Heeres den ohnehin schon verweichlichten und unkriegerischen Römern der Krieg immermehr entfremdet wurde, und bemerkte nicht, wie bald dieser Söldner, in der Kriegskunst unterrichtet und mit allen Waffen versehen, dieselben dazu gebrauchte, die Grundfesten des Reiches zu erschüttern und zu zerstören.

11. Alarich.

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen, und Ferd. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.)

Die Gothen waren durch des Theodosius' Freigebigkeit, Klugheit und Kraft bisher im Frieden erhalten worden, mit seinem Tode hörte dieser auf, da man ihnen für die geleisteten Kriegsdienste und den im Heere befindlichen Truppen die gewöhnlichen Geschenke versagte; sie aber verlangten im Gefühl ihrer Uebermacht die versprochenen Gelder mit drohendem Trotze. Ein an die Waffen gewöhntes Volk pflegt Streitigkeiten nicht durch Worte zu schlichten, um so weniger, wenn es einen Führer hat, der einen kühnen unternehmenden Geist mit Kriegsgeschicklichkeit und kluger Berechnung der Umstände verbindet. Ein solcher Mann war Alarich, entsprossen aus altem, edlem Geschlechte. An den Mündungen der Donau geboren, war er früh mit römischer Kriegsweise und Bildung bekannt geworden. Seiner ausgezeichneten Tapferkeit, die ihm den Namen Balte, der Kühne, erwarb, verdankte das berühmte Geschlecht der Balten, das erste bei den Gothen nach dem der Amaler, Ursprung und Glanz. Als Theodosius gestorben war, brachte man nicht nur die Gothen durch die Entziehung der bestimmten Jahrgelder auf, sondern reizte auch besonders den angesehensten ihrer Führer, Alarich, dadurch zum Kriege, daß man ihm kein Commando über eine Abtheilung des Heeres anvertrauen wollte. Er griff daher zu den Waffen, vereinte unter sich die meisten Westgothen, die schon lange dem Frieden mit den Römern abgeneigt gewesen, und trug die verheerende Kriegsfackel von der Donau bis an die Mauern von Constantinopel. Ohne sich durch eine nutzlose Belagerung uneinnehmbarer Befestigungswerke aufzuhalten, wandte Alarich, den die allgemeine Stimme der Westgothen zum Könige erhoben hatte, seine Schritte in bisher vom Kriege verschont gebliebene Provinzen. Macedonien, Thessalien und Illyrien unterlagen den zahllosen Schwärmen der Gothen, ja, selbst die asiatischen Provinzen wurden von ihnen geplündert. Das Land ward verwüstet und fast zur Einöde gemacht, die Männer niedergehauen, Weiber und Kinder heerdenweise als Sclaven fortgeführt. Noch hätten die Verheerungen von Mittelgriechenland oder Achaja abgewendet werden können, wenn die Engpässe der Thermopylen besetzt und tapfer vertheidigt worden wären. Allein, theils war kein Heer da, weil die Gothen die Hauptstärke der Legionen in den letzten Zeiten ausgemacht hatten, und die Römer sich vom Kriegsdienst, den sie scheuten, loskauften, theils waren die wenigen Truppen in Griechenland keiner großen Kriegsthat fähig, sondern feige und verrätherisch überließen sie dem Feinde die Pässe, wo einst Leonidas mit 300 Spartanern das ganze Heer des Xerxes aufgehalten hatte. Gleiches Schicksal theilten nun die Städte und die Bewohner Achaja's mit Thessalien und Macedonien. Nirgends war eine Aussicht, sich von diesen schrecklichen Feinden zu be-

freien, wenn nicht die Hülfe des Occidents erschien. So ungern man in Constantinopel diese in Anspruch nahm, so hatte man doch sonst keine Wahl, und Stilicho, der erste Minister des Honorius, von Geburt zwar ein Vandale, der Kriegsgeschicklichkeit und Tapferkeit nach aber der erste Mann seiner Zeit, erschien mit einer Flotte dem oströmischen Reiche zur Hülfe und Rettung. In der Nähe von Korinth setzte er seine Truppen ans Land und rückte dann nach Arkadien vor, wo er dem Alarich einige Treffen lieferte, die aber keine Entscheidung herbeiführten. Doch bewirkten sie so viel, daß Stilicho, in der Benutzung des Terrains ein meisterhafter Feldherr, den Alarich immer mehr in das Gebirge einengte, so daß dessen Heer endlich so eingeschlossen war, daß die Gothen die traurige Wahl hatten zwischen dem Tode in einem verzweiflungsvollen Kampfe und dem allmählichen gräßlichen Dahinschwinden aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser, denn selbst das letztere war ihnen abgeschnitten. In dieser verzweifelten Lage zeigte Alarich, daß er zu jenen starken Geistern gehörte, die in den entscheidungsvollsten Augenblicken der Gefahr die Besinnung nicht verlieren, sondern mit hellerem Verstande alle Hindernisse besiegen und sich sonst unbekannte Auswege verschaffen. Von der Eifersucht und dem Mißtrauen beider Höfe gegen einander unterrichtet, knüpfte er mit dem Minister des Arcadius Unterhandlungen an, worauf man ihm einen freien Abzug bewilligte und dem Stilicho den unerwarteten Befehl zuschickte, das oströmische Gebiet sogleich zu verlassen und nach Italien zurückzukehren. Denn man hatte gefürchtet, wenn Stilicho die Gothen überwunden hätte, so möchte er dem Reiche viel gefährlicher als Alarich sein. Dieser wurde zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens ernannt.

An der Grenze zweier Reiche (denn das westliche Illyrien gehörte dem Honorius) hinterging er abwechselnd beide Kaiser mit Versprechungen. Endlich bestimmten ihn der Mangel an noch nicht ausgeplünderten Provinzen im Osten, und die Aufmunterungen des oströmischen Ministers, der dem Stilicho Verdruß und Arbeit zu machen wünschte, einen Einfall in Italien zu versuchen. Während Stilicho in Gallien mit den Franken und anderen germanischen Völkern zu kämpfen hatte, drang der gothische König über die julischen Alpen im Winter des Jahres 400 in Italien ein. Aber nach den kurzen Berichten hören wir erst im Jahre 403 von kriegerischen Vorfällen. Die Römer in Italien, vom größten Schrecken ergriffen, wagten nicht, den Gothen Widerstand zu leisten. Stilicho war unterdessen mit unermüdeter Thätigkeit in Gallien beschäftigt, ein starkes Heer zu sammeln. Die Legion, welche an der Grenze Caledoniens zur Bewachung Britanniens aufgestellt war, wurde zurückgerufen, der Rhein von Truppen entblößt, überall hin ergingen Befehle, mit der größten Eile zu marschiren, um das bedrängte Vaterland zu retten.

Die Gothen waren sorglos bei der Stadt Pollentia gelagert und feierten als arianische Christen andächtig das Osterfest. Stilicho hielt diesen Augenblick für günstig, die Feinde ungerüstet und unvermuthet

anzufallen. Eine blutige Schlacht ward geschlagen, welche beide Theile gewonnen zu haben behaupten. Die gothischen Geschichtschreiber Cassiodor und Jornandes aber berichten, daß die Römer durch die Gothen eine gänzliche Niederlage erlitten hätten. Prosper scheint uns in wenigen Worten noch das Wahrste aufbewahrt zu haben, da er den Sieg unentschieden läßt und angibt, daß auf beiden Seiten mit außerordentlichem Verluste gestritten worden sei.

Das verödete Oberitalien erfreute sich kaum einiger Jahre der Ruhe, als es durch einen noch weit furchtbareren Feind als Alarich heimgesucht wurde. Rhadagais, an der Spitze von Vandalen, Alanen, Sueven und anderen germanischen Völkern, worunter gewiß auch Gothen waren, kam an die obere Donau. Die Festungen waren schlecht mit Truppen versehen, daher drangen die Feinde unaufhaltsam nach Italien vor. Sie wollten durch Etrurien gerade auf Rom zu gehen (406). Bei Fäsulä wurden sie plötzlich von Stilicho mit Hülfe hunnischer und gothischer Hülfstruppen in den Bergen eingeschlossen. Die Beschaffenheit der gebirgigen Gegend, deren Pässe von den Römern auf das stärkste besetzt waren, und Stilicho's Besonnenheit, der jedem Treffen auswich, worin die größere Menge oder die Verzweiflung den Sieg erringen konnte, brachte die Eingeschlossenen bald in die schrecklichste Lage. In den Angriffen verloren sie beständig Leute, noch mehr kamen durch Hunger um, so daß der Rest sich ergeben mußte, wovon ein Theil in Stilicho's Dienste trat, die Anderen aber nach Norden zurückkehrten und in Gallien Verheerungen anrichteten. Rhadagais selbst ward gefangen und getödtet.

Stilicho sah ein, daß Alarich's Freundschaft erhalten werden müsse; mit ihm befreundet, suchte er dem oströmischen Reiche den Rest von Illyricum zu entreißen. Alarich bekam für seine Hülfe eine bedeutende Summe versprochen. Als Rhadagais in Italien einfiel (406), ward diese Unternehmung aufgeschoben. Als Bezahlung der Unkosten des Zuges gegen Illyrien, den er mit Stilicho verabredet hatte, verlangte Alarich 4000 Pfund Gold. Lange weigerte sich der Senat in Rom, der jetzt Krieg einem schimpflichen Frieden vorziehen wollte, diese Summe zu bezahlen, so sehr auch Stilicho zu Gunsten seines Freundes sprach, und die Sache nicht als eine Bezahlung des Tributs, sondern Erfüllung des Versprechens für geleistete Dienste darstellte. Endlich stimmte die größte Zahl der Senatoren dem Vorschlage Stilicho's bei, aus Furcht vor diesem Minister. Jedoch der Senator Lampadius hatte die Kühnheit, dem mächtigen Stilicho ins Angesicht zu sagen: „dieses wäre kein Friedensvertrag, sondern ein Vertrag der Sclaverei.“ Man sah Stilicho als den Verbündeten Alarich's und den Verräther des Landes an, das er schon zwei Mal durch sein Kriegstalent gerettet hatte. Bald fanden seine zahlreichen Feinde hinlänglichen Vorwand, des Ministers Treue dem Kaiser verdächtig zu machen. So wurde der Mann, der das Reich noch allein hätte retten können, durch die Ränke seiner Feinde gestürzt: Honorius gab die Einwilligung zum Morde des Ministers.

Zum Verwundern zeigt sich der Westgothenkönig Anfangs mäßig in seinen Forderungen. Dem Vertrage getreu, den er mit Stilicho geschlossen hatte, will er den Frieden dem Kriege vorziehen, wenn man ihm die nicht übermäßige Summe, welche er verlangt, und gegenseitige Auswechslung der Geißel zugesteht. Ueberdies macht er sogar das Anerbieten, Noricum zu verlassen und seine Truppen nach Pannonien zurückzuführen. Allein der Hof zu Ravenna, ganz verblendet und gar nicht bekannt mit der Lage der Dinge, hält die großmüthigen Anerbietungen Alarich's für Schwäche und schlägt ihm daher alle Forderungen ab.

Seine Gegner verachtend, zögerte der Gothenkönig nicht lange; er setzte über den Po bei Cremona, und alles Land mit Rauch, Mord und Raub verfinsternd, zog er über Bologna nach Rimini, und die Flaminische Straße hinunter eilend, umlagerte er sodann plötzlich die Mauern Roms. Er legte seine Heerhaufen vor jedes ihrer Hauptthore, schnitt alle Zufuhr vom Lande wie vom Tiber ab, und wartete ruhig auf die unausbleibliche Wirkung seiner Maßregeln. Wüthender Hunger und eine scheußliche Pest begann die Straßen mit Leichen zu bedecken, während es nicht viel fruchtete, daß die edeln Frauen ihr Geschmeide in kaum erschwingliches Brod verwandelten, um die Noth des Volkes zu erleichtern. Endlich verzagten die Römer an der Möglichkeit, länger zu dulden; sie schickten Gesandte in das Lager der Gothen, um mit ihnen wegen eines friedlichen Vergleiches zu unterhandeln. Diese sagten dem Könige, was der Senat ihnen aufgetragen hatte: das Volk, an die Waffen gewöhnt, sei selbst zur Schlacht bereit, wenn er fortfahre, durch unbillige Bedingungen es aufs Aeußerste zu treiben. Das Heu, entgegnete hierauf der Gothe mit spöttischer Verachtung, wird um so leichter gemäht, je dichter es ist, und alle, die um ihn waren und die Rede hörten, brachen in ein schallendes Gelächter aus. Er verlangte sodann mit dem Uebermuth des Siegers für seinen Abzug die Auslieferung aller Kostbarkeiten der Stadt an Gold und Geräthe und aller Sclaven barbarischer Abkunft. Als ihn nun einer der erschreckten Gesandten fragte, was er denn in Rom übrig zu lassen gedenke, antwortete er kurz: die Seelen! Und mit diesem Bescheid kehrten die Redner zum Senat zurück.

Nach einer zweiten und dringenderen Gesandtschaft erklärte sich der König mit dem Lösegeld von 5000 Pfunden Gold, 30,000 Pfunden Silber zufrieden, und er verlangte außerdem 3000 Stück in Purpur getränkter Felle, 4000 seidene Wämser und 3000 Pfund Pfeffer, eine Forderung, welche Geschmack und Bedürfniß der Barbaren wie der Römer zugleich erkennen läßt. Die große Summe des baaren Lösegeldes aufzubringen, reichte jedoch eine Zwangssteuer auf die Vermögenden nicht aus; man vergriff sich also an dem Schmuck der verschlossenen Tempelstatuen, man schmolz sogar Bildsäulen von Gold und von Silber ein, und dieses beweis't hinlänglich, daß damals noch genug kostbare Statuen der Götter in Rom aufrecht standen. Unter diesen dem Schmelz-

tiegel anheim gefallenen Opfern beklagt der entrüstete Zosimus vor allen übrigen die nationale Figur der Virtus, mit welcher, wie er sich ausdrückt, auch der letzte Rest von Tapferkeit und Tugend bei den Römern zu Grunde ging.

Nach Empfang des Kaufgeldes entfernte sich der Gothenkönig mit seinem Heer von Rom und schlug im Tuskischen ein Lager auf, 40,000 Barbarensclaven mit sich führend, welche nach und nach aus der Stadt zu ihm übergelaufen waren. Er wartete auf die Antwort vom Hofe von Ravenna, wohin Gesandte des Senates gegangen waren, um den endlichen Frieden, ein Freundschaftsbündniß, und die Forderung von edeln Geißeln dem Kaiser in seinem Namen vorzutragen. Aber Honorius oder sein Minister Olympius verwarf die Vorschläge mit um so weniger begreiflichem Uebermuth, als die Schwäche des Reiches offenkundig, Rom völlig wehrlos, und das Verlangen Alarich's wahrhaft bescheiden war.

Als er nun wieder vor dem geängsteten Rom erschien, drohte er gegen die Stadt von Neuem Hunger und Pest loszulassen, wenn sie nicht, seinem Befehl gehorsam, von dem kindischen Honorius sich lossage. Der Senat, vielleicht durch einen Aufstand des Volkes gezwungen, gab nach; er unterwarf sich dem entehrenden Schimpf, aus den Händen des Gothenkönigs ein kaiserliches Phantom zu empfangen und im Palatium der Cäsaren einzusetzen. Diese Puppe war Attalus, der von Honorius zuvor ernannte Präfect der Stadt.

Der neue Imperator verließ im Gefolge Alarich's Rom, vor den Mauern Ravenna's sich zu zeigen, um, wie er versprochen hatte, Honorius aus dieser Festung zu vertreiben. Es währte nicht lange, daß Alarich, der immerfort mit Honorius wegen des Friedens unterhandelte, seiner Creatur überdrüssig wurde. Erbittert über die kopflosen Maßregeln, welche Attalus in Afrika gegen den Grafen Heraklian, den Statthalter jener Provinz, angeordnet hatte, ergriff er ihn eines Tages außerhalb der Mauern von Rimini, und nahm ihm den Purpur von den Schultern und das kaiserliche Stirnband vom Haupt, welche Insignien er hierauf an Honorius sandte. Die Hoffnung jedoch auf einen endlichen Abschluß des Friedens scheiterte, und von Rache nnd Zorn erfüllt, ließ Alarich sein Heer aus der Nähe von Ravenna plötzlich abziehen und in Eile im Sturm auf Rom marschiren.

Es scheint, daß Alarich keinen Sturm unternahm, sondern ruhig abwartete, was der von Neuem und schrecklicher wüthende Hunger, und was sein Einverständniß mit den Arianern und Heiden in der Stadt bewirken würde. Dieses aber mußte durch die große Menge der übergelaufenen Sclaven sehr erleichtert werden.

Der Fall von Karthago und Syrakus war ein dieser Städte würdiges Ende, aber der Fall des großen Rom unter dem Schwerte Alarich's erschreckt uns durch die allgemeine und wahrhaft Ekel erregende Erschlaffung des einst tapfersten Volkes der Erde. Wir sehen nirgend Widerstand, nur Flucht, Mord, Plünderung und gräuliche Verwirrung,

welche darzustellen kein Augenzeuge gewagt hat. Die Barbaren ergossen sich mit der Schnelligkeit des Sturmes durch alle Viertel Roms; sie jagten die kreischenden Schaaren der Flüchtlinge vor sich her und metzelten sie nieder, wo sie dieselben erreichten. Dann stürzten sie sich auf die unermeßliche Stadt zur Plünderung. Indem sie in dem ersten und allgemeinen Instinct nach Gold zu gleicher Zeit und überall, Paläste, Thermen, Kirchen, Tempel angriffen und durchsuchten, entleerten sie Rom schnell und mit der Hast der Diebe wie eine Schatzkammer, und bepackten in Eile Pferde und Karren mit verworrener Beute. Kaum mochte in einer Stadt der Welt je eine reichere Beute dem Feinde zugefallen sein. Alarich hatte seinen Kriegern volle Plünderungsfreiheit gegeben, aber ihnen Schonung des Lebens der Einwohner anbefohlen, und die Kirchen, vor allen die Basiliken der Apostel Petrus und Paulus zu Freistätten erklärt, in denen die Flüchtlinge, welchem Stand sie immer angehören mochten, nicht verletzt werden durften. Die Gothen gehorchten diesem Befehl, so weit es ihnen die blinde Beutewuth gestattete. Ein Gothe drang in das Haus einer frommen Jungfrau, welche er einsam, wehrlos und furchtlos einen aufgehäuften Schatz von prächtigen Gefäßen hüten fand. Im Begriff, auf diese Beute sich zu stürzen, schreckten ihn die ruhigen Worte der Frommen zurück, daß er thun möge, was seines Willens sei, denn diese Schätze wären Eigenthum des Apostels Petrus, und der Heilige würde den Tempelräuber zu bestrafen wissen. Der Barbar trat zurück und nachdem er dem König Alarich von dem Vorfall Kunde gegeben, erhielt er den Befehl, sowohl die Weihgeschenke des Apostels, als ihre fromme Hüterin unter sicherer Bedeckung unversehrt nach dem S. Peter zu geleiten.

Beim Anblick der Hauptstadt der Welt, welche geschändet ihm zu Füßen lag, und von deren Säulen so viele ernste Heldengestalten, deren Thaten und Namen er zum Theil kannte, auf ihn nieder blickten, mußte Alarich schaudern und Stilicho's gedenken, bei dessen Leben er Rom nie würde betreten haben. Aber sicher war es außer solchen Gefühlen eine politische Berechnung oder Befürchtung, die wir nicht mehr kennen: Alarich ließ schon nach drei Tagen die Gothen von der geplünderten Stadt nach Campanien abziehen, indem er die unberechenbare Beute auf Wagen, eine große Zahl von Gefangenen mit sich schleppte und Placidia selbst, die Schwester des Honorius, sie achtungsvoll behandelnd, mit sich führte.

Er rückte bis an die südliche Spitze von Unteritalien und wollte nach der fruchtbaren und reichen Insel Sicilien und von da nach Afrika übersetzen. Allein der Wille des Schicksals wollte es anders. Der gothische Kriegsheld, der bei einem längern Leben gewiß noch große Dinge ausgeführt hätte, starb wie Alexander, in der Blüthe seines Lebens, im 34. Jahre seines Alters. Vom ganzen Volke der Westgothen betrauert, wurde er auf eine merkwürdige Weise zur Erde bestattet. Eine Menge von Gefangenen mußten den Fluß Busentum, welcher an der Stadt Cosenza vorüberfließt, ableiten; mitten im trockenen Flußbette

errichteten sie ihrem verblichenen König ein Grabmal, und nachdem sie ihn, ausgestattet mit vielen Schätzen, darin beerdigt hatten, leiteten sie das Wasser des Flusses wieder darüber. Damit aber Niemand erfahre, wo der große König mit seinen Schätzen vergraben sei, und römische Habsucht die Ruhe seiner Gebeine nicht störe, so wurden alle Sclaven, welche dabei Arbeit verrichtet hatten, umgebracht.

---

12. Attila*).

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen.)

Die Hunnen hatten sich bis an die Donau gezogen und von hier aus mehrmals die Griechen durch verheerende Einfälle in Thracien erschreckt und sie in Schlachten besiegt, bis endlich Attila nach der Ermordung seines Bruders Bleda alleiniger König der Hunnen geworden war (443). Durch die ihm eigene Herrscherkraft, welche Grausamkeit mit Milde, Verwegenheit mit Besonnenheit verband, hielt er die verschiedenen Völker, welche er besiegt hatte, in Unterwürfigkeit. Seinen Wohnsitz verlegte er diesseits der Theiß in Ungarn, und von hier aus herrschte er in eine Entfernung, deren Grenzen sich nicht genau bestimmen lassen, wahrscheinlich aber im Osten bis an die Wolga, da er mit den Persern Krieg führen ließ, und im Westen unterwarf er sich die Ostgothen, Gepiden und Thüringer; unterdessen setzte er im Süden die Kriege mit dem oströmischen Reiche fort.

Als Marcianus, ein tapferer Krieger und kräftiger Regent, den Thron in Konstantinopel bestieg (450), dachte sich Attila Eroberungen im abendländischen Reiche weniger schwierig. Sein eigener Entschluß wurde noch mehr bestimmt, als ihm die berüchtigte Honoria, die Schwester des weströmischen Kaisers, ihre Hand antrug, und Geiserich, der König der Vandalen in Afrika, der früher vergeblich Römer und Gothen zu entzweien suchte, beiden die Hunnen zuschickte, um nicht selbst ihrer vereinten Macht zu unterliegen.

Unter dem Vorgeben, bald nur die Westgothen, bald nur die Römer bekriegen zu wollen, ging Attila mit allen verbundenen Völkern, nach der Angabe des Jornandes 500,000 Mann stark, über den Rhein, zerstörte die meisten Städte an diesem Strome, schlug die Burgunder, und drang in Gallien unaufhaltsam vorwärts bis an die Loire. Gemeinsame Gefahr, von diesem furchtbaren Eroberer vernichtet zu werden, verband die bisher feindlichen Völker der Römer, Westgothen, Alanen und Burgunder. Auch ein Theil der Franken war auf Seiten der Römer, der andere hielt es mit den Hunnen.

Schon war Attila im Begriff, die Stadt Orleans zu plündern und

---

*) Vergl. Nr. 19.

zu zerstören, als die Römer und die mit ihnen vereinten Westgothen heranrückten. Der Hunnenkönig, durch die unerwartete Ankunft der Feinde überrascht, zog sich, unmuthig über den mißlungenen Versuch, wieder jenseits der Seine zurück bis in die Nähe von Troyes. Hier, bei Châlons sur Marne, auf den sogenannten catalaunischen Feldern, kamen die feindlichen Heere einander gegenüber; eine Anhöhe, welche die ganze Ebene beherrschte, sollte zu gleicher Zeit von beiden Seiten besetzt werden; die Westgothen aber kamen den Hunnen zuvor und blieben während der ganzen Schlacht im Besitz dieser vortheilhaften Stellung. Nachdem auf jeder Seite die Kampflust der Streiter durch Reden der Anführer noch höher gesteigert worden, stürzten sich die Völker, welche vom atlantischen Meere bis zu den Steppen Asiens wohnten, in wilder Kriegswuth aufeinander. Es war eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, von denen uns die Geschichte erzählt. Den Vorzug der bessern Waffenrüstung und Kriegsübung, welche die Römer und die mit ihnen verbundenen Völker hatten, ersetzte Attila durch die größeren Massen seiner Heerhaufen und durch den Eindruck seiner Person, da die Völker von ihm bisher nur zum Siege geführt worden waren. Allein durch die Kriegsgeschicklichkeit des Aetius und der Westgothen unwiderstehliche Tapferkeit ging Attila's Ruhm der Unbesiegbarkeit verloren. Den Sieg aber mußte Theodorich, der König der Westgothen, mit seinem Leben erkaufen. Denn als dieser die Seinigen in den Kampf führte, stürzte er verwundet vom Pferde und ward in der Hitze des Kampfes von den über ihn Hinausschreitenden zertreten: wahrscheinlicher ist aber die Nachricht, daß er, vom Pfeile des Ostgothen Andages getroffen, an der tödtlichen Wunde sogleich auf dem Schlachtfelde seinen Geist aufgegeben habe. Sobald die Westgothen ihren geliebten König getödtet sahen, ergriff sie unendliche Kriegeswuth, seinen Tod durch die Niederlage der Feinde zu rächen. Da Attila die Unmöglichkeit erkannte, gegen die Westgothen den Kampf zu bestehen, so entschloß er sich erst, als Gefahr war, den Feinden in die Hände zu fallen, zum eiligen Rückzug hinter die feste Wagenburg. Das Morden und Würgen hatte den Tag hindurch gedauert. Als der nächste Tag anbrach und das grause Schlachtfeld beleuchtete, welches das Blut von Hunderttausenden von Leichnamen überschwemmte, bemerkte Attila mit Schrecken seinen ungeheuern Verlust, und obwohl auch die Römer und ihre Bundesgenossen nicht viel weniger Leute mochten verloren haben, so schrieben sich Aetius und Thorismund, der älteste Sohn des gefallenen Westgothenkönigs, doch den Sieg zu, da Attila, allzu sehr geschwächt, nicht wagte, sein stark befestigtes Lager zu verlassen. Dieses kluge Benehmen des Hunnenkönigs für äußerste Verzweiflung und Furcht haltend, machten sie auf das Lager einen Sturm. Freilich hatte er nun Alles aufzubieten, um nicht zu unterliegen, und wie er auf den schlimmsten Fall schon gefaßt war, zeigen die Anstalten, die er getroffen hatte, sich einen ehrenvollen Tod zu geben, wenn es den Feinden gelänge, das Lager zu erstürmen. Auf diesen Fall hatte er einen Scheiterhaufen von Pferde-

sätteln errichten lassen. Schon war Alles bereit, ihn anzuzünden, und Attila wollte in dessen Flammen einer schimpflichen Gefangennehmung entgehen, als es den Anstrengungen seiner Hunnen noch gelang, den Sturm glücklich abzuschlagen.

Attila brach sogleich auf und ging mit dem Ueberreste seines Heeres eiligst über den Rhein zurück; Aetius aber sammelte die reichen Schätze auf dem Schlachtfelde und im Lager, welche die Hunnen wegen ihrer schleunigen Flucht zurückgelassen hatten. Wie wenig klug es war, Attila abziehen zu lassen, zeigte sich bald, denn schon im folgenden Jahre (452) hatte er wieder ein so großes Heer zusammengezogen, daß er es wagte, über die unbesetzten Alpenpässe verheerend in Italien einzufallen. Mit der Forderung, ihm die Honoria, die sich ihm früher als Gemahlin hatte antragen lassen, und einen Theil des Reiches, als die ihr angehörige Mitgift, herauszugeben, zog er vorwärts. Erst ward Aquileja nach einer hartnäckigen Belagerung genommen und zerstört, dann bemächtigte er sich der Stadt Mailand. Ganz Italien zitterte, da selbst der erste römische Kriegsheld Aetius mit seinem schwachen Heere nicht im Felde dem Feinde gegenüber zu erscheinen wagte. Um der furchtbaren Gottesgeißel (wie sich der Hunnenkönig selbst nannte) zu entgehen, flüchteten sich die Bewohner der Gegenden, die sein Marsch berührte, in unzugängliche Gebirge oder auf nahe gelegene Inseln, und gaben dadurch neuen Städten (Venedig) den Ursprung. Schon rückte Attila's Heer gegen Rom und keine irdische Macht schien die Stadt retten zu können: da zog der Papst Leo in einer Procession dem Hunnenkönige entgegen, und der Heide ließ sich von dem Hirten der Christenheit zum Rückzuge bewegen. Jornandes fügt noch hinzu, daß die Hunnen, vom Schicksale Alarich's unterrichtet, der bald nach der Plünderung Roms starb, befürchtet hätten, ihrem Könige möchte, wenn er die Weltstadt betreten, auch ein frühzeitiger Tod bevorstehen, und sie wären daher gar nicht mit Unwillen weggezogen. Idatius aber, ein Zeitgenosse, schreibt den Rückzug Attila's aus Italien nicht dem Erfolg einer Gesandtschaft zu, sondern der Verminderung des Heeres, veranlaßt durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheiten, welche das ungewohnte Klima erzeugte. Auch die Truppen, welche der oströmische Kaiser Marcian schickte, hätten Attila in mehreren Treffen so sehr geschwächt, daß er endlich Italien hätte verlassen müssen, um nicht gänzlich aufgerieben zu werden. Er kehrte darauf in sein Land zurück, wo er bald nachher starb.

---

13. Geiserich.

(Nach Felix Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Nordküste von Afrika war durch ihre abgeschlossene Lage nächst Britannien am längsten von allen Provinzen gegen die Angriffe der

germanischen Völker gesichert gewesen. So sicher schien das Land vor allen Angriffen der deutschen Barbaren bewahrt zu sein, daß viele Vornehme aus Italien und Spanien sich mit ihren Schätzen dorthin flüchteten. Der Westgothenkönig Alarich hatte den Plan gehabt, von Unteritalien nach Sicilien und von dort nach Afrika überzusetzen; sein unerwarteter Tod hinderte ihn an der Ausführung. Sein zweiter Nachfolger Wallia wollte mit den Westgothen nach der reichen Provinz Afrika übersetzen, als aber seine Flotte in der Meerenge durch Stürme einen großen Verlust erlitten hatte, gab er das Unternehmen auf. Bald darauf erhielten die Vandalen unter ihrem Könige Gunderich (406—427) das Uebergewicht in Spanien und machten von ihren Wohnsitzen in Andalusien schon einen glücklichen Streifzug an die afrikanische Küste (Mauretanien), als sie von dem römischen Statthalter Afrika's, Bonifacius, der durch die Ränke seines Gegners Aetius bei der Kaiserin-Mutter Placidia in Ungnade gefallen und in seiner Stellung bedroht war, nach Afrika zu Hülfe gerufen wurden. Um diese Zeit war Gunderich gestorben und ihm sein natürlicher Bruder Geiserich gefolgt, wahrscheinlich weil die Söhne Gunderich's noch unmündig waren.

Geiserich war von mittlerer Größe und, wie Timur, in Folge eines Sturzes vom Pferde hinkend. Sein tief sinnender Geist äußerte sich nur in seltenen und wenigen Worten; er war ein Verächter der Schwelgerei, dagegen dem Zorne und der Habsucht ergeben. Eine besondere Geschicklichkeit, andere Völker für sich zu gewinnen und nach seinem Willen zu lenken, war ihm eigen, und er benutzte diesen Einfluß häufig genug, den Samen des Hasses und der Zwietracht auszustreuen. Mit persönlicher Tapferkeit im Kriege verband er eine eben so große Gewandtheit in der Anwendung strategischer Ueberlistungen, und eine ausgezeichnete Entschlossenheit und Thatkraft.

Einem barbarischen Könige von diesen Geistesgaben mußte natürlich eine Gelegenheit zu neuen Kriegsthaten höchst willkommen sein, welche außerdem noch das beste Mittel war, etwaigen inneren Unruhen wegen der nicht ganz gesetzmäßigen Nachfolge eines natürlichen Bruders vorzubeugen. Geiserich rüstete sich demnach, der Einladung des Bonifacius folgend, nach Afrika zu ziehen.

Kaum waren die Vandalen gelandet, als ihr Bundesgenosse Bonifacius sich wieder mit der Kaiserin-Mutter Placidia versöhnte. Diese hatte nämlich vertraute Freunde des Empörers, von deren Treue auch sie überzeugt war, nach Karthago geschickt, um, wenn etwa ein Mißverständniß zu Grunde läge, den Frieden wieder herzustellen. Bonifacius legte einen Brief des Aetius vor, worin dieser unter dem Scheine der Freundschaft ihn benachrichtigt hatte, daß die Kaiserin-Mutter ihm nachstelle und ihn aus dem Wege räumen wolle. Placidia verzieh ihm völlig wegen des Betruges, worin Aetius sie Beide zu gleicher Zeit verstrickt hatte. Als nun Bonifacius wieder mit dem Reiche versöhnt war, bot er auch Alles auf, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Durch Bitten und Versprechungen aller Art suchte er Geiserich dahin

zu bringen, Afrika zu verlassen. Aber vergebens. Vielmehr nahmen die Vandalen diese Sinnesänderung des Bonifacius für eine Treubrüchigkeit und begannen sofort einen blutigen Krieg gegen alle Römer. Bonifacius rückte endlich mit Heeresmacht gegen die Vandalen heran. An den Grenzen von Numidien und Mauretanien kam es zu einer großen Schlacht, aber sie entschied gegen die Römer, und Bonifacius mußte sich nach Hippo Regius, einer Stadt in Numidien, dem Bischofssitze des heiligen Augustin, zurückziehen.

Die Tapferkeit der Vertheidiger Hippo's blieb nicht unbelohnt; nachdem die Vandalen vierzehn Monate vor der Stadt ausgehalten, den Belagerten erfolglos auch die See abgeschnitten hatten, gaben sie selbst, durch Mangel gezwungen, das Unternehmen auf (Juli 431). Bald darauf erhielt Bonifacius von Rom und Byzanz, wo man gewiß auch für die eigenen afrikanischen Besitzungen Gefahr fürchtete, ansehnliche Verstärkungen, welche von Aspar, dem ersten Feldherrn des byzantinischen Reiches, befehligt wurden. Man wagte einen neuen Kampf, der aber von keinem glücklicheren Erfolge als der erste begleitet war. Den Vandalen wurde vorläufig derjenige Theil Afrika's als Wohnsitz angewiesen, den sie bis dahin erobert hatten, ohne Zweifel Byzacena, ein Theil der Provinz Karthago, aber nicht die Stadt selbst, und der östliche Theil von Numidien, denn diese Gegenden blieben immer der Mittelpunkt der vandalischen Herrschaft. Dafür mußten die Vandalen versprechen, das römische Reich fernerhin nicht anzugreifen.

Auf diese Weise folgte den wilden Kämpfen jetzt eine Zeit der Ruhe in Afrika. In Karthago herrschte dieselbe Sorglosigkeit, dasselbe Hingeben an sinnliche Genüsse, wie vor der Ankunft der Vandalen. Die Sorglosigkeit der Feinde konnte dem Geiserich nicht entgehen, er rückte daher mitten im Frieden vor Karthago, und nahm die Stadt durch einen Handstreich im October 439. Nach dieser Eroberung dauerte der Krieg zwischen Römern und Vandalen noch mehrere Jahre fort; aber es handelte sich bald nicht mehr bloß um Afrika, sondern Geiserich richtete seinen Blick auf das Meer und begann eine Reihe der verheerendsten Raubzüge, welche auch die übrigen Provinzen der römischen Reiche, namentlich Italien, mit Verderben und Untergang bedrohten. Noch in demselben Jahre unternahm er eine Expedition nach Sicilien und wahrscheinlich auch nach Bruttium. Er verwüstete die Insel (440), eroberte die wichtige Stadt Lilybäum und belagerte zuletzt Panormus; dabei verfolgte er allenthalben auf Anrathen des arianischen Bischofs Maximinus die Katholiken. So groß war die Meinung, welche Geiserich von seiner Macht hegte, daß er sich damals König des Landes und des Meeres nannte.

Einen ganz neuen Aufschwung nahm die vandalische Macht mit dem Tode des Kaisers Valentinian III. (den 16. März 455). Sein Mörder Maximus hatte, nachdem er sich selbst auf den Thron erhoben, die Tochter des Kaisers mit seinem Sohne erster Ehe Palladius, den er zum Cäsar ernannte, und sich selbst mit der Kaiserin-Wittwe Eudoxia

vermählt. Geiserich glaubte jetzt aller Verpflichtungen, welche ihm der mit dem vorigen Kaiser geschlossene Friede auferlegte, ledig zu sein und schickte sich an, einen Zug gegen Italien zu unternehmen. Diesmal soll auch Eudoxia selbst, der sich Maximus als der Mörder ihres früheren Gemahls angegeben hatte, den König der Vandalen durch einen heimlichen Boten aufgefordert haben, sie und das Reich von dem Tyrannen zu befreien. Geiserich landete mit einer großen Flotte an der römischen Küste und zog gegen die Stadt. Hier war Alles in der größten Verwirrung. Viele von den Vornehmen und aus dem Volke suchten in der Flucht ihr Heil. Der schwache Kaiser, welchem schon am Abende der Krönung die Last des Reiches zu schwer gewesen war, wagte keinen Widerstand, sondern wollte selbst, wie er Allen erlaubte, Rom zu verlassen, die Hauptstadt und das Reich aufgeben. Da brach innerhalb der Mauern ein Aufstand los, an dem das Volk und die Soldaten Theil nahmen. Maximus wurde getödtet, wie es heißt, von den Dienern seiner Gemahlin, der Leichnam in Stücke zerrissen und dann in die Tiber geworfen. Ein Theil der germanischen Truppen in Rom scheint sich dann mit den Vandalen vereint zu haben, wenigstens soll Geiserich unter Leitung eines Burgunders in die Stadt gerückt sein. Vor den Thoren kam ihm der Papst Leo, welcher schon einmal den Attila besänftigt hatte, entgegen, und auch jetzt gelang es ihm, Rom wenigstens vor völliger Vernichtung oder den Gräueln einer gewaltsamen Eroberung zu schützen. Am dritten Tage nach der Ermordung des Kaisers rückten die Vandalen in die Stadt ein und plünderten dieselbe vierzehn Tage hindurch mit aller Muße. Der Schmuck und die Schätze der Kaiser, überhaupt Alles, was die Plünderungen der Tyrannen und die Gothen von den ungeheuren Kostbarkeiten auf dem Capitol übrig gelassen hatten, wurde jetzt weggenommen. Auch die heiligen Gefäße des Tempels von Jerusalem wurden nach Afrika geschleppt, selbst das bronzene, stark vergoldete Dach, womit Domitian den capitolinischen Tempel geschmückt hatte, wurde zur Hälfte abgedeckt. Mehrere Tausend Gefangene, die sich durch Schönheit des Leibes oder durch Kunstgeschicklichkeit auszeichneten, wurden weggeschleppt, außerdem noch die Kaiserin-Wittwe mit ihren beiden Töchtern.

Nach dem Tode Valentinian's erstreckte sich Geiserich's Macht von den Grenzen Cyrene's bis zu den Säulen des Hercules. Wie und unter welchen Bedingungen diese Provinzen so schnell und geräuschlos eingenommen wurden, darüber können wir aus Mangel an Nachrichten nichts Näheres angeben.

Mit der zunehmenden Schwäche des römischen Reiches mischte sich Geiserich immer mehr in die inneren Angelegenheiten desselben.

Nach dem Tode des Kaisers Severus (465) war das Abendland 2 Jahre ohne Herrscher gewesen, da setzte endlich der griechische Kaiser Leo seinen Feldherrn Anthemius auf den weströmischen Thron und der römische Senat sammt dem Volke gaben ihre nutzlose Beistimmung dazu. Geiserich, der den Schwager seines Sohnes Olybrius als Prätendenten

des abendländischen Reiches aufstellte, fuhr fort, die Küsten Italiens zu verheeren. Leo's Pflicht war es, den Kaiser, welchen er jüngst eingesetzt hatte, zu schützen. Er schickte daher 467 den Anthemius mit einem auserwählten Heere nach dem Abendlande und zu gleicher Zeit den Phylarchus als Gesandten an Geiserich, um ihm die Thronbesteigung des Anthemius zu melden und mit Krieg zu drohen, wenn er sich der Angriffe auf Italien und auf das Reich überhaupt nicht enthielte. Der Vandalenkönig weigerte sich, diesen Forderungen zu genügen und rüstete sich zum neuen Kriege. Ihm war dies zugleich ein bequemer Vorwand, statt des Jahre lang geplünderten Italiens und Siciliens in das Gebiet des griechischen Kaisers, welches neuere und reichere Beute versprach, einzufallen. Illyrien, der Peloponnes und das übrige Griechenland wurden jetzt eben so verheert, wie vorher Italien und Sicilien, wohin die Vandalen jedoch auch von Zeit zu Zeit zurückkehrten. Furchtbare Grausamkeiten bezeichnen diese Züge. Länger konnte man eine solche Behandlung des Reiches nicht ungestraft lassen, und so wurde denn ein großer Zug gegen die Vandalen beschlossen. Im Orient und Occident wurden ungeheure Rüstungen gemacht, der griechische Kaiser war die Seele der Unternehmung. Noch einmal wurden alle Kräfte des Reiches aufgeboten, wie es nie mehr nach dieser Zeit geschehen ist. Die Zahl der Schiffe überstieg Tausend und das Heer zählte Hunderttausend auserlesene Streiter. Auch im Abendlande rüsteten sich Anthemius und Ricimer nach Kräften zu dem großen Unternehmen. Von drei Seiten wollte man die Vandalen angreifen (im J. 468), an den äußersten Gliedern ihres Reiches und zugleich am Herzen selbst. Das Hauptheer sollte in der Nähe von Karthago landen; ein zweites Heer, unter dem Befehle des Heraklius, sollte Tripolis angreifen und von da weiter nach Karthago vorrücken. Marcellin endlich sollte mit einem dritten Heere, welches vorzugsweise aus den Truppen des Abendlandes bestand, Sardinien angreifen und den Vandalen diesen festen Anhaltspunkt im westlichen Theile des Mittelmeeres entreißen. Nie war das vandalische Reich von einer gleichen Gefahr bedrohet gewesen.

Der Anfang des Krieges war sehr günstig für die Römer. Marcellin vertrieb die Vandalen aus Sardinien; Heraklius nahm die Städte in Tripolis weg und rückte dann mit Zurücklassung seiner Flotte gegen Karthago vor. Das Hauptheer sammt der Flotte, welche sich in Sicilien gesammelt hatten, war auch nach Afrika gesegelt und trug bereits einige Vortheile über die Vandalen davon. Hätte man jetzt bei dem allgemeinen Schrecken sogleich die Hauptstadt angegriffen, so wäre ihre Einnahme kaum zweifelhaft gewesen. Aber die Anführer zögerten und Geiserich suchte sie noch länger hinzuhalten. Er bat sich daher von dem Oberanführer Basiliskus einen fünftägigen Waffenstillstand aus, um die Befehle des Kaisers zu erfüllen, und der griechische Feldherr, sei es aus Verrätherei oder selbst getäuscht, gewährte die Forderung. Während dieser Zeit rüstete Geiserich alle seine schnell segelnden Schiffe aus und wartete einen günstigen Wind ab. Als dieser wirklich zur

Nachtzeit eintrat, fuhren die Vandalen aus und trieben zugleich die leeren Schiffe brennend gegen den Feind. Bei der Verwirrung, welche diese Brander in der römischen Flotte anrichteten, machten sie einen heftigen Angriff, und brachten ungeachtet des tapferen Widerstandes einzelner Anführer, den Römern eine solche Niederlage bei, daß diese nicht länger in Afrika Stand halten konnten, sondern nach Hause zurückkehren mußten. Die Hälfte der Mannschaft war auf diesem Zuge zu Grunde gegangen, und die ganze, mit so vielem Pompe angekündigte und mit so ungeheuren Kosten unternommene Expedition hatte keinen anderen Erfolg, als daß Geiserich die Länder und Provinzen beider Reiche um so ungehinderter plündern konnte.

Doch scheint das Alter den Geiserich zur Ruhe geneigter gemacht zu haben. Zuerst wurde zwischen den Vandalen und dem Patricier Orestes, dem Vater des letzten römischen Kaisers Augustulus, ein Bündniß geschlossen (475) und, als dann gleich darauf Odoaker sich des Reiches bemächtigte (476), machte Geiserich auch mit diesem einen Vertrag, wodurch er ihm Sicilien gegen Entrichtung eines Tributs abtrat, und sich nur einen kleinen Theil der Insel, wahrscheinlich den nordwestlichen, worauf Lilybäum lag, vorbehielt.

So starb der gefürchtete Eroberer Afrika's endlich im Frieden mit den Gegnern, welche er während seines ganzen Lebens bekriegt hatte, hochbejahrt den 25. Januar 477, nachdem er 50 Jahre überhaupt und 37 Jahre nach der Einnahme von Karthago geherrscht hatte. Kein barbarischer König jener Zeit hat sein ganzes Leben hindurch mit einer solchen Kraft regiert, ein so großes Reich gegründet und allen Feinden siegreich widerstanden; denn die letzten Lebensjahre Attila's, mit dem man ihn allein vergleichen könnte, entsprachen dem glücklichen Anfange nicht.

Bei den Römern galten er und Theodorich der Große für die beiden ausgezeichnetsten Könige der Germanen.*)

*) Den Untergang des Vandalenreiches s. in Nro. 15.



Das Mittelalter.

Erster Zeitraum: Von der Auflösung des weströmischen Reiches bis auf die Thronbesteigung der Karolinger und der Abbasiden 476—752 (750).

A. Das Abendland.

14. Odoaker. Theodorich der Große.

(Nach C. Wernicke, die Geschichte des Mittelalters.)

Nach dem Untergange des weströmischen Reiches genoß Italien unter der weisen und milden Herrschaft Odoaker's (Th. I. S. 760) eines Glückes, wie es sich seit langer Zeit nicht hatte zu erfreuen gehabt. Der oströmische Kaiser Zeno erkannte ihn unter dem Titel eines römischen Patricius als König von Italien an, und um sich in der Herrschaft zu behaupten, wies Odoaker nun seinen Truppen nach altgermanischer Sitte statt des bisher ihnen gezahlten Soldes den dritten Theil des Landes an. Dadurch wurden aber nur die größeren Grundbesitzer getroffen, und auch diese litten nicht bedeutend, da in Italien genug verödetes Land war, welches er seinen Truppen austheilen konnte. Dabei achtete er überall die bestehenden Gesetze und Staatseinrichtungen; die höchsten Stellen an seinem Hofe besetzte er mit Römern, und bald suchten und fanden die edelsten derselben bei ihm Zuflucht. Er beschützte die Küstenländer gegen die Angriffe der Vandalen, mit denen er einen Vertrag (s. S. 59) schloß, und überall begann der Wohlstand Italiens neu aufzublühen. Zum Schutze des Landes unternahm er einen Zug gegen das wilde germanische Volk der Rugier, die Oesterreich, Salzburg, Tyrol und das obere Italien durch ihre Einfälle in Schrecken setzten. Er besiegte die Rugier, nahm ihren König gefangen und führte Viele von ihnen nach Italien; der größte Theil dieses Volkes aber wendete sich unter Friedrich, dem Sohne des gefangenen Kö-

nigs, zu dem Ostgothenkönig Theodorich, ihn zum Kampfe gegen Odoaker auffordernd.

Als sich die Ostgothen nach Attila's Tode von der Herrschaft der Hunnen frei machten, hatten sie sich im westlichen Ungarn niedergelassen und sich auch dem oströmischen Reiche so furchtbar gemacht, daß der Kaiser ihnen einen Tribut bewilligen mußte. Wegen desselben kam es zu einem Kriege mit dem Kaiser Leo I., und bei dem Friedensschlusse schickte der Ostgothenkönig Theodemir seinen damals erst siebenjährigen Sohn Theodorich als Geißel nach Constantinopel. Dort blieb der Knabe eilf Jahre lang und wurde sorgfältig erzogen; was aber das Schönste war, er bewahrte sich Reinheit des Herzens inmitten der verderbtesten und lasterhaftesten Umgebung. So kehrte er zu seinem Vater zurück, und durch Tapferkeit und glückliche Kämpfe gegen die Slaven erwarb er sich bald in so hohem Grade die Liebe und Bewunderung der Gothen, daß sie ihn bei dem kurz darauf erfolgten Tode seines Vaters zu ihrem Herrscher erwählten. Leo's Nachfolger, Zeno, räumte ihm einen Theil von Mösien, dem jetzigen Serbien und Bulgarien, ein, um ihn für sich zu gewinnen; aber doch schien ihm die Nachbarschaft des jungen, kriegs- und unternehmungslustigen Herrschers zu gefährlich, als daß ihm nicht jede Gelegenheit hätte erwünscht sein sollen, um ihn aus seiner Nähe zu entfernen. Eine solche bot sich ihm dar, als der geflüchtete König der Rugier den Theodorich zum Bunde gegen Odoaker aufforderte; Zeno schlug ihm vor, darauf einzugehen und Italien in Besitz zu nehmen, und da es den Ostgothen ohnedies in ihrem, seit den Einfällen der Hunnen noch großentheils öde liegenden Lande nicht besonders gefiel, so brach Theodorich im Jahre 488 mit seinem ganzen Volke aus der Heimat auf. Es waren 200,000 waffenfähige Männer, und sie führten Weiber und Kinder und alle ihre Habe und Gut mit sich fort. Nicht ohne harten Kampf drangen sie nach Italien vor, und erst im Frühling des folgenden Jahres überstiegen sie die Alpen. Auf die Kunde von ihrer Annäherung zog ihnen Odoaker entgegen; aber er wurde am Isonzo geschlagen und zog sich in die Gegend von Verona zurück. Doch auch hier vermochte er ihnen nicht zu widerstehen. Er erlitt eine neue, noch furchtbarere Niederlage und Theodorich drang bis Mailand und Pavia vor. Dennoch setzte Odoaker den Kampf muthig fort; er wurde indessen an der Adda zum dritten Male gänzlich geschlagen (490) und mußte in seiner stark befestigten Residenz Ravenna Zuflucht suchen. Drei Jahre lang vertheidigte er sich hier noch mit der größten Tapferkeit; aber endlich unterlag er doch der Uebermacht Theodorich's. Im Februar 493 mußte er sich ihm ergeben, und Theodorich sicherte ihm Freiheit und Leben zu; doch schon wenige Tage nach seinem Einzuge in Ravenna ließ ihn derselbe sammt seinem Sohne und mehreren seiner Angehörigen bei einem Gastmahle ermorden, unter dem Vorwande, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe.

Nun nannte sich Theodorich König von Italien, und der oströmische Kaiser Anastasius erkannte ihn als Beherrscher des neuen ostgothischen

Reiches an. Dasselbe umfaßte bald nicht nur Italien und Sicilien, sondern auch einen Theil des südlichen Galliens, die Alpenländer bis zur Donau (?) hin, und im Osten erstreckte es sich bis Belgrad. Mit Kraft, Milde und Weisheit beherrschte Theodorich dieses große Reich von Ravenna und Verona aus, und wie sein Name in der Geschichte mit Ehren genannt wird, so ist er auch von den Dichtern unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) in Heldenliedern hoch gefeiert worden. Nur selten wurde während seiner langen Regierung der Friede unterbrochen; denn er stand bei den germanischen Völkern in zu hoher Achtung, als daß sie es hätten wagen sollen, gegen ihn einen Krieg zu beginnen; auch war er mit den mächtigsten germanischen Fürsten durch verwandtschaftliche Verhältnisse verbunden. Er selbst war in zweiter Ehe mit Chlodwig's Schwester Audisleda vermählt; von seinen Töchtern gab er die eine dem Westgothenkönig Alarich II., die andere dem burgundischen Fürsten Sigismund zur Ehe; seine Schwester Amalafrida verheirathete er mit dem Vandalenkönig Thrasamund und ihre Tochter Amalaberga mit dem Thüringerfürsten Hermanfried. Zwar gab auch er seinen Gothen den dritten Theil des Landes; aber dadurch brauchte er den Römern nicht beschwerlich zu werden, da er seine Krieger mit dem befriedigen konnte, was den Soldaten Odoaker's genommen wurde. Dabei behielt er alle römischen Staatseinrichtungen und Gesetze bei, und mit großem Geschick wußte er die edelsten Römer heraus zu finden und sie als Rathgeber in seine Nähe zu ziehen, wie er ihnen auch die Leitung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung übertrug. Den edlen Cassiodorus, der schon unter Odoaker wichtige Staatsämter bekleidet, nach dem Sturze desselben aber sich auf seine Güter in Lucanien zurückgezogen hatte, machte er zu seinem ersten Minister. Das Heer aber bildeten fort und fort die Gothen allein, denen er auch ihre alte Verfassung ließ; die Römer waren der Bürgerstand. Auf alle Weise beförderte Theodorich Ackerbau, Gewerbe und Künste, und eben so lag ihm die Erhaltung der römischen Gelehrsamkeit und Bildung stets am Herzen. Im Jahre 500 kam er zum ersten Male nach Rom. Der Anblick der herrlichen Prachtgebäude und Kunstwerke machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er konnte sie nicht ohne Bewunderung und Rührung betrachten. Vieles war in Trümmer gesunken, und er setzte deßhalb große Summen aus, um es wieder herzustellen und das noch Erhaltene vor dem Verfall zu bewahren. Er war Arianer, wie sein ganzes Volk; die Römer waren Katholiken; aber so leidenschaftlich sich auch anderwärts die verschiedenen christlichen Religionsparteien befeindeten, Theodorich war weit entfernt davon, die Katholiken zu verfolgen, oder die römische Kirche in ihren Rechten zu kränken. So beglückte er sein Reich bis in die letzten Jahre seines Lebens durch eine weise und milde Regierung; aber die Römer lohnten ihm mit dem schwärzesten Undank. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß sie von einem Barbaren und Arianer beherrscht wurden, und als nun in Constantinopel ein Kaiser auf den Thron kam, der sich zur katholischen Kirche bekannte,

da regte sich in Vielen die Sehnsucht, unter seine Herrschaft zu kommen. Das konnte Theodorich nicht verborgen bleiben, und der Unmuth über solchen Undank erfüllte das Gemüth des bis dahin so milden und gerechten Mannes mit Bitterkeit und Mißtrauen, durch die er sich zu tyrannischer Härte und Willkür verleiten ließ. Sein Argwohn war nun einmal rege geworden, und um so leichter schenkte er der Anklage gegen einen angesehenen römischen Senator auf verrätherische Verbindung mit dem Kaiser Glauben. Boëthius, ein anderer Senator, übernahm die Vertheidigung des Angeklagten. Er hatte sich durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit das volle Vertrauen Theodorich's erworben; aber durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe hatte er sich auch die Feindschaft vieler schlechten Menschen zugezogen. Diese benutzten es, daß er in der Vertheidigungsrede geäußert hatte, „er und alle Senatoren wären des Verrathes gerade eben so schuldig, wie der Angeklagte", um auch ihn zu verdächtigen. Theodorich entsetzte ihn aller seiner Würden, verwies ihn aus Rom, ließ ihn dann ins Gefängniß werfen und endlich nach langer, harter Gefangenschaft hinrichten. Im Kerker suchte und fand Boëthius Trost in der Beschäftigung mit der Philosophie, und er verfaßte daselbst fünf Bücher in Gesprächsform unter dem Titel: „Trost der Philosophie", die noch bis auf unsere Tage erhalten sind. Er unterredet sich darin mit der Philosophie, und diese belehrt ihn in edler, würdiger Sprache darüber, wie wandelbar alles menschliche Glück sei, und wie die einzige Sicherheit nur in der Tugend könne gefunden werden. Zu dem höheren Troste, den wahres Christenthum allein zu geben vermag, vermochte er sich freilich nicht zu erheben. In sein trauriges Geschick wurde auch sein greiser Schwiegervater Symmachus verwickelt, der über seine Hinrichtung gemurrt hatte; auch er mußte den Tod erleiden. Theodorich selbst erkannte bald sein Unrecht, und die tiefe Reue, die er darüber empfand, verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Er starb kurz nachher im Jahre 526.

---

15. Belisar.

(Nach C. Wernicke, die Geschichte des Mittelalters.)

Nur Theodorich's großer Geist hatte sein Reich kräftig zusammen zu halten vermocht; nach seinem Tode ging es bald seinem Untergange entgegen. Er hinterließ keinen Sohn, der nach ihm hätte die Herrschaft übernehmen können, sondern nur zwei Enkel, von denen der eine, Amalarich, der Sohn seiner Tochter Theudegotha, die mit Alarich II. vermählt gewesen war, Spanien erhielt, während Italien dem Athalarich, dem Sohne seiner dritten Tochter Amalasuntha, zufiel. Amalasuntha übernahm die Regierung für ihren unmündigen Sohn. Sie war eine hochgebildete Frau, und darum fühlte sie sich natürlich mehr zu den Römern hingezogen, als zu den Gothen und suchte jene auf alle

Weise für sich zu gewinnen. Sie beschenkte die Verwandten des Boëthius und Symmachus, und suchte das Unrecht, das Theodorich in der letzten Zeit seines Lebens vielfach den Römern angethan hatte, auf alle Weise wieder gut zu machen. Dadurch verdarb sie es nun schon mit den Gothen; vollends aber erbitterte sie dieselben dadurch, daß sie den jungen Athalarich nicht in den Waffen üben, sondern in den Wissenschaften unterrichten ließ. Endlich wurde sie gezwungen, ihn doch dem Umgange mit den vornehmen jungen Gothen zu überlassen; aber sein schwacher Körper unterlag bald dem wilden Leben, in welches er von ihnen mit hineingerissen wurde, und erst 16 Jahre alt, starb er im Jahre 534. Amalasuntha war auch nach seinem Tode keineswegs Willens, die Regierung nieder zu legen; weil sie aber erkannte, daß die Herrschaft eines Weibes den Gothen immer verhaßter wurde, vermählte sie sich mit ihrem Vetter Theodat, dem Sohne von Theodorich's Schwester Amalafrida. Sie hatte gehofft, er würde sich aus Dankbarkeit mit dem Scheine der Herrschaft begnügen und sie würde im vollen Besitze der Macht bleiben. Nur zu bald fand sie sich bitter getäuscht. Er entfernte sie gänzlich vom Hofe und schickte sie auf eine Insel im Lago di Bolsena, wo er sie im Bade erdrosseln ließ.

Amalasuntha hatte beständig in freundschaftlicher Verbindung mit dem oströmischen Kaiserhofe gestanden, und ihre Ermordung gab daher dem damaligen Kaiser Justinianus erwünschte Gelegenheit, unter dem Vorwande, er wolle ihren Tod rächen, dem feigen Theodat den Krieg zu erklären, um so den längst gehegten Wunsch der Wiederunterwerfung Italiens zu erfüllen. Die Führung dieses Krieges übertrug er seinem großen Feldherrn Belisar.

Belisar war von Geburt ein Illyrier und gehörte einer edlen thracischen Familie an. Milde und Biederkeit leuchteten aus den edlen Zügen seines schönen Gesichtes; seinem Kaiser war er mit unerschütterlicher Treue ergeben. Im Kriege that er sich durch ungewöhnliche Tapferkeit hervor, und wie er schon durch seine hohe, kräftige Gestalt den Soldaten Ehrfurcht einflößte, so gewann er sie noch mehr durch seine Freigebigkeit und die Festigkeit seines Charakters. Anfänglich diente Belisar unter der kaiserlichen Leibwache, dann aber wurde ihm in einem Kriege gegen die Perser der Oberbefehl über ein 25,000 Mann starkes Heer übertragen, und er erfocht mit demselben über ein fast doppelt so großes feindliches Heer einen glänzenden Sieg. Noch herrlichere Lorbern erwarb er sich in einem Kriege gegen die Vandalen in Afrika. Dies kriegerische Volk war in seiner neuen Heimat schnell entartet; die leicht erworbenen Reichthümer waren ihm eine Quelle des Verderbens geworden, und in üppigem, schwelgerischem Leben und Sinnengenuß aller Art waren die kräftigen Naturen unter dem heißen Himmel Afrika's bald entnervt. So lange Geiserich lebte, reichte zwar der Schrecken vor seinem Namen hin, die benachbarten Völker vor jedem feindlichen Angriff zurückzuhalten, obwohl die Zahl der waffenfähigen Männer, die er nach Afrika hinübergeführt hatte, 50,000 nicht

überstieg; aber kaum war er todt, so begannen auch die umwohnenden Numidier und Mauretanier, die Vandalen durch fortwährende Einfälle zu beunruhigen. Auch die römische Bevölkerung wurde aufs Höchste erbittert; denn da sie sich zur katholischen Kirche bekannte, wurde sie von den arianischen Vandalen mit der herzlosesten Grausamkeit verfolgt. Besonders furchtbar war diese Verfolgung unser Geiserich's Sohn Hunnerich. An 5000 Geistliche und andere durch ihren Eifer für die katholische Kirche ausgezeichnete Männer wurden zur Verbannung in eine afrikanische Wüste verurtheilt; aber der Glaubensmuth und die Standhaftigkeit, mit der sie freudig die härteste Behandlung erduldeten, die unerschütterliche Festigkeit, mit der sie allen Lockungen zum Abfall widerstanden, erhöhte nur den Muth ihrer Glaubensgenossen. Auch unter den beiden folgenden Königen, Guntamund, dem Brudersohne Hunnerichs, und dessen Bruder Thrasamund, währten die Bedrückungen, wenn auch nicht in so furchtbarem Grade, fort, und als der milde, aber schwache Hilderich, der im Jahre 523 auf den Thron kam, dieselben einstellte, erregte er dadurch die Unzufriedenheit der Vandalen. Dies benutzte Gelimer, ein Urenkel Geiserich's. Er erregte einen Aufruhr gegen Hilderich, ließ ihn ins Gefängniß werfen, machte sich selbst zum König und verfolgte von Neuem die Katholiken mit großer Härte. Deren nahm sich nun Justinian an und erließ ein heftiges Schreiben an Gelimer. Dieser antwortete jedoch mit Beleidigungen und verfolgte die Katholiken nur um so härter, so daß der Kaiser, der schon längst auf die Wiederunterwerfung Afrika's gedacht hatte, den Krieg gegen ihn beschloß. Mit den ausgedehntesten Vollmachten schickte er den Belisar nach Afrika. Freilich war das Heer desselben nur 15,000 Mann stark; aber seine Feldherrnklugheit ersetzte die fehlende Heeresmacht. Als er in Afrika gelandet war, ließ er den Bewohnern des Landes erklären, er komme nicht als ihr Feind, sondern als ihr Befreier, und dadurch gewann er bald Alles für sich. Schon war er bis vier Stunden vor Carthago vorgedrungen, als es dem Gelimer erst gelungen war, sein Heer zusammen zu bringen, um ihm entgegen zu ziehen; aber er vermochte nicht ihm zu widerstehen und mußte in das Innere des Landes fliehen. Siegreich zog Belisar in Carthago ein; er schlug den Gelimer noch in einer neuen Schlacht, und in drei Monaten hatte er das ganze Reich unterworfen. Auch Sardinien, Corsika und die Balearen unterwarfen sich ihm; Gelimer aber floh nach dem Atlasgebirge, wo er sich in einem festen Bergschlosse zu behaupten suchte. Im Frühling des folgenden Jahres (534) schickte Belisar eine Heeresabtheilung dorthin und ließ ihn belagern; Gelimer aber zeigte sich im Unglück größer, als im Glück. Der an ein weichliches, schwelgerisches Leben gewöhnte Mann ertrug drei Monate lang mit wahrem Heldenmuth den drückendsten Mangel, und als ihn der griechische Feldherr zur Uebergabe auffordern ließ, erklärte er, er wolle nicht der Sclave eines ungerechten Feindes sein, und erbat sich nur ein Brod, um seinen Hunger zu stillen, einen Schwamm, um seine Thränen zu trocknen, und eine Cither, um seinen

Gram zu zerstreuen. Die eigene Noth vermochte ihn nicht zu beugen; aber das Elend seiner mit eingeschlossenen Verwandten brach ihm das Herz, und als Belisar ihm billige Bedingungen anbot, ergab er sich. Mit reichen Schätzen beladen und mit einer großen Zahl von Gefangenen kehrte Belisar nach Constantinopel zurück, und der Kaiser bewilligte ihm die Ehre des Triumphes. Das war eine Auszeichnung, die seit den Zeiten des Tiberius keinem Feldherrn zu Theil geworden war; vielmehr hatten die Kaiser sie immer sich selbst vorbehalten; Belisar ging deßhalb auch aus Bescheidenheit bei dem Triumphzuge zu Fuß, und als er vor den Kaiser kam, warf er sich demselben zu Füßen. Unter den Gefangenen, die ihm folgten, befand sich auch Gelimer. Auch er warf sich, dem Rathe des Belisar folgend, dem Kaiser zu Füßen; aber keine Thräne kam in sein Auge, und er sprach nur leise: „O, es ist doch Alles eitel!" Justinian behandelte ihn übrigens mit großer Milde. Er wies ihm bedeutende Landgüter in Galatien an, wo der einst so mächtige Herrscher im Kreise seiner Familie sein Leben beschloß. Die Vandalen aber verschwinden seitdem gänzlich aus der Geschichte. Die Gefangenen und viele Andere traten in das römische Heer und wurden nach der persischen Grenze geschickt; die aber, welche in Afrika zurückgeblieben waren, verloren sich unter den dortigen Landesbewohnern.

Bald darauf geschah es nun, daß Amalasuntha ermordet wurde, und alsbald wurde Belisar von Justinian mit einem Heere abgesandt, um dafür Rache zu nehmen. Freilich war sein Heer nicht über 7000 Mann stark; aber gleichwohl landete er mit demselben im Jahre 535 in Sicilien, und noch in dem nämlichen Jahre hatte er den größten Theil der Insel sammt der Hauptstadt Syracus erobert. Schon jetzt würde er nach Italien hinüber gegangen sein, wäre nicht in Afrika ein Aufstand ausgebrochen, der seine Anwesenheit daselbst dringend nöthig machte; es gelang ihm jedoch, in kurzer Zeit denselben glücklich zu unterdrücken, und so konnte er doch schon im Herbste des folgenden Jahres nach Italien hinübergehen. Alle Städte in Unter-Italien öffneten ihm freiwillig die Thore, nur Neapel leistete hartnäckigen Widerstand; aber schon nach wenigen Tagen gelang es ihm, durch eine Wasserleitung in die Stadt einzudringen, und sie wurde nun von den rohen Barbarenhorden, die sein Heer bildeten, rein ausgeplündert. So begann ein Krieg, unter welchem Italien auf das furchtbarste litt. Nichts war den rohen Schaaren ehrwürdig, nichts wurde verschont. Die herrlichsten Kunstdenkmäler wurden zerstört, Bildsäulen wurden zerschlagen, das Erz eingeschmolzen und zu Wurfmaschinen gebraucht; Grabmäler wurden in Thürme verwandelt, Wasserleitungen abgebrochen oder als Mauern gebraucht; Landstraßen wurden aufgerissen, und Mangel und Elend lasteten drückend auf der Bevölkerung. Belisar drang unaufhaltsam und Alles verheerend vor, und doch schämte sich Theodat nicht, an Justinian zu schreiben, er habe weder Neigung noch Geschick, sein Heer selbst gegen den Feind zu führen. Da setzten die Gothen den Feigling ab und wählten den tapfern V i t i g e s zum König. Theodat wollte nach Ravenna

fliehen; er wurde aber eingeholt und auf Befehl des Vitiges getödtet. Auch dieser vermochte indessen nicht, dem sinkenden Gothenreiche Rettung zu bringen. Belisar zog in Rom ein; aber er war nicht im Stande, mit seinen 8—10,000 Mann dem zehnfach überlegenen gothischen Heere in freiem Felde die Spitze zu bieten; er ließ sich daher in Rom einschließen, und daselbst vertheidigte er sich den ganzen Winter hindurch gegen die gothische Uebermacht. Endlich schickte ihm der Kaiser ein Heer unter seinem Kammerherrn Narses zu Hülfe. Dieser aber war ein sehr neidischer Mann; er weigerte sich, dem Belisar zu gehorchen, und so kam es, daß die blühende Stadt Mailand von den mit den Gothen verbundeten Burgundern erobert wurde, ehe Belisar und Narses Hülfe brachten. Die Stadt wurde aufs furchtbarste verwüstet, die ganze männliche Bevölkerung niedergehauen, die weibliche in die Sclaverei geschleppt. Da rief Justinian den Narses wieder ab, und Belisar erhielt von Neuem den Oberbefehl über das ganze Heer; indessen aber wandte sich Vitiges an den Kaiser und knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, und Justinian bewilligte ihm, daß er die Länder nördlich vom Po mit dem Königstitel behielt. Davon wollte jedoch Belisar durchaus nichts wissen; er verweigerte dem Vertrage seine Unterschrift und ließ sich in der bereits begonnenen Belagerung von Ravenna nicht stören. — Inzwischen hatte sich Vitiges bei den Gothen eben so verhaßt gemacht, wie Theodat, und da sie nun sahen, daß Belisar mit dem Kaiser in gespanntem Verhältnisse lebte, so hofften sie, er würde sich zum unabhängigen Herrn von Italien machen und dann würden sie ja das größte Ansehen behalten. Belisar bestärkte sie in ihrer Meinung, und so übergaben sie ihm Ravenna, das er sonst schwerlich so leicht hätte erobern können; aber bald zeigte er, daß er nicht daran gedacht habe, vom Kaiser abzufallen. Justinian rief ihn zurück, um ihn für den Krieg gegen die Perser zu gebrauchen, und willig gehorchte Belisar dem Befehle; Vitiges und die übrigen Gefangenen begleiteten ihn, und auch die unermeßlichen Schätze nahm er mit, welche in Ravenna in seine Hände gefallen waren.

In demselben Jahre machten die Perser einen feindlichen Einfall in das griechische Reich. Alles verheerend, drangen sie unter ihrem Könige Kosroes Nushirvan in Syrien ein, zerstörten die Städte des Landes und schleppten die Bewohner in die Gefangenschaft; auch Antiochia wurde von ihnen so gänzlich zerstört, daß nur die Mauern und eine einzige Kirche erhalten blieben. Belisar wurde gegen ihn gesandt. Zwei Jahre lang kämpfte er gegen die Perser; aber beendigen konnte er den Krieg nicht. Er wurde abberufen; der Kaiser aber erkaufte von den Persern einen schändlichen Frieden.

Unterdessen hatten die Gothen in Italien wieder Muth gewonnen, und unter der Anführung ihres tapferen Königs Totilas unterwarfen sie sich fast das ganze Land. Schon bedrohte derselbe Rom, als Justinian sich endlich entschloß, den Belisar von Neuem gegen ihn zu schicken. Er hatte ihm aber weder ein bedeutendes Heer, noch hinreichende Geld-

mittel gegeben, und vergebens bat ihn Belisar aufs dringendste um Verstärkung. So konnte derselbe es nicht verhindern, daß Totilas in den Besitz Roms kam; doch bald darauf gelang es ihm, die Stadt zu überrumpeln und sich darin festzusetzen, und fünf Jahre lang führte er den Krieg gegen die Gothen fort. Da er aber durchaus vom Kaiser keine Verstärkung erhalten konnte, bat er endlich selbst um seine Zurückberufung, die ihm auch nicht verweigert wurde, und kehrte nach Constantinopel zurück. Alsbald gelangte Totilas wieder in den Besitz von Rom und er behandelte die Stadt mit weiser Schonung. Reichlich ließ er Lebensmittel austheilen; er rief die entflohenen Bürger der Stadt zurück und feierte glänzende Spiele im Circus, um den Römern nach so langen Drangsalen Erholung zu verschaffen. So gewann er Alles durch seine Milde; gleichzeitig aber ließ er dem Kaiser fortwährend Friedensanträge machen; doch dieser wollte davon nichts wissen, sondern sandte vielmehr im Jahre 552 den Narses mit einem großen Heere und ausgedehnten Vollmachten nach Italien. Narses war ein kleiner, schwächlicher Mann; aber sein Ehrfurcht gebietender Blick verrieth den hohen, kräftigen Geist, der in ihm wohnte. Er zwang den Totilas in den Apenninen bei Taginä zu einer Schlacht, und obwohl die Gothen mit der größten Tapferkeit fochten, so gewann er doch einen vollständigen Sieg. Totilas fand den Heldentod, und 6000 Gothen bedeckten mit ihm das Schlachtfeld. Zwar erwählten die Gothen ihrem gefallenen Könige einen eben so würdigen Nachfolger, den Tejas; aber auch dieser vermochte nicht, sich gegen Narses lange zu behaupten. Er zog nach Cumä in Campanien, wo die Schätze des Totilas sich befanden, und vermied jede Schlacht, indem er von den Franken Hülfe erwartete; aber Narses wußte den Anführer seiner Flotte zum Abfall zu bewegen, und dadurch kamen die Gothen in solche Noth, daß sie es vorzogen, den Heldentod zu suchen, als Hungers zu sterben. So kam es denn zur Schlacht. Tejas kämpfte Allen muthig voran; endlich aber wurde er von einem feindlichen Geschosse tödtlich in die Brust getroffen, als er eben seinen Schild wechseln wollte, in welchem 12 Wurfspieße hingen. Doch auch als er gefallen war, kämpften die Gothen fort; ja der Anblick seines Kopfes, den die Griechen auf einer Stange trugen, erfüllte sie nur mit neuem Muthe. Mann an Mann kämpften sie bis zum Abend, und auch am folgenden Tage erneuerten sie die mörderische Schlacht. Erst am dritten Tage ließen sie Narses sagen, sie sähen, daß Gott nicht mit ihnen wäre; aber doch wollten sie lieber sterben, als sich ergeben, und da ihnen Narses nun, ihre Tapferkeit bewundernd, freien Abzug und den Besitz ihrer Habe bewilligte, legten sie endlich die Waffen nieder. — So war im Jahre 553 das ostgothische Reich in Italien nach rühmlichem Kampfe zu Grunde gegangen. Zwar dauerten die Kämpfe mit den letzten Resten der Gothen, welche die Franken und Alemannen zu Hülfe gerufen hatten, noch einige Zeit fort; aber im Jahre 555 waren dieselben gänzlich beendigt. Die Ostgothen verschwinden seitdem gänzlich aus der Geschichte; das furchtbar verödete Italien

aber wurde wieder römische Provinz und von Ravenna aus durch einen kaiserlichen Statthalter verwaltet, der späterhin den Titel Exarch führte.

Belisar war nach seiner Rückkehr aus Italien zum Oberfeldherrn für den Orient ernannt worden; aber Justinian behielt ihn in Constantinopel, weil er ihn wegen seines großen Einflusses und seiner Reichthümer fürchtete. Noch in den letzten Jahren seines Lebens fand der greise Feldherr eine Gelegenheit, dem Kaiser seine Treue zu beweisen. Wilde Barbarenschwärme drangen im Jahre 559 über die Donau durch die Pässe des Balkan nach Thracien und bis zum Engpaß von Thermopylä; der Hauptschwarm aber rückte gerade auf Constantinopel los. Da raffte Belisar in der Eile ein Heer aus Bürgern und flüchtigem Landvolke zusammen, zog gegen die Barbaren, trieb sie über die Donau zurück, und Constantinopel war gerettet. So große Verdienste er sich auch dadurch noch in seinem hohen Alter um den Kaiser erwarb, so mußte er es doch noch erleben, daß er des Verrathes beschuldigt wurde. Es ward eine Verschwörung gegen den Kaiser entdeckt, und einige der Verschworenen sagten aus Neid gegen den Belisar aus. So sehr es den vielgeprüften Greis auch kränkte, der Theilnahme an einem Verbrechen beschuldigt zu werden, das er verabscheute, so hielt er es doch unter seiner Würde, sich zu verantworten, und der Kaiser entsetzte ihn aller seiner Ehren und ließ ihn in seiner Wohnung gefangen halten. Freilich erkannte Justinian bald sein Unrecht, und schon nach einem halben Jahre wurde Belisar in alle seine Würden wieder eingesetzt; aber der Schmerz über so schmähliche Verkennung hatte dem Greise das Herz gebrochen, und schon acht Monate später starb er (565).

Spätere Schriftsteller und Dichter haben die Geschichte der letzten Schicksale Belisar's vielfach entstellt und ausgeschmückt. Ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts erzählt, als Belisar in Ungnade gefallen war, habe er, ein hölzernes Becken in der Hand, an einem öffentlichen Platze von Constantinopel die Vorübergehenden angefleht: „Gebt dem Belisar, den die Tugend erhoben und der Neid geblendet hat, ein Almosen!“ Diese Nachricht, die übrigens auch ganz unverbürgt ist, da kein älterer Schriftsteller etwas davon erwähnt, hat dann später die Erfindung der Geschichte veranlaßt, auf Befehl Justinian's seien dem Belisar die Augen ausgestochen worden, und von einem Knaben geleitet, habe der alte blinde Mann in den Straßen von Constantinopel sein Brod gebettelt.

---

16. Das Reich der Longobarden in Italien.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, mit einer Einleitung aus C. Wernicke's Geschichte des Mittelalters.)

Nach dem Sturze des ostgothischen Reiches verwaltete Narses Italien als Statthalter des oströmischen Kaisers; aber nicht lange blieb

der Kaiser im ungestörten Besitze des Landes. Seit dem Jahre 526 waren den Longobarden Sitze in Ungarn eingeräumt worden; von Anfang aber lebten sie in blutiger Fehde mit ihren Nachbarn, den Gepiden, die in Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei wohnten. Endlich verband sich ihr kriegerischer König Alboin mit den Avaren, einem wilden tatarischen Volke, das in die Gegenden der unteren Donau vorgedrungen war. Mit ihnen gemeinschaftlich griff er die Gepiden an und es kam im Jahre 565 zu einer mörderischen Schlacht. Kunimund, der König der Gepiden, fiel von Alboin's Hand, und der größte Theil seines Volkes fand mit ihm in der Schlacht den Tod, so daß die Gepiden seitdem gänzlich aus der Geschichte verschwinden. Alboin zwang Kunimund's Tochter Rosamunde, sich mit ihm zu vermählen; das Land der Gepiden aber überließ er den Avaren; denn er hatte beschlossen, sich schönere Wohnsitze in Italien zu erobern.

Dorthin soll ihn, der Sage zufolge, Narses selbst gerufen haben. Dieser verfuhr nämlich bei der Verwaltung des Landes mit so rücksichtsloser Strenge, daß sich die Römer endlich mit Beschwerden an den Kaiser Justinus, den Nachfolger Justinian's, wandten, und derselbe sich veranlaßt sah, ihn abzuberufen. Die Kaiserin Sophia fügte der Abberufung, die ihn ohnedies schwer genug kränken mußte, noch empfindlichen Hohn hinzu. Sie übersandte ihm nämlich, mit spöttischer Anspielung darauf, daß er früher Kammerherr gewesen war, einen Spinnrocken und einen Weiberanzug, und er wurde darüber so aufgebracht, daß er ihr sagen ließ, er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem sie lange werde abzuwickeln haben. Er schickte darauf an Alboin die schönsten Früchte aus Italien und ließ ihm sagen, er solle nicht zögern, das herrliche Land in Besitz zu nehmen, wo dieselben wüchsen. Zwar bereute der Kaiser bald die Abberufung des greisen Feldherrn, und derselbe kehrte nach Rom zurück; aber er starb bald darauf.

Als Alboin im Jahre 568 mit seinem Volke nach Italien aufbrach, überließ er die ungarischen Länder, die er bisher inne gehabt hatte, den Avaren, mit deren Chan er in freundlichen Verhältnissen lebte, indem er die Rückgabe dieser Länder zur Bedingung machte, wenn die Eroberung Italiens nicht gelingen sollte. Im ersten Jahre eroberte er Venetien bis nach Verona hin und ein Stück von der Lombardei. Im folgenden Jahre 569 eroberte er den ganzen westlichen Theil Oberitaliens, von der Etsch bis zu den savoyischen Alpen oder das damals sogenannte Ligurien; aber erst im Jahre 572, bis zu welchem die Herrschaft der Longobarden über Toscana und Umbrien bis in die Tibergegenden ausgedehnt worden war, ergab sich Pavia nach dreijährigem Widerstande. Alboin hatte gelobt, alle Paveser niederhauen zu lassen; beim Einzuge in die Stadt stürzte er mit dem Pferde unter dem Thore, und die böse Vorbedeutung schreckte sein Gemüth zu solcher Milde, daß er allen Stadteinwohnern Sicherheit versprach. Pavia, ziemlich in der Mitte Oberitaliens, an einem zum Uebergang über den Tessin und über den nahen Po geschickten Puncte gelegen und für die damalige Zeit

sehr fest, war schon Hauptstadt und Schatzhaus der Gothen gewesen; Theodorich hatte einen Königspalast in dieser Stadt gebaut und gewöhnlich daselbst residirt; die folgenden Gothenkönige sahen sie wenigstens immer als Mittelpunkt für die Regierungsbehörden an, und da die Römer Theodorich's Palast und die Festungswerke gelassen hatten, wählte auch Alboin Pavia wieder zu seiner Residenz.

Nicht lange nach seinem Einbruche in Italien fand er seinen Tod durch Meuchelmord. Er hatte auf einem „Hochgezite" (d. h. Fest) bei Verona wacker gezecht und zuletzt seine Gemahlin Rosamund zur Rittertafel bescheiden lassen; hier hatte er ihr aus ihres Vaters Schädel einen Trunk geboten und sie verhöhnt, sie solle sich's mit ihrem Vater beim Wein gefallen lassen. Die Mordrache war bei den alten Deutschen und bis tief ins Mittelalter herein eine heilige Pflicht, von deren Erfüllung kein anderes Verhältniß befreite. Kunimund war von Alboin erschlagen worden; Alboin's Hohn erinnerte Rosamund an ihre Pflicht. Da sie keine Möglichkeit sah, mit Männerwaffen sich selbst zu rächen, brauchte sie die Waffe, die ihr als Weib zu Gebote stand, ihre Schönheit, zu Verführung von Alboin's Schildträger, Helmichis. Helmichis aber wagte nicht, Alboin zu ermorden, er war dessen Milchbruder; er rieth also, einen kühnen und starken Mann aus Alboin's Gesinde zur That zu bewegen, den Peredeo. Während Alboin Mittagsruhe hielt und nachdem Rosamund sorgsam alle anderen Waffen entfernt, Alboin's Schwert aber, das er nie von sich gab, fest zu- und angebunden hatte, führte Helmichis den Peredeo herein. Alboin erwachte und griff nach dem Schwerte; als er dies nicht brauchen konnte, ergriff er den Fußschemel und wehrte sich mit diesem, bis er unter Peredeo's Streichen erlag. Helmichis hoffte nach Alboin's Tode die Herrschaft der Longobarden zu erlangen; allein alle Longobarden waren über Alboin's Ermordung so erbittert, daß sie den Helmichis umbringen wollten, und Rosamund mußte den feindlichen römischen Statthalter von Ravenna bitten, ein Schiff in den Po zu senden, um sie aufzunehmen und vor den Longobarden zu retten. Helmichis und Rosamund, die seine Gemahlin geworden war, mit Alboin's Tochter Albswinde und mit dem Königsschatz der Longobarden, bestiegen das Schiff und entkamen nach Ravenna. Als sie hier angekommen waren, suchte Longinus, der römische Statthalter, die Rosamund zu Helmichis' Ermordung und zu einer Verbindung mit ihm selbst zu bewegen. Sie, die lieber in Ravenna befehlen, als mit Helmichis unstät herumirren wollte, credenzte diesem, als er aus dem Bade stieg, einen Gifttrank, den sie für eine Arznei ausgab; Helmichis erkannte aber sofort das Gift und zwang Rosamund, die letzte Hälfte des Bechers zu leeren.

Nach Alboin's Ermordung erwählten die Longobarden einen der Edelsten ihres Volkes, Kleph in Pavia, zu ihrem Heerkönig. Unter ihm ward das longobardische Reich nach Süden vollends erweitert; nur Rom mit seiner Umgegend, die toscanische Seeküste, Neapel und die Seeküste, endlich der südlichste Theil von Italien blieben den Oströmern

an der Westseite des Apennins, an der Ostseite Venetien, der größte Theil Flaminiens und der Romagna und ebenfalls der südlichste Ausgang von Italien.

Merkwürdig ist Kleph's Regierung dadurch, daß unter ihm die Longobarden anfingen, festes Grundeigenthum an sich zu nehmen. Sie verfuhren dabei aber nicht, wie die Gothen, Burgunder und Franken, so nämlich, daß sie sich eine Quote des Grundeigenthums und der Colonen hätten abtreten lassen; sondern sie befolgten ein völliges Ausrottungssystem gegen die Possessoren, die noch auf den von ihnen eroberten Territorien zurückgeblieben waren. Als dann nach 18 Monaten Kleph von einem seiner Gasinde erschlagen ward (575), wählten die Longobarden keinen neuen Heerkönig; 36 Herzoge rissen die königlichen Güter an sich und standen eben so vielen Bezirken vor. Die mächtigsten unter diesen Herzogen waren die von Friaul und Benevent; alle aber wählten sich bedeutende Städte zu ihren Fürstensitzen und folgten also nicht der Sitte anderer deutscher Völkerstämme, deren Edle sich Burgen und Landsitze zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte aussuchten.

Nachdem die 36 Herzoge der Longobarden zehn Jahre lang regiert hatten ohne König, kamen sie zu der Einsicht, daß sie auf diese Weise den Römern wieder unterliegen würden, indem aus ihren Unternehmungen die Einheit verschwunden war und der Krieg immer nur von einzelnen Herzogen geführt wurde. Sie gaben also, was ein jeder von ihnen von den königlichen Domainen an sich gerissen hatte, wieder heraus und statteten damit einen Heerkönig, den sie sich wieder wählten, und zwar den Sohn des letzten Königs Kleph, den Authari, aus. Dieser stellte bald im Innern seines Reiches vollkommene Ordnung her; die Rechts- und Besitz-Verhältnisse wurden genau bestimmt, und nur in den Herzogthümern, die mit römischen Provinzen grenzten, dauerte, doch mit Unterbrechung der Waffenstillstände, der Kriegszustand fort. Im Inneren des longobardischen Reiches herrschte Friede und Ordnung, und unter Authari blühte Oberitalien wieder herrlich auf. Am folgenreichsten für die Verhältnisse der Longobarden ward die Heirath Authari's mit einer bairischen Prinzessin Theodelinde, aus dem Hause der Agilolfinger. Diese, als Baierin und Tochter einer Merowingerin, war in der römischen Kirche erzogen, nicht Arianerin. Sie trug viel dazu bei, die Longobarden zu milderen Maßregeln gegen die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen zu bewegen und dieser eine größere Duldung zu verschaffen. Die Bekehrung der Longobarden zum katholischen Glauben machte immer raschere Fortschritte, jemehr dieses Volk sich an römische Sprache und Bildung gewöhnte; sobald die Longobarden diese anerkannten, hatte die katholische als die gebildetere Geistlichkeit das Uebergewicht über die arianische.

Unter den folgenden Königen ist Rothari durch zwei Werke in der Geschichte seines Volkes ausgezeichnet. Das eine ist, daß er die bis dahin noch immer römische Westküste des oberen Italiens, das Genovese und die Lunigiana, eroberte, den ganzen Saum am Meere, von

der burgundischen Grenze bis nach Toscana hin. Sein zweites und bedeutenderes Werk ist die Aufzeichnung des longobardischen Volksrechtes.
Die Kriege mit den Franken unter Pipin dem Kleinen und den Untergang des Longobardenreiches durch Karl d. Gr. s. Nro. 27 und 29.

---

17. Das Reich der Westgothen in Gallien und Spanien.

(Nach F. W. Lembke, Geschichte von Spanien, bearbeitet vom Herausgeber, mit einem Schluß aus J. Aschbach, Geschichte der Westgothen.)

Rom, die ewige Stadt, an welcher Hannibal's Heldensinn scheiterte, war, von ihrem Kaiser schimpflich verlassen, der gerechten Rache Alarich's, des Königs der Westgothen, welcher zuerst sein Volk aus den östlichen Provinzen des Reiches in die fruchtbaren Gefilde Italiens geführt hatte, unterlegen; in ihr aber war den Raubzügen Alarich's ein Ziel gesetzt, denn, als sein kühner Sinn ihn von Italiens Boden über das Meer in einen anderen Welttheil treiben wollte, ereilte ihn der Tod an den Küsten Calabriens. Sein Volk erwählte den ihm verwandten, eben so tapferen als verständigen Ataulf zu seinem Nachfolger. Mit einem großen Entschlusse kämpfte damals Ataulf's Gemüth: das römische Reich und den Namen Rom selbst zu vertilgen, ein Gothien an dessen Stelle zu setzen und sich selbst als Gründer dieses Reiches zu verewigen, schien seiner ruhmdürstigen Seele ein würdiger Gedanke; als ihm aber die Erfahrung zeigte, daß seine Gothen sich der Strenge der Gesetze, ohne welche ein wohlgeordneter Staat nicht denkbar, zu unterwerfen noch abgeneigt waren, zog er es vor, bei der Nachwelt als Wiederhersteller des so tief gesunkenen römischen Namens zu gelten. Ein mächtiger Grund kam hinzu, diese Gesinnung in ihm zu nähren. Er liebte Placidia, des Kaisers Schwester, die seit der Einnahme Roms als die schönste Beute in der Gothen Gewalt war; mußte er nicht ihren Bitten, dem Bruder Frieden zu schenken, nachgeben? Die ganze Macht der Westgothen zog über die Pyrenäen, von den Römern gedrängt, sich hier eine neue Heimat zu suchen. Ataulf's zweiter Nachfolger, Wallia, bot dem Kaiser seinen Arm an, um die übrigen Völker, welche sich Spaniens bemächtigt hatten, zu unterwerfen und das Land dem Reiche wieder zu erobern. Dagegen versprach ihm Honorius den Besitz von Aquitanien und einiger umliegenden Gegenden. Wallia fiel über die einzelnen Völker her, welche, weit entfernt, in fester Vereinigung mit einander ihr Heil zu suchen, nach und nach vereinzelt seinen Waffen unterlagen. Nachdem er so einen großen Theil der Halbinsel dem römischen Scepter wieder unterworfen hatte, kehrte er über die Pyrenäen zurück, um die ihm von Honorius versprochenen Wohnsitze einzunehmen. Diese lagen in Aquitania secunda und erstreckten sich von Toulouse längs der Garonne bis an das Meer. Kaum aber hatte Wallia seinen Sitz in Toulouse aufgeschlagen, als der Tod ihn ereilte.

1) Tolosanisches Reich der Westgothen 419—531.

Müde, den Römern länger als Werkzeuge der Vernichtung germanischer Völkerstämme zu dienen, vertauschten nun die Westgothen das Schwert mit der Pflugschar und suchten durch wohlgeordnete Einrichtungen die Blüthe der ihnen angewiesenen Wohnsitze zu befördern. Nach Wallia's Tode erhoben sie den Theodorich, als den durch Eigenschaften des Körpers am meisten ausgezeichneten Mann, auf den Thron. Dieser ward nach einer Reihe von Kämpfen mit den Römern deren Bundesgenosse, als Attila mit 500,000 Mann in Gallien eingefallen und bis Orleans vorgedrungen war (s. S. 52 f.). In der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden, fiel der König Theodorich, vom Ungestüm seines Muthes fortgerissen, einer der Ersten und sein Leichnam ward unter dem dichtesten Haufen der Erschlagenen aufgefunden. Ihm folgten nach einander 3 seiner Söhne Thorismund (451—453), Theodorich (453—466) und Eurich (466—484). Der zweite, der durch Brudermord auf den Thron gelangt war, besiegte und tödtete auch seinen Schwager Rechiar, den König der im Nordwesten Spaniens angesiedelten Sueven, gestattete ihnen jedoch, sich aus ihrer Mitte einen neuen König zu wählen. Er verlor den blutbefleckten Thron durch ein gleiches Verbrechen, indem er von der Hand seines herrschsüchtigen Bruders Eurich fiel.

Dieser benutzte den schwankenden Zustand des weströmischen Reiches, um nicht nur in Gallien sein Reich bis zur Loire und Rhone auszudehnen, sondern auch den Trümmern der römischen Herrschaft in Spanien ein Ende zu machen. Nur in Gallicien und Lusitanien erhielt sich noch ein kleines Reich der Sueven. Zu derselben Zeit also, da das abendländische Reich durch Odoaker sein Ende erreicht hatte, erhob sich das westgothische in seiner größten Ausdehnung. Große Ströme und die Ufer des Weltmeeres bildeten die Grenzen desselben. Aber Eurich, nicht zufrieden mit den gemachten Eroberungen, richtete seinen Blick auf die jenseits der Rhone gelegenen Länder. Er überschritt die Rhone und nahm Arles und Massilia ein, und verband diese Städte mit seinem Reiche, so daß es sich jetzt im Osten bis an die ligurischen Alpen erstreckte.

Doch nicht bloß durch Eroberungen glänzte Eurich, auch durch Künste des Friedens suchte er sein Volk zu beglücken. Da er erkannte, daß durch wohlgeordnete Gesetze das Band der bürgerlichen Gesellschaft am festesten geknüpft werde, ein schwankender Zustand des Rechtes aber die Mutter der Willkür und der Unsicherheit des Eigenthums sei, so befahl er, die bisher unter den Gothen beobachteten Gebräuche, wonach sie ihre Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden pflegten, durch schriftliches Aufzeichnen fester zu bestimmen. Noch durch eine andere Maßregel suchte Eurich seinen Ansichten gemäß das Wohl seiner Unterthanen zu befördern. Da er einen festen, gleichmäßigen Zustand der bürgerlichen Rechtsverfassung für eine Stütze des Staates erkannt hatte, so glaubte er

denselben Grundsatz auf den religiösen Glauben seiner Unterthanen anwenden zu müssen. Selbst Arianer, verfolgte er die Priester seiner katholischen Unterthanen auf das heftigste; Bischöfe wurden vertrieben, ja hingerichtet; ihre erledigten Stühle unbesetzt gelassen, und der Ausübung des katholischen Gottesdienstes jede Schwierigkeit in den Weg gelegt. Weit entfernt, hierdurch die Einigkeit seiner Unterthanen zu befördern, legte Eurich gerade durch diese Verfolgungen den Keim zu der Auflösung des tolosanischen Reiches; denn je stärker der Druck gegen die religiöse Ueberzeugung des Menschen, je kräftiger von jeher der Widerstand. Die bisherigen westgothischen Könige waren fast alle unter dem Mordstahle gefallen; dem Eurich war ein friedlicher Tod in der Mitte der Seinigen zu Arles beschieden.

Sogleich nach Eurich's Tode ward sein Sohn Alarich II. (484—507) in Toulouse zum Könige ausgerufen; ein weichlicher, und wie es scheint, dem Kriege abgeneigter Fürst. Die grausamen Verfolgungen, welchen die Katholiken unter Eurich ausgesetzt waren, hatten nur dazu gedient, ihren Religionseifer zu erhöhen, und den Wunsch in ihnen erregt, dem Scepter eines katholischen Fürsten unterworfen zu sein; eine Stimmung, welche von ihren Geistlichen nicht nur reichlich genährt, sondern auch dazu benutzt ward, mit dem kaum zum Christenthume übergegangenen Frankenkönige Chlodwig Verbindungen anzuknüpfen. Chlodwig, dessen Macht durch die Besiegung der Burgunder unterdessen zugenommen hatte, säumte nun, von den katholischen Unterthanen Alarich's vielfach aufgefordert, nicht länger, das Kriegsglück mit diesem zu versuchen. Im Inneren den Wunsch hegend, die schönen Länder des südlichen Galliens mit den seinigen zu vereinen, war er doch schlau genug, als öffentlichen Vorwand zum Kriege die Ausrottung der arianischen Ketzer anzugeben. Rasch zog er zu Felde, um dem Alarich, welcher den Beistand der Ostgothen in Anspruch genommen hatte, zuvorzukommen. Bei Vouglé an der Vienne, zwei Meilen von Poitiers, kam es zu der entscheidenden Schlacht, in welcher Alarich Krone und Leben verlor, indem er von Chlodwig's eigener Hand fiel. Mit ihm nahm das tolosanische Reich der Westgothen ein Ende.

Das Schwert der Franken hatte der Gothen Macht gebrochen; ihre eigene Uneinigkeit vollendete ihre Niederlage. Diejenigen, welche dem Amalrich, einem fünfjährigen Sohne Alarich's die Krone zuerkannten, wurden, weil die zarte Jugend des Prinzen den schwierigen Umständen nicht gewachsen war, nicht gehört, sondern Gesalich, ein natürlicher Sohn Alarich's, ward zu Narbonne auf den wankenden Thron gesetzt. Dieser vermochte nicht zu verhindern, daß Chlodwig und sein Sohn Theodorich das ganze Land zwischen der Loire, der Rhone und dem Ocean in kurzer Zeit eroberten. Nur einige feste Plätze blieben vor der Hand noch den Gothen; doch schon im folgenden Jahre fiel der Sitz ihrer Könige, Toulouse, mit seinen Schätzen dem Chlodwig in die Hände; 89 Jahre hindurch (seitdem Wallia hier residirte, J. 419—508) hatten jene von hier aus ihre Staaten beherrscht, und so wie unter

Alarich I., dem Bezwinger Roms, sich die Macht der Westgothen zuerst gewaltig erhoben hatte, so ging sie unter dem zweiten Alarich diesseits der Pyrenäen zu Grunde.

Da der rechtmäßige Erbe des westgothischen Thrones, Amalrich, noch in den Jahren der Kindheit war, so ließ dessen Großvater Theodorich die westgothischen Besitzungen in Gallien und Spanien unter seinem eigenen Namen verwalten (511—526). Als ihn, den größten König seiner Zeit, der Tod in das Grab rief, schlossen seine beiden Enkel Athalrich und Amalrich (526—531) einen Vertrag, wodurch jener alle Länder diesseits der Rhone, dieser aber die jenseits gelegenen Provinzen erhielt. Demnach fiel die Provence dem Athalrich zu, während den Gothen Septimanien, der den Franken wieder entrissene Theil von Aquitanien, und Spanien verblieb.

Um mit seinen mächtigen Nachbarn, den Franken, in gutem Vernehmen zu bleiben, hielt Amalrich um die Hand der Tochter Chlodwig's, Clotilde, bei ihren Brüdern an. Sie ward ihm gewährt und mit reicher Aussteuer nach Narbonne, wo er seinen Hof hielt, gesandt. Allein diese Vermählung, welche Amalrich's Thron befestigen sollte, ward der Grund seines Unterganges; denn im eifrigen arianischen Glauben befangen, unterließ er weder Ueberredungen noch Mißhandlungen, um seiner katholischen Gemahlin die Ausübung ihres Gottesdienstes zu verleiden. Diese gingen so weit, daß Clotilde endlich ein mit ihrem Blute getränktes Tuch, zum Zeichen ihrer erlittenen Schmach, an ihre Brüder nach Frankreich schickte und sie zur Rache aufforderte. Childebert übernahm um so lieber dieses Geschäft, da er in einem Kriege mit Amalrich die Aussicht hatte, sein Reich zu vergrößern. Unter den Mauern von Narbonne kam es zu einer Schlacht, in welcher die Gothen der fränkischen Uebermacht unterlagen; selbst von ihren Schiffen wurden sie abgeschnitten. Einige behaupten, Amalrich habe sich auf seiner Flucht verspätet, indem er, um seine Schätze zu retten, noch einmal zurückkehrte, und sei von einem Franken durch einen Lanzenstoß getödtet worden. Andere erzählen, er sei nach Spanien entkommen, hier aber, in Barcelona, von seinem eigenen, in Aufruhr begriffenen Heere, ermordet worden. Jetzt war die Macht des westgothischen Reiches in Gallien zu sehr gebrochen, als daß sie noch länger ihren Hauptsitz dort hätte behaupten können; sie suchte eine bleibende Stätte jenseits der Pyrenäen.

2) Westgothisches Wahlreich in Spanien 531—711.

Bisher hatte den Thron der Westgothen stets ein aus edlem, einheimischen Stamme entsprossener Mann behauptet. Von nun aber zeigt die Geschichte, daß bei der Thronfolge die Rechte der Erblichkeit wegfielen und der Wille der Großen weltlichen und geistlichen Standes allein entschied; eine reiche Quelle für Aufruhr und ehrgeizige Herrschsucht. Der erste Wahlkönig Theudes (531—548), welcher den Sitz des Hofes nach Spanien verlegte, ward nach einer 17jährigen Regierung von einem Gothen, der Wahnsinn erheuchelte, in seinem Palaste

ermordet. In den nun folgenden Thronstreitigkeiten wurden die Byzantiner, welche damals Italien, Afrika und alle Inseln des mittelländischen Meeres wieder erobert hatten, zu Hülfe gerufen und diese blieben einige Zeit im Besitze des südlichen Spaniens. Dagegen benutzte König Leuwigild (567—586) die Thronstreitigkeiten in dem Reiche der Sueven, um diesem nach 176jähriger Dauer (409—585) ein Ende zu machen und dem westgothischen einzuverleiben, welches jetzt, mit Ausnahme einiger Gegenden an der Südküste, die noch byzantinisch waren, die ganze Halbinsel umfaßte.

Seitdem nun das Reich natürliche Grenzen und damit größere Sicherheit gegen auswärtige Feinde gewonnen hatte, war der Blick der Könige nicht mehr auf Eroberungen gerichtet, sondern auf Befestigung ihrer Macht im Inneren. Römer und Gothen wurden zunächst durch ein Glaubensbekenntniß vereinigt, indem König Reccared (586—601) die katholische Religion, als diejenige der Mehrzahl seiner Unterthanen, annahm. Ebenso unterwarf er beide Völker einem Rechte und einem Gesetze, damit sich aus der gemischten Menge im Laufe der Zeit ein einiges gothisches Volk bilde. Allein die königliche Macht konnte keine festen Wurzeln schlagen, weil die Erbfolge nicht an feste Gesetze gebunden war, sondern jedem ehrgeizigen Großen der Weg zum Throne offen stand. Dies war eine unversiegbare Quelle innerer Zwistigkeiten und Bürgerkriege, an denen endlich das Reich zu Grunde gehen mußte.

So waren nach dem Tode des vorletzten Königes Witiza (698—710), dessen Söhne von Roderich, unter Witiza Anführer der Reiterei, vom Throne ausgeschlossen worden. Doch nicht diese selbst, sondern der ihnen verwandte Graf Julianus rief gegen den Thronräuber (angeblich zugleich den Verführer seiner Tochter) die Araber aus Afrika zu Hülfe. Er wandte sich an Musa, den Statthalter Afrika's, und schilderte ihm die Leichtigkeit des Unternehmens, daß eine bedeutende Macht der Christen selbst bereit stehe, mit ihm gegen den Thronräuber Roderich zu fechten, endlich, welch ein herrliches Land die Halbinsel sei und welch ein glänzender Lohn dem Eroberer harre; zugleich erbot er sich zu treuem Bündnisse mit den Moslemin. Musa wählte den erfahrenen Tarek zum Anführer, untergab ihm 12,000 Mann, meist Berbern und wenige Araber; mit ihnen zog Julian der Ungläubige. Schon auf der See suchte Tarek sein Heer mit Muth zu entflammen und zu seinem Vortheile zu stimmen. Er erzählte, der Prophet und die 4 Khalifen, seine Nachfolger, seien ihm im Traume erschienen, ihm den Sieg verkündigend. Wie mochte ein Unternehmen scheitern, welches der Gesandte Gottes selbst so sichtlich begünstigte!

Nachdem die Meerenge durchschifft war, erschien die spanische Küste im schönsten Glanze der üppigsten Natur, eine herrliche Entschädigung für die traurigen Sandwüsten Afrika's und zugleich einen trefflichen Landungsplatz darbietend. Kaum hier gelandet, soll Tarek, um seinen Leuten die Aussicht zum Rückzuge zu benehmen und dadurch sie desto mehr zum Siege anzufeuern, alle Schiffe den Flammen übergeben haben;

wahrscheinlicher ist, daß er sie zurücksandte, um Verstärkung nachzuholen. Ein vor ihm liegender steiler, vom Meere umspülter Berg bot ihm einen trefflichen Standpunkt dar; er bestieg ihn und befestigte sich dort. Ihm zum Gedächtniß erhielt dieser Berg, bis dahin Calpe genannt, den Namen Tareks oder der Eroberung (Gibraltar).

Roderich bot sein ganzes Volk auf und stellte sich selbst an die Spitze. Mit einem Heere von 90,000 Mann zog er in die Gegend von Corduba. Beide Heere rückten gegen einander. Wo sich jetzt von Weinbergen umgeben die Stadt Xerez de la Frontera erhebt, sollte das Schicksal der Halbinsel entschieden werden. Gothen und Araber standen hier einander gegenüber; jene zwar an Zahl den Letzteren überlegen, aber an Kriegsübung, an Ausdauer, Muth und persönlicher Tapferkeit nachstehend. Die Araber, durch die Aussicht, nicht nur ihren Glauben zu verbreiten, sondern auch unermeßliche Beute zu machen und ein herrliches, reiches Land zu erobern, zur Kampflust begeistert und keinen Rückweg offen sehend; die Gothen, durch die Nothwendigkeit, ihren Heerd zu vertheidigen und ihr Vaterland, ihren Glauben vom Untergang zu retten, zwar angefeuert, aber durch innere Zwietracht, welche selbst in dem Drange allgemeiner Noth nicht schwand, und durch lange Verweichlichung geschwächt. Roderich selbst lenkte die Schlacht von der Mitte aus, die beiden Flügel aber hatte er zwei Söhnen Witiza's untergeben. Dieses unzeitige Vertrauen brachte ihm den Untergang. Denn nachdem die Schlacht mehrere Tage hindurch mit gleichem Glücke auf beiden Theilen geschwankt hatte, und in einzelnen Angriffen die Minderzahl der Araber unter der Uebermacht der Gothen zu unterliegen schien, glaubten die Söhne Witiza's die Ausführung ihres Verrathes nicht länger aufschieben zu dürfen. Sie sandten also zum Tarek und meldeten ihm, sie selbst seien Roderich's heftigste Feinde; er, der Dienstmann ihres Vaters, habe ihnen die Krone entrissen; nun seien sie bereit, zu den Arabern überzugehen, wenn er ihnen die Wiedererlangung ihres väterlichen Erbtheiles sichern wolle. Mit Freuden nahm Tarek dieses Bündniß an. Als nun am folgenden Tage die beiden Heere wieder auf einander stießen, verbanden sich die beiden verrätherischen Söhne Witiza's und ihre Anhänger mit den Arabern und brachten dadurch der Schlacht die Entscheidung, dem westgothischen Reich den Untergang. Auf einem mit Elfenbein geschmückten, von zwei weißen Maulthieren gezogenen Siegeswagen, die von Edelsteinen glänzende Krone auf dem Haupte und mit purpurnem Gewande angethan, ragte Roderich in der Mitte seiner Schaaren hervor. Mit dem Muthe der Begeisterung sprengte Tarek mit seinen Getreuen gegen ihn an und streckte ihn todt zu Boden. Nach anderen Nachrichten warf Roderich sich in den Fluß und unterlag unter dem Gewichte seiner Rüstung, so daß jede Spur seines Körpers verschwand; doch fanden die Moslemin sein weißes Roß in tiefem Schlamme versunken, auf ihm den goldenen mit Edelsteinen besetzten Sattel. Als nun der Führer des Ganzen, der König, verschwunden war, da wandte sich die Schlachtordnung der

Gothen, und wer dem Schwerte der Araber entging, konnte nur durch die eiligste Flucht der Gefangenschaft entrinnen. So war nach neuntägigem Kampfe das Schicksal der Halbinsel entschieden, in welcher fast drei Jahrhunderte hindurch die Westgothen ihr Reich behauptet hatten.

Wenn nun gleich Musa erfreut sein mußte, jenes schöne Land der Herrschaft des Islams unterworfen zu sehen, so quälte ihn doch der Neid über die von Tarek gemachte Beute und den ihm als Eroberer zufallenden Ruhm. Anstatt ihn also für seine Siege zu preisen, befahl er ihm, den Lauf seiner Thaten zu hemmen und wo er sich befände, stehen zu bleiben, bis er selbst, der Oberfeldherr, mit Verstärkung zu ihm käme.

Erstaunt und unschlüssig, was er zu thun habe, berief er die Anführer seines Heeres zu einem Kriegsrathe. Alle theilten seine Verwunderung. Da trat Julian der Christ auf: „keine Zeit sei zu verlieren, noch herrsche Schrecken und Bestürzung in den Gemüthern der Gothen, welche nach allen Seiten geflohen; er möge sein Heer vertheilt nach verschiedenen Richtungen ihnen nachsenden, er selbst aber gegen Toletum, die Hauptstadt des Reiches, ziehen, sich neuen Ruhm zu holen." Mit Recht erstaunte Tarek über die Pracht des hundertjährigen Königssitzes und über den Werth der Beute, welcher ihm hier zu Theil ward. Doch ließ sein Heldensinn ihn nicht lange dort verweilen, sondern, nachdem er durch eine starke Besatzung die Stadt seinen Waffen gesichert, führte er seine Siegeslaufbahn fort, welcher aber nicht Standhaftigkeit des Feindes, nicht Wandelbarkeit des Kriegsglücks, sondern, wunderbares Schicksal! des eigenen Oberbefehlshabers kleinlicher Neid ein Ziel setzte. Die Nachricht von Musa's Ankunft bewog ihn, nach Toletum zurückzugehen. Denn Musa, der 74jährige Greis, schiffte nach Andalos hinüber.

Nachdem Musa den Besitz des südlichen Theiles der Halbinsel gesichert hatte, setzte er seinen Zug gegen die Hauptstadt Toletum fort, um den ungehorsamen Tarek aufzusuchen. Dieser, von seiner Annäherung unterrichtet, ging ihm entgegen, nicht aus Furcht oder aus ängstlichem Bewußtsein wegen der nun abzulegenden Rechenschaft, sondern im hochherzigen Selbstgefühle des Siegers und um die dem Oberfeldherrn schuldigen Ehrenbezeugungen darzubringen und den ihm zukommenden Antheil an der Beute ihm abzuliefern. So erschien er vor Musa. Mit erheucheltem Wohlwollen nahm ihn dieser auf, um sich der Beute zu versichern und ging dann mit ihm nach Toletum. Hier legte er die Verstellung ab und brach in heftige Schmähungen gegen ihn aus: warum er, seine Befehle mißachtend, das Glück der moslemischen Waffen durch so weites Vordringen auf das Spiel gesetzt, warum er die Beute verschleudert, warum er durch Mißhandlung der Christen den Namen der Moslemen verhaßt gemacht habe? Gelassen erwiderte Tarek: der Dienst des Khalifen, seines Herrn, habe ihm seine Laufbahn vorgeschrieben, dieser werde ihn von jeder Anklage entbinden; die Beute sei zum Theil schon dem sie erkämpfenden Heere zugefallen, das Uebrige sei

er bereit, auszuliefern. Je mehr Tarek in den Augen Aller gerechtfertigt erscheinen mußte, um desto stärker war die Erbitterung Musa's gegen ihn. Weit entfernt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nahm er ihm seine Befehlshaberstelle, warf ihn ins Gefängniß und mißhandelte ihn selbst thätlich. Solches war der Lohn des Besiegers der Gothen!

Bald gelangte an Musa ein Schreiben des Khalifen Walid, worin dieser ihm befahl, den glorreichen Feldherrn Tarek in Freiheit zu setzen und ihm das so glorreich geführte Schwert des Islams wieder anzuvertrauen. Musa sah sich gezwungen, zu gehorchen. Zur Freude aller Moslemen söhnte er sich öffentlich mit Tarek aus und stellte ihn neben sich an die Spitze des Heeres. Beide setzten nun nach Osten und Westen den Lauf der Eroberungen fort. Städte sanken vor ihnen in Asche, die Gefilde verödeten, Kirchen wurden entweiht und die Einwohner flohen in die Schluchten unzugänglicher Gebirge; denn wer Widerstand leistete, alt oder jung, wurde niedergemacht. Darauf drangen die Sieger nach Norden vor und gelangten bis an das große Meer und die Gebirge der Pyrenäen. Schon waren sie im Begriff, dieselben zu überschreiten, als ihrer vordringenden Laufbahn ein Ziel gesetzt wurde. Wahrscheinlich hätten sie die Halbinsel der arabischen Herrschaft gänzlich unterworfen, vielleicht auch Gallien erobert, an dessen Pforten sie standen, und das spätere Schicksal Europa's hätte sich vermuthlich ganz anders gestaltet, wenn nicht ein Befehl des Khalifen beide Feldherren zurückgerufen hätte. Denn Walid war von den zwischen beiden Feldherren obwaltenden Zwistigkeiten theils durch sie selbst, theils durch Andere unterrichtet worden. Er befahl beiden Befehlshabern, schleunigst vor ihm in Damascus zu erscheinen. Tarek gehorchte sogleich, er zog nach Syrien, und als der Khalif aus seinem Munde seine Thaten vernahm, gewann er ihn lieb und überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Musa dagegen konnte sich nicht sogleich entschließen, von dem Schauplatze seiner Thaten abzutreten. Bis an das westliche Meer war er vorgedrungen, als ihn ein zweiter Bote des Khalifen, mit dem geschärften Befehle, zurückzukommen, ereilte. Seinem Sohne Abdelaziz übergab er den Oberbefehl über die Halbinsel; 30,000 Gefangene, worunter 400 vornehme Gothen, welche dem Schwerte entgangen waren, mußten mit ihm ziehen, damit er im Glanze des Siegers vor seinem Herrn auftreten könnte. So schiffte er sich nach Afrika ein und kam glücklich in Syrien an. Hier erhielt er sogleich von Soleiman, dem Bruder des Khalifen Walid, die Nachricht, daß dieser dem Tode nahe sei, und den Befehl, seinen Einzug in Damascus so lange zu verschieben, bis er selbst den Thron bestiegen haben würde. Allein Musa gehorchte nicht, sondern stellte sich vor den kranken Walid und suchte dessen Gunst durch den Glanz und die Menge der dargebrachten Beute zu gewinnen. Als aber kurze Zeit darauf Walid starb und sein Bruder Soleiman zum Khalifen ausgerufen wurde, ließ dieser ihn die Folgen seines Ungehorsames büßen. Musa, der Eroberer von Magreb und Andalos, ward einen Tag lang

öffentlich ausgestellt, der Sonnenhitze Preis gegeben, gegeißelt und mit einer Geldstrafe von 100,000 Mithkalen belegt. So verhängte die Gerechtigkeit des Schicksals über ihn das Loos, welches er aus ungegründeter Mißgunst seinem Mitfeldherrn Tarek so oft hatte bereiten wollen.

Wirft man bei dem Verschwinden der Westgothen aus der Reihe der Völker einen Blick auf ihre Geschichte zurück, so wird sich der Gedanke von selbst aufdrängen, daß ihre Entwicklung, die so Großes versprach, nicht vollendet ward, gleich einer Blüthe, die der Sturm hinwegreißt, ehe sie zur Frucht gereift ist. Denn frühe, wie kein anderes germanisches Volk, waren sie schon in ihren östlichen Wohnsitzen am schwarzen Meere und an den Ausflüssen der Donau mit griechischer Bildung bekannt, hatten am frühesten dem Heidenthume entsagt, am frühesten den Gebrauch der Schrift unter sich verbreitet. Im Kriege hatten sie sich Ruhm erworben, wie kein anderes Volk. Vor den Mauern von Constantinopel waren sie gelagert; sie sahen Athen und Sparta; sie demüthigten zuerst die Weltbeherrscherin Roma durch eine dreimalige Einnahme. Sie überschritten ohne Schwierigkeiten die Alpen und Pyrenäen, und bewegten ihren wandernden Staat von dem äußersten Osten Europa's bis zum äußersten Westen. Mitten in den römischen Provinzen errichteten sie, selbst mit Bewilligung des Kaisers, den ersten geordneten germanischen Staat, das tolosanische Reich, welches an Macht und Cultur bald das römische überflügelte, und das nach Attila's Niederlage keinen Gegner hatte, der sich mit ihm messen konnte. Ein Zusammenfluß unglücklicher Umstände stürzte es schneller, als es sich erhoben hatte.

---

18. Chlodwig und seine Söhne.

(Nach Georg Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte.)

Die Völkerschaften des alten iscävonischen Stammes treten später unter dem fränkischen Namen auf. So weit die Sitze jener Völkerschaften reichten, vom Mittelrhein bis abwärts zu den Mündungen des Flusses, werden seit dem dritten Jahrhundert Franken genannt. Wie weit der Name und der Stamm in das Innere sich erstreckte, ist zu Anfang nicht deutlich.

Eine Völkerschaft, die schon seit längerer Zeit auf dem linken Rheinufer seßhaft war, verstärkt, wie es scheint, durch andere stammverwandte Einwanderer, breitet sich in den Zeiten der sinkenden Römermacht weiter gegen Süden aus, theils gelockt von den fruchtbaren, aber wenig bevölkerten Landen, theils gedrängt von anderen Deutschen, die hinter ihnen wohnten oder von der Meeresküste her Ansiedelungen zu erlangen suchten. Das sind die Salier oder salischen Franken, welche solchen Ruhm sich erwarben, daß man später, wenn von Franken die

Rede war, zunächst nur an sie dachte; sie hatten die batavische Insel inne, wie es heißt, von den Sachsen aus einer früheren Heimath verdrängt. Man meint wohl, diese sei ostwärts an der Yssel, die früher Isala hieß, zu suchen, und von dem Flusse sei dem Volke der unterscheidende Name zu Theil geworden, an den hier noch später das Salland erinnerte. Ohne daß die Geschichte von Feindseligkeiten und Kämpfen etwas zu berichten wüßte, sind in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts die Striche auf beiden Seiten der Schelde mit fränkisch-salischer Bevölkerung und ihren Niederlassungen erfüllt worden. Eben damals scheint es, daß sich nordwärts an der Waal Deutsche anderen Stammes niederließen, welche später Thoringi genannt werden, und es mag dies dazu beigetragen haben, die Salier gegen den Südwesten vorwärts zu drängen.

Die alte Ueberlieferung führt das Geschlecht der Merovinger auf einen König Meroweck zurück, dessen Ursprung sie aber sagenhaft erzählt. Es soll das später so mächtige Königshaus einen überirdischen Ursprung haben, und da man zu den Göttern nicht mehr hinan steigen kann, welche für das Bewußtsein des Volkes nicht mehr lebten, so nimmt die Sage einen mehr abenteuerlichen Charakter an. Ein Meerungeheuer habe sich der Gattin Chlojo's verbunden, als sie an der Küste des Meeres saß, und aus dieser Umarmung sei der Sohn Meroweck entsprungen. Vielleicht forderte der Name selbst zu einer solchen Erzählung auf; vielleicht ist eine Erinnerung an das Wohnen der alten Franken an den Meeresküsten des Niederlandes darin enthalten. Auch Childerich's Geschichte ist noch mit Sagen erfüllt. Unter ihm stehen die Franken und Römer noch in mannigfacher Verbindung. Wie sie unter Aetius für Rom gegen die Hunnen gestritten und ihrestheils dazu beigetragen haben, die abendländische Cultur gegen die drohende Barbarei des rohen Volkes zu schützen, so kämpfen sie nachher mit den Römern gegen die Westgothen, welche sich in dem Süden Galliens festgesetzt hatten.

Nachfolger des Königs Childerich wurde sein Sohn Chlodwig, kurz nach dem Jahre 480. Das ist eine der mächtigen Persönlichkeiten, welche das Große zu vollbringen vermögen, was freilich vorbereitet ist, aber noch des Mannes wartet, der es glücklich hinauszuführen versteht. Chlodwig begann eine Eroberung, die ihn nicht bloß zu dem mächtigsten aller fränkischen Fürsten machte, sondern die ihm unmittelbar den Weg zur Vereinigung aller Franken, ja, zur Unterwerfung anderer deutscher Stämme unter seine und seines Hauses Herrschaft bahnte.

Den Grund zu der Größe seiner Herrschaft und zu der Bildung wesentlich neuer Verhältnisse legte er dadurch, daß er die Reste römischer Herrschaft, das Land von der Somme und Maas bis zur Seine und Loire, sich unterwarf. Er besiegte den Siagrius, den Gregor einen König der Römer nennt; und die Folge des Sieges war, daß das Land, welches bisher diesem gehorcht hatte, nun unter die Hoheit des fränkischen Königs trat. Nicht auf einmal scheint die ganze Eroberung

vollbracht zu sein; eine alte Quelle berichtet, daß erst das Land bis zur Seine, dann das Gebiet zwischen Seine und Loire dem Chlodwig unterthan wurde. Chlodwig nimmt jetzt seinen Sitz zu Soissons, wo Siagrius geherrscht hatte; später hat er ihn nach Paris übertragen. Die alte Bevölkerung bleibt und behält ihren Grundbesitz, ihre Freiheit, zum Theil auch ihr altes Recht. Nicht in dem Maße wie der Ostgothe Theodorich hat Chlodwig Römer und Franken gleich zu stellen gesucht; sondern der germanische Charakter der Herrschaft und der Vorzug des deutschen Volkes behaupteten sich auch in dem fremden Lande.

Dagegen wandte der König sich hier dem Christenthum zu. Seine Gemahlin Clotilde aus burgundischem Königsgeschlecht war im Christenthum erzogen und ließ es an Aufforderungen nicht fehlen, daß auch der König sich dem wahren Glauben zuwenden möge. Er duldete erst, daß die Kinder, welche sie gebar, getauft wurden; dann, da er in dem Namen Jesu Christi, den er um Beistand angerufen hatte, einen Sieg über die Alemannen davon trug, ließ er sich selbst feierlich durch den Bischof Remigius von Rheims in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufnehmen. Das Volk oder Heer, das ihm gefolgt war, hatte seine Zustimmung gegeben, und 3000 ließen sich mit ihrem Könige taufen. Allerdings beharrten die Salier in ihren Besitzungen an der Schelde noch längere Zeit im Heidenthum. Aber bei ihnen war nun auch nicht mehr der Mittelpunkt von Chlodwig's Herrschaft. Diese war hinfort christlich, und in allen öffentlichen Verhältnissen machte sie diesen Charakter geltend. Die Geistlichkeit des Landes schloß sich dem Könige bereitwillig an, und wie sie Schutz und Ehre durch ihn empfing, so trug sie dazu bei, seine Herrschaft zu befestigen und auszudehnen.

Die Bischöfe des südlichen Galliens boten dem Chlodwig die Hand zur Unterwerfung des Landes jenseits der Loire, das bis dahin den arianischen Westgothen gehorcht hatte. „Ich dulde es ungern," sprach nach Gregor's Bericht der König zu seinem Volk, „daß diese Arianer einen Theil Galliens inne haben. Laßt uns gehen mit Gottes Hülfe und das Land unserer Herrschaft unterwerfen." Bis zur Garonne und weiter wurde die fränkische Herrschaft ausgedehnt. Schon vorher waren die Burgunder besiegt, ihr König bis Avignon verfolgt. Nun trat der Ostgothe Theodorich dem mächtigen Franken entgegen und rettete den Gothen die südlichsten Provinzen. Aber der größere Theil Galliens war erobert, und aus dem fernen Byzanz übersandte damals der Kaiser dem Chlodwig die Ehren des Consulats. Noch dachte das Römerreich die Herrschaften der deutschen Könige sich einfügen zu können, so daß der Begriff der alten Einheit sich nicht ganz verlöre; noch empfing auch Chlodwig die fremde Würde als das Zeichen anerkannter und befestigter Herrschaft über Gallien.

Chlodwig hat seine Laufbahn damit beschlossen, daß er alle besonderen Herrschaften bei den Franken, die salischen wie die rheinischen, vernichtete und sich zum König des ganzen Volkes machte. Erst haben die Fürsten ihm bei seinen Kriegen Hülfe geleistet; dann machen sie

ihm Platz. Da ist er roh und gewaltsam aufgetreten; Mord und Verrath haben ihm dienen müssen, um sein Ziel zu erreichen, die ganze Härte eines dem Gewinn und der Kriegslust hingegebenen Gemüthes zeigt sich hier, wo es gilt, eine Macht zu begründen, die sich nicht auf das Recht und nicht auf eine wahre Eroberung zu stützen vermag. Einen König läßt er tödten, gegen den andern, der zu Cambray seinen Sitz hat, gewinnt er die Leute und erschlägt ihn sammt seinem Bruder mit eigener Hand. Der ripuarische Herrscher Sigibert wurde auf Chlodwig's Anstiften von seinem Sohne ermordet, der Sohn fiel durch die Hand eines Abgesandten des salischen Königs, und da beide todt waren, versammelte dieser das Volk und forderte es auf, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Mit lautem Zuruf und Waffengetöse erklärte es seine Zustimmung, erhob den salischen Fürsten auf den Schild und machte ihn so zum König auch dieses Stammes.

Schon vorher hatte er einen Kriegszug gegen die Alemannen unternommen, und auch dieser Stamm, der weite Gebiete inne hatte, der lange so glücklich mit den Römern gekämpft hatte, erlag dem Chlodwig. Ihr König — nicht einmal sein Name wird genannt — fiel in der Schlacht. Damit endet der Kampf; das Volk beugt sich der Herrschaft des fränkischen Königs. Ein zweiter fremder Stamm wird ihr verbunden. Dadurch ist der Weg zu der Vereinigung der deutschen Völker gebahnt, damit ist zugleich ein neues Element dem Reiche Chlodwig's hinzugeführt, das entschieden deutsch war und doch den anderen deutschen Bestandtheilen nicht völlig gleichartig.

Theodorich der Große verfolgte mit ängstlichen Blicken die steigende Macht seines Zeitgenossen, er versuchte, die deutschen Fürsten wider sie zu vereinigen, es gelang ihm auch, einige Gebiete im Süden Galliens und im alten Rhätien derselben zu entziehen; er überlebte am Ende den Chlodwig mehr als 10 Jahre. Aber während dann sein Werk zerstört ward, hat Chlodwig vollführt und begründet, was Jahrhunderte Bestand und Dauer hatte und was der Geschichte des deutschen Volkes, man kann sagen für alle Zukunft, ihre Wege gewiesen, ihren bestimmten Charakter gegeben hat.

In die Fußtapfen des Vaters — er starb im Jahre 511 — sind die Söhne eingetreten. Allerdings wurde das Reich getheilt, doch blieben die deutschen Lande, vielleicht mit Ausnahme der alten salischen Gebiete, unter dem ältesten Sohne Dietrich verbunden, und dieser empfing auch seinen Theil von den eroberten romanischen Provinzen. Während seine Brüder den schon von Chlodwig begonnenen Kampf gegen die burgundische Herrschaft fortsetzten und am Ende das ganze Reich sich unterwarfen, wandte Dietrich sich gegen den Osten und vollbrachte hier eine Eroberung von noch größerer Wichtigkeit. Das thüringische Reich, im Herzen Deutschlands, fiel jetzt ebenfalls den Franken anheim. Es war unter Hermenfred und seinen Brüdern getheilt; nun wurden diese von dem älteren Bruder, wie es heißt, mit fränkischer Hülfe, beseitigt; und als dann Hermenfred seinem Versprechen untreu

wurde, das Land mit Dietrich zu theilen, hatte er den Angriff des Königs zu bestehen, und verlor zuerst das Reich, dann das Leben. Ein Theil des thüringischen Landes soll damals den Sachsen überlassen sein, die als Verbündete der Franken in diesem Kriege genannt werden; ein anderer, das Land um den Main, ist wenigstens später in fränkisches Land verwandelt worden.

Nach dem Tode Theodorich's des Großen fiel sein Reich unter seinen nächsten Nachfolgern vor den Angriffen der noch einmal sich erhebenden römischen Macht. Eben damit aber war den fränkischen Königen für die Vollendung ihrer Plane jedes Hinderniß entfernt. Wie ihnen in Gallien ein Theil der westgothischen Besitzungen und die Provence anheim fielen, wie sie bereits die Alpen überschritten und italische Provinzen besetzten, so wurde auch alles deutsche Land bis zu den östlichsten Grenzen und südwärts bis zu den Höhen der Alpen ihnen unterthan. Wir wissen das Einzelne nicht näher, nur daß im thüringischen Kriege König Clotar südwärts am Nab kämpfte, wo wenig später die Baiern genannt werden, die dann gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte unter fränkischer Herrschaft stehen; daß Dietrich's Nachfolger die Alemannen gänzlich und dazu andere benachbarte Völker unterwarf, daß derselbe (oder sein Sohn Theudebald), sich in einem Briefe an den Kaiser Justinian rühmt, nach Besiegung der Thüringer wären Sachsen und Euthen unter seine Herrschaft getreten, und von der Donau und den Grenzen Pannoniens reiche sie bis zu den Küsten des Oceans. Theudebert hat die östlichen Alpenländer und einen Theil Venetiens besetzt, unter seinem Sohn standen fränkische Besatzungen an der Etsch; jener konnte dem Kaiser mit einem Angriff auf seine Hauptstadt Constantinopel drohen.

Zu der großartigsten Stellung haben sich diese fränkischen Könige erhoben, sie sind die mächtigsten Fürsten Europa's; sie vereinigen den größten Theil der deutschen Völker und stellen sich mit ihnen den Versuchen der Oströmer zur Wiederherstellung jener alten römischen Oberhoheit auf das kräftigste entgegen.

Daß die entfernten Eroberungen im nördlichen Italien verloren gehen, ist nur zum Vortheil für die festere Begründung des Reiches nördlich der Alpen; daß das östliche Frankenreich nach Theudebald's Tode 554 unter Clotar I., dem Sohne Chlodwig's, wieder in unmittelbare Verbindung mit dem romanischen Westen trat, hat nur dazu beigetragen, die begonnene Entwickelung zu erhalten und fortzuführen. Damals hatte das fränkische Reich einen Umfang erhalten, den es bis zu Karl's des Großen Zeiten nicht wesentlich überschritten hat.

Nach Clotar's I. Tode findet eine neue Theilung statt, die wieder den deutschen Osten von den westlichen romanisch-fränkischen und romanisch-burgundischen Landen scheidet. Schon früher hat man die Völker und die Lande, welche den Stamm des fränkischen Reiches bildeten, nach ihrer Lage als Austrasii und Neustrasii, Austrasia und Neustrasia bezeichnet; vielleicht liegt der alte Gegensatz der Salier und Ripuarier

dabei zu Grunde; nun erhalten diese Namen eine neue politische Bedeutung und bezeichnen die beiden Hauptreiche des Westens und Ostens, denen Burgund als das dritte hinzugefügt wird; Aquitanien und die Provence, das Land, welches den Westgothen entrissen ist, bleiben besondere, gewöhnlich unter den Königen getheilte Provinzen.

---

19. Die fränkischen Hausmeier (Maiores domus).

(Nach Georg Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte.)

Der Majordomus war ursprünglich nur ein Hausmeier, ein Vorsteher des königlichen Hauses, ein Hofbeamter neben anderen, und bei den Franken eben so wenig wie bei den übrigen deutschen Stämmen, wo er öfter genannt wird, von bedeutendem politischem Einfluß. Als Vorsteher des Palastes und königlichen Hauses waren ihm alle Personen und Verhältnisse am Hofe untergeordnet, so daß er der erste und angesehenste unter den Hofbeamten war, und gerade auf diese Stellung wird später das entschiedenste Gewicht gelegt; je mehr die ganze Regierung des fränkischen Reiches den Charakter einer Hofregierung annahm, desto bedeutender und einflußreicher mußte die Wirksamkeit der obersten Hofbeamten werden. Die Erziehung der jungen Leute, die sich hier für den Staatsdienst ausbilden wollten, stand zum Theil unter seiner Leitung; die Besetzung der anderen Hofämter geschah wahrscheinlich unter seiner Mitwirkung; wenn die Umgebung des Königs sich zur Berathung versammelte, mußte er den nächsten Platz nach dem König einnehmen, und in anderen Fällen, oder wenn derselbe abwesend war, ihn geradezu vertreten, für ihn den Vorsitz führen, die Geschäfte besorgen. Daraus entwickelte sich bei minderjährigen Königen das Recht des Majordomus, die Erziehung und Reichsverwesung zu leiten. Das andere aber, was zum Bereiche des Vorstehers des königlichen Hauses gehörte, war die Aufsicht und Verwaltung des königlichen Gutes. Er ist mit der Erhebung der königlichen Einkünfte beschäftigt, die Entwerfung von Steuerrollen und die Beitreibung der Steuern geht zum Theil durch seine Hand. Insonderheit aber sind auch die von dem Könige ausgehenden Verleihungen von Gut und Land, die Beneficien, wie wir sagen, unter die Aufsicht des Hausmeiers gestellt. Eben weil sie nie völlig dem Rechte des Königs entfremdet wurden und weil ihre Inhaber fortwährend in wichtigen Beziehungen zum König standen, gab es hier ein Feld für eine bedeutungsvolle und einflußreiche Thätigkeit. Die Einziehung und Wiederverleihung der Güter, die Wahrnehmung der königlichen Rechte, die Sorge für die Erfüllung der Pflichten der Leudes mußten dem Hausmeier obliegen, und bei der steigenden Wichtigkeit dieser Verhältnisse hob sich nothwendig auch der Einfluß und das Ansehen des Mannes, der den König den Leudes gegenüber vertrat, der sie dann auch, wenn sie zum Kriege aufgeboten wurden, befehligte und an ihrer

Spitze eine gewiß ebenso bedeutende Stellung im Felde wie im Palast einnahm.

Dieses mußte zu den wichtigsten Resultaten führen, wenn vollends ein König geistig schwach oder ein Knabe an Jahren die Herrschaft empfing und der Majordomus für ihn zugleich die Regierung zu führen hatte, allein oder in Gemeinschaft mit anderen Großen, die ihm beigeordnet waren. Das geschah zuerst wieder, als Clotar II. den Austrasiern seinen Sohn Dagobert zum Könige gab, und unter ihm Arnulf, Bischof von Metz, und der neue Majordomus Pipin die Leitung der Geschäfte bekamen. Beide haben ohne Zweifel veranlaßt, daß das östliche Frankenreich den eigenen König erhielt, unter dem sie dann einen solchen Einfluß übten, daß Alles mit ihrem Rath und Willen geschah. Sie stammten aus alten vornehmen Geschlechtern, die reich begütert waren in den Landen zwischen Maas und Rhein. Der Hausmeier ist jetzt fast schon der Regent des Staates geworden, und er heißt eben deßhalb der Fürst der Franken, er wird anderswo als Unterkönig bezeichnet: alle wichtigen Geschäfte gehen durch seine Hand, von ihm hangen die Beamten ab, er ertheilt Gnaden und Ehren, er vertritt den König gegen seine Unterthanen. Die in den Schutz des Königs aufgenommen werden, stehen unter der Vormundschaft des Hausmeiers, und dieser verleiht dieselbe Sicherheit, welche sonst nur von der Person des Königs gewährt werden konnte. Der Majordomus hält sogar an des Königs Statt das Gericht in der Pfalz.

Pipin, des älteren Pipin Enkel, war unbestritten das alleinige Haupt seines Volkes, das er gegen die Ansprüche der neustrischen Könige und Hausmeier schützte. Es gab nach Dagobert's Tode (678) lange Zeit keinen König im Lande, und wenn man auch die Jahre nach den Regierungsjahren des schwachen Theodorich III. von Neustrien zählte oder einzelne Urkunden mit seinem Namen versehen ließ, für die politischen Verhältnisse trug es wenig aus; dem Ebroin, der dort noch immer waltete, war man am wenigsten zu gehorchen bereit, so blieb Pipin im ungeschwächten Besitz seiner Macht. Es war von entscheidender Bedeutung, daß Pipin nicht ohne Zusammenhang mit Neustrien blieb, daß er nicht die Absicht hatte, bloß der Herzog der Austrasier zu sein, sondern vielmehr getrieben wurde, dem schwachen Regiment in dem Mittelpunkt der merovingischen Herrschaft ein Ende zu machen und die Leitung der Dinge auch hier in seine Hand zu nehmen. Ohne den König für sich zu haben, aber angerufen von den Gegnern des Hausmeiers Bertharius, zieht er mit seinen Austrasiern aus und schlägt die Schlacht bei Testri, welche über die Zukunft des Frankenreichs entscheidet. Es galt die Entscheidung, ob das Frankenreich aus einander fallen oder ob es sich zu neuer Einheit und Kraft erheben sollte, ob die deutschen Völker sich von den romanischen Landen lossagen, diese der inneren Auflösung überlassen und sich dafür mit den bereits empfangenen Elementen einer neuen christlichen Bildung begnügen würden, oder ob beide zu einer neuen Einheit zusammen gefügt, auf den früher betretenen



Bahnen fortgehen wollten. Dem Pipin ist es gegeben, dies zu vermitteln; der Sieg, welcher ihn zum Herrn des fränkischen Reiches in Gallien macht, knüpft noch einmal das deutsche und romanische Land an einander, aber so, daß jenes nun das Uebergewicht und sein Fürstenhaus die wahre Herrschaft erlangt.

Da er selber nach Austrasien zurückging, machte er seinen Sohn Grimoald zum Majordomus, und, da dieser vor dem Vater starb, trat der Enkel Theudoald an seine Stelle. In Austrien gebot Pipin auch ferner allein und ohne jede Beschränkung. Dabei haben Prinzen des alten merovingischen Hauses die Krone getragen, und auch Austrasien hat sie wieder als die rechtmäßigen Könige anerkannt. Aber der letzte Schatten einer selbständigen Macht ist von ihnen gewichen und nichts als leere Ehren und Titel sind übrig geblieben. Wohl haben die neustrischen Großen noch einen Versuch gemacht, sich der Herrschaft des austrasischen Fürstenhauses zu entziehen; aber wenn der junge Enkel Pipin's erlag, so hat sein großer Sohn Karl durch eine Schlacht und durch seine glorreiche Regierung alles hergestellt und weiter geführt, was der Vater begründet hatte.

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Geschichte ist Karl, den die spätere Ueberlieferung Martell oder den Hammer beigenannt hat. Geboren von einer Frau, mit der Pipin, wie es scheint, sich neben der rechtmäßigen Gemahlin verbunden hatte, ward er nicht als vollberechtigt angesehen. Aber zwei andere Söhne Pipin's waren vor dem Vater gestorben; den Enkel Theudoald, der zuletzt die Würde des Majordomus in Neustrien bekleidet hatte, suchte vergebens die Großmutter Plectrudis zu schützen; die Neustrier vertrieben ihn und versuchten noch einmal, sich der Herrschaft des fremden Geschlechtes zu entziehen. Aber die Austrasier sammelten sich um Karl, der, der Gefangenschaft der Plectrudis entkommen, die Herrschaft des Vaters in Anspruch nahm und sie gegen einheimische und fremde Feinde zu behaupten wußte. Die Schlachten bei Amblef und Vincy (717) gaben Karl die Herrschaft über Neustrien und sicherten so das Resultat des testrier Sieges. Karl hatte Anfangs dem Chilperich, den die Neustrier als König erhoben, einen anderen Merovinger entgegengesetzt, ließ sich dann aber, da dieser gestorben, den Chilperich gefallen, an dessen Stelle später wieder ein anderes Mitglied des alten Geschlechtes trat, ohne daß allen irgend mehr als der bloße Name zu Theil geworden wäre. Karl führte die Herrschaft in Neustrien wie in Austrasien.

Am Ende des 7., am Anfang des 8. Jahrhunderts waren die alten Ordnungen immer mehr in Verfall und Auflösung gerathen. Zum Organisiren und planmäßigen Einrichten war die Zeit noch nicht gekommen, war auch Karl wohl nicht die Persönlichkeit. Aber mit Kraft und Energie brach er Bahn, bewältigte er, was entgegen stand, schuf er die Möglichkeit einer neuen Ordnung der Dinge. Die mächtige Aristokratie, welche das Königthum einschränkte, ward gebrochen; ein Theil, die Geistlichkeit, in ihrem Besitz, ihrer Unabhängigkeit beschränkt,

ein anderer Theil, die Inhaber von königlichem Gut, in größerer Abhängigkeit gehalten als vorher. Getreue und ergebene Männer wurden in die unterworfenen Landschaften gesetzt, mit den Aemtern, mit den Beneficien der geistlichen Stifter ausgestattet und belohnt. Nicht aus Feindschaft gegen die Kirche hat er gehandelt. In vielen Fällen zeigte er ihr und ihren Dienern die Ergebenheit, die im Geiste der Zeit lag, nahm auch wohl ihre Mitwirkung und Unterstützung in Anspruch, wo sie seinen Zwecken dienen konnten, während er durch glänzende Thaten in noch ungleich höherem Maße ihr Gewinn, ja, Rettung brachte.

Während der Kämpfe mit dem Herzog von Aquitanien kamen die Araber, deren Angriff eben das Reich der Westgothen in Spanien erlegen war, über die Pyrenäen nach Gallien. In dem gewaltigen Zug der Eroberung, in dem sie begriffen waren, bedrohten sie ganz Europa mit Unterwerfung unter fremde Herrschaft und gewaltsamer Einführung des mohammedanischen Bekenntnisses. Das Christenthum und die germanische Entwicklung waren in gleicher Gefahr. Sowohl nach der geographischen Lage ihrer Gebiete, wie nach der ganzen Stellung, welche ihr Reich zuletzt in Europa eingenommen hatte, kam Alles auf die Franken an. Bis vor Kurzem aber waren sie gespalten, ihre Macht in Verfall, ihr Reich in Auflösung: 50 Jahre früher hätte dies schwerlich den Angriff glücklich bestehen können. Jetzt aber stellte sich Karl mit der Macht des geeinigten Reiches den sieggewohnten Feinden entgegen und brachte ihnen bei Poitiers*) jene große Niederlage bei, wo-

*) Die Schilderung der Schlacht lautet bei G. H. Pertz, die Geschichte der Merowingischen Hausmeier, S. 76 f. also: Abderrahman brach im J. 732 mit einem Heere von 400,000 Männern, Frauen und Kindern über Pampelona und die Gebirge der Wasconen in Aquitanien ein. Alle Städte auf seinem Wege wurden erobert, Burdegala genommen, das zu ihrer Rettung herbei eilende Heer im Norden der Garonne und Dordogne aufs Haupt geschlagen, das ganze Land verwüstet, die Häuser vernichtet, die Kirchen verbrannt, Frauen und Kinder in die Knechtschaft geführt. Schon waren die Araber über Perigueux hinaus nach Norden gedrungen, hatten die verehrte Kirche des heiligen Hilarius zu Poitiers verbrannt und drohten St. Martins wunderthätigem Grabe mit gleicher Zerstörung. Da vereinigten sich die Ueberreste des aquitanischen Heeres mit den Austrasiern und Deutschen, und traten zu des Heiligen Schutz südlich von Tours dem Feinde entgegen. Sieben Tage lang standen sie hier, diese im Gefilde nördlich von Poitiers, jene in und bei den Vorstädten gelagert, einander gegenüber, und wagten nur durch theilweisen Kampf die gefürchteten Waffen zu erproben. Beide bis dahin unüberwundene Völker hatten, unabhängig von einander, durch vieljährige Siege jedes in seinem Welttheile den Preis der Tapferkeit errungen, ein Tag sollte endlich zwischen der kalten Ausdauer des Nordens und dem ungestümen Feuer des Südens entscheiden. Als das ausgesogene Land die ungeheure Menschenmasse nicht mehr zu ertragen vermochte, an einem Sonnabende des Monats October, stellten Abderrahman und Karl ihre Heere zur Schlacht. Kühn, in todesverachtender Begeisterung, im Vorgefühl unbeschreiblicher Wonnen des Paradieses stürmten die Araber; unerschütterlich wie Mauern, wie das ewige Eis des Nordpols an einander geschlossen, standen die Deutschen. Das Blut von Hunderttausenden strömte, ohne Entscheidung; über dem unendlichen Morden senkte sich die Sonne zum

durch aufs Neue den Germanen die Herrschaft Europa's, dem Christenthum das Uebergewicht im Abendland gesichert ward. Die Kämpfe haben dann in der folgenden Zeit ihren Fortgang gehabt; ein neuer glänzender Sieg ward bei Narbonne gewonnen; auch die Longobarden leisteten jetzt Hülfe gegen die gemeinsamen Feinde der Christenheit. Und eben diese Unternehmungen gaben auch Gelegenheit, die Unterwerfung des südlichen Galliens, Burgunds und der Provinzen am Mittelmeer, deren die Araber sich bemächtigt hatten, durchzuführen und weiter zu sichern; der aquitanische Herzog erkannte jetzt Karl's Oberhoheit an. Zugleich aber dienten sie, alle Angehörige des Reiches durch gemeinsame große Interessen, erst Gefahren, dann Erfolge, an einander zu knüpfen.

Schon vorher war die Anerkennung Karl's oder dem Namen nach des merovingischen Königs, durch die deutschen Stämme erreicht worden. Er suchte, sagt ein Zeitgenosse, die Alemannen und Schwaben auf, drang bis an die Donau, überschritt den Fluß und bemächtigte sich des baierischen Gebietes; und nachdem er diese Gegend unterworfen, kehrte er mit großen Schätzen zurück. Er wandte sich gegen die Friesen, deren entfernte Gaue jetzt zuerst die fränkischen Heere betraten. Der Herzog Poppo fiel im Kampf, von einer selbständigen herzoglichen Gewalt ist hier nicht mehr die Rede, und in weiterer Ausdehnung als früher ist auch dieser Stamm den Franken unterworfen. Dazu kamen Siege über die Sachsen, von denen einzelne Gaue zur Tributpflichtigkeit zurückgeführt wurden.

In weitem Umfang, wie seit wenigstens einem Jahrhundert nicht, waren wieder die deutschen Gebiete vereinigt, selbst über die früheren Grenzen hinaus die fränkische Herrschaft anerkannt. Abwechselnd am Mittelmeer und an der Nordsee siegten die Heere, welche Karl führte. Dort schützte er die Christenheit gegen den gefährlichen Andrang der Mohammedaner, hier eröffnete er dem christlichen Bekenntniß den Eingang bei den heidnischen Deutschen. Missionare, welche damals auf deutschem Boden thätig waren, standen unter dem Schutz des fränkischen Fürsten. Während die Heere kämpften, gewannen sie dem Christenthum neue Gebiete, und wurden zugleich kirchliche Einrichtungen getroffen, welche für

---

Untergang; da saus'te zermalmender in der eisernen Faust das austrasische Schwert, durchdrang die weichen Glieder, die gewaltigen Panzer und Helme, schlug Abderrahman zu Boden. Die Nacht brach ein. Drohend erhuben die Franken ihre Waffen, denn unübersehbar stand noch im Gefilde das arabische Lager. Am Morgen erblickte man die Zelte in der vorigen Ordnung und bereitete sich zur Schlacht; da brachten Kundschafter die Nachricht: „375,000 Araber liegen erschlagen in der Ebene, das Lager ist verlassen, der Feind in der Nacht entflohen." Karl, vor Hinterhalt besorgt, ließ sie ruhig nach Spanien ziehen, sammelte seine staunenden Leute, vertheilte nach alter Sitte Beute und Waffen und führte die Frohen ins Vaterland zurück. Und weil er an diesem denkwürdigen Tage mit unermüdeter Faust alles niedergeschlagen, was ihm begegnet war, so ehrte das dankbare Volk seinen Helden und Retter durch den bedeutenden Namen: **Karl der Hammer.**

die Entwicklung des fränkischen Reiches und die Zukunft des deutschen Volkes die größte Bedeutung hatten. Vergl. Nro. 20.

Karl, der zuletzt allein ohne den merovingischen König die Regierung geführt, hat auch selber eine Verfügung über die Nachfolge getroffen; dem ältern Sohne, Karlmann, hat er die deutschen Lande, Austrasien, Alemannien und Thüringen, dem andern, Pipin, die westlichen Provinzen mit überwiegend romanischer Bevölkerung, Neustrien, Burgund und die Provence zugewiesen. Der Versuch eines Stiefbruders, Grifo, dem der Vater, wie es scheint, eine beschränkte Herrschaft neben den Brüdern zugedacht, sich ihnen gleichzustellen, ward vereitelt, und dann nach seiner Beseitigung die Theilung selbst noch einmal wiederholt. Nur wenige Jahre hat Karlmann die ihm übertragene Stellung behauptet, aber sie sind von großer Wichtigkeit namentlich für die deutsche Kirche geworden.

Karlmann bot die Hand zu einer Versammlung der Bischöfe seines Reiches, die sich mit den kirchlichen Zuständen desselben beschäftigen sollte. Es wurden Beschlüsse gefaßt gegen alle die Mißbräuche, welche in der letzten Zeit in der fränkischen Kirche hervorgetreten waren und über welche der fromme Angelsachse Bonifacius bis dahin lebhafte Klage geführt hatte. Jetzt erhält er selbst wenigstens für einen Theil des Frankenreichs die erzbischöfliche Gewalt; es wird festgesetzt, daß alljährlich kirchliche Versammlungen gehalten, den Kirchen ihre Güter zurückgegeben, unwürdige Männer von den Stellen, die sie inne haben, entfernt werden sollen. Die Priester haben sich den Bischöfen unterzuordnen. Diese und andere Geistliche sollen keine Waffen tragen, noch in den Krieg ziehen, nur einzelne zur Vornahme kirchlicher Handlungen das Heer begleiten. Eben so wird der Geistlichkeit die Jagd und anderes weltliches Treiben, auch weltliche Tracht, verboten, außerdem den Bischöfen auferlegt, in Gemeinschaft mit den Grafen, welche die Schirmer der Kirchen seien, gegen heidnische Gebräuche einzuschreiten.

Und um dieselbe Zeit (744) wurden ähnliche Beschlüsse auch für die westliche Hälfte des Reiches, die unter Pipin's Herrschaft stand, gefaßt. Zu Soissons waren 23 Bischöfe versammelt, und vereinigten sich mit Pipin und den anwesenden weltlichen Großen über eine Neuordnung der Kirche; rechtmäßige Bischöfe wurden hergestellt, die erzbischöfliche Gewalt neu begründet, über das Kirchengut und den Kriegsdienst der Geistlichen in ähnlicher Weise wie in Austrasien bestimmt. Noch andere Versammlungen scheinen in der Zeit und unter der Mitwirkung des Bonifacius abgehalten zu sein, unter diesen einzelne gemeinschaftlich für das ganze fränkische Reich. Sie beschäftigten sich zum Theil mit denselben Angelegenheiten, wie die vorhergehenden, hoben aber noch stärker als diese den Gehorsam gegen Rom, die Gewalt der Metropolitane und wiederum ihre Unterwerfung unter den römischen Papst, der das Pallium zu ertheilen hatte, hervor; auf die so zu begründende kirchliche Ordnung ward von Bonifacius das entschiedenste Gewicht gelegt.

In eben den Jahren, da Pipin und Karlmann den Bestrebungen des Bonifacius und des römischen Papstes ihre Unterstützung liehen, haben

sie für die Behauptung ihrer Herrschaft eine Reihe schwerer Kämpfe zu bestehen gehabt. Baiern und Aquitanien, die unter ihren Herzogen immer eine mehr unabhängige Stellung in Anspruch nahmen, scheinen der Verbindung mit dem Frankenreich sich wieder ganz entzogen zu haben, vielleicht auch deßhalb, weil es eine Zeit lang keinen merovingischen König gab, in dessen Namen die Unterwerfung gefordert werden konnte. Jetzt ward noch einmal ein solcher eingesetzt, Childerich III., der letzte dieses Hauses, der eine Reihe von Jahren hindurch den königlichen Namen führte. Aber nur mit Gewalt der Waffen wurden jene Herzoge zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit gebracht. Nach allen Seiten hin scheint die fränkische Herrschaft neu befestigt. Sie lag jetzt allein in Pipin's Händen. Karlmann hat der Herrschaft und dem weltlichen Leben entsagt, um die letzten Tage in einem Kloster zu verbringen (747). Ein Sohn, den er hatte, ward nicht weiter berücksichtigt, das ganze Reich unter Pipin vereinigt. Dem König, sagt Eginhard, war nichts gelassen, als daß er, zufrieden mit dem königlichen Namen, mit herabhängendem Haar und langem Bart auf dem Throne saß und den äußeren Schein des Herrschers an sich hatte, die von ringsher kommenden Gesandten hörte und beim Abgang ihnen die Antworten, die ihn gelehrt oder geradezu ihm befohlen waren, wie aus eigner Machtvollkommenheit ertheilte; da er außer dem leeren Königsnamen und dem nöthigen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier, wie es demselben gut schien, auswies, nichts weiter eigen besaß als einen Hof, noch dazu von sehr geringem Umfang, auf welchem er ein Haus hatte und Diener in geringer Zahl, die ihm das Nothwendigste leisteten und ihm zur Hand waren. Wohin er sich zu begeben hatte, ging er auf einem Wagen, der von Rindern gezogen und von einem Rinderknecht in ländlicher Weise geführt wurde: so pflegte er in die Pfalz, so zu den öffentlichen Versammlungen des Volkes, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurden, zu ziehen, so nach Hause zurückzukehren. Die Verwaltung des Reiches und alles, was daheim und nach außen zu thun und zu verfügen war, besorgte der Hausmeier.

Der schwache Abkömmling des alten Geschlechtes hatte an dem Reich, wie es hergestellt und neu begründet war, keinen Antheil, kein wahres Recht. Es mußte als eine Störung der natürlichen Ordnung erscheinen, daß er noch König hieß, daß die Gewalt, welche Pipin besaß, nicht auch äußerlich als das hervortrat, was sie war. So schien der Augenblick gekommen, um den Zwiespalt zu lösen, um das thatsächliche Verhältniß und das Recht in Einklang zu bringen.

Zunächst kam es auf das Volk oder die Großen an, welche auf den allgemeinen Versammlungen im Namen des Volkes handelten. Nur durch ihre Zustimmung konnte nach germanischer Anschauung ein neuer König erhoben, ein neues Königthum eingesetzt werden. Da sie einverstanden, heißt es, wurde nach ihrem Rath und Willen eine Gesandtschaft an den römischen Papst beschlossen. Die Stellung der Kirche und ihres Oberhauptes war eine so bedeutende für die abendländische Christenheit

überhaupt und für das Frankenreich insbesondere, daß Herrscher und Volk zu glauben berechtigt waren, hier für ihr Unternehmen eine höhere Sanction zu erhalten. So wird der Papst Zacharias um einen Ausspruch angegangen darüber, ob die Uebertragung der königlichen Gewalt auf den Pipin, den Inhaber der Macht, gerechtfertigt sei; Zacharias meldete dem Pipin, daß es besser sei, der werde König genannt, welcher die Gewalt habe, als der, welcher ohne königliche Gewalt geblieben; und damit die Ordnung nicht gestört werde, befahl er gemäß apostolischer Autorität, daß Pipin König werde.

Nach der Rückkehr der Gesandtschaft fand die feierliche Erhebung Pipin's zum Könige Statt. Einer Anerkennung oder Wahl der Großen; daneben einer Salbung durch die Bischöfe, gedenken die Berichte. Eine solche Salbung des Königs war bisher im fränkischen Reiche nicht vorgekommen. Sie ist überhaupt erst allmählich bei den Herrschern christlicher Völker üblich geworden, als Nachahmung dessen, was Samuel an Saul und David, den Königen der Juden, vollzogen; und sie sollte dann ausdrücken, wie durch die Geistlichkeit, als Diener Gottes und der Kirche, freilich nicht das Recht der Herrschaft selbst, aber doch eine besondere Weihe und Heiligung derselben gegeben werde. Ob mit der Salbung auch eine Krönung verbunden war, ist nicht deutlich.

Auf neustrischem Boden, zu Soissons, wo Chlodwig zuerst nach seinem Sieg über Siagrius gewohnt und später zeitweise einer der Merovingischen Könige seinen Sitz gehabt hatte, fand die Erhebung Statt, wahrscheinlich noch vor dem Ende des Jahres 751. Der letzte Merovingische König ward geschoren und in das Kloster des h. Audomarus (St. Omer) zu Sithin geschickt; ein Sohn desselben, Theodorich, der letzte Sproß des Hauses, fand im Jahr darauf eine Aufnahme im Kloster Fontenelle. Beide und mit ihnen das ganze Geschlecht verschwinden damit aus der Geschichte.

Seine Vollendung aber erhielt das Ereigniß, als ein paar Jahre später (754) der Papst Stephan, des Zacharias' Nachfolger, über die Alpen kam, um den Beistand Pipin's anzurufen, und bei der Gelegenheit noch einmal die feierliche Salbung in der Kirche des h. Dionysius wiederholte. Als Stellvertreter des h. Petrus und Christi auf Erden weihte er den König sammt seiner Gemahlin und den beiden Söhnen, Karl und Karlmann; zugleich sprach er den Segen über die fränkischen Großen, verpflichtete sie aber auch, unter Androhung der Excommunication, niemals aus einem anderen Geschlechte einen König zu wählen, sondern stets nur aus dem, welches jetzt durch die göttliche Gnade erhöht und durch die Hand des Stellvertreters der Apostel bestätigt und geweiht worden.

So ist Pipin's Königthum begründet, nach allen Seiten hin befestigt worden. Keine Regung des Widerstandes ist wahrzunehmen, weder in den deutschen noch in den romanischen Landen. Es ist kaum eine Revolution zu nennen, welche Statt gefunden, nur der Abschluß einer Entwickelung, welche vor einem Jahrhundert begonnen.

20. Einführung des Christenthums bei den Germanen.

(Nach George Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung, und J. Ch. A. Seiters, Bonifacius, der Apostel der Deutschen.)

Die Einführung des Christenthums bei den germanischen Völkern ist das wichtigste Resultat der großen Wanderungen im dritten bis sechsten Jahrhundert. Die Gothen haben von allen deutschen Völkern zuerst die christliche Religion angenommen. Schon unter den Mitgliedern des allgemeinen Conciliums zu Nicäa (325) wird ein gothischer Bischof Theophilus genannt, daher muß schon damals die christliche Kirche bedeutende Fortschritte bei diesem germanischen Volksstamme gemacht haben. Wahrscheinlich sind die Gothen zuerst durch Gefangene mit dem Christenthume bekannt geworden. Der größte Theil der Gothen blieb aber noch im Heidenthume, und es haben die Christen unter ihnen von ihren Stammesgenossen, gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts, harte Verfolgungen erdulden müssen. Die Lehre des Arius, zu deren Verbreitung besonders auch der wegen seiner Bibelübersetzung bekannte Bischof Ulfilas beigetragen zu haben scheint, wurde allmählich die herrschende bei den Westgothen, Ostgothen und Vandalen. Bei den beiden letzteren Stämmen hörte sie erst mit der Zerstörung ihrer Reiche auf, die Westgothen aber wandten sich unter ihrem Könige Reccared wiederum der Kirche zu (s. S. 77). Eine Zeit lang dauerte indessen der Arianismus auch bei ihnen noch fort. Da auch die Burgunder, welche im Jahre 413 sich auf das nicänische Glaubensbekenntniß hatten taufen lassen, sich dem Irrthume der meisten ihrer germanischen Stammesgenossen angeschlossen, so sah gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts die Kirche sich überall von Arianern umringt. Um diese Zeit war es, als für sie durch die Bekehrung des Königs Chlodwig ein abendländischer Constantin erweckt wurde.

Die erste Bekanntschaft mit dem Christenthume war Chlodwig durch seine Gattin Clotilde zugeführt worden, so wie nachmals die aus seinem Stamme entsprossene Bertha, die Tochter Charibert's I., die erste Kunde von dem Erlösungswerke Jesu Christi zu den Angelsachsen brachte. Bertha wurde an König Aethelbert von Kent unter der Bedingung verheirathet, daß man ihr die freie Ausübung der christlichen Religion gestatte. Auf diese Weise wurde durch die fränkische Königstochter die Bekehrung ihres Gemahls und seines Volkes vorbereitet, welche im Jahre 591 durch den von Papst Gregor dem Großen abgesendeten heiligen Augustinus wirklich vollendet ward. Von Kent aus verbreitete sich das Christenthum, zum Theil auch durch die Vermittlung von Verheirathungen der königlichen Töchter an die heidnischen Stammesoberhäupter, nach den übrigen angelsächsischen Reichen hin, und zu Ausgang des siebenten Jahrhunderts begann eine große Religiösität bei den Stämmen der Angelsachsen zu herrschen, welche indeß durch die

Kämpfe derselben mit den Dänen wiederum fast gänzlich vernichtet worden ist.

Im Laufe des siebenten Jahrhunderts wurde das Evangelium auch in Schwaben, in Baiern und in Friesland verkündigt. In jenen beiden Ländern hatte unzweifelhaft das Christenthum schon früher eine weite Verbreitung gefunden, war aberseit den stürmischen Zeiten des fünften Jahrhunderts fast gänzlich unterdrückt worden. Im Jahre 612 kam der heilige Columban zu dem Stamme der Alemannen und predigte ihnen das Christenthum. Er war von Geburt ein Irländer und im Jahre 585 nach Frankreich gekommen, wo er wegen des gerechten Tadels, den er gegen den Lebenswandel König Theodorich's II. und Brunhilden's aussprach, sich den Haß beider zuzog; er wurde vertrieben und begann nunmehr sein Bekehrungswerk bei den in der Nähe des Bodensee's wohnenden Alemannen. Zu ihm gesellten sich der heilige Eustasius († 627) und der heilige Gallus.

Letzterer baute am Fuße der Alpen für sich und seine Gefährten einige Zellen, aus welchen nachmals (690) das Kloster St. Gallen, besonders berühmt durch die mit demselben verbundene Schule, hervorgegangen ist. Wie der heilige Columban, so war auch St. Gallus von Geburt ein Irländer gewesen; ein Gleiches gilt vom heil. Kilian, welcher 686 nach Rom kam und von Papst Conon sich die ausdrückliche Vollmacht zur Verkündigung des Christenthums bei den Heiden erbat, worauf er dasselbe in dem ehemaligen südlichen Thüringerlande auf welches der Name Frankens übergegangen war, predigte. Er starb den Martyrertod 689. — Bei den Baiern war es vornehmlich der heil. Emmeran, wahrscheinlich ein Franke von Geburt, welcher das Evangelium verkündete; auch er starb als Blutzeuge für die Religion Jesu (652). Nach ihm (696) lehrte hier der heil. Ruprecht, der auf den Trümmern der alten Stadt Juvavia eine Kirche stiftete, durch welche der Grund zu der nachmaligen Stadt Salzburg gelegt wurde.

Die auffallende Erscheinung, daß die meisten der Glaubensboten, die zu den den Franken benachbarten Völkern kamen, keine Franken waren, kehrt auch in Betreff der Friesen wieder; hier wurde das Christenthum hauptsächlich von angelsächsischen Geistlichen verkündet. Nächst dem heiligen Wilfried, dem Erzbischofe von York, bemühte sich besonders der angelsächsische Mönch Egbert, der sich in Irland aufhielt, um die Bekehrung derselben. Er selbst hatte bei den Dänen, Sachsen und Friesen das Evangelium gepredigt und sandte zu den letzteren 690 zwölf Priester zu gleichem Zwecke hin. Unter diesen hat sich besonders St. Willibrod berühmt gemacht, der, nachdem er eine Zeit lang mit segensreichem Erfolge gewirkt hatte, sich nach Rom begab und 696 vom Papste zum Erzbischof von Friesland consecrirt wurde. Weniger glücklich waren die Bekehrungsversuche bei den Sachsen.

So groß auch die Verdienste waren, welche alle diese als Werkzeuge des heiligen Geistes lehrenden Männer sich um die Bekehrung der

heidnischen Germanen erwarben, so darf man dennoch Winfried oder Bonifacius als den eigentlichen Apostel der Deutschen bezeichnen. Nicht nur hat er da, wo jene ihm vorgearbeitet, die Kirche fester begründet, sondern auch das Panier des Kreuzes Jesu Christi zu mehreren germanischen Stämmen hingetragen, denen dasselbe bis dahin fremd geblieben war. Winfried war 680 zu Kirton in dem angelsächsischen Königreiche Wessex geboren und hatte sich schon in jugendlichem Alter dem klösterlichen Leben gewidmet, durch welches die großen Tugenden, die ihn zierten, frühzeitig entwickelt wurden. In tiefer Demuth, deren Ausübung ihm ganz besonders am Herzen lag, empfing er nach vollendetem 30. Lebensjahre die Weihe zum Priester. Von einem brennenden Eifer beseelt, den Heiden das Evangelium zu predigen, erlangte Winfried von seinem Abte, nach vielen dringenden Bitten, die Genehmigung dazu und begab sich im Jahre 716 in Begleitung zweier Klosterbrüder zu den Friesen. Eben damals waren dieselben unter ihrem dem Christenthume feindlichen Fürsten Ratbod mit Karl Martell in einen Kampf verwickelt, welcher alle Bemühungen Winfried's vereitelte, und so sah derselbe sich genöthigt, bald wiederum nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Hier fand er bei dem frommen Bischofe Daniel von Winchester eine überaus freundliche Aufnahme, und von diesem in seinem Entschlusse, sein ganzes Leben der Verbreitung des Christenthums bei den Heiden zu widmen, bestärkt, ging er mit Empfehlungsbriefen des Bischofs versehen nach Rom (718), um hier, wie mehrere andere Glaubensboten vor ihm gethan, von dem heiligen Vater selbst zur Ausübung jenes Berufes ermächtigt zu werden. Nachdem Papst Gregor II. ihm diese Vollmacht ertheilt, reis'te Winfried durch die Lombardei nach Baiern und von da nach dem Lande der Thüringer, wo es ihm gelang, eine große Anzahl von Heiden zu bekehren. Um eben diese Zeit war Ratbod gestorben, und so veranlaßte dieser Umstand den frommen Winfried, abermals nach Friesland zu gehen, wo er seinem Stammesgenossen Willibrod drei Jahre lang in der Verkündigung des göttlichen Wortes treuen Beistand leistete. Vergeblich bemühte sich Willibrod, ihn dazu zu bewegen, den Episkopat von Friesland zu übernehmen, vielmehr ging Winfried in Begleitung mehrerer Gefährten zu den am östlichsten wohnenden fränkischen Stämmen, zu den Hessen.

Der feierliche und allgemeine Gottesdienst dieses Volkes hatte seinen Sitz in heiligen Hainen, oder unter einzelnen durch ihre Stelle, ihr Alter oder ihre Größe oder sonst durch zufällige Umstände geheiligten Bäumen. Ein solcher Baum von wunderbarer Größe stand bei dem Orte Gicesmere und war von Alters her als das besondere Heiligthum des Volkes verehrt. Die Hessen verehrten den Donnergott Thor oder Thunar; diesem war die heilige Eiche geweiht.

Bonifacius hatte vielleicht die Zeit abgewartet, wo die Verehrung Thor's die Menge herbeirief, denn in zahlreichen Schaaren hatte sich das heidnische Volk der Hessen um sein Heiligthum versammelt und dachte, mit gewaffneter Hand den Frevler zu vernichten, wenn er es

wagen sollte, Hand an den heiligen Baum zu legen, auf welchen sie mit Furcht und stummer Verehrung blickten. Andere glaubten, die Gottheit selbst werde die Schmach rächen, welche ihr angethan würde. Noch Andere waren schon innerlich zweifelhaft geworden an der Macht ihrer Götter und erwarteten nur den Ausgang der unerhörten That, um sich gänzlich von dem wankend gewordenen Glauben abzuwenden. Bonifacius, der sonst nur die Bücher der heiligen Schriften und Väter in seinen Händen trug und dieselben zum Segnen ausstreckte, hatte sie jetzt mit eisernen Waffen gerüstet und trat mit Ehrfurcht gebietender Würde und mit einer Entschlossenheit und Festigkeit, welche immer den Sieg über den Zweifel und die Halbheit sichert, unter die in gespannter Erwartung da stehenden Volksschaaren. Er wollte ihnen zeigen, daß er gekommen sei, dem alten Baume des Aberglaubens die Axt an die Wurzel zu legen, und er selbst versetzte dem Baume die ersten tödtlichen Streiche. Mit rüstiger Kraft folgten seinem Beispiele seine Schüler und diejenigen, aus deren Brust der Glaube an die unverletzliche Heiligkeit des Baumes schon vertilgt war. Kaum hatten sie den mächtigen Stamm zur Hälfte durchgehauen und von den Wurzeln getrennt, als ein brausender Sturm in seinen Wipfeln rauschte, und gleichsam, als ob das Werk nicht durch Menschenhände allein geschehen sollte, den Baum mit unermeßlicher und ungesehener Gewalt im Wirbel drehend darnieder stürzte. Krachend sank die alte Eiche zu Boden, und ihr gewaltiger Stamm lag gespalten in vier Theile an der Erde. Vor Verwunderung und Staunen außer sich, sahen die heidnischen Hessen ihr Heiligthum darnieder gestreckt, und den kühnen Mann mit siegreichem Dankesblicke seine Augen gegen Himmel erhebend dastehen. Wer vorher gewankt, gezweifelt und gefürchtet hatte, dem war jetzt der letzte Zweifel benommen. Der Glaube an die Macht des Götzen schwand, und mehr als die bündigsten Beweise, mehr als die kräftigsten Reden vermocht hätten, bewirkte diese That. Man zögerte nicht länger, dem einigen, allein wahren Gotte die Ehre zu geben, ihn als seinen Herrn zu bekennen, und Viele ließen alsbald sich taufen. Bonifacius hielt nun Rath mit seinen Brüdern, was ferner zu thun sei, und es wurde beschlossen, aus dem Holze des Baumes ein Bethaus zu errichten. Dieses wurde zu Ehren des Apostels Petrus eingeweiht und war aller Wahrscheinlichkeit nach die erste christliche Kirche im Hessenlande.

Es verdient bemerkt zu werden, wie Bonifacius auch hier Karl dem Großen vorarbeitete. Er zerstört die Donnereiche in Hessen, jener die Irminsäule in Sachsen; aus beiden werden Peterskirchen.

Nachdem er hier Viele zur Wahrheit geführt und getauft hatte, gründete er zu Amöneburg ein Kloster, und stattete darauf durch einen treuen Gehülfen dem Papste einen ausführlichen Bericht über die Resultate seiner Bemühungen ab. Gregor II. berief ihn nach Rom (723) und indem er ihn zum Bischofe erhob, legte er ihm den Namen Bonifacius bei. Bei dieser Gelegenheit gelobte Winfried dem Papste eidlich den Gehorsam gegen den Nachfolger St. Peters. Zur weiteren

Fortsetzung des begonnenen Werkes begab sich Bonifacius zu Karl Martell, dem er von dem Papste dringend empfohlen wurde; gleichzeitig versah ihn Gregor II. nicht nur mit Schreiben an den gesammten geistlichen und weltlichen Adel im austrasischen Reiche und an einige Thüringer, welche, trotz des fast allgemeinen Abfalles ihres Volkes, der Kirche treu geblieben waren, sondern auch mit einem Briefe an die Sachsen. Um seinem Werke auch für die Zukunft noch mehr Bestand zu geben, gründete er bei jenen Stämmen eine Mehrzahl von Kirchen und Klöstern. In solcher Wirksamkeit verharrte der Heilige bis zum Jahre 737, während welcher Zeit er von Papst Gregor III. zum Erzbischof erhoben war (732). Er begab sich nunmehr zum dritten Male nach Rom, theils um sich dem Papste persönlich vorzustellen, theils um hier an der irdischen Ruhestätte der heiligen Apostel Petrus und Paulus die Fürbitte derselben zur Ausdauer in dem übernommenen Werke anzusprechen. Schon zuvor hatte Bonifacius Baiern wiederum besucht, nach seiner Rückkehr (739) aus Rom wendete er sich zunächst dorthin, wo er sogleich mit der Organisation der Kirchenverfassung den Anfang machte. Er theilte das Land in vier Diözesen, Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau. Bald darauf gründete er vier andere Bisthümer, theils für die thüringischen, theils für die hessischen Gegenden, nämlich Würzburg, Eichstädt, Büraburg (bei Fritzlar) und Erfurt, doch waren die beiden letzteren nicht von Dauer; in eben diese Zeit (744) fällt die Stiftung des Klosters Fulda. Schon lange aber hatte Bonifacius mit Betrübniß den Verfall der Kirchenzucht im fränkischen Reiche wahrgenommen; zum Zwecke ihrer Wiederherstellung wandte er sich an den frommen Karlmann, den damaligen Majordomus von Austrasien und vermochte ihn dazu, mehrere Synoden zu berufen, auf welchen eine große Anzahl, die Verbesserung der Kirchenzucht bezweckende Bestimmungen getroffen wurden. Auf einer jener Synoden wurde der mainzer Bischof Gewilieb, wegen Ausübung der Blutrache, seines Amtes entsetzt, worauf dann Bonifacius selbst, der bis dahin keine Diözese gehabt hatte, die mainzer übernahm, die dadurch nicht allein zu einem Erzbisthum erhoben wurde (745), sondern auch sehr bedeutend an Umfang gewann, indem die Sprengel der beiden Bisthümer Büraburg und Erfurt dazu geschlagen wurden. Seitdem Bonifacius seinen Sitz zu Mainz genommen hatte, wirkte er, als erster Geistlicher im fränkischen Reiche, in unverdrossener Thätigkeit und unter steter Anweisung des damaligen Papstes Zacharias, für die Verbesserung des kirchlichen Lebens, und hat sich nicht minder darin, wie in der Bekehrung der Heiden, außerordentliche Verdienste erworben. Diese lag ihm aber ganz besonders am Herzen, und wie er stets bereit und von der Sehnsucht danach erfüllt war, sein Leben für seinen Heiland hinzuopfern, so begab er sich auch von Neuem im Jahre 754 zu den noch immer nicht völlig für das Christenthum gewonnenen Friesen, denen er selbst schon zweimal das Evangelium verkündet hatte. Auch diesmal waren seine Bemühungen von glücklichem Erfolge begleitet, ihm

selbst aber und seinen Gefährten schenkte Gott die Krone des Martyrerthums. Von den Heiden überfallen, sank der Heilige, das Evangelium in der Hand, unter den Streichen ihrer Schwerter. Seinem Wunsche gemäß wurden seine irdischen Ueberreste nach dem Kloster Fulda gebracht.

Fassen wir mit einem Blicke die einzelnen Züge des Lebens und Wirkens unseres Apostels zusammen, so tritt uns eine Gestalt entgegen, welche, groß und erhaben wie sie ist, den hohen und hehren Erscheinungen der apostolischen Zeiten zur Seite gestellt werden muß. Von der Heiligkeit und Größe des Werkes, welches er verbreiten wollte, ganz durchdrungen, fest in seinem Glauben, in seinem Herzen gestärkt durch die Kraftworte der heiligen Schriften, die zu studiren er nicht nachließ; das Beispiel der Apostel, das Schicksal der Heiligen und Martyrer stets vor Augen habend, keinen anderen Lohn wünschend, nach keinem anderen Ziele ringend, als nach der Bekehrung der Völker und der Glaubenskrone dort jenseits, wirkte Bonifacius immer auf der Bahn, die er erwählt hatte und strebte mit unerschütterlicher Beharrlichkeit seinem Ziele zu. Wohl wurde er von den Päpsten und Fürsten mit Ehren und Würden ausgezeichnet, aber es war nicht seine Ehre, die er suchte. Die höchste Würde und Macht legte er in die Hände seines Schülers nieder, um nur die Ehre des Allerhöchsten zu fördern. Wohl wurden ihm reiche Schenkungen an Land und Gut gemacht, er aber blieb arm, nur seine Bücher und sein Todtenhemd nahm er nach Friesland mit, und indem er so, was die Erde bietet, verschmähte, und als ihm nicht angehörig betrachtete, gewann er Länder und Völker für den Himmel. Wie die Apostel des Herrn von ihrem Meister ausgesandt waren, so hatte Bonifacius von dem Stellvertreter desselben seine Sendung empfangen, und wie jene in die heidnisch-römische Welt das Reich des Friedens brachten, so verbreitete Bonifacius dieses Reich in der germanischen Welt.

---

21. Das Lehnswesen und die Gerichtsverfassung.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Aus den Freien tritt im fränkischen Reiche bereits im sechsten Jahrhundert ein Stand hervor, welcher durch ein höheres Wergeld ausgezeichnet ist und in einem nähern Verhältnisse und einer besondern Verpflichtung zum Könige steht, ein Adel, in welchen ohne Zweifel auch diejenigen Geschlechter meist übergegangen sind, welche bereits in der deutschen Heimat als adlige bezeichnet werden könnten. Die Grundlage dieses Adels bildet das Beneficien- oder Lehnswesen, welches im fränkischen Reiche sich schnell verbreitete und die alte Volks- und Gauverfassung mehr und mehr auflös'te und beschränkte. Als nämlich der Zweck der Vereinigung zum Gefolge erreicht war und durch die Eroberung des Landes die Mitglieder desselben Grundbesitz erlangt

hatten, so mochte sich das engere Verhältniß der meisten von diesen zum Gefolgsherrn, wenigstens die besondere Abhängigkeit von ihm, lösen. Bei der beschränktern Gewalt aber, welche dem Gefolgsherrn als Könige zustand, mußte es der Wunsch und die Absicht desselben sein, eine Zahl kriegerischer und angesehener Männer auch ferner enger an sich zu knüpfen; die ihm zugefallenen kaiserlichen Domänen gaben ihm dazu die erforderlichen Mittel, und das Verlangen, größern Landbesitz zu erwerben, und der Wunsch, durch ein näheres Verhältniß zum Könige auch Staatsämter zu erlangen, begünstigte die Ausführung seiner Absicht. Freie Männer empfingen zu ihren eigenen Besitzungen (Allodien) noch Grundstücke vom Könige (Beneficien), sie verpflichteten sich dagegen, demselben zu besonderer Treue und fortdauerndem Kriegsdienst und wurden dadurch, eben so wie diejenigen, welche, auch ohne ein Beneficium zu erhalten, zu diesen Verpflichtungen sich verbindlich machten, Getreue, Leudes oder Antrustionen des Königs. In ein ähnliches Verhältniß, wie dasjenige war, in welchem die Leudes durch Empfang eines Beneficium zum Könige standen, traten bald geringere Freie zu diesen, um dadurch sich größern Landbesitz und einen kräftigern Schutz zu verschaffen, als der König und das Gesetz in Zeiten innerer Zerrüttung gewähren konnten.

Die Verleiher der Beneficien nahmen bis in die Karolingische Zeit hinein das Recht in Anspruch, dieselben nach Gefallen wieder zurückzunehmen; allein die Beliehenen widersetzten sich bald einer solchen Willkür; es wurde Gebrauch, die Beneficien, sobald sie nicht ausdrücklich auf eine beschränkte Zeit verliehen waren, auf Lebenszeit zu vergeben, und es wurde als, jedoch noch oft verletzter, Grundsatz anerkannt, daß dieselben nur dann von dem Empfänger zurückgefordert werden konnten, wenn derselbe seine Verpflichtungen nicht erfüllte. Daß die Inhaber von Beneficien bereits in der merowingischen Zeit danach gestrebt haben, sie auch auf ihre Söhne übergehen zu lassen, und daß diese bisweilen in die Stelle der Väter getreten sind, ist wahrscheinlich; allein die Erblichkeit derselben ist nur für diejenigen erwiesen, welche aus einem dem Könige übergebenen und von demselben als Beneficium zurück empfangenen Grundeigenthum (feudum oblatum) hervorgegangen waren.

So lange die Deutschen in den einfachen Verhältnissen ihrer Heimat lebten, hatten die Freien einander nach dem nicht aufgezeichneten Herkommen gerichtet; als sie sich indeß über die Provinzen des weströmischen Reiches verbreitet hatten und unter ihnen selbst und zwischen ihnen und ihren römischen Unterthanen sich mannichfaltigere Beziehungen bildeten, so wurde theils die mündliche Ueberlieferung des herkömmlichen Rechts schwieriger, theils reichte der Inhalt desselben nicht mehr aus, und er bedurfte sowohl anderer Bestimmungen, als auch mehrfacher Zusätze. Die Aufzeichnung des vermehrten und zum Theil umgestalteten Gewohnheitsrechtes, wenigstens der Hauptpunkte desselben, war nothwendig geworden; sie geschah in lateinischer Sprache, weil Römer,

als allein des Schreibens kundig, sie übernahmen und die Sprache der meisten deutschen Völker noch nicht zur Schriftsprache entwickelt war, und ihr ging ohne Zweifel eine Berathung und Einigung des Königs mit einer Versammlung des Volks oder wenigstens mit den Grafen voraus.

Der Inhalt dieser Gesetzbücher erscheint allerdings selbst in Beziehung auf die einfachern Lebensverhältnisse der Zeit sehr dürftig; allein sie enthielten nur solche Bestimmungen, welche das Gedächtniß des Richtenden nicht insgesammt festzuhalten vermochte, nämlich hauptsächlich ein Verzeichniß von Bußen für Verletzung des Eigenthums und der Person, und die Bestimmung der Art und Weise, in welcher der Verletzte sich die ihm bestimmte Genugthuung verschaffen konnte; sie wollten ferner nicht drohen oder vorbeugen, sondern sie bezweckten nur Aussöhnung der geschehenen That, und sie wollten zugleich die Ausübung des Fehderechtes, nach welchem jeder freie Mann selbst für Beleidigungen und Beeinträchtigungen Rache nehmen konnte, beschränken, indem sie für jede Verletzung eine bestimmte Buße anordneten, jedoch den Verletzten die Wahl ließen zwischen Forderung derselben und Selbstrache.

Die Bußen, durch welche die alten deutschen Gesetze die Verletzung der Person und des Eigenthums auszusöhnen beabsichtigten, griffen nur das Vermögen des Verletzers an; neben dieselben treten indeß bereits den Leib des Verbrechers angreifende Strafen, welche zunächst und hauptsächlich den Unfreien trafen, weil dieser weniger vermögend war, um die Buße zu entrichten. Nur wenn der Todtschläger nicht im Stande war, das Wergeld zu zahlen, und auch seine ganze Verwandtschaft dazu unfähig war, konnte der zum Empfang des Wergeldes Berechtigte ihm selbst ans Leben gehen. Leibesstrafen, namentlich Hiebe, verordneten die Gesetze nur gegen Leibeigene, indeß wurden sie bisweilen auch an Freien vollzogen.

Das W e r g e l d, welches nach den fränkischen Gesetzen für einen Mord bezahlt wurde, war nicht allein nach dem Stande des Getödteten verschieden, sondern die Gesetze berücksichtigten auch, ob derselbe im Stande gewesen war, Gegenwehr zu leisten, oder in wie fern er der Gesellschaft noch von Nutzen hätte sein können und unter welchen besondern Umständen der Mord vollführt war. Das Wergeld mußte neunfach, mit 1800 Schillingen, gezahlt werden, wenn der Leichnam des Ermordeten in einen Brunnen oder Fluß geworfen, oder mit dürren Reisern oder Zweigen bedeckt war, und auch, wenn Jemand in Gemeinschaft mit Andern einen Freien in seinem Hause überfallen und getödtet hatte. Der Mord eines Knaben unter 12 Jahren und einer Frau in den Jahren der Fruchtbarkeit wurde mit 600, der Mord eines Mädchens unter 12 Jahren und einer nicht mehr fruchtbaren Frau mit 200 Schillingen gebüßt.

Genaue sehr in das Einzelne eingehende Berücksichtigungen finden die L e i b e s v e r l e t z u n g e n. Jedes Glied des Körpers hatte seinen gesetzlich bestimmten Werth: Hand, Fuß, Ohr, Nase und Augen galten

100 Schillinge, der Daumen 45, der Zeigefinger, mit welchem man den Bogen abschoß, 35, jeder der anderen Finger 15, eben so viel galt ein Zahn, das Ohrläppchen eben so viel, als der Daumen. Wer die Ehre eines freien Deutschen verletzte, indem er ihn, ohne durch hinlängliche Ursache dazu berechtigt zu sein, band, büßte mit 45 Schillingen, während das Binden eines Römers nur 15 kostete. Schimpfwörter waren nach dem Maße ihrer Ehrenrührigkeit mit verschiedenen Bußen belegt, das Schimpfwort Fuchs mit 3, Hase mit 6 und Betrüger mit 15 Schillingen.

Die Verletzungen fremden Eigenthums sind so genau berücksichtigt, daß die Gesetze Alles aufzählen, was nur gestohlen werden konnte, und auch die besondern Umstände beachten, unter welchen der Diebstahl vollführt war. So beginnt das salische Gesetz mit den Bußen für Diebstahl von Vieh und zunächst von Schweinen, und es berücksichtigt allein in Beziehung auf diese neunzehn verschiedene Fälle, nach der Zahl und Beschaffenheit der gestohlenen Schweine und den übrigen den Diebstahl begleitenden Umständen; sodann folgen die Bußen für den Diebstahl von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Hunden, Vögeln, Bäumen und Bienen und später siebenzehn Bestimmungen über Pferdediebstahl. Höher als Diebstahl wurde Straßenraub gebüßt: die Beraubung eines freien Mannes mit 62 (eines Römers nur mit 30), und war der Beraubte im Schlaf überfallen, mit 100 Schillingen, und auch wenn der Angefallene entkommen war, mußten 30 Schillinge gezahlt werden. Brandstiftung wurde mit 62½ Schilling gebüßt, und für Jeden, der sich im Hause befunden hatte, wurde die gleiche Summe gezahlt, für die im Feuer Umgekommenen aber das volle Wergeld.

Das Gericht über den freien Mann bildeten als Schöffen die freien Genossen der Hundertschaft und des Gaues, unter dem Vorsitze des Centenars und des Grafen; da indeß, namentlich bei den zahlreichen Versammlungen, nicht sämmtliche Freie in Privatsachen das Urtheil finden konnten, so wählte der Vorsitzende jedes Mal, ohne Zweifel mit Beistimmung der Parteien, aus kundigen Männern die zum Gericht nothwendige Zahl Schöffen, nach den Umständen drei oder sieben, aus. Neben die aus Freien gebildeten Gerichte für Freie treten schon in dieser Zeit die Hofgerichte, auf welchen der Herr eines von der Gewalt der königlichen Beamten eximirten Bezirks über die Hörigen desselben und mit Befragung dieser nach dem bestehenden Herkommen richtete, und die Lehnsgerichte, in welchen der Lehnsherr mit seinen Vasallen über die Streitsachen derselben zu Gericht saß.

Der Kläger konnte seine Klage beweisen und der Angeklagte seine Unschuld darthun auf vierfache Weise: durch Zeugen, durch Urkunden, durch den von ihm selbst oder von Eideshelfern geleisteten Eid und durch ein Gottesurtheil. Ein Zeugniß konnte nur ein freier Mann ablegen. Urkunden konnten in einer Zeit, wo nur Wenige lesen und schreiben konnten, nur selten sein. Die Eideshelfer, freie Männer und Verwandte oder Bekannte des Schwörenden, bekräftigten eidlich, daß sie

an die Unschuld desselben glaubten; ihre Zahl stieg, eben so wie die der Zeugen, im Verhältnisse der Buße des Verbrechens, dessen der Angeklagte beschuldigt war, bis auf 72. — Gottesurtheile oder Ordalien, welche unter freien Männern selten und meist nur auf Unfreie beschränkt waren, werden in den fränkischen Gesetzen vier erwähnt. Das salische Gesetz gedenkt nur des Kesselfanges oder der Probe des heißen Wassers, welche darin bestand, daß der Angeklagte aus siedendem Wasser einen Ring oder Stein mit bloßem Arm herauslangte, ohne daß dieser verletzt wurde. Das ripuarische Gesetz nennt die Ordalien des Feuers, des Looses und des Zweikampfes. Das erste bestand darin, daß die bloße Hand ins Feuer gehalten und durch die Unversehrtheit derselben die Unschuld erwiesen wurde. Das Ordale des Looses ist nicht näher bekannt. Das Ordale des Zweikampfes war das gewöhnlichste und besonders unter Freien übliche, und das burgundische Gesetz gab demselben sogar ausdrücklich in manchen Fällen den Vorzug vor dem Beweise durch Eideshelfer.

Die Vollstreckung des Urtheils geschah sogleich, nachdem dasselbe gefällt war. Bezog sich der Streit auf fahrende Habe, so begaben sich Richter und Rachinburgen zu dem Verurtheilten und nahmen den Betrag, zu welchem er verurtheilt war, weg; betraf der Streit liegende Habe, so wurde wahrscheinlich auch mit gewisser Förmlichkeit der Verurtheilte aus dem Besitze und der Kläger in denselben gewiesen. Die Vollziehung der Todesstrafe war das Geschäft des Klägers.

B. Das Morgenland.

22. Die Verbesserung des römischen Rechts unter Justinian.

(Nach Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts.)

Etwa hundert Jahre waren seit der Abschaffung des Theodosischen Codex verflossen, als Justinian für den Orient neue Sammlungen unternahm. Sein Plan war nach der damaligen Lage der Rechtsquellen theils auf die Constitutionen der Kaiser, theils auf die Schriften der Juristen gerichtet. Für die Constitutionen bestand die Schwierigkeit darin, daß dieselben in drei Sammlungen und den nach diesen erschienenen Gesetzen zerstreut und in jenen sowohl die veralteten, wie die noch geltenden Verordnungen aufgenommen waren. Justinian ernannte daher (528) eine Commission von zehn hohen Beamten und Rechtsgelehrten, darunter auch Tribonian, Vorsteher einer der kaiserlichen Kanzleien, und ertheilte ihnen den Auftrag, Alles in eine einzige Sammlung zu bringen, die überflüssigen Gesetzespräfationen, Wiederholungen, ein-

ander widersprechenden und veralteten Bestimmungen wegzuschneiden, nöthigenfalls auch die Texte zu verändern oder mehrere Stellen in eine einzige zusammenzuziehen, übrigens aber doch die Constitutionen nicht bloß mit ihrem Datum zu bezeichnen, sondern auch in jedem Titel nach ihrer chronologischen Folge zu ordnen. Diese Sammlung wurde schon nach zehn Monaten (529) mit der Erklärung publicirt, daß alle darin aufgenommenen Constitutionen, auch die bloß an gewisse Personen lautenden Rescripte, allgemein verbindliche Kraft haben, auch außer ihr keine Constitutionen gelten und vor Gericht allegirt werden sollten.

Mittlerweile war in Justinian der Gedanke reif geworden, auch aus den Schriften der Juristen eine neue Sammlung zu veranstalten. Zu diesem Zwecke erließ er (530) an Tribonian, der nun Quästor des Palastes geworden war, den Auftrag, unter Zuziehung von Rechtslehrern und Advocaten der Stadt, einen völlig genügenden Auszug aus den gangbaren und mit praktischer Autorität versehenen Schriften der alten Juristen zu verfertigen. Die excerpirten Stellen sollten in fünfzig Bücher und Titel nach Art der neuen Constitutionensammlung und des Edicts vertheilt, dabei die Meinungen der Autoren ohne Ansehen der Personen sorgfältig gewogen, das Ueberflüssige weggelassen, das Mangelhafte verbessert, die Widersprüche ausgeglichen, die Wiederholungen und veralteten Bestimmungen gestrichen, Alles in einen Guß gebracht und so angesehen werden, als wäre es frisch aus dem Munde des Kaisers hervorgegangen, endlich das Ganze den Namen Digesten oder Pandekten erhalten. Nachdem zur Vollführung dieses Auftrages vom Kaiser 16 Mitarbeiter Tribonian's erwählt waren und die Arbeiten begonnen hatten, stellte sich die Zahl der zu excerpirenden Schriften auf beinahe 2000 Bücher. Um damit fertig zu werden, theilte man die Commission in drei Sectionen. Jede Section nahm die ihr zugefallenen Schriften nach einander vor, und was für die Pandekten brauchbar gefunden wurde, setzte man mit Angabe des Namens der ausgezogenen Schrift und ihres Verfassers unter eine Rubrik. Nachdem auf diese Weise die einzelnen Sectionen fertig geworden waren, traten sie zusammen, um aus ihren drei Sammlungen ein Ganzes zu machen. Zu diesem Zwecke legte man bei jedem einzelnen Titel die Sammlung zum Grunde, welche die meisten oder doch die größten Fragmente lieferte, verglich die beiden kleineren Sammlungen damit, tilgte die Wiederholungen und Widersprüche und schaltete Ergänzungen, nähere Bestimmungen und allgemeine Sätze ein. Durch dieses zur Abkürzung der weitläufigen Arbeit höchst zweckmäßig eingerichtete Verfahren gelang es, dieselbe weit früher, als man wohl ursprünglich gedacht hatte, zu Ende zu bringen, und schon 533 wurde die Sammlung durch zwei gleichlautende Verordnungen, eine lateinische und eine griechische, publicirt.

Schon bei dem Auftrage zur Compilirung der Digesten dachte Justinian an ein neues Lehrbuch für den Rechtsunterricht und ertheilte daher dem Tribonian mit zwei anderen Antecessoren die Weisung, die älteren Institutionenwerke abgesondert zu sammeln, und daraus mit Be-

rücksichtigung der mittlerweile erlassenen neuen Constitutionen ein für die Zeit passendes, historisch aber auch das alte Recht berührendes Elementarbuch zu verfassen. Ein solches wurde in vier Büchern ausgearbeitet, mit dem Ansehen einer kaiserlichen Constitution bekleidet, durch eine an die studirende Jugend gerichtete Constitution bekannt gemacht und so wie die einige Wochen später publicirten Digesten für gültig und verbindlich erklärt. In diesen drei Werken, dem Constitutionencodex, den Institutionen und den Pandekten sollte alles positive Recht enthalten sein, und bei schwerer Strafe keine anderen Rechtsquellen außer ihnen vor Gericht angeführt werden.

Durch diese Arbeiten, wie auch durch die mittlerweile erschienenen neuen Constitutionen hatte sich aber das Bedürfniß einer neuen Bearbeitung des Constitutionencodex fühlbar gemacht. Den Auftrag hiezu erhielt abermals Tribonian mit vier Gehülfen und schon 534 wurde dieser revidirte Codex, wie der ältere, in zwölf Bücher eingetheilt, publicirt. Die Erlassung neuer Constitutionen behielt sich aber der Kaiser, wo es nöthig sein würde, ausdrücklich vor, und diese sollten dann in eine besondere Sammlung gebracht werden. Wirklich hat auch Justinian noch viele solcher einzelnen Novellen erlassen; allein eine Sammlung ist davon unter öffentlicher Autorität nicht gemacht worden. Uebrigens wurden die Institutionen, die Digesten, der Codex und die Novellen auch in Italien, nachdem dieses von den Ostgothen an das römische Reich zurückgebracht war, eingeführt.

---

23. Die politischen Parteien in der Rennbahn zu Constantinopel.

(Nach F. Wilken in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch 1830.)

Seit dem Untergange der römischen Republik erhielten die Spiele des Circus zu Rom eine große politische Wichtigkeit, indem nach dem Vorgange des Julius Cäsar die Kaiser sie benutzten, um das Volk und vorzüglich den angesehensten Theil desselben zu beschäftigen und die Aufmerksamkeit von den politischen Verhältnissen abzulenken. Seit der Zeit des Nero werden die Erwähnungen der vier Parteien oder vielmehr der zwei Parteien, welche durch die Verschmelzung der früheren vier Fractionen entstanden waren, sehr häufig, sowohl bei den Schriftstellern, als auf Denkmälern. Die weiße Partei schloß sich nämlich der blauen, und die rothe der grünen an, und diese Vereinigung, welche ohne Zweifel von der Hauptstadt ausging, wurde allgemein in allen Städten des römischen Reiches, in welchen Spiele des Circus gehalten wurden. Fast jeder Kaiser machte es sich zum besondern Geschäfte, die eine oder andere Farbe zu begünstigen, doch war in den späteren Zeiten meistentheils die grüne in dem Besitze der kaiserlichen Gunst. Die über-

triebene und nicht selten in Albernheit ausartende Aufmerksamkeit, welche die Kaiser den Parteien der Rennbahn widmeten, gab denselben eine große Wichtigkeit und vielseitigen Einfluß, und weckte in ihnen einen Uebermuth, welcher oft die ärgerlichsten Auftritte veranlaßte, und selbst die Kaiser erfuhren nicht selten von der Partei, welche sie zurücksetzten, öffentlich im Circus Schmähungen und Beschimpfungen. Das Beispiel der Kaiser wurde auch von den Unterthanen nachgeahmt, so daß das ganze Volk sich parteite und jeder die Partei der einen oder andern Farbe nahm. Diese Parteiung wurde endlich so leidenschaftlich, daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Volkes in Anspruch nahm; Niemand redete zu Hause von anderen Dingen, als von den Ereignissen des Circus und Theaters, und selbst die Lehrer machten die öffentlichen Spiele zum Hauptgegenstande der Unterhaltung mit ihren Schülern. Die Absicht der Kaiser, welche die Aufmerksamkeit des Volkes auf diese Spiele hatten leiten und beschränken wollen, war also vollkommen erreicht worden.

Die Parteiung des Circus dauerte auch in den folgenden Jahrhunderten nicht nur zu Rom fort, sondern verbreitete sich immer mehr in die bedeutenden Städte der Provinzen; doch scheint sie mehr in den morgenländischen als in den abendländischen sich verbreitet und befestigt zu haben. Im Abendlande hörten die Spiele des Circus vielleicht schon seit dem 6. Jahrhunderte auf; selbst in Italien finden wir schon in der Zeit der Longobarden nicht mehr eine Erwähnung dieser Belustigungen, und wo einmal die alte Neigung wieder erwachte, wurde sie von der Geistlichkeit unterdrückt, und die Kirchenversammlungen bedrohten alle diejenigen mit dem Banne, welche an den Spielen des Circus thätigen Antheil nehmen würden.

In Constantinopel oder dem neuen Rom erhielten die Parteien des Circus eine Wichtigkeit, welche sie selbst in dem alten Rom nicht gehabt hatten; so wie überhaupt in der neuen Hauptstadt und in mehreren anderen wichtigen Städten der morgenländischen Provinzen des Reiches, vorzüglich in Antiochien, die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Spielen zur höchsten Leidenschaftlichkeit gesteigert wurde.

Der erste öffentliche Ausbruch der gegenseitigen Erbitterung der Parteien ereignete sich im Jahre 501 zur Zeit des Kaisers Anastasius. Am Mittage eines Tages, obgleich der Präfect der Stadt, Constantius, selbst im Circus anwesend war, überfiel die grüne Partei plötzlich die blaue, und der Kampf wurde so heftig und blutig, daß mehr als 3000 Bürger der Hauptstadt in der Rennbahn ihren Tod fanden.

Der Uebermuth der Parteien erreichte aber den höchsten Gipfel zur Zeit des Kaisers Justinianus; denn dieser Kaiser, welcher eine große Vorliebe für die Spiele des Circus hatte, hing mit Leidenschaftlichkeit der blauen Partei an, Anfangs vielleicht aus Gefälligkeit für seine Gemahlin Theodora, deren frühere Verhältnisse die Macht und das Ansehen der Parteien nicht wenig begünstigten, und besonders der blauen ein großes Uebergewicht gaben, späterhin aber betrachtete Justinian die

blaue Partei als die Stütze seines oft wankenden Thrones. Die Kaiserin Theodora war nämlich die Tochter des Akakius, welcher für die grüne Partei die Fütterung der Bären besorgte und zur Zeit des Kaisers Anastasius starb. Seine Wittwe, welche bald einen andern Mann fand, nahm für diesen das Amt ihres ersten Mannes in Anspruch, drang aber nicht durch; sie ließ hierauf ihre drei, damals noch sehr jungen Töchter, unter welchen Theodora die zweite war, während einer Thierhetze in den Hippodrom, mit Kränzen auf den Köpfen und in den Händen, gehen, und die Gnade der grünen Partei erflehen, aber die Bitten der Kinder fanden bei den Grünen nicht geneigtes Gehör. Dagegen erbarmten sich ihrer die Blauen, und diese verliehen der Mutter das Amt der Bärenfütterung, welches auch bei ihrer Partei damals erledigt war. Auf diese Weise ging Theodora zur blauen Partei über und blieb dieser Partei sowohl als Schauspielerin, wie späterhin als Kaiserin mit eben so großer Leidenschaftlichkeit ergeben, als sie die grüne haßte, wegen der Zurückweisung, welche sie in ihrer Jugend mit ihren Schwestern von dieser Partei erfahren hatte. — Die unruhigen Köpfe der Parteien führten eine ganz neue und von der römischen Sitte abweichende Mode ein. In der Bekleidung ihrer Schultern, Schenkel und Füße befolgten sie die Sitten der Hunnen. Des Nachts trugen sie ohne Scheu Schwerter, des Tages aber verbargen sie zweischneidige Dolche unter ihren Gewändern; sie vereinigten sich, so bald es dunkel wurde, in Rotten, plünderten auf dem Markte und in engen Gassen schuldlose Menschen, und raubten denen, welche sie antrafen, Kleider, Gürtel, goldene Spangen oder was sie sonst trugen. Manche tödteten sie auch, damit sie den Raub, welcher an ihnen verübt worden, nicht verrathen möchten. Da nun keine der Obrigkeiten des Volkes diesem Unwesen steuerte und die Verbrecher strafte, so wurde der Frevel mit jedem Tage zügelloser. Diejenigen, welche zur grünen Partei gehörten, vereinigten sich, da die Uebermacht auf so entschiedene Weise auf der Seite der andern Partei war, theils mit ihren bisherigen Feinden, theils verließen sie die Hauptstadt; viele der grünen Partei wurden von ihren Feinden getödtet, manche starben durch die von den Beamten gegen sie verhängten Todesstrafen. Selbst die Verwaltung der Gerichtsbarkeit wurde durch die Parteiung gehemmt, indem die Richter nicht nach den Gesetzen urtheilten, sondern jeder Richter seine Parteigenossen begünstigte, und kein Richter blieb ungestraft, welcher es wagte, ein Urtheil zum Nachtheil eines Genossen der herrschenden Partei zu fällen.

Die Bedrückung der grünen Partei veranlaßte endlich einen Aufstand, der unter dem Namen der Nika-Empörung bekannt ist, den Kaiser Justinian fast um Thron und Leben gebracht hätte und, außer der Niedermetzelung von mehr als 30,000 Menschen, die Zerstörung einer großen Zahl von prächtigen Gebäuden der Stadt veranlaßte. Dieser furchtbare Aufstand ereignete sich bei Gelegenheit der Spiele, womit im Januar 532 Justinian sein fünftes Regierungsjahr feierte. Die grüne Partei erhob nämlich Klagen über die Bedrückung, welche sie erfuhr;

Justinian aber achtete nicht auf diese Klagen, sondern ließ die unruhige Partei durch seinen Mandator zur Ruhe verweisen, wobei auch Schimpfwörter nicht gespart wurden, indem der kaiserliche Beamte die unruhige Partei Samariter, Juden und Manichäer nannte. Zum Unglück für den Kaiser ließ an eben dem Tage, an welchem durch den eben erzählten Vorfall auf dem Hippodrom die Parteien auf das heftigste waren aufgeregt worden, der Präfect der Stadt die Hinrichtung dreier Unruhstifter aus der Mitte der Parteien vollziehen, wovon aber nur einer wirklich am Galgen sein Leben endigte, die beiden andern zweimal aufgehängt wurden, zweimal wieder vom Galgen herabfielen und endlich durch die Mönche des heiligen Konon gerettet wurden. Diese verunglückte Hinrichtung bewog die beiden bisher feindlichen Parteien, sich zu vereinigen zum gemeinschaftlichen Streite gegen den Kaiser. Während mehrerer Tage war Constantinopel der Schauplatz des fürchterlichsten Kampfes, in welchem selbst viele Weiber ihr Leben einbüßten. Schon war der Kaiser entschlossen, die Hauptstadt zu verlassen und nach Thracien zu entfliehen, und die Parteien wählten sogar den Patricier Hypatius, einen Neffen des Kaisers Anastasius, zum Kaiser. Erst die Ermahnung der Kaiserin Theodora bewog Justinian, auf die Vertheidigung seines Thrones gegen die Parteien zu denken, welche schon sich anschickten, den kaiserlichen Palast zu erstürmen, und Belisar endlich, welcher damals mit den aus Persien zurückgekehrten Truppen in Constantinopel angekommen war, machte durch ein furchtbares Gemetzel aller derer, welche von beiden Parteien im Circus sich befanden, dem Aufstande ein Ende. Dieser aber erhielt den Namen Nika, d. i. siege, weil während des Kampfes dieses Wort die Losung der Parteien war.

---

24. Mohammed und der Islam.

(Nach Gustav Weil Leben Mohammed's, bearbeitet von G. L. Kriegk in F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.)

Die Araber gehören ihrer Sprache nach zu dem semitischen Völkerstamm. Ihre Volkssagen bringen diese Abstammung auf eine doppelte Weise mit der ältesten jüdischen Geschichte in Verbindung. Diejenigen Araber, welche in Hedschas und im Inneren der Halbinsel wohnen, leiten ihren Ursprung von Abraham's verstoßenem Sohn Ismael ab; die Bewohner von Yemen dagegen, so wie die der ganzen südlichen Küste bis zum persischen Meerbusen gehen noch weiter zurück und halten Joktan, einen der nächsten Nachkommen von Noah's Sohne Sem, für ihren Stammvater. Beide Theile, die Ismaeliten und die Joktaniden, haben von jeher einen großen Stammhaß gegen einander genährt. In Mekka ward seit uralter Zeit ein schwarzer Stein als heilig verehrt, den die Sage bis auf Adam zurückführt. Er lag in einem mit vier Mauern eingefaßten Raume, und wurde, wie dieser

Raum selbst, die Kaaba genannt. Ein Stamm der Ismaeliten hatte lange Zeit die Aufsicht über die Kaaba und damit zugleich die Herrschaft in Mekka gehabt, war aber durch die Dschoramiden, einen Zweig der Joktaniden, von Beidem verdrängt worden. Um das Jahr 464 n. Chr. gelang es einem ismaelitischen Stamme, den Kureïschiten, sich in den Besitz der Kaaba und der Herrschaft zu setzen. Der Stamm der Kureïschiten zerfiel nachher in mehrere Zweige, deren einer, der der Haschimiten, dadurch vorzugsweise wichtig ist, daß ihm der Religionsstifter Mohammed angehörte.

Die Religion der Verehrer der Kaaba war im Ganzen genommen der Glaube Abraham's gewesen und von grobem Götzendienste frei geblieben. Unter den Kureïschiten dagegen artete die alte Religion in Vielgötterei aus, und es wurden in der Kaaba so viele Götzenbilder aufgestellt, daß man zuletzt deren dreihundert zählte. Uebrigens war und blieb die Kaaba allen Arabern, welche nicht Juden oder Christen waren, heilig. Die Kureïschiten beschäftigten sich mit Handel und Poesie, und eine große Messe in Okaz, einer nahe bei Mekka liegenden Stadt, führte jedes Jahr eine Menge Araber zusammen, welche neben dem Umtausch der Waaren auch noch ein Dichterfest feierten. Die Preisgedichte wurden auf Seide gestickt und in der Kaaba aufgehängt, wovon sie den Namen Moallakat's, d. i. die Aufgehangenen trugen, und es werden uns sieben Dichter genannt, welche dieser Ehre theilhaftig geworden und deßhalb vor allen Anderen weit und breit berühmt waren.

Mohammed ward im Jahre 571 zu Mekka geboren, und war der Urenkel Haschim's, des Stammvaters der Haschimiten. Sein Vater, Abdallah, war ein Handelsmann, er besaß aber bloß ein geringes Vermögen und hinterließ seinem Sohne, dessen Geburt er nur kurze Zeit überlebte, nichts als ein Haus, eine Sclavin, fünf Kameele und einige Schafe. Mohammed verlor schon im sechsten Lebensjahre auch seine Mutter, und ward dann von seinem väterlichen Großvater und nachher von dem Bruder seines Vaters, Abu Talib, erzogen. Er machte schon in früher Jugend mit seinen Verwandten mehrere Handelsreisen nach Syrien und Südarabien. Im 25. Lebensjahre trat er als Geschäftsführer in die Dienste einer reichen Kaufmannswittwe Chadidscha. Nachdem er für diese mehrere Handelsreisen nach Südarabien und Syrien gemacht hatte, verheirathete er sich mit ihr. Von nun an blieb er in Mekka und fuhr fort, Handel zu treiben; er verlor zwar allmählich sein erheirathetes Vermögen, stieg aber nach und nach so sehr im Ansehen seiner Mitbürger, daß er nicht nur bei Streitigkeiten oft zum Schiedsrichter ernannt ward, sondern auch beim Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Tempels der Kaaba den heiligen Stein selbst einmauerte.

In der nächsten Zeit ergab sich Mohammed frommen Uebungen und Betrachtungen, und zog sich zu diesem Zwecke immer häufiger in die Einsamkeit zurück. Er brachte oft mehrere Nächte nach einander, zuweilen sogar einen ganzen Monat in einer Höhle zu. Der Götzendienst,

zu welchem Abraham's Religion in Arabien ausgeartet war, und die bei mehreren Stämmen seiner Landsleute eingeführte Verehrung der Sterne waren seinem Sinne sehr zuwider; er kam deßhalb bei seinen einsamen Betrachtungen allmählich auf den Gedanken einer Wiederherstellung des alten Glaubens an Einen Gott. Die Lehren des Judenthums und der christlichen Religion blieben nicht ohne Einfluß auf seine Ansicht von den göttlichen Dingen. Obgleich er beide Religionen für göttliche Offenbarungen und die Stifter derselben, Moses und Christus, für wirkliche Propheten hielt, so erklärte er doch, daß eine neue und vollkommenere Offenbarung nöthig geworden, und daß er selbst von Gott zur Ueberbringung derselben auserkoren sei.

Nach den Sagen der Mohammedaner war der neue Religionsstifter 40 Jahre alt, als ihm Gott durch den Engel Gabriel die erste Offenbarung ertheilen ließ. Seine ersten Anhänger waren Chadidscha und ihr Vater Waraka. In den nächsten drei Jahren nahmen außerdem noch sein Vetter Ali, den er als Kind zu sich genommen hatte und als seinen Sohn ansah, sein Sclave Zeïd, sein nachheriger Schwiegervater Abu Bekr, der spätere Khalif Othman und mehrere andere Verwandte und Freunde seine Lehre an. Im vierten Jahre darauf trat Mohammed zum ersten Male öffentlich als Prophet auf, und zwar predigte er zuerst seinen Stammgenossen, den Kureïschiten, den neuen Glauben. Seine Worte fanden keinen Beifall, er ward im Gegentheil verspottet, und als er sich erlaubte, die Spötter Irrende und Ungläubige zu schelten, fing man sogar an, ihn zu verfolgen und mit dem Tode zu bedrohen. Im zehnten Jahre seiner Sendung erlitt Mohammed das Unglück, zugleich seine Gattin Chadidscha und seinen Schützer Abu Talib durch den Tod zu verlieren. Vergebens suchte er hierauf bei den ihm verwandten Bewohnern eines benachbarten Städtchens Schutz; er ward mit Steinen zurückgejagt, und konnte, verfolgt und wehrlos, erst dann wieder in seine Vaterstadt heimkehren, als ihm daselbst ein angesehener Mann Aufnahme versprach. In diese bedrängte Zeit fällt die berühmteste von den Wundererscheinungen, die er gehabt zu haben glaubte, seine auf einem geflügelten Rosse unternommene Fahrt nach dem Tempel von Jerusalem und von dort durch die verschiedenen Himmel hindurch zum Throne Gottes, wo er von den früheren Propheten und von den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt und von Gott selbst für den edelsten aller Erschaffenen erklärt ward.

Bald nachher gewann Mohammed einige Männer aus Medina, welche auf einer Wallfahrt nach Mekka mit ihm in Berührung gekommen waren, für seine Lehre; diese breiteten zu Hause den neuen Glauben weiter aus, und die Bürger von Medina, welche auf Mekka's Wohlstand eifersüchtig waren, ergriffen gerne das ihnen von Mohammed dargebotene Mittel, den Mekkanern zu schaden. Nach zwei Jahren war die Zahl der bekehrten Medinenser bereits so stark, daß dieselben nicht nur ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Mohammed schließen, sondern auch ihn und alle seine mekkanischen Anhänger zur

Uebersiedlung nach Medina einladen konnten. Der Prophet gerieth bald in die größte Lebensgefahr. Die Kureïschiten verschworen sich nämlich zu seiner Ermordung, und umzingelten in einer Nacht seine Wohnung; nur durch List entkam er aus dem Hause und rettete sich unter großen Schwierigkeiten nach Medina. Diese Hedschra oder Flucht Mohammed's (am 13. September 622) hat man zum Anfangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung gemacht. Diese beginnt übrigens nicht mit dem Datum der Flucht Mohammed's aus Mekka, sondern mit dem ersten Tage des Jahres, in welchem dieselbe Statt fand, d. h. mit dem 15. oder 16. Juli 622 n. Chr. Mohammed's Flucht von Mekka nach Medina ist durch die Sage mit mancherlei Wunder-Erzählungen ausgeschmückt worden. Er hielt sich, heißt es, mit Abu Bekr drei Tage lang in einer Höhle verborgen, und ward gegen die Kureïschiten, welche seine Spur verfolgten, nur dadurch geschützt, daß eine Spinne ihr Gewebe vor den Eingang zog und Tauben ein Nest an demselben bauten, daß also die Feinde die Höhle als einen schon lange unbetretenen Ort nicht untersuchten. Sein Hauptstreben war in den beiden ersten Jahren nach der Flucht darauf gerichtet, die vielen in Arabien wohnenden Juden dem neuen Glauben zu gewinnen. Er bestimmte ihnen zu Gefallen die Stadt Jerusalem zur Kibla, d. h. zu demjenigen Punkte, nach welchem man beim Gebete das Gesicht wenden müsse, er gestattete die Beibehaltung mancher mosaischer Vorschriften, und beobachtete sogar selbst den jüdischen Fasttag. Durch alles dies zog er aber nur wenige Juden an, und er verließ deßhalb auch bald wieder den kaum erst betretenen Weg; die Kibla ward nach Mekka gerichtet, und statt des jüdischen Fasttages ward der den Arabern heilige Monat Ramadan zur Fastenzeit bestimmt, indem jeder Gläubige verpflichtet wurde, sich während desselben vom Aufgang der Sonne an bis zu ihrem Untergange jedes sinnlichen Genusses zu enthalten. Auch in der damals angeordneten Art, wie die Stunden des Gebetes anzukündigen seien, entfernte sich Mohammed absichtlich von den jüdischen und christlichen Sitten. Er führte nämlich statt der Glocken und Trompeten den Gebrauch ein, die Gläubigen vom Minaret herab durch eine Menschenstimme zu den vorgeschriebenen fünf täglichen Gebeten aufzufordern.

Von Medina aus begann Mohammed zuerst die Anwendung gewaltsamer Mittel zur Verbreitung seiner Lehre; er fing nämlich nach arabischer Sitte eine Stammfehde gegen die Kureïschiten an und erließ aus Anlaß derselben das Gebot des Krieges gegen alle Ungläubigen. Der erste bedeutende Sieg über die Kureïschiten ward bei Bedr erfochten, wo 314 Gläubige eine Karawane von 950 Mann in die Flucht schlugen und reiche Beute machten. Dieser Sieg erhöhte das Vertrauen und den Muth der Gläubigen, und verschaffte außerdem dem Propheten großes Ansehen bei den arabischen Stämmen.

Jetzt war Mohammed als Eroberer furchtbar, und besaß so viel Macht und Ansehen, daß er selbst fremde Herrscher zur Annahme seiner Lehre aufzufordern wagte. Er sandte Bekehrungsschreiben an Kos-

roës Parwiz von Persien, an den Kaiser Heraklius, an den griechischen Statthalter von Aegypten, an den König von Abessinien und einige kleinere Fürsten. Alle zeigten Besorgniß und entließen die Gesandten mit höflicher Antwort; nur Parwiz zerriß das Schreiben des Propheten. Mohammed überraschte die Mekkaner durch einen unerwarteten Zug gegen ihre Stadt, vor welcher er plötzlich mit 10,000 Mann erschien. Widerstand war unmöglich, und Mekka fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände Mohammed's (630). Die Gegner wurden mit Schonung behandelt; sie erkannten Mohammed als Herrscher und Propheten an, und dieser ließ nur vier von ihnen mit dem Tode bestrafen. Er erklärte die eroberte Stadt wieder für eine heilige, durch keine Gewaltthätigkeit zu entweihende Stätte, und zertrümmerte alle in der Kaaba aufgestellten Götzenbilder. Sein Glück machte alle heidnische Stämme des Hedschas auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam; sie verbanden sich daher zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen ihn, und lieferten ihm 3 Stunden von Mekka eine Schlacht, die für ihn um so gefährlicher war, da er sich auf die 2000 Mekkaner in seinem Heere nicht verlassen konnte. Erst nach einem heißen Kampfe, bei dem die Gläubigen Anfangs die Flucht ergriffen hatten, errang er den Sieg. Jetzt huldigten viele arabische Stämme freiwillig dem Propheten, welcher seit der Eroberung von Mekka Allen furchtbar war, andere wurden gewaltsam unterworfen, und bald erkannte ihn fast das ganze Arabien als Oberhaupt an.

Dieser Zug war Mohammed's letzte Kriegsunternehmung. Bald nachher, im zehnten Jahre der Hedschra, veranstaltete er eine große Pilgerfahrt nach Mekka, an welcher nach der einen Angabe 40,000, nach der anderen sogar 114,000 Gläubige Theil nahmen. Von Mekka kehrte er wieder nach Medina zurück, und hier verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die er selbst für eine Wirkung des Giftes erklärte, welches ihm einige Jahre früher ein rachesüchtiges Judenweib beigebracht haben soll. Er ließ sich während seiner Krankheit öfters in die Moschee bringen, redete dort zu dem versammelten Volke, ermahnte es zur Eintracht und zur Ausdauer im Glauben, und erklärte sich gegen Jeden, den er auf irgend eine Weise gekränkt habe, zur Genugthuung bereit, indem er sagte, es sei besser, in dieser, als in der zukünftigen Welt zu erröthen. Kurz vor seinem Ende schenkte er seinen Sclaven die Freiheit, und ließ das wenige baare Geld, das er besaß, unter die Armen vertheilen. Seine letzten Worte waren: „Zu dem höchsten Gefährten im Paradies." Er starb im Juni 632. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter von der Chadidscha, F a t i m a, welche mit Ali vermählt war.

Mohammed war zwar zuletzt Beherrscher von fast ganz Arabien geworden, blieb aber eben so, wie seine nächsten Nachfolger, den Sitten und der einfachen Lebensweise seines Volkes getreu. Er bereitete sich sogar oft seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein Zimmer mit eigenen Händen und melkte seine Ziegen selbst. Seine

gewöhnlichen Nahrungsmittel waren Gerstenbrod, Datteln und Wasser, und oft wurde einen ganzen Monat hindurch kein Feuer in seinem Hause angezündet. Eben so einfach war seine Kleidung. Auch nahm er als Prophet und als Herrscher für sich keine besonderen Ehrenbezeugungen in Anspruch; er erlaubte seinen Gefährten nicht einmal, vor ihm aufzustehen, wenn er zu ihnen kam.

Mohammed's Religion führt den Namen Islam, d. i. Hingebung, und die Bekenner desselben heißen Moslemin, d. i. Gott-Ergebene. Die Haupt-Dogmen sind: der Glaube an einen einzigen und unsichtbaren Gott, an die Offenbarungen desselben durch Mohammed und durch die ihm vorangegangenen Propheten, und an ein auf die Auferstehung der Todten folgendes Weltgericht, in welchem die Guten und Frommen belohnt, die Bösen und Ungläubigen bestraft werden. Außer den eigentlichen Glaubenssätzen trug Mohammed die beste und reinste Moral vor, welche, außer dem Christenthum, dem Orient jemals gepredigt worden ist. Damit verband er nicht nur eine Reihe anderer Vorschriften, welche, wie die Fasten, das fünfmalige tägliche Gebet und die wenigstens einmal im Leben zu machende Wallfahrt nach Mekka, gottesdienstlicher oder ceremonieller Art waren, sondern er gab auch noch förmliche Staatsgesetze, welche die Abgaben, das Verhältniß der Bürger zu einander, die Criminal- und Civil-Justiz bestimmten. Daher ist auch der Koran oder das heilige Buch, welches Mohammed's Lehren enthält, in Verbindung mit den Aussprüchen und Beschlüssen der ersten Nachfolger des Propheten bei allen mohammedanischen Völkern zugleich das bürgerliche Gesetzbuch und gewissermaßen die Verfassungsurkunde des Staates. Eine der schlimmsten Seiten des Islam ist die den Moslemin befohlene gewaltsame Ausbreitung des Glaubens oder das förmliche Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen. Außer Juden und Christen soll sogar kein Andersgläubiger im mohammedanischen Gebiete geduldet werden, jene aber nur dann, wenn sie sich demüthigen und Tribut bezahlen. Der Islam ist auf diese Weise nicht allein zu einer völlig ausschließenden Religion gemacht worden, sondern er weckt und erhält auch in den ihn bekennenden Völkern kriegerische Rohheit und Eroberungssucht. Auch die unter den Mohammedanern herrschende Lehre vom Fatalismus oder der Glaube an eine unabänderlich voraus bestimmte und durch nichts, also auch durch die menschliche Willensfreiheit nicht bedingte Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Schicksale hatte nachtheilige Wirkungen. Sie ist zwar nicht von Mohammed selbst gepredigt worden, entwickelte sich aber auf ganz natürliche Weise aus seinem alle anderen Rücksichten hintansetzenden Streben, seinen Anhängern das festeste Vertrauen in den Willen Gottes einzuprägen, und ihren aufopfernden Muth bei der Verbreitung des Glaubens unerschütterlich zu machen.

Mohammed's Lehren sind in einer erst nach seinem Tode gemachten Sammlung seiner Offenbarungen niedergelegt, welche den Namen Koran führt. Der Prophet selbst hat wahrscheinlich nie lesen und schreiben

gelernt, er ließ aber schon während seiner Lebzeiten die meisten seiner Offenbarungen, welche er auf übernatürliche Weise von Gott erhalten zu haben behauptete, wörtlich niederschreiben; die anderen wurden durch das Gedächtniß seiner begeisterten Anhänger erhalten. Alle diese Schriften, welche theils auf Pergament, theils auf Leder, theils sogar auf Palmblätter, Knochen und Steine aufgezeichnet waren und sich bei Mohammed's Tode in verschiedenen Händen befanden, sammelte Mohammed's Nachfolger in der Herrschaft, Abu Bekr, und vereinigte sie, mit den mündlich überlieferten Stücken zu einem einzigen Buche. Da sich bald nachher Verschiedenheit in den Abschriften dieses Werkes zeigte und darüber Streit entstand, so ließ der dritte Khalif oder Beherrscher der Mohammedaner, Othman, eine neue Ausgabe desselben machen, und alle davon abweichende Copieen aufsuchen und verbrennen.

25. Die vier ersten Khalifen.

(Nach Gustav Weil, Geschichte der Khalifen, bearbeitet von G. L. Kriegk, in F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.)

Die nächsten Anverwandten des Propheten waren Abu Bekr, der Vater von Mohammed's Gattin Aïscha, und Ali, Abu Talif's Sohn, welcher von Mohammed an Kindes Statt angenommen worden war, und außerdem als Vetter und Schwiegersohn desselben die meisten Ansprüche hatte. Ali war nicht allein mehr als Abu Bekr zur Herrschaft berechtigt, sondern er war auch ein wahrhaft edler Mann, besaß ächte Frömmigkeit, und zeichnete sich durch große Milde und Menschenfreundlichkeit aus. Allein alle diese Vorzüge konnten bei der Wahl eines Nachfolgers Mohammed's nicht den Ausschlag geben, da es dabei weit mehr auf Kraft und Gewandtheit ankam. Das Reich mußte erst befestigt und gewissermaßen neu geschaffen werden. Dazu war der edle, begeisterte und sanfte Ali weniger tüchtig, als der besonnene, schlaue, alte Abu Bekr. Dieser wurde daher gleich Anfangs als Khalif, d. i. als Nachfolger des Propheten, anerkannt.

Er schickte alle marschfertigen Truppen unter eilf Anführern ab, um die entfernteren Stämme, welche abtrünnig geworden waren, zu unterwerfen. Unter heftigen Kämpfen wurden die Empörten nach und nach unterworfen, und zum Theil mit großer Härte bestraft. Besonders entehrte Khaled, der angesehenste unter den eilf Anführern, seine Siege durch Grausamkeiten. Nach der Unterwerfung von Arabien begann Abu Bekr sogleich die Ausbreitung des Islams außerhalb seines Vaterlandes. Er schickte Khaled gegen die nächste Provinz des persischen Reiches. Dieser eröffnete den Krieg mit einer siegreichen Schlacht, welche die Kettenschlacht genannt ward, weil ein Theil der persischen Truppen, welchem ihr Anführer entweder nicht recht traute oder dem er die Flucht vor dem Kampfe unmöglich machen wollte, bis zur Er-

öffnung desselben mit Ketten an einander gefesselt war. Durch einige andere Siege dehnte Khaled die Herrschaft des Khalifen bis an den unteren Euphrat aus, ward aber mitten im Laufe seiner Siege von Abu Bekr zurückgerufen.

Der alte Abu Bekr starb schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (634). Er hatte die Führung der von ihm veranstalteten Kriege jüngeren Männern überlassen und dagegen sich selbst ein anderes wichtiges Verdienst erworben. Er ließ nämlich die theils einzeln niedergeschriebenen, theils im Gedächtnisse aufbewahrten Offenbarungen des Propheten sammeln und in ein Ganzes vereinigen. Auch dadurch, daß er noch vor seinem Tode einen Nachfolger ernannte, machte er sich um den jungen mohammedanischen Staat verdient; denn dieser wäre sonst vielleicht durch einen Bürgerkrieg zerrissen worden. Die Wahl des Nachfolgers gab sich übrigens ganz von selbst; denn Omar war nicht zu umgehen, weil er nicht nur von Abu Bekr schon während seiner Krankheit zum Imam oder Vorbeter und geistlichen Oberhaupte ernannt worden war, sondern auch von Anfang an den größten Einfluß auf die Regierung geübt hatte. Ali wurde also zum zweiten Male zurückgesetzt; dies konnte aber jetzt noch leichter als früher geschehen, da man das geistliche Amt als eine wesentliche Eigenschaft des Beherrschers der Gläubigen ansah, und daher dem Omar als Imam den Vorzug geben mußte.

Omar I. besaß alle nöthigen Eigenschaften, um das mohammedanische Reich fest zu gründen und weiter auszubreiten. Es ward ihm leicht, in Syrien vorzudringen, weil die dortigen Christen, einem trägen, sinnlichen Leben ergeben, durch Sectengeist zerrissen und des Sinnes für Vaterland und Ehre ermangelnd, den Ungläubigen gern die Kopfsteuer entrichteten, wenn sie nur dafür Ruhe hatten und nicht in den Krieg zu ziehen brauchten; an Despotie waren sie ohnehin längst gewöhnt. Die ganze Provinz Syrien fiel in die Gewalt der Mohammedaner. Nur Cäsarea und Jerusalem leisteten einen längeren Widerstand. Die letztere Stadt wollte sich nur dem Khalifen selbst ergeben, und da sie ein auch dem Moslemin heiliger Ort war, so erschien Omar und schloß eine Capitulation, welche gewissenhaft eingehalten wurde, und nach der die Einwohner zwar am Leben und Gut nicht beschädigt wurden und ihren christlichen Glauben auch fernerhin öffentlich ausüben durften, aber eine jährliche Kopfsteuer entrichten, die Kreuze von ihren Kirchen abnehmen, das Glockengeläute abschaffen, sich durch ihre Kleidung von den Mohammedanern unterscheiden und jeden derselben in die Kirchen zulassen mußten. Omar's Reise nach Jerusalem und sein Erscheinen in dieser Stadt ist merkwürdig, vorzüglich weil die große Einfachheit seines Aufzuges so sehr gegen die Pracht und den Glanz der späteren Khalifen absticht. Er führte seinen Wasserschlauch und die zu seiner Nahrung bestimmten Säcke mit Korn und Datteln auf demselben Kameele, welches ihn selbst trug, bei sich, aß unterwegs mit allen seinen Reisegenossen aus Einer Schüssel, und züchtigte jeden Strafbaren,

den er irgendwo antraf, mit eigner Hand. In Jerusalem ließ Omar an der Stelle, wo einst der Tempel Salomon's gestanden haben soll, eine Moschee erbauen, welche von seinen Nachfolgern vollendet ward und noch jetzt für eines der größten Heiligthümer der mohammedanischen Welt gilt.

Kurze Zeit später, als Syrien für immer den Griechen entrissen ward (639), fiel auch die wichtige Provinz Aegypten in die Hände der Mohammedaner. Die Bevölkerung von Aegypten war beim Einbruche der Mohammedaner durch Secten- und Nationalhaß zerrissen, und die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben besaß nicht allein keine Anhänglichkeit an die Reichsregierung, sondern sie sah vielmehr den heranziehenden Feind als willkommenen Retter von Druck und Verfolgung an. Nach der Angabe einiger viel später lebenden arabischen Geschichtschreiber wäre in Alexandria in Folge der Eroberung auch die berühmte alexandrinische Bibliothek untergegangen. Amru soll nämlich, als er die Stadt eingenommen hatte, über diese Bibliothek beim Khalifen angefragt und von ihm die Antwort erhalten haben: „Stimmen die Bücher der Bibliothek mit dem Koran überein, so sind sie unnütz und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; im entgegengesetzten Falle aber sind sie schädlich und müssen vernichtet werden." Amru befahl daher, wie es heißt, die Verbrennung der ganzen Bibliothek; die Bücher wurden zur Heizung der Bäder von Alexandria verwendet, und ihre Zahl soll so groß gewesen sein, daß man mit ihnen nicht weniger als sechs Monate lang in allen Bädern dieser volkreichen Stadt das nöthige Feuer unterhalten habe. Die ganze Erzählung ist ein Märchen; denn die berühmte Bibliothek der Ptolemäer war bereits in Cäsar's ägyptischem Feldzuge größtentheils ein Raub der Flammen geworden, und auch der geringe Ueberrest derselben war lange vor der mohammedanischen Eroberung untergegangen. Das eroberte Nil-Land ward für die Mohammedaner nicht nur die erste Stufe zur Unterwerfung von ganz Nord-Afrika, sondern auch eine Nahrungsquelle und Kornkammer für das meist unfruchtbare Arabien. Amru, der als Statthalter in Aegypten blieb, dehnte seine Eroberungen noch über das Land Barka und bis nach Tripoli hin aus.

Omar wandte gleich nach seinem Regierungsantritt seine ganze Aufmerksamkeit dem persischen Kriege zu. Die Mohammedaner hatten in diesem Kriege den großen Vortheil für sich, daß sie selbst von einer festen Hand geleitet, während ihre Gegner durch öftere Thronstreitigkeiten gelähmt wurden. Der persische Feldherr Rustum entwarf den besten Kriegsplan gegen einen Feind, der durch Zahl, Körperkraft, religiöse Begeisterung und angeborenen Muth Achtung einflößte; er hielt sich hinter dem Euphrat, ließ sich mehrere Monate in keinen Kampf ein und erwartete die beste Hülfe von den Verlegenheiten, welche der Hunger den am Rande der syrischen Wüste stehenden Arabern über kurz oder lang bereiten mußte. Allein die Unbesonnenheit des 21jährigen Königs Jezdegerd vereitelte den Plan des persischen Feldherrn.

Rustum mußte auf Befehl des Königs über den Euphrat ziehen und dem Feinde eine Schlacht anbieten. Diese Schlacht, welche (635 oder 636) bei Kadesia geliefert wurde, dauerte drei Tage hinter einander, und endigte erst am vierten mit einem vollständigen Siege der Araber. Das ganze im Westen des Tigris gelegene Land wurde den Persern entrissen. Die kurze Zeit der Ruhe, welche nach derselben eintrat, ward von den Arabern benutzt, um sich den bleibenden Besitz dieses Landes zu sichern, und aus einem ihrer Standquartiere entstand damals die nachher so berühmt gewordene Stadt Baßra oder Bassora am Schat el Arab. Beim Wiederbeginn des Krieges setzten die Araber über den Tigris und bemächtigten sich nach vielen Gefechten der am östlichen Ufer dieses Flusses gelegenen Residenz des Perserkönigs, Ktesiphon, oder, wie sie damals hieß, Madain (637). Ganze Provinzen des Reiches fielen hierauf in die Gewalt der Araber, sie wurden ihnen aber zum Theil wieder entrissen und mußten noch einmal erobert werden, weil die Völker des Ostens sich nicht so leicht an ein fremdes Joch gewöhnen, als wir Abendländer. Der Krieg zog sich daher noch Jahre lang hin. Eine entscheidende Schlacht ward 642 bei Nehawend, einer im Süden von Hamadan gelegenen Stadt, geliefert. Hier kämpften 30,000 Araber mit 150,000 Persern. Durch List wurden die Letzteren besiegt und in Folge davon das persische Reich seinem Untergange schneller entgegen geführt. Die Araber drangen einerseits über Ispahan bis an die Grenze von Indien vor und andererseits über Adserbidschan und Khorasan bis zum Caucasus und bis an den Oxus- oder Dschihun-Fluß. Jezdegerd mußte aus seinem Reiche fliehen und ward 651 getödtet, wir wissen aber nicht, wo und auf welche Weise.

Ein gemeiner Perser, Firuz, rächte an dem unglücklichen Khalifen das Unglück seiner Nation. Als Omar eines Tages in Medina zur Moschee ging, ward er von Firuz mit dem Dolche überfallen und tödtlich verwundet. Er starb einige Tage nachher (644). Die Herrschaft des Islams erstreckte sich bei seinem Tode von Tripolis in Afrika bis an die Grenze Indiens und vom indischen Ocean an bis an den Dschihun und Caucasus. Omar ist deßhalb als der eigentliche Schöpfer und Gründer des mohammedanischen Weltreiches anzusehen. Dies und die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung sind die beiden Hauptverdienste Omar's. Außerdem war er aber auch wegen seines persönlichen Charakters der beste Erhalter und Befestiger der neuen Lehre. Er zeichnete sich durch die größte Einfachheit und Mäßigkeit aus. Gerstenbrod, Oliven und Wasser waren seine tägliche Nahrung, ein aus Lappen zusammen geflickter Rock seine Kleidung. Er war daher auch stets im höchsten Grade freigebig und übte eine Mildthätigkeit, wie sie nur der Orient kennt und zu üben im Stande ist.

Omar hatte vor seinem Ende keinen Nachfolger ernannt, sondern nur die Verfügung getroffen, daß die sechs noch lebenden Gefährten Mohammed's unter sich einen Khalifen wählen sollten. Die sechs Männer waren: Abd Errahman, Ali, Othman, Zubeir, Talha und Saad.

Der Erstere war früher von seinem Freunde Omar zum Khalifen ausersehen worden, er hatte es aber damals abgelehnt und entsagte auch jetzt schon vor der Wahl den Ansprüchen an die Herrschaft. Dafür hatte er aber auch die ganze Wahl in seiner Gewalt. Er würde sich zu Gunsten Ali's entschieden haben, wenn dieser feurige Mann nicht erklärt hätte, daß er sich an die Lehren und Grundsätze der beiden ersten Khalifen nur in so fern binden werde, als sie mit seiner Ueberzeugung übereinstimmten, oder mit anderen Worten, daß er neben dem Koran keine andere Autorität anerkennen werde. Diese Protestation widerstritt den Ansichten Abd Errahman's, der nur von einem unbedingten Gehorsam gegen die Khalifen Heil erwartete; er überging daher Ali und ließ Othman zum Nachfolger Omar's ernennen. Diese Wahl war in vieler Hinsicht eine unglückliche, denn Othman begünstigte als Khalif seine Freunde und Verwandten auf Unkosten der verdientesten Männer, und verschwendete die Einkünfte des Staates an sie. Er entfremdete sich dadurch gleich Anfangs Ali, Talha und Zubeir, welche als die ältesten Gefährten des Propheten und als die reichsten Männer Medina's das größte Ansehen besaßen. Außerdem war er sehr stolz, und kränkte dadurch, daß er gern den Gebieter fühlen ließ, alle Gläubigen um so mehr, je mehr Demuth Abu Bekr geheuchelt und Omar besessen hatte. Es entstanden daher bald überall Widersetzlichkeiten und Unruhen, und da man sich nicht scheute, dem Khalifen öffentlich in der Moschee Vorwürfe zu machen, so ward er dadurch noch mehr zur Gewaltthätigkeit gereizt. Doch hatten diese Mißverhältnisse nicht den Erfolg, daß dadurch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft verzögert worden wäre. Othman rief den Eroberer und Statthalter von Aegypten, Amru, von seiner Stelle ab, und übertrug dieselbe seinem Milchbruder Abdallah. Dieser erweiterte die Grenzen des Reiches in Nord-Afrika, indem er einen Theil der heutigen Berberei besetzte, deren Ureinwohner, die räuberischen Nomadenstämme der Berbern, schon früher mit den Mohammedanern in Verbindung getreten waren. Dieses Volk ist eins und dasselbe mit den in der römischen Geschichte so oft erwähnten Numidiern und Mauretaniern. Die Unzufriedenheit mit Othman nahm während seiner Regierung immer mehr zu und brach zuletzt in offene Empörung aus. Die Häupter der Unzufriedenen begaben sich aus den verschiedenen Provinzen nach Medina, fielen in der Moschee über Othman und seine Anhänger her, und mißhandelten ihn selbst so, daß er, von einem Steine betäubt, nach Hause getragen werden mußte. Zuletzt legten sie Feuer an Othman's Wohnung, drangen dann durch das anstoßende Haus ein, und erschlugen den 82jährigen Greis (656).

Die Rebellen riefen Ali zum Khalifen aus. So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher von allen Khalifen die gegründetsten Ansprüche daran gehabt hatte. Ali sollte aber der erlangten Herrschaft nicht froh werden. Seine Feinde gaben ihm den Mord Othman's schuld, und wenn man bedenkt, daß sich unter den Arabern trotz aller Bemühungen Mohammed's die Anhänglichkeit an die

Stammverwandten und die Gewohnheit der Blutrache stets erhalten haben, so wird man leicht einsehen, warum Othman's Vetter Muawia, Statthalter von Syrien, in kurzer Zeit eine starke Partei gegen Ali bilden konnte. Muawia gebrauchte Othman's blutiges Hemd auf die nämliche Weise und mit demselben Erfolge bei seinen Predigten, wie einst Antonius Cäsar's Toga bei seiner Rede an das römische Volk. Auch des Propheten Wittwe, Aïscha, welche bei den Gläubigen sehr viel galt, erklärte sich gegen Ali, weil sie ihm von jeher Feind gewesen war, selbst Talha und Zubeir, die angesehensten von allen Moslemin, welche Beide für sich selbst nach dem Khalifat gestrebt hatten. Ali wandte sich zuerst nach Irak, wohin Aïscha, Talha und Zubeir sich begeben hatten. Unweit Bassora traf er mit diesen zusammen, und es kam daselbst zu einer blutigen Schlacht, welche den Namen der Kameelschlacht erhalten hat, weil Aïscha auf einem Kameele durch die Reihen ritt, um die Ihrigen zu befeuern (657). Nach einem schrecklichen Kampfe, nach welchem der geringsten Angabe zufolge 10,000 Moslemin fielen, errang Ali den Sieg.

Ali war jetzt Herr von ganz Arabien und Irak, so wie von Aegypten. Noch war aber Muawia zu besiegen, und dieser zog dem heranrückenden Ali mit wenigstens 80,000 Mann entgegen. Bei Rakka am Euphrat trafen beide Heere, die sich an Zahl fast gleich waren, zusammen. Hier lagen sie viele Monate lang einander gegenüber, und lieferten sich so viele kleinere Treffen, daß von Ali's Truppen nach und nach 25,000 und von Seiten Muawia's 45,000 Mann geblieben sein sollen. Betrübt über den Untergang so vieler Gläubigen, bot Ali seinem Gegner einen Zweikampf an, dieser wies aber die Herausforderung zurück. Ein Theil seines Heeres fiel von Ali ab, Amru, welchem Muawia zur Belohnung die Provinz Aegypten mit einer Art von Unabhängigkeit verlieh, vertrieb sogleich Ali's Statthalter von dort, und bald erhielt Muawia auch in Irak und in Arabien die Oberhand. Endlich verbanden sich drei fanatische Moslemin zur gewaltsamen Beilegung des unter den Gläubigen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie schworen unter einander, der verderblichen Zwietracht dadurch ein Ende zu machen, daß sie die drei Urheber des Uebels, Ali, Muawia und Amru, zu einer und derselben Stunde ermordeten. Muawia ward bloß verwundet, Amru entkam dem Tode dadurch, daß sein Mörder aus Irrthum statt seiner einen Anderen tödtete; Ali dagegen ward beim Eintritt in die Moschee von dem ihm bestimmten Dolche getroffen und starb zwei Tage nachher (661). Seine erste Gattin Fatima, die Tochter des Propheten, war schon lange vor ihm aus dem Leben geschieden.

26. Die Omaijaden.

(Nach Gustav Weil, Geschichte der Khalifen, bearbeitet von G. L. Kriegk in F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.)

Nach Ali's Tode huldigten seine Anhänger sogleich dem ältesten seiner Söhne, Hasan, und es sammelte sich in Irak um diesen bald ein Heer von 40,000 Mann. Hasan war aber zu schlaff, als daß er gegen den kräftigen und entschiedenen Muawia hätte bestehen können. Er verlor, als ein Theil seiner Truppen beim ersten Zusammenstoß mit Muawia's Heer geschlagen wurde, den Muth völlig, ward dann von seinen eigenen Leuten mißhandelt, und ließ sich daher schon nach wenigen Monaten in Unterhandlungen ein. In einem förmlichen Vertrage entsagte er seinen Ansprüchen an das Khalifat und erhielt dafür volle Begnadigung für alle seine Verwandten und Freunde. Er starb 7 oder 8 Jahre später, vielleicht auf Muawia's Veranstaltung vergiftet.

Mit Muawia I., der die Herrschaft in seiner Familie erblich machte, kam das Khalifat an das Haus der Omaijaden (661). Diese Familie, zu welcher auch der Khalif Othman gehört hatte, stammte von Abd Schems, dem Zwillingsbruder Haschim's, ab, und erhielt jenen Namen von Omaija, dem Sohne Abd Schems. Muawia, der, wie seine Nachkommen, den Sitz seiner Herrschaft in Damaskus aufschlug, hatte das Glück, daß der Tod ihn bald von dem einzigen Manne, der ihm hätte gefährlich werden können, dem Statthalter von Aegypten, Amru, befreite (664). Okba, welchem Muawia einige Zeit nachher die Stelle desselben übertrug, setzte den Kampf gegen das westliche Afrika mit Glück fort.

Im Osten drangen die Mohammedaner erobernd bis nach Buchara und Samarkand und bis zum Indus-Fluß vor. Mit dem byzantinischen Kaiser Constans hatte Muawia früher, um gegen Ali freie Hand zu behalten, einen schimpflichen Waffenstillstand geschlossen. Sobald er aber Alleinherrscher geworden war, brach er diesen, und Kleinasien konnte von ihm damals um so leichter mit Plünderungen heimgesucht werden, da der Kaiser sich zur Bekriegung der Longobarden nach Italien begeben hatte, und die rohen griechischen Miethtruppen in Asien sich mit den Arabern zur Beraubung des Landes verbanden. Die Araber fuhren bis nach Sicilien, von wo sie Tausende von Menschen wegschleppten, und setzten sogar 7 Jahre nach einander in der Nähe von Constantinopel Truppen ans Land, um die Hauptstadt des Reiches anzugreifen (669—676). Diese Angriffe, welche man oft fälschlich eine 7jährige Belagerung von Constantinopel genannt hat, blieben jedoch ohne Erfolg, weil Stürme und Mangel den Arabern großen Schaden zufügten, und die Griechen durch die kurz vorher gemachte Erfindung des sog. griechischen Feuers ein unerwartetes Rettungsmittel erhielten. Ein syrischer Grieche, Kallinikus, hatte nämlich eine Mischung ent-

deckt, welche, auf die feindlichen Schiffe geworfen, sich entzündete, dieselben in Brand steckte, und besonders dadurch sehr zerstörend wirkte, daß sie sogar unter dem Wasser fortbrannte.

Nachdem Amru schon unter Omar und Othman bis nach Tripolis vorgedrungen und mit den Stämmen der Berbern in Verbindung getreten war, hatte Muawia's Feldherr Okba nicht nur das Land Fezzan geplündert, sondern auch die Herrschaft der Araber bis in den heutigen Staat Tunis ausgebreitet, wo er, im Süden des gleichnamigen Hauptortes, die Bewohner der von einem seiner Vorgänger weiter östlich angelegten Stadt Kairawan ansiedelte, und so diese arabische Hauptstadt von Nordwest-Afrika neu gründete. Okba war später sogar noch bis an die Ostgrenze von Marokko vorgedrungen. Ja, wenn wir einer nicht ganz erwiesenen Angabe Glauben schenken dürften, so wäre er zuerst von den Mohammedanern bis an die Küste des atlantischen Oceans gelangt. Hier angekommen, ritt er, wie es heißt, ins Meer hinein, bis das Wasser seinem Pferde an den Hals reichte, worauf er mit dem Ausruf umkehrte: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann; wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte." Okba beging den großen Fehler, daß er gegenüber den Berbern Amru's Politik aufgab. Er machte sich nämlich die Beschützung der ansässigen Einwohner des Landes zur Hauptaufgabe, und reizte dadurch, so wie durch die Bekriegung einiger Stämme der Ersteren, diese gegen sich. Die Berbern verbanden sich darauf mit den Griechen, Okba ward mit seinen Truppen erschlagen und Kairawan ging, nebst allen im Westen von Barka gemachten Eroberungen wieder verloren. Im Jahre 698 schickte der ägyptische Statthalter ein neues Heer unter der Anführung eines Mannes, dem es endlich gelang, das ganze griechische Afrika für immer der mohammedanischen Herrschaft zu unterwerfen. Dieser Mann war Musa. Er wüthete mit Feuer und Schwert gegen alles, was sich ihm widersetzte, rottete einige Stämme der Berbern ganz aus, verjagte andere in die Wildniß, und schleppte so viele Menschen in die Sclaverei, daß die arabischen Geschichtschreiber die Zahl derselben bis auf 300,000 übertreiben konnten. Alle Berbern, die sich nicht in unzugängliche Gegenden zurückgezogen hatten, nahmen entweder sogleich, oder doch nicht lange nachher den Glauben der Araber an und fügten sich damit zugleich auch in die Oberherrschaft derselben, die ihnen weit erträglicher war, als die der Griechen, da sie durch die Araber in ihrem gewohnten Treiben nicht beeinträchtigt wurden. Noch am Ende des 7. Jahrhunderts ward Nord-Afrika bis an die Grenze von Marokko unterworfen und der Zugang zu diesem letzten Reste der griechischen Provinz Afrika geöffnet. Unter Welid I. aber eroberte Musa alles Land bis an die Küste des atlantischen Oceans. Die Städter und der Ackerbau treibende Theil der Einwohner von Afrika oder die Nachkommen der alten Punier und der dort angesiedelten Römer und Griechen gaben im Laufe der Zeit das Christenthum auf und verschmolzen durch ihren

Uebertritt zum Islam mit den eingewanderten Arabern. Auf diese Weise entstand diejenige Menschenklasse der Berberei, auf welche man später in Europa den eigentlich den Berbern zukommenden Namen Mauren übertragen hat, um sie sowohl von den Berbern, als auch von den Beduinen oder den nicht angesiedelten, sondern nomadisch-lebenden Arabern des Landes zu unterscheiden. Bald nach der Eroberung der Berberei setzten die Mohammedaner auch nach Spanien über und breiteten die Herrschaft des Islams auf europäischem Boden aus. Unter Suleiman (714—717) unternahmen die Araber einen zweiten Krieg gegen das byzantinische Reich. Sie rückten mit ihrer ganzen Macht auf Constantinopel los und begannen eine eigentliche Belagerung der Stadt, bei welcher sie diese nicht, wie früher, nur von Zeit zu Zeit angriffen, sondern zu Wasser und zu Land förmlich einschlossen. Alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Ein entschlossener, kriegserfahrener Kaiser, Leo Isauricus, stand an der Spitze der Belagerten, und überdies wütheten Hunger, Pest, das griechische Feuer und ein für jene Gegenden unerhört strenger Winter gegen die Flotten und Truppen der Mohammedaner. Vergebens bestürmte Maslama, der Bruder des Khalifen, diesen mit der Bitte, die Belagerung aufheben zu dürfen. Selbst als die ganze Flotte durch das griechische Feuer vernichtet worden war, ließ sich Suleiman nicht dazu bewegen. Er gab erst dann der Nothwendigkeit nach, als von dem schönsten Heere, das die Araber seit länger Zeit ausgesandt hatten, nur noch schwache Trümmer übrig waren. Ja, nach anderen Berichten hätte sogar erst sein Nachfolger der Vernunft Gehör gegeben und den Abzug der Truppen erlaubt. Uebrigens sollen bei dieser Belagerung, welche ein ganzes Jahr dauerte (717), über 100,000 Mohammedaner das Leben verloren haben.

Des letzten Khalifen, Merwan's II., ganze Regierung war ein ununterbrochener Kampf gegen seine Feinde oder gegen die seines Hauses und zum Theil sogar gegen rebellische Glieder desselben. In allen Provinzen des Reiches brachen Empörungen aus, selbst in Syrien, wo der Anhang der Omaijaden bisher immer am stärksten gewesen war. Ueberall floß Blut. Sechs Jahre lang war Merwan so glücklich, alle Schwierigkeiten zu überwinden und einen Aufstand nach dem anderen zu unterdrücken; aber da in diesen Kriegen der Kern der Freunde seines Hauses theils für, theils gegen ihn fiel, so bahnte er durch seine Tapferkeit und Feldherrn-Geschicklichkeit nur seinen Hauptgegnern, den Abbasiden, den Weg zum Throne. Das Haupt der Abbasiden war der alte Imam Mohammed, ein Urenkel von des Propheten Oheim Abbas. Am großen Zab-Fluß traf Merwan mit den Feinden zusammen. Er war ihnen an Truppenzahl um fast das Dreifache überlegen; allein das Glück hatte sich vom Hause der Omaijaden abgewendet und auch Merwan's Tapferkeit und Geschicklichkeit vermochte nicht, es wieder umzulenken. Ein Theil seiner Truppen ging gleich Anfangs zum Feinde über, und als sich durch einen unglücklichen Zufall das falsche Gerücht verbreitete, daß er selbst gefallen sei, ward sein ganzes Heer

von panischem Schrecken ergriffen, und löf'te sich, nachdem die Schlacht kaum begonnen hatte, in verwirrte Flucht auf (Januar 750). Da er die zersprengten Truppen nicht wieder zu sammeln vermochte, so eilte er fliehend nach Damaskus. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Alle Städte, sogar Damaskus, ergaben sich dem Sieger, und Merwan mußte von Neuem die Flucht ergreifen. Von Ort zu Ort getrieben und in keiner Veste aufgenommen, entrann er kaum den nachsetzenden Feinden. Endlich gelang es ihm, in Aegypten ein neues Heer zu sammeln. Mit diesem versuchte er vergebens, — denn wo hätte ihn der Haß des Schicksals nicht erreicht? — noch einmal sein Glück. Geschlagen und von Neuem verfolgt, rettete er sich in eine christliche Kirche, und starb hier von der Hand eines fanatischen Khorasaners (Aug. 750).

Durch Merwan's Tod kam die Herrschaft des mohammedanischen Reiches an die Familie der Abbasiden. Der Sturz der Omaijaden war von Grausamkeiten begleitet, wie sie kaum irgend eine andere gewaltsam gestürzte Dynastie zu erdulden hatte, und der erste abbasidische Khalif Abul Abbas, obgleich er selbst mild war und die Schuld dieser Abscheulichkeiten nicht trägt, erhielt davon den Beinamen el Saffah, d. i. der Blutvergießer. Sein Oheim Abdallah eröffnete die Reihe der Gräuelthaten durch einen furchtbaren Frevel. Er täuschte 90 Prinzen des Hauses Omaija durch eine Amnestie, die er in Damaskus verkündigen ließ. Die Betrogenen wurden von ihm nach geleisteter Huldigung zur Tafel geladen, kaum waren aber die Speisen aufgetragen, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder hereintraten, welche die Omaijaden tödteten. Mit dem gefühllosen Sinne eines Kannibalen ließ dann Abdallah über die Erschlagenen einen Teppich ausbreiten, auf welchem er unter dem Aechzen der Sterbenden ein gräuliches Mahl feierte. Dieser Unmensch, der auch die Gräber der omaijadischen Khalifen erbrechen und ihre Asche zerstreuen ließ, erhielt später von denen, für die er gearbeitet, den Lohn seiner Thaten. Als er nach seines Neffen Tode dem Bruder desselben den Thron zu entreißen suchte, ward er in ein Gefängniß geworfen, welches so eingerichtet war, daß es einstürzen und ihn erschlagen mußte. Die unglücklichen Omaijaden wurden bis in die entferntesten Schlupfwinkel des Reiches verfolgt und getödtet, man verschonte sogar die Säuglinge nicht, und da die Anhänger des gestürzten Herrscherhauses überall Verschwörungen und Aufstände machten, die durch Grausamkeit und Mord gedämpft wurden, so schwamm das ganze Reich, von Indien an bis zum atlantischen Ocean, in Blut. Selbst wer so glücklich war, der ersten Wuth der Abbasiden zu entrinnen, ward noch nach Jahrzehnten verfolgt und getödtet, so daß man versichert, es sei nur ein einziger Omaijade, Abd Errahman, der Enkel des Khalifen Hischam, am Leben geblieben. Dieser rettete sich nach dem Westen, entriß den Abbasiden die Provinz Spanien, und gründete dort ein neues omaijadisches Reich.



Zweiter Zeitraum: Von der Thronbesteigung der Karolinger bis zu den Kreuzzügen, 752—1096.

27. Pipin der Kleine.

(Nach George Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung.)

Unter der allgemeinen Zustimmung des Adels und dem Ausspruche des Papstes gemäß, hatte im Jahre 752 der mächtige Pipin und mit ihm ein neues Geschlecht den fränkischen Thron bestiegen. Der Rückblick in die Vergangenheit ließ den Gründer des neuen Königshauses das göttliche Strafgericht über das dereinst gewaltige Geschlecht der Merovinger schauen; ein Blick in die Zukunft, wie ihn der Geschichtsforscher an seiner Stelle zu thun vermag, hätte ihm zuerst den eigenen Stamm im höchsten Glanze gezeigt, dann aber das trübe Bild gewährt, wie der auf seinem Geschlechte ruhende Segen, um dessen Verderbtheit willen von demselben hinweggenommen wird, und wie daher auch dieser Stamm allmählich verdorrt und seine trockenen Aeste in dem Sturme der Zeit zerbrochen werden.

Nicht viele Kunde ist uns über König Pipin's Herrschaft zugekommen; durch seines großen Sohnes Glanz ist sein Ruhm überstrahlt worden. Dennoch war seine Zeit reich an großen Thaten und Begebenheiten von wichtiger Folge. Ursache davon war vornämlich die Ungunst der Stellung, in welcher die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt zu dem griechischen Kaiser und dem Könige der Longobarden sich befand.

Mannichfacher Zwist um die Königskrone hatte im 7. Jahrhunderte die Longobarden an der Eroberung Italiens gehemmt; seither aber waren sie unter ihren Heerkönigen Luitprand, Rachis und Aistulf in schnellem Laufe fast bis zu diesem Ziele vorgedrungen. Der Exarchat war ihre Beute geworden (751), da nicht mehr die Bitten des Papstes, unter dessen Schutz diese Gegenden sich gestellt hatten, bei Aistulf etwas vermochten. Da richtete der siegreiche König seine Waffen gegen den Ducatus Romanus, der sammt dem Stuhle Petri, dessen Besitzthum (Patrimonium S. Petri) zum Theil in dieser Gegend belegen war, aller Vertheidigung und alles Beistandes Seitens des byzantinischen

Kaisers entbehrte. Hülfe bittend, wendete sich Papst Stephan II. zu wiederholten Malen an den Kaiser, aber dieser verfolgte selbst die Kirche in roher Bilderstürmerei und schickte er auch Gesandte nach Italien, um Unterhandlungen zu pflegen, so spottete der Longobardenkönig der Ohnmacht ihres Herrn. So schien Italien, von dem Kaiser aufgegeben, für ihn verloren, die Kirche aber der Longobarden Zwingherrschaft völlig Preis gegeben. Schon ward Rom von ihnen hart bedrängt, und vergeblich bemühte sich der heilige Vater persönlich, von Aistulf Schonung für die Kirche zu erflehen. In dieser hülflosen Lage wandte Stephan seine Augen auf Pipin. Er begab sich daher, nachdem durch Briefe und Gesandtschaften die Vorbereitungen dazu getroffen waren, in das Reich der Franken, das zuvor noch nie den Papst gesehen und wurde von Pipin mit der größten Ehrerbietung am heiligen Dreikönigstage 754 empfangen. Der Frankenkönig, erfüllt von heiliger Ehrfurcht, warf sich dem Stellvertreter Christi zu Füßen und hielt demselben, als er zu Pferde stieg, seines hohen Gastes sich erfreuend, den Stegreif. In Paris angelangt, krönte und salbte Stephan Pipin sammt seinen Söhnen **Karl** und **Karlmann** zu St. Denys, erwählte sich ihn nebst diesen unter Ertheilung des Patriciats zu Schutzherrn der römischen Kirche und ordnete an, daß nur aus dem Stamme Pipin's die Könige der Franken künftighin genommen werden sollten (vergl. S. 93). Zu Braine ward sodann im Beisein des Papstes ein Reichstag gehalten, auf welchem Pipin den Adel Frankreichs zu einer Heerfahrt nach Italien aufforderte. Viel Widerspruch ward gegen die Heeresfolge außer Landes erhoben, doch Pipin, von frommer Sehnsucht angetrieben, der Kirche Schutz und Schirm zu sein, sowie des heiligen Vaters rührender Anblick besiegten jedes Hinderniß; einmüthig ward von Allen die Fahrt nach Welschland hin gelobt. Aistulf war unbesorgt; die bisherigen Unternehmungen der Franken gegen Italien hatten gezeigt, daß man sie hier nicht sehr zu fürchten habe. Selbst der mächtige Karl Martell hatte dem Papste, als dieser ihn um Hülfe gegen Luitprand ansprach, keinen Beistand geleistet. Vor dem neuen Frankenkönige, der zwar einen mächtigen Anhang hatte, aber dennoch manchen Gegner fürchten mußte, schienen Besorgnisse nicht zu hegen zu sein, und so mochte Aistulf in den Botschaften, welche Pipin zu Gunsten des Papstes an ihn sandte, nur Zeichen der Schwäche erkennen. Pipin aber brach mit einem zahlreichen Heere im Jahre 754 gegen Italien auf. Schnell wurden die Engpässe in den Alpen, welche Aistulf besetzt hielt, genommen und es breiteten sich nun die fränkischen Heerschaaren über Oberitalien aus. Das hatte Aistulf nicht erwartet, und fürchtend seines Reiches Untergang, suchte er Pipin durch Bereitwilligkeit im Versprechen zu hintergehen. Er machte sich anheischig, seine sämmtlichen Eroberungen, namentlich den Ducatus Romanus, die Pentapolis und den Exarchat an den heiligen Stuhl, wie Pipin zuvor dem Papste zugesagt hatte, herauszugeben. Man traute Aistulf's Worten, der Friede kam zu Stande und Pipin zog mit seinen Franken heim. Bald jedoch ward die Kunde

gebracht, daß der König der Longobarden, uneingedenk dessen, was er gelobt, keine der Friedensbedingungen erfülle. Abermals war Aistulf vor Rom erschienen und dringend flehte der heilige Vater bei Pipin um schleunige Hülfe. Zum zweiten Male forderte der fränkische König seine Getreuen zur Heerfahrt nach Italien auf, zum zweiten Male gelang es ihm, sie zur Folge zu bewegen. Auch dieser Feldzug (756) entschied sich nicht minder schnell, als der erste. Aistulf verpflichtete sich zur Abtretung aller der von ihm eroberten Landschaften, welche Pipin dem päpstlichen Stuhle restituirte und schenkte, worüber dann eine Urkunde aufgesetzt wurde. Auf die Gegenvorstellungen der griechischen Gesandten erwiderte Pipin, nicht für den Kaiser, für den heiligen Petrus habe er das Schwert gezogen. Rechtmäßig war diese Schenkung so gut wie jede andere, die jemals von den germanischen Königen an die Kirche gemacht worden ist.

König Aistulf zog die Herausgabe des an die römische Kirche geschenkten Landes so viel als möglich in die Länge und starb im Jahre 756, ehe sich der Papst in den vollständigen Besitz der Schenkung hatte setzen können. Es wurde nunmehr unter der Zustimmung des Papstes und Pipin's, Desiderius, von welchem man sich friedlichere Gesinnungen als die seines Vorgängers versprach, von den Longobarden zum Könige erhoben. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung folgte derselbe indessen ganz und gar dem Beispiele Aistulf's. Er griff die Besitzungen des Papstes an, der von Pipin jetzt nicht die erbetene Hülfe erhalten konnte, da die heimischen Angelegenheiten des Königs ganze Aufmerksamkeit fesselten; doch sandte Pipin an Desiderius Botschaft und bewog ihn, die von Aistulf im Jahre 756 übernommenen Friedensbedingungen zu erfüllen.

Pipin's Regierung war gleich von ihrem Beginne an vielfach beunruhigt, nicht zu gedenken der auswärtigen Kriege gegen die Friesen, gegen die Sachsen, die er in einer großen Schlacht bezwang, nachdem er schon im Jahre 753 bis an die Weser vorgedrungen war, und gegen die Mauren, welche er 759 nach der Einnahme von Narbonne aus dem südlichen Gallien trieb. Am meisten hatte er zu thun mit dem Herzoge von Aquitanien. Eudo hatte sich Karl Martell als Vasall unterworfen; sein Nachfolger Waifar weigerte sich, nicht nur in ein solches Verhältniß zu treten, sondern hatte auch Grifo, der vor seinem Bruder geflohen war, gastlich bei sich aufgenommen. Durch seine italienischen Feldzüge war Pipin behindert worden, für die fernere Verbindung Aquitaniens mit dem fränkischen Reiche zu sorgen, und Waifar mochte schon über seine Unabhängigkeit frohlocken, als Pipin, nachdem er Aistulf gedemüthigt, auf einmal seine siegreichen Waffen gegen ihn wandte (760). Es schien anfänglich, als ob Waifar nicht im Stande sein würde, sich lange zu behaupten, denn er unterwarf sich alsbald und versprach, den ihm auferlegten Bedingungen nachzukommen. Allein im folgenden Jahre brach er selbst ins fränkische Reich ein, drang bis Chalons sur Saone vor und so entspann sich nun ein mehrjähriger

blutiger Krieg, der dadurch endete, daß Waifar, welcher flüchtigen Fußes im Lande umherirrte, von einem der Seinigen erschlagen ward (768).

Nothwendig mag es Pipin erschienen sein, daß das, was Merwig's Nachkommen so viel Unheil gebracht — die Theilung des Reiches nach der Stammverschiedenheit der Bewohner — nicht auch unter der Herrschaft seines Geschlechtes fortdauere. Für den Fall seines Todes hatte er deßhalb anders, als bisher getheilt worden war, festgestellt. Darnach war Karl zwar als der König des eigentlichen austrasischen Frankenreiches anzusehen, erhielt auch einen großen Theil von Neustrien, den Elsaß aber und Alemannien und überhaupt die südlichen Gegenden Austrasiens (z. B. Metz, Verdun) sowohl als Neustriens (z. B. Paris, Soissons) mußte er seinem Bruder Karlmann überlassen, welchem Burgund nebst allem sonstigen Zubehör dieses Königreiches zufiel. Doch dieser starb im Jahre 771; sein Adel insgesammt rief Karl zum König aus; Gerberg, seine Wittwe, aber zog mit den beiden Söhnen nach Longobardien. So ward Karl und seinem Stamme, der aus der Ehe mit Hildegard, einer edeln Jungfrau aus dem Geschlechte der Herzoge von Schwaben, entsproß, die Herrschaft des ganzen Frankenreiches zu Theil.

---

28. Karl der Große.

(Nach Friedr. Lorentz, Karl's des Großen Hof- und Privatleben in Friedrich v. Raumer's historischem Taschenbuch 1832.)

Von allen weltlichen Herrschern des Mittelalters hat keiner auf die Nachwelt einen so tiefen Eindruck gemacht, als Karl der Große. Während seines Lebens der Mittelpunkt der von ihm vereinigten germanischen Völker auf dem festen Lande von Europa, wurde er nach seinem Tode als der Anfangspunkt aller Verhältnisse betrachtet, die sich in den von ihm beherrschten Ländern entwickelten. Je weiter sich die Zeit von der seinigen entfernte, desto großartiger und riesenhafter wurde seine Gestalt, und verwandelte sich in eine mythische Person, die, wie ein zweiter Atlas, die ganze Welt des Mittelalters auf ihren mächtigen Schultern trägt. An sein Beispiel haben die späteren Kaiser ihre Prätensionen, an seine Schenkungen und die von ihm verliehenen Rechte haben die späteren Päpste ihre Ansprüche angeknüpft. Die Einwirkung seines Geistes zeigt sich in unendlichen durch die ganze deutsche Geschichte hindurchlaufenden Beziehungen. So wurden die deutschen Könige zu Aachen gekrönt aus keinem andern Grunde, als weil diese Stadt Karl's Lieblingsaufenthalt in seinem Leben und seine Ruhestätte nach seinem Tode war. Unter den Insignien des deutschen Reiches rührten die meisten von ihm her, oder wurden doch wenigstens auf ihn zurückgeführt; seine Krone, sein Schwert, sein Mantel, sein Gürtel, seine Kopfbedeckung, seine Handschuhe und seine Sandalen wurden als die heiligsten Reli-

quien von der deutschen Nation in Ehren gehalten. Während er dem Kriegerstande als das ritterlichste Muster galt und der ritterlichen Poesie durch seine ins Wunderbare und Phantastische hinübergespielten Thaten einen reichen Stoff lieferte, schmückte auch die Kirche sein Haupt mit dem Heiligenschein. In allen Mären und Sagen ist das Wesen von Karl's des Großen Geschichte treffend bezeichnet, indem er darin überall als ein christlicher Held, als ein Gegensatz gegen das Heidenthum und den Mohammedanismus erscheint.

Nach Einhard's Schilderung war Karl ein Mann von so hochgewachsener Gestalt, daß er nach dem Maßstabe seines eigenen Fußes sieben Fuß maß. Mit dieser ungewöhnlichen Größe standen aber die übrigen Verhältnisse seines Körpers im vollkommensten Einklang. Der feste und sichere Schritt, mit dem er auftrat, und die würdige Haltung, mit welcher er seinen Körper im Stehen und Sitzen zu tragen pflegte, gaben seiner Statur schon etwas Majestätisches; dazu kam der Ausdruck und die Würde einer sehr bedeutenden Physiognomie. Unter der hochgewölbten Stirne trat die Nase lang und scharf heraus; große und lebhafte Augen gaben seinem Gesichte etwas Offenes und Heiteres, wenn er munter gelaunt war, aber einen vernichtenden und zu Boden schmetternden Ausdruck, wenn die Blitze des Zornes und Unwillens daraus hervorschossen.

Nicht bloß die Söhne, auch seine Töchter erhielten Unterricht in allen Wissenschaften und zwar durch den berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, den angelsächsischen Diakonus Alcuin, welchen Karl zu diesem Zwecke an seinen Hof berufen hatte. Eine einfache, durch des Vaters wachsames Auge selbst geleitete Erziehung kam den Bestrebungen Alcuin's zu Hülfe und vollendete die von diesem übernommene geistige Ausbildung durch die Erweckung der physischen und sittlichen Kräfte. Die Söhne mußten mit ihm auf die Jagd oder ins Feld, während die Töchter sich unter der Aufsicht der Mutter zu Hause mit der Spindel beschäftigten. Das königliche Haus bot das Bild der größten Einfachheit dar; nur bei feierlichen und außerordentlichen Gelegenheiten erschien der König in einem prachtvolleren Anzuge, als sein gewöhnliches Hauskleid war, und nur in diesem Falle wurde sein Tisch mit mehr Schüsseln besetzt, als er an jedem Tage auftragen ließ. Unter der Leitung eines frommen Lehrers und das Muster eines solchen Vaters vor Augen wuchsen also Karl's Kinder in aller Zucht und Ehrbarkeit auf.

Nirgends befand sich Karl der Große wohler, als im Kreise seiner Kinder; sie waren zu Hause und auf Reisen um ihn, und wenn er durch außerordentliche Umstände gezwungen wurde, den Winter über im Felde liegen zu bleiben, so ließ er seine Familie zu sich kommen.

---

29. Untergang des Longobardenreiches.

(Nach George Phillips, deutsche Geschichte.)

In Italien ward Karlmann's Söhnen eine gastliche Aufnahme zu Theil und Desiderius, König der Longobarden, forderte auch von Papst Hadrian I., er solle sie zu Königen krönen. Diesem Begehren zu willfahren, weigerte sich der Papst auf das Entschiedenste, und das um so mehr, als eben damals Desiderius von Neuem die Waffen gegen Rom erhoben hatte. Hier hatten sich seit dem Tode Paulus I. zwei Parteien des Adels um die Besetzung des päpstlichen Stuhles gestritten. Dem Siege der einen, die man die longobardische nennen könnte, war die Erhebung Stephan's III. (IV.) beizumessen; nach seinem Tode (772) hatte der eben so weise als gelehrte Hadrian I. den Stuhl Petri bestiegen. Er schloß sich an die fränkische Partei an, während Desiderius sich der Patrimonien der römischen Kirche bemächtigte, um sich für die von ihm früher mit Heeresmacht bewirkte Ueberwältigung der fränkischen Partei zu entschädigen. Da nun Hadrian gegen den longobardisch gesinnten Adel feindlich verfuhr, so rückte Desiderius mit einem Heere gegen Rom vor, wenig besorgt vor dem fernen Schirmvogte der Kirche, der auf einem Feldzuge gegen die heidnischen Sachsen begriffen war. In der Zwischenzeit hatte jedoch Hadrian den König der Franken von der dem heiligen Stuhle drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt und sofort war bei Karl der Entschluß gefaßt, der Kirche zu Hülfe zu eilen (773). Er selbst führte ein Heer über den Mont Cenis, sein Oheim Bernhard ein anderes über den nach ihm benannten Bernhardsberg. Die Longobarden waren indeß auf die Ankunft der Franken vorbereitet und hatten die Engpässe besetzt. Aber Karl umging die longobardischen Besatzungen und bald war ganz Oberitalien sein; nur Verona noch und Pavia leisteten Widerstand; hier wehrte sich Desiderius, dort Adelchis, sein Sohn, mit den letzten Ueberresten des aufgelös'ten Longobardenheeres. Während die Franken jene beiden Vesten belagerten, zog Karl, von Getreuen umgeben, gen Rom, um an dem Grabe der heiligen Apostel Petrus und Paulus sein frommes Gebet zu verrichten. Hadrian, hoch erfreut, den königlichen Gast in den Mauern der ersten Stadt der Christenheit begrüßen zu können, empfing ihn mit großen Ehren; Karl aber bestätigte dem Stuhle Petri die vom Vater gemachte Schenkung, Spoleto hinzufügend. Nicht lange mehr leisteten Verona und Pavia Widerstand; Adelchis floh nach Byzanz, Desiderius aber mit seiner Gemahlin, so wie Karlmann's Witwe und Söhne wurden Karl's Gefangene. Da gab dieser sich selbst den Titel eines Königs der Longobarden oder auch Königs von Italien, und der Adel des neuen Reiches schwur ihm den Eid der Hulde.

Karl zog dann heim, um den Kampf gegen die Sachsen fortzuführen, doch bald sah Longobardien ihn wieder. Viele vom Adel hatten hier Adelchis, dem flüchtigen Kriegssohne, von Neuem den Weg zum Throne

bahnen wollen; sie hatten nach Constantinopel Boten gesandt und schon sollte (776) der angelegte Plan ins Werk gesetzt werden, als plötzlich Karl, bei Zeiten vom Papste gewarnt, mit Heeresmacht erschien. Dies traf die Longobarden schwer; der Adel ward wegen der Untreue gestraft, auch wurden viele Franken hier belehnt und als Grafen in die Städte zu strengerer Regierung ge'etzt. Nur Benevent blieb, wie schon zwei Jahre zuvor, von Karl verschont; nachmals (786 oder zu Anfang 787) mußte auch hier der Herzog sich unterwerfen und dem Könige — wenigstens durch seinen Sohn — den Lehnseid schwören; aus Longobardien wurden indeß zur Sicherung der Ruhe mehrere vom Adel nach Frankreich fortgeführt, doch ward ihnen späterhin die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet.

---

30. Die Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen.

(Nach Ferd. Heinrich Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

Die 30jährigen Kämpfe mit den Sachsen ziehen sich fast durch Karl's ganze Herrscherzeit hindurch; sie sind, wie schon sein Lebensbeschreiber, Einhard, bemerkt, der schwierigste und langwierigste Krieg, den die Franken jemals zu bestehen gehabt haben, weil es hier nicht bloß ein Kampf von zwei großen Volksthümlichkeiten mit einander war, die sich seit alter Zeit feindlich gegenüber standen, sondern auch ein Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum, indem die Sachsen, ihrer angestammten Freiheit und ihrer alten väterlichen Religion mit der größten Anhänglichkeit ergeben, die christliche Religion, als den Glauben der Franken und als die Begleiterin der fränkischen Herrschaft, aufs Aeußerste haßten. Durch die Unterwerfung des Sachsenlandes wurde aber nicht nur das Christenthum bei den ostrheinischen Franken und bei den Thüringern gesichert, sondern es bekam das fränkische Reich dadurch zugleich die für sein Bestehen so nöthige Sicherheit und Abrundung nach der Nordostseite hin. Auch muß man nach Karl's Charakter anzunehmen geneigt sein, daß es nicht bloß politische und weltliche Interessen waren, die ihn zur Durchführung dieses Kampfes bewogen, sondern eben so sehr das religiöse Interesse, um dieses letzte Volk deutschen Stammes auf dem Festlande Europa's für den christlichen Namen zu gewinnen und seine Herrschermacht als dem Dienste der Kirche geweiht zu zeigen.

Schon auf dem Maifelde zu Worms im Jahre 772 ward der Krieg gegen die Sachsen beschlossen und von Karl sogleich eröffnet, ein Kampf, welcher wegen der vielen Unterbrechungen, die durch die anderen Kriege eintraten, erst nach drei Decennien gänzlich beendigt ward.

Der sächsische Volksstamm, damals in seiner größten Ausbreitung, nahm den größten Theil des niederdeutschen Landes ein. Denn das Sachsenland des karolingischen Zeitalters erstreckte sich von den Gebie-

ten in der Nähe des Niederrheins ostwärts bis zur untern Elbe, und reichte von dem Harz und von der Unstrut oder von den Grenzmarken der Hessen und Thüringer nordwärts bis zu den Gestaden des deutschen Meeres, so weit dieselben nicht von friesischen Stämmen besetzt waren. Der vereinigte Weserstrom durchschnitt mitten das Land der sächsischen Stämme, während sie durch den untern Lauf der Elbe von den zahlreichen wendischen Völkern des nordöstlichen Niederdeutschland geschieden wurden, die nun zuerst in die Geschichte eintreten. Wir sehen diese große volksthümliche Gruppe der Bewohner Norddeutschlands seit jener Zeit in drei größere Massen zerfallen, von denen sich der Name der einen durch alle Zeiten mit großem Ansehen erhalten hat. Es sind dies die drei sächsischen Hauptstämme der Westfalen, Ostfalen und Angern oder Engern. Außer diesen drei Hauptgruppen gab es noch eine vierte Gruppe im Norden der untern Elbe oder in dem Gebiete, wo die Urheimat der Sachsen zu suchen ist, und von wo die Entstehung des gesammten sächsischen Völkervereins ausgegangen war. Diese nordöstlichsten Sachsen erscheinen nach ihrer geographischen Lage im Norden jenseits der Elbe unter den Namen der Nordleute, der Nordalbingier und der überelbischen Sachsen.

Karl der Große überschritt mit den fränkischen Kriegsschaaren zu Mainz den Rhein und drang, durch das fränkische Hessen ziehend, in den sächsischen Hessengau bis zur Diemel vor. Eine große Anzahl von Geistlichen zur Bekehrung der Sachsen folgte schon damals dem Zuge. Die Einnahme der sächsischen Festung Eresburg auf einer Berghöhe an der obern Diemel, aber vermuthlich nur durch Verrätherei, weil von einem Kampfe nicht die Rede ist, eröffnete diese sächsischen Kriege Karl's. Von dort rückte er weiter nordwärts vor zu dem Heiligthum der Sachsen, welches den Namen Irmensul führte und dessen Zerstörung ihn drei Tage lang beschäftigte. Doch hat nicht minder über die Lage dieses Heiligthumes, als über seine Bedeutung und Beschaffenheit von je an viel Streit geherrscht. Nach der Vernichtung jenes Irmensul setzte Karl seinen Zug weiter fort bis zur Weser, und die benachbarten sächsischen Stämme, so weit sie von seinen Waffen erreicht oder bedroht waren, mögen sich ihm unterworfen haben. Denn von bestimmten Erfolgen wird nichts berichtet, vielmehr kehrte Karl mit den Geißeln, welche er sich von diesen Sachsen zur Sicherung ihres Gehorsams hatte überliefern lassen, bald wieder nach dem Rheine zurück und verbrachte den Winter auf seinem Schlosse Heristall an der Maas. Sicher war damals seine vornehmste Aufmerksamkeit schon auf die italienischen Angelegenheiten oder auf sein Verhältniß zu dem longobardischen Reiche gewandt.

Karl's erster Angriff auf die Sachsen scheint dieselben mehr gereizt und erbittert, als erschreckt zu haben. Denn auf der einen Seite drangen sie im Jahre 774 in Hessen ein, eroberten die Eresburg und verwüsteten das ganze Land, während sie auf der andern Seite unter der Anführung des Wittekind (Widukind), der als einer der

angesehensten Dynasten in dem westfächsischen Lande fortan auch als der Herzog der Westfalen erscheint, zum Niederrhein vordrangen, überall das Christenthum zerstörten, die Friesen zur alten Freiheit und dem alten Glauben aufriefen und selbst das westliche Friesland in dem rheinischen Deltalande bedrohten. Jener Wittekind, sicher ein Mann von großen Gaben, blieb seitdem die Hauptstütze der Freiheit der Sachsen. Karl kam jedoch schneller aus Italien zurück, als es die Sachsen erwarten mochten, und scheint jetzt den bestimmten Plan gefaßt zu haben, das treulose und bundbrüchige Volk der Sachsen so lange zu bedrängen, bis sich dasselbe der fränkischen Herrschaft und dem christlichen Glauben unterworfen habe oder vernichtet sei. Dazu berief er im Frühlinge 775 den großen Reichstag zu Düren an der Roer, wo von der ganzen Versammlung der Reichskrieg gegen die Sachsen beschlossen ward. Vermuthlich zu Köln den Rhein überschreitend, drang er an der Ruhr aufwärts in Westfalen ein, wo die sächsische Bergfestung Sigiburg, der Einmündung der Lenne in die Ruhr gegenüber, später unter dem Namen Hohensyburg bekannt, deren Trümmer noch jetzt dort zu erblicken sind, erobert ward. Weiter ostwärts vordringend, ward auch Eresburg wieder den Sachsen entrissen, aufs Neue befestigt und durch eine Besatzung gesichert, und im siegreichen Kampfe gegen eine sächsische Schaar, bei Höxter die Weser überschreitend, wo er einen Theil seines Heeres zur Sicherung der Landschaften auf dem linken Stromufer zurückließ, drang er in das Gebiet der ostfälischen Sachsen bis zur Oker vor und nöthigte die Bewohner der umliegenden Gaue zur Unterwerfung.

Nachdem er ganz Sachsenland siegreich durchzogen hatte, kehrte Karl im Herbste 775 wieder zum Rhein zurück, als ihn die Nachricht von der unruhigen Bewegung in Italien und der Hülferuf des Papstes Hadrianus zwangen, die noch keineswegs unterworfenen Sachsen zunächst unbeachtet zu lassen und seine Aufmerksamkeit jenem Lande zuzuwenden.

Unterdessen hatten die Sachsen Eresburg aufs Neue eingenommen und die Befestigungen daselbst zerstört, und wenn auch das feste Sigiburg ihren Angriffen widerstand, so verbreiteten sie doch Schrecken bis zum Rhein. Darum berief Karl nach seiner Rückkehr aus Italien sogleich das Maifeld nach Worms, wo der Krieg gegen die Sachsen schnell beschlossen und begonnen ward (776). Auch führte er eine größere Kriegsmacht als je zuvor über den Rhein bis gegen die Weser. Da erschienen die Sachsen aus den westfälischen Gauen in dem Quellgebiete der Lippe und baten den Sieger um Schonung; sie unterwarfen sich, gaben aufs Neue Geißeln und nahmen die Taufe an.

Im Frühjahre 777 schrieb Karl nach dem hier zum ersten Male genannten Orte Paderborn im Quellgebiete der Lippe das Maifeld der Franken aus und berief zugleich die Sachsen, theils um sie durch die Macht der fränkischen Herrschaft zu schrecken, theils um sie an die politischen Einrichtungen der Franken, an den Heerbann und an die Abhängigkeit von dem Könige zu gewöhnen, theils auch, um der Ein-

führung der damit zusammenhangenden kirchlichen Einrichtungen bei ihnen den Weg zu bahnen. Zwar fügten sich die Sachsen in alle Forderungen des Königs, doch wurde dadurch eigentlich nichts gewonnen, weil Wittekind, das Haupt der Westfalen, nicht erschienen war, sondern sich über die Elbe zu den Dänen den Nachstellungen der Franken entzogen hatte.

Die Abwesenheit Karl's vom Rhein und sodann die Nachricht von seinem Unglücke auf dem Zuge nach Spanien (s. Nr. 31) brachte die Sachsen wieder unter die Waffen, zumal da auch Wittekind zurückgekehrt war und seine Stammgenossen zur Freiheit aufrief. Die Franken, und vornehmlich die verhaßten Geistlichen, wurden überall vertrieben, und verheerend brachen die Sachsen in das fränkische Ripuarien ein, wo sie, an ihren Bedrängern Rache nehmend, die größten Gräuel verübten und den Städten Köln und Coblenz gegenüber, an den Ufern des Rheins erschienen. Wenigstens erfüllten die flüchtigen Geistlichen alles mit Schrecken vor der Wuth der Sachsen, bis Karl in Eilmärschen aus Aquitanien herbeieilend, an der Eder auf dem Battenfelde die letzten Schaaren der sich durch das fränkische Hessen zurückziehenden Sachsen erreichte und ihnen beim Uebergange über den Fluß noch eine Niederlage beibrachte.

Erbittert über diese Hartnäckigkeit und Treulosigkeit der Sachsen, welche aus Liebe zur alten Freiheit und zu ihrem Glauben aller Huldigungseide und Geißeln nicht achteten, rüstete sich daher Karl zu neuen Unternehmungen in das Sachsenland, denen er durch festere Begründung kirchlicher Einrichtungen mehr Nachdruck zu geben suchte. Er begab sich 779 zum Maifelde nach Düren und führte von dort den fränkischen Heerbann sogleich an der Mündung der Lippe in den Rhein über diesen Strom. In nordöstlicher Richtung wandte er sich zu dem noch wenig unterworfenen nördlichen Westfalen auf beiden Seiten des Osning in den Landschaften von Münster und Osnabrück, besiegte die sich ihm feindlich gegenüberstellenden Sachsen bei Bocholt an der Aa, nöthigte die Bewohner der umliegenden Gaue zur Unterwerfung und drang bis zur Weser vor. Schon rüstete er sich zum Uebergange über die Weser, als die östlichen Völker, die Angern und Ostfalen, durch das Beispiel der Westfalen erschreckt, Geißeln stellten und Huldigung leisten ließen.

Dennoch hielt Karl für gut, im folgenden Jahre, 780, einen neuen Feldzug in das Sachsenland zu unternehmen, um auch den sächsischen Völkern jenseits der Weser die Gewalt der fränkischen Waffen mehr vor Augen zu legen, als es bisher geschehen war. Ueberall beugten sich die Sachsen vor dem gewaltigen Fürsten, huldigten ihm als Herrscher und unterwarfen sich der Taufe. Und da es ihm zugleich gelang, mit den slavischen Völkern jenseits der Elbe, die nun hier auch zuerst in die Geschichte eintreten, Verbindungen anzuknüpfen, so glaubte er wohl bei der Klugheit und Thätigkeit der Geistlichen, welche überall seinen Schritten zur Vollendung seines Werkes gefolgt waren, alles so

weit geordnet zu haben, um eine neue Heerfahrt über die Alpen nach Italien unternehmen zu können. Im Allgemeinen kann man das Jahr 780 als den Anfangspunkt der Begründung des Christenthums und der damit zusammenhangenden kirchlichen Einrichtungen in dem Sachsenlande annehmen.

Karl's Abwesenheit brachte indessen die in Sachsen herrschende Gährung sogleich zum Ausbruche, nnd sogar die slavischen Sorben an der Saale und Elbe rüsteten sich, wegen ihrer Freiheit besorgt, im Geheimen zu einem Kriege gegen die Franken. Durch den aus dem dänischen Lande zurückgekehrten Wittekind aufgeregt, erhoben sich die Sachsen und verkündigten durch Zerstörung aller kirchlichen Anstalten die Herstellung ihrer alten Freiheit. Die fränkischen Schaaren aber, die er ihnen sogleich entgegen geschickt hatte, wurden an den Bergketten Süntel, auf dem Ostufer der Weser, zwischen diesem Strome und der Leine, oberhalb Minden, von den Sachsen umringt, besiegt und gänzlich aufgerieben. Unterdessen hatte Karl gleich bei der ersten Kunde von der Erhebung der Sachsen sein Heer versammelt und drang in Eilmärschen über den Rhein in Sachsen ein. Wittekind entwich aufs Neue zu den Normannen, während Karl die Weser überschritt und nun unter den sächsischen Häuptlingen, die ihm zu huldigen kamen, eine strenge Untersuchung nach den Urhebern und Theilnehmern der Empörung anstellen ließ. Mit grausamer Strenge bestrafte Karl den ungebrochenen Freiheitssinn des tapfern Volkes, indem er an 4500 Sachsen, die ihm als Schuldige überliefert sein sollen, an einem Tage zu Verden an der Aller enthaupten ließ. Aber anstatt zu schrecken, fachte nach der Natur der Dinge ein solches Wüthen noch mehr die Erbitterung des Volkes an und brachte erst jetzt die härtesten Kämpfe hervor. Als daher Karl 783 mit starker Heeresmacht in Sachsen einbrach, erfolgten zwei blutige Schlachten, welche übrigens nach Einhard's Angabe die einzigen gewesen sind, in denen er selbst mit diesem Volke kämpfte. Die erste Schlacht bei Detmold am Osning blieb unentschieden und scheint sogar zum Nachtheil der Franken ausgefallen zu sein, da sich Karl nach Paderborn zurückzog. Aber durch neu angekommene Kriegsschaaren unterstützt, konnte Karl die Sachsen bald aufs Neue angreifen; er drang nordwärts bis zur Hase vor und brachte ihnen dort nach dem hartnäckigsten Widerstande eine gänzliche Niederlage bei, in Folge deren er nun ostwärts die Weser überschritt und verheerend sich aufs Neue einen Weg bis zur Elbe bahnte.

Mußte so die Zuversicht der Sachsen zu sich wohl gebrochen werden, so erkannte doch auch Karl recht gut, daß, ungeachtet seiner Siege, die Treue des sächsischen Volkes immer schwankend, und daß alle seine Anstalten für das Christenthum in dem Sachsenlande von unsicherm Bestande sein würden, so lange nicht Wittekind, dieses eigentliche Haupt der Sachsen, von ihm gewonnen wäre, und dazu scheinen von Karl in dem verflossenen Winter schon Unterhandlungen angeknüpft worden zu sein. Wittekind und der ostfälische Fürst Albion mit den übrigen

Häuptlingen folgten dem über den Rhein zurückkehrenden fränkischen Sieger, huldigten ihm dort in seiner Pfalz zu Attigny in der Champagne 785 und empfingen gemeinsam die christliche Taufe.

In Sachsen trat jetzt eine achtjährige Ruhe ein, und die Friesen theilten das Loos des sächsischen Volkes. Karl betrachtete beide als unterworfen, und sie waren es durch die von ihm bei ihnen vorgenommenen Einrichtungen auch wohl mehr als sie selbst glaubten. Denn durch die fortan zu leistende Heeresfolge ward der erste Grund zur fränkischen Lehnsverfassung bei ihnen gelegt, und durch das Versprechen, die christlichen Priester unter sich zu dulden, bekam das Kirchenwesen um so mehr einen festen Halt, als der neue Glaube unter den Friesen und Sachsen schon viele Anhänger gewonnen hatte. Daher mag Karl schon in den nächsten Jahren begonnen haben, Sachsenland und das östliche Friesland in die später bekannten Kirchensprengel abzutheilen und die bischöflichen Sitze in ihnen zu bestimmen.

Zwar hatten die Sachsen wie die Friesen den fränkischen König schon 789 auf seinem Heereszuge gegen die Wenden über die untere Elbe begleitet und hatten ihren Heerbann auch 791 nach der Donau in das awarische Land gesandt, aber ihre alte Freiheit hatten sie nicht vergessen, ihre Anhänglichkeit an die alte Religion war geblieben, und der Druck der fränkischen Herrschaft in der Heerbannsfolge in Verbindung mit dem Druck des Christenthums, den die Geistlichkeit bei ihrer Stellung in dem Sachsenlande weder vermeiden konnte, noch auch zu vermeiden verstand, mußte nothwendig die Gährung unter ihnen wieder zum Ausbruche bringen und so einen neuen Kampf hervorrufen, der hier die Sache endlich für immer zur Entscheidung brachte. Denn als 793 Graf Dietrich mit fränkischen Schaaren an der untern Weser erschien, um aus den ostfriesischen und sächsischen Gauen den Heerbann zum awarischen Kriege aufzubieten, erhoben sich die ergrimmten Sachsen und Friesen und erschlugen ihn mit seiner ganzen Schaar an der Mündung der Weser. Das ganze nördliche Sachsen kam wieder in Bewegung, überall wurden die Bischöfe und Priester vertrieben, die Kirchen zerstört und mit der Herstellung der Freiheit das alte Heidenthum erneuert. Dieser Aufstand im Norden des Reiches war aber um so gefährlicher, als um dieselbe Zeit an allen übrigen Grenzen desselben gleiche Stürme drohten, denen nur ein Mann von Karl's Geiste gewachsen war. Auch traf er selbst, während seine Feldherren den Kampf gegen die Awaren wieder aufnahmen, Anstalten gegen die Sachsen, um ihre Erhebung schnell zu unterdrücken und zu bestrafen. Von Mainz aus führte er die fränkischen Schaaren gegen Norden, während sein Sohn Karl mit anderen Heerhaufen von Köln aus gegen Osten in Westfalen eindrang. Ihnen gegenüber hatten sich die Sachsen auf dem Sendfelde zwischen Paderborn und Eresburg gelagert, aber erschreckt durch das Anrücken der beiden fränkischen Heere verloren sie die Hoffnung des Sieges. Sie sollen sich, ohne die Entscheidung des Kampfes versucht zu haben, dem Könige aufs Neue unterworfen, Geißeln gestellt

und ihm wieder gehuldigt haben, worauf Karl über den Rhein nach Aachen zurückkehrte. Indessen war, wie die Folge lehrte, damit noch nichts gewonnen.

Ungebrochenen Muthes erhoben sich die Sachsen immer aufs Neue, und auch die große Heeresfahrt Karl's 797 zeigte keinen größern Erfolg. Wie immer unterwarfen sich auch jetzt die Sachsen, so daß der König als Sieger nach Aachen zurückkehren konnte. Wie wenig indessen erreicht worden war, erhellt daraus am besten, daß Karl es für nöthig hielt, noch einen Winterfeldzug zu unternehmen, um den Sachsen keine Erholung zu gönnen, und um den Geist zu ermüden, den er zu brechen nicht im Stande war. Daher ging er noch im Herbste desselben Jahres wieder nach Sachsen und bezog mit seinen Schaaren auf der Grenze des Landes an der Weser, da wo die Diemel einmündet, ein festes Lager. Doch mag Karl die Errichtung dieses Heerlagers an der Weser weniger in der Absicht vorgenommen haben, den Kampf fortzusetzen, als den Unterhandlungen, die er mit den Sachsen anknüpfte, Nachdruck zu geben. Friedensboten wurden zu gleicher Zeit in alle sächsischen Gaue, auch zu den Nordalbingiern und sogar zu den ihnen benachbarten Dänen oder Normannen abgeschickt. Die Häuptlinge des Volkes werden an das fränkische Interesse gefesselt, so daß Karl endlich im Jahre 804 die Entscheidung über das Schicksal des sächsischen Volkes und Landes schonungslos herbeiführen konnte. Im Sommer dieses Jahres hielt er einen großen Reichstag an den Quellen der Lippe, wo er seine Vasallen mit seinem Plane bekannt machte und sie durch die Aussicht auf neue Lehen in Sachsen gewann, brach dann bald mit seinem Heere wieder auf, überschritt die Weser und die Aller und schlug sein Lager an der untern Elbe auf. Hier kam auch, mit reichen Geschenken versehen, der obotritische Fürst Thrasucho zu ihm, welcher von ihm als König seines Volkes anerkannt, nach Karl's Politik ein Werkzeug für die Ueberwältigung und Beruhigung der Sachsen werden mußte.

Die Sachsen unterwarfen sich dem Geschicke, welches sie durch einen mehr als dreißigjährigen Kampf nicht abzuwenden vermocht hatten, und nahmen die ihnen vom Könige vorgeschriebenen Bedingungen an. Die östlichen Friesen an der untern Ems und Weser folgten zugleich dem Schicksale derselben. Die Sachsen waren nun Volksgenossen der Franken geworden und traten in dasselbe Verhältniß zum Reiche wie die übrigen deutschen Völker. Als Vasallen des fränkischen Königs auf ihrem bisher freien Eigenthume waren sie dem Heerbanne des Reiches und den Satzungen der Kirche nebst dem Zehnten unterworfen, und da Karl mit Strenge den neuen Zustand der Dinge aufrecht erhielt, erstickte bald der Geist des Widerspruches.

---

31. Karl der Große in Spanien.

(Nach Friedr. Wilh. Lembke, Geschichte von Spanien.)

Auf dem Maifelde, welches Karl 777 in Paderborn hielt (vergl. S. 132), um die Huldigungen der kaum unterworfenen Völkerschaften entgegenzunehmen, erschienen vor ihm, aus dem entlegenen Süden herbeigezogen, arabische Abgesandte, an ihrer Spitze der Befehlshaber Saragossa's, Solaiman el Arabi. Abderrahman's Oberherrschaft überdrüssig, zog es dieser Moslem vor, sich dem großen Karl, dessen Ruhm schon damals weit und breit erscholl, zu unterwerfen und ihm die seiner Obhut anvertrauten Städte anzubieten. Eben so wohl der Wunsch, seine Herrschaft auf einem bisher noch unbetretenen Felde auszubreiten, als auch die Pflicht, den in Spanien bedrängten Christen Hülfe zu leisten, bewog den König Karl, der fremden Einladung ein geneigtes Ohr zu schenken.

Das folgende Frühjahr 778 sah ihn bereits an der Spitze eines zahlreichen Heeres Frankreich durchziehen, um die Gipfel der Pyrenäen zu überschreiten. Aber die Enge der über das Gebirge führenden Pfade schrieb dem Könige Theilung seines Heeres vor. Während der in Austrasien, Burgund und der Lombardei aufgerufene Heerbann über Toulouse den Weg durch das östliche Septimanien nahm, drang Karl selbst geraden Weges durch Aquitanien und Navarra vor, überwältigte Pamplona und empfing hier die Huldigung des arabischen Statthalters. Unverweilt rückte er von da gegen Saragossa, wohin ihn Ebn el Arabi gerufen hatte; unter den Mauern dieser Stadt erreichte ihn die andere Abtheilung seines Heeres und schon war er im Begriffe, jenseit des Ebro die Hauptmacht der Moslemen aufzusuchen, als die Kunde von einer neuen Empörung der Sachsen ihn über die Pyrenäen zurückrief. Zwar übertrug er den arabischen Großen, welche sich ihm unterworfen, die Statthalterschaft über die Städte zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, aber durch mitgeführte Geißeln suchte er sich ihrer Treue zu versichern. Auf seinem Rückwege schleifte er die Mauern von Pamplona, damit sie widerspänstigen Aufrührern keine Schutzwehr bieten möchten. Bis dahin war dem sieggewohnten Könige das alte Glück nicht untreu geworden, aber in den Engpässen der Pyrenäen lauerte seiner Verrath: das räuberische Gebirgsvolk der Basconen, an ihrer Spitze der Herzog Lupus von Aquitanien, welcher vielfach erlittene Unbilde seines Hauses an den Karolingern zu rächen hatte, harrte beutelustig im Hinterhalte der Rückkehr der fränkischen Macht.

Als auf schmalem Pfade vereinzelt und aufgelös't die fränkischen Krieger arglos einherzogen, brachen die Basconen von den Gipfeln der Berge herunter, aus dem Dickicht der düstern Wälder hervor, warfen die der Gegend unkundigen Franken in die steilen Abgründe des Thales, erschlugen mit dem Schwerte die das Gepäck und die mitgeführte Beute geleitende Nachhut und kehrten, in den Mantel der eintretenden Nacht

gehüllt, siegreich zurück in die Schlupfwinkel ihres Gebirges. Zwar fielen die Franken nicht ohne Gegenwehr, aber obgleich sie den Basconen an kriegerischem Muthe und vollständiger Bewaffnung gewachsen waren, so unterlagen sie doch den Schwierigkeiten der Gegend, dem Gewichte ihres eigenen Rüstzeuges und der ungewohnten Kampfesart. Viele Herren des Hofes, denen Karl Kriegsämter anvertraut, fielen hier als Opfer schmählicher Hinterlist: hier in dem Thale von Roncesvalles fiel Einhard, der Vorsteher der königlichen Tafel, hier fiel Anselm, der Pfalzgraf, hier endlich Hruodland, der vielbesungene Markgraf der britannischen Seeküste! Spurlos, wie er gekommen, verschwand, wie das in seine Wälder zurückgescheuchte Wild, der arglistige Feind, so daß selbst der Rache kein Weg vorgezeichnet ward, wohin sich zu wenden. Groß war des Königs Schmerz über den herben Verlust so vieler Tapferen, und in gerechtem Zorne ließ er den Lupus, als dieser in seine Gewalt gerieth, aufknüpfen.

---

32. Tassilo's Sturz. Unterwerfung der Awaren.

(Nach Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

In ein ganz besonderes Dunkel gehüllt finden wir zur Zeit des Pipin von Heristall die Angelegenheiten der Bajoaren und ihrer Beherrscher der Agilolfingen, was deutlich darauf hinweiset, daß sie unbekümmert um die fränkische Herrschaft ihren Weg gingen, wenn gleich das bajoarische Fürstengeschlecht mit dem der Karolinger in verwandtschaftlicher Verbindung stand, woraus sich auch eine Verbindung ihrer politischen Interessen mit Nothwendigkeit ergeben mußte. Denn jener Pipin war mit der Fürstin Plechtrude, einer Frau von hohem Geiste, vermählt, und diese wird eine Tochter des bajoarischen Fürsten Hugibert genannt.

Karl erkannte recht gut, daß das bajoarische Reich in dem Tafellande an der oberen Donau und an den Alpen bei seiner geographischen Stellung zu dem longobardischen Italien und zu dem Lande der Alemannen nicht länger in dieser Unabhängigkeit von seinem Reiche bestehen könne. Die Herrschaft über das rhätische Alpenland von Tyrol war durchaus nothwendig für die Beherrschung der Gebiete am Rhein und am Po, wie die über die helvetischen und burgundischen Alpenpässe für die Länder an der Rhone und am Po. Daher versuchte er, den bajoarischen Fürsten Tassilo auf friedlichem Wege zur Anerkennung der Oberhoheit des fränkischen Königs zurückzubringen. Zu Worms, wo ihn Karl mehr als seinen Untergebenen, denn als seinen nahen Verwandten empfing, legte Tassilo aufs Neue den Huldigungseid ab, der ihn jetzt in ein ganz anderes Verhältniß zu dem karolingischen Reiche bringen mußte, als in welchem seine Vorfahren zu dem merowingischen gestanden hatten. Auch sprach sich das Mißtrauen von beiden Seiten

schon in der gegenseitigen Stellung von Geißeln aus, und nicht ohne Groll kehrte Tassilo wieder in seine Heimat zurück, wo er von dem eigenen Gefühl und der Leidenschaft seiner Gemahlin aufgeregt, als unabhängiger Fürst, wenn auch nicht den königlichen Namen, doch eine königliche Herrschaft in Anspruch nahm. Dem Könige Karl entging dies nicht und er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um in Bajoarien sein politisches System zur Vollendung zu bringen.

Nachdem nun Karl im Jahre 785 das Sachsenland beruhigt hatte, glaubte er auch mit seinen letzten Feinden in den Ländern, die er zu seinem Reiche zählte, vollenden zu können, und dazu gehörten der bajoarische Herzog Tassilo und der Herzog Arichis von Benevent in Unter-Italien, welcher als der bedeutendste der longobardischen Barone bisher noch immer den drohenden Ansprüchen der fränkischen Herrschaft entgangen war. Beide hatten überdies als Schwiegersöhne des unglücklichen Königs Desiderius ein gemeinsames Interesse gegen den fränkischen König. Doch erfolgte der Angriff zunächst auf den letzteren, da Adelchis Versuche zur Wiederherstellung des longobardischen Reiches machte. So ward nach der Waffenruhe im Sommer des Jahres 786 noch im Spätherbst desselben Jahres von Worms aus der vierte Heereszug Karl's über die Alpen unternommen. Ueber Florenz und Rom drang Karl im Winter vor und rückte im Frühjahr 787 in Campanien ein, wo die Gewalt der fränkischen Waffen den Herzog alsbald zur Huldigung bewog, ehe er sich noch auf einen entscheidenden Kampf eingelassen hatte.

Der Fall des Fürstenthums Benevent mußte nun auch Tassilo's Schicksal entscheiden. Nach seiner Rückkehr ins fränkische Reich hielt Karl wiederum zu Worms einen großen Reichstag der Herren weltlichen und geistlichen Standes ab, und als Tassilo sich geweigert hatte, daselbst zu erscheinen, ward von der ganzen Versammlung der Krieg gegen ihn beschlossen. Demnach zogen im Sommer 787 drei mächtige Heere gegen Bajoarien heran. Zwar hatte Tassilo Verbindungen mit den Awaren zum gemeinsamen Kampfe gegen die Franken angeknüpft, aber ehe noch deren Hülfsschaaren erschienen und er sein eigenes Volk aufgeboten hatte, stand Karl schon am Grenzstrom Lech, ohne dort feindliche Kriegsvölker anzutreffen. Darum suchte der König auch lieber durch Politik, als durch Waffengewalt sein Werk zu vollenden und Tassilo, da er sah, daß er auf allen Seiten umringt war, und daß auch die Bajoaren kein Vertrauen zu ihm hatten, folgte der Aufforderung Karl's in dessen Heerlager, wo ihm der König seinen Ungehorsam verzieh und ihm nach Ablegung des üblichen Diensteides sein Herzogthum als gewöhnliches Lehen zurückgab. Aber zwölf Geißeln und dazu noch sein ältester Sohn Theodo mußten als Unterpfand der Treue dem Könige überliefert werden.

Tassilo, durch die unerwartete Schmach im fränkischen Lager bei Augsburg aufs Aeußerste gekränkt und wohl nicht ohne Antrieb von Seiten seiner Gemahlin, dachte auf einen ernstlichen Entscheidungskampf

über die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes und seiner Herrschaft. Aber, gleich wie früher Desiderius, war auch Tassilo zum Theil von Verrath umgeben, der seine Plane nicht zur Ausführung kommen ließ.

Im Frühlinge des Jahres 788 ward ein Reichstag nach der Pfalz Ingelheim berufen, zu welchem auch der Herzog von Bajoarien gleich den übrigen Großen des Reiches beschieden wurde. Und Tassilo erschien, wohl im Gefühle seiner Unschuld, da er sonst die Hülfe seiner Bundesgenossen abgewartet haben möchte. Aber gleich bei seiner Ankunft ward er verhaftet. Das über ihn niedergesetzte Gericht, in welchem auch Bajoaren gegen ihren eigenen Herrn als Ankläger auftraten, erkannte ihn wegen mehrmaligen Treubruches, vornehmlich auch wegen des Verrathes vor 25 Jahren im aquitanischen Kriege, für des Todes schuldig. Doch scheute sich Karl, sich mit dem Blute seines Vetters zu beflecken; denn Tassilo ward in dem Kloster St. Goar als Mönch eingekleidet, auch seine beiden Söhne Theodo und Dietbert mußten in den geistlichen Stand treten. Tassilo's Anhänger aber in Bajoarien unter den Häuptlingen des Volkes wurden mit Gewalt unterdrückt und ihre Stellen denen gegeben, welche durch ihre Treulosigkeit die Sache des Königs gefördert hatten. Auf solche Weise fiel das alte Fürstengeschlecht der Agilolfingen, nachdem es fast an drittehalb Jahrhunderte das Volk der Bajoaren in einem zwitterhaften Zustande von Unabhängigkeit und von Abhängigkeit von dem fränkischen Reiche beherrscht hatte.

Aber die Ordnung der Grenzangelegenheiten Bajoariens an seiner Ostseite führte ihn mit Nothwendigkeit zu einer neuen kriegerischen Unternehmung, zu welcher wiederum die Bajoaren ihre Hülfe darbieten mußten, so wie Karl überhaupt nach Art der Römer jedes besiegte Volk zum Siege über ein neues Volk benutzte. Denn seine Herrschaft in dem Tafellande an der oberen Donau war noch so lange unsicher und gefährdet, als das Pfortenland an diesem Strom, an dem Gebirgsriegel des Kahlenberges, noch in den Händen der räuberischen Awaren war. Darum war nach der Gewinnung Bajoariens ein Heereszug gegen die Awaren nothwendig, um die Ostgrenzen des Reiches an der Enns gehörig zu schirmen. Es eröffnete sich hier gewissermaßen ein Kampf auf Tod und Leben, und so wenig ruhmbringend ein solcher Kampf auch sein konnte, so hat er in der Vernichtung dieses alten Räubervolkes, das über zwei Jahrhunderte die Plage der abendländischen und morgenländischen Völkerwelt gewesen war, doch dem Wohle der Menschheit nicht geringe Dienste geleistet.

Mit großer Sorgfalt rüstete sich Karl an zwei Jahre lang, ehe er zum Kriege in das entlegene awarische Land auszog. In drei Heeren drang die gesammte fränkische Macht gegen das feindliche Land vor. Denn während Karl in Begleitung seines jungen Sohnes Ludwig mit seinen Aquitaniern von Regensburg aus an der Donau abwärts mit der fränkischen Hauptmacht, aus Franken, Alemannen und Bajoaren bestehend, vorrückte und die Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse auf dem mächtigen Strome in Schiffen herabführen ließ, mußten die Longobar-

den von den Herzögen von Istrien und Friaul unter dem Könige Pi-
pin geführt, über die julischen Alpen vordringen, und der Heerbann der
Sachsen und Friesen unter fränkischen Grafen von Nordwesten her
durch das Land der slavischen Böhmen auf dem linken Ufer der Donau
das fränkische Heer begleiten. An dem alten Grenzstrom Enns schlug
der König sein erstes Lager auf, und brach dann, nach Erflehung des
göttlichen Beistandes zu diesem Kampfe, in das feindliche Gebiet ein.
Die Verschanzungen und Verhaue der Awaren wurden durchbrochen,
die Awaren überall vertrieben, und mit Feuer und Schwert das Land
verwüstend, drang Karl siegreich bis zum Flusse Raab vor, wo er eine
Zeit lang im Lager stehen blieb. Bei der Gelegenheit des awarischen
Krieges war es nun, daß er den großartigen Gedanken faßte, den Rhein
mit der Donau und so das deutsche Meer mit dem schwarzen Meere
in Verbindung zu setzen. Denn im Sommer des Jahres 793 unter-
nahm er es, die beiden Flüsse Rezat, die weiter abwärts unter dem
Namen der Rednitz zum Main geht, und Altmühl, die zur Donau
geht, durch einen großen Kanal zu verbinden, dessen Spuren bei 2000
Schritt Länge und 300 Fuß Breite noch jetzt bei Weißenburg in der
Landschaft Eichstädt erkennbar sind. Sicher standen dabei dem fränki-
schen Könige die großartigen Römer-Bauwerke vor Augen, die er überall
in seinen Gebieten antraf, und wenn dies Werk aus Mangel an genü-
gender Kenntniß in der Wasserbaukunst und bei Karl's anderweitigen
Beschäftigungen auch unvollendet liegen blieb, so bleibt ihm doch der
Ruhm, seiner Zeit um fast ein Jahrtausend mit seinem kühnen Geiste
vorausgeeilt zu sein.

Erst im Jahre 794 konnte der Krieg gegen die Awaren mit grö-
ßerem Nachdruck fortgesetzt werden. Doch zog Karl nicht selbst aus,
sondern überließ die Führung desselben seinen Feldherren und seinem
Sohne, dem italischen Könige Pipin, da mancherlei Verhältnisse, beson-
ders die sächsischen Angelegenheiten, seine Gegenwart in Deutschland
nothwendig machten. Zwar führten jene den Kampf nicht unglücklich,
aber weil die Macht des Reiches vielfach vertheilt werden mußte, zog
sich der Krieg in die Länge und an acht Feldzüge waren erforderlich, ehe
die Franken sich der Beendigung dieses Kampfes rühmen konnten. Es
wurde aber hart gestritten, denn nach Einhard's Aussage war dies der
blutigste von allen Kriegen Karl's, wie auch die Verheerung Pannoniens
beweisen sollte. Auch die Franken erlitten wohl nicht unbedeutenden
Verlust, aber sie waren in der Kriegskunst den Awaren bei Weitem
überlegen, und Uneinigkeit unter den letzteren brachte ihnen zuletzt das
Verderben.

Im Jahre 796 erfolgte ein neuer großer Angriff auf die Awaren,
durch die vereinten Schaaren der Longobarden und der Bajoaren nebst
Franken und Alemannen. Sie drangen tief in das heutige Ungarn
ein, überschritten nach Besiegung der Awaren die Donau, und erstürm-
ten dort, zwischen der Donau und der Theiß, das große, durch aus-
gedehnte Verhaue befestigte Feldlager des Chagan, der Ring, wegen

seiner Gestalt, von den Franken genannt, wo der Raub von 200jährigen Plünderungszügen aus dem byzantinischen Reiche und aus dem Abendlande aufgehäuft lag. Noch an 2 Jahre dauerte inzwischen der Kampf mit den Awaren fort und endigte erst im Jahre 799 mit der gänzlichen Vernichtung des alten Räubervolkes. Die Awaren verschwinden fortan aus der Geschichte und dort, wo sie einst gehaus't, an der Donau und Theiß, erscheint seitdem eine öde, menschenleere Wüste. Somit war noch am Schlusse des 8. Jahrhunderts das Pfortenland an der mittleren Donau für die fränkische Herrschaft gewonnen und dieselbe gegen alle Gefahren vor den in dem Donau-Thale aufwärts stets vordringenden barbarischen Völkern aus dem Osten gesichert.

33. Karl's des Großen Kaiserkrönung.

(Nach George Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung.)

So glänzend die Siege König Karl's waren, und so folgereich dieselben für die gesammte spätere Geschichte geworden sind, so kommt doch in der ganzen Regierungszeit des großen Königs kein Tag dem des Weihnachtsfestes des Jahres 800 an Wichtigkeit und Bedeutung gleich. An diesem Tage ward Karl, der König der Franken und der Longobarden, zum römischen Kaiser gekrönt; ein Ereigniß, auf welchem fortan die Geschichte des abendländischen Europa's beruht.

Papst Leo III. war es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum im Westen wieder hergestellt ward, als Karl auf seinem fünften Zuge nach Italien im Jahre 800 nach Rom gekommen war. Die Veranlassung zu diesem Zuge gab ein Streit, in welchen der Papst mit einer Partei in Rom gerathen war, die ihn der gröbsten Verbrechen zieh. Da seit geraumer Zeit die Herrschaft des griechischen Kaisers über Rom völlig aufgehört hatte, so mochte jene Partei, bei der Milde der päpstlichen Regierung, von einer Wiederkehr der Zeiten der Republik träumen. Daher begab sich der Papst in das fränkische Reich, um sich an den Schirmvogt der Kirche zu wenden. Karl, damals gerade auf einem Heereszuge gegen die Sachsen begriffen, empfing den Papst auf seinem Reichstage zu Paderborn und sandte eine Anzahl von Bischöfen und Grafen nach Rom (800), welche eine richterliche Untersuchung in Betreff der blutigen Auftritte, die im vorigen Jahre daselbst sich zugetragen hatten, anstellen sollten. Die schuldig Befundenen wurden ergriffen und nach Frankreich abgeführt. Bald darauf kam Karl selbst nach Rom (November 800), und hielt eine große Versammlung der dort anwesenden Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, so wie auch des weltlichen Adels. Die Geistlichkeit erklärte, ihr stehe es nicht zu, zu richten über den apostolischen Stuhl. Der Papst aber entgegnete dann, er wolle nach dem Beispiele seiner Vorgänger in kanonischer Weise sich

rechtfertigen. In einer zweiten Versammlung, die am Tage darauf gehalten wurde, beschwur der Papst seine Unschuld.

Die Ruhe und Ordnung war in Rom völlig wieder hergestellt; nichts sicherte aber diese Ruhe, sobald der Patricius wiederum Italien verließ. Konnte dem stolzen Rom ein Kaiser wieder gegeben werden, konnte das abendländische Reich von Neuem in seinem Glanze erstehen, so schien dadurch auch für die kommenden Geschlechter der Friede begründet zu sein. Diese Erneuerung der Kaiserwürde konnte nur geschehen in dem wirklichen Beherrscher des römischen Westreiches, in Karl dem Großen, sie konnte nur ausgehen von der Kirche. Und so geschah es, daß, als König Karl, der Mehrer des Reiches von dem Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen, am Tage der Geburt des Herrn, in der Kirche des heiligen Petrus sich im Gebet vor dem in der Krippe liegenden Könige der Könige demüthigte, der irdische Stellvertreter des Weltheilandes zu ihm trat, und sein Haupt unter dem lauten und frohen Zurufe des Volkes: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, dem großen friedfertigen Imperator der Römer, Leben und Sieg!" mit einer goldenen Krone schmückte. Karl empfing sodann von dem Papste die Salbung und versprach jetzt als höchster weltlicher Herrscher den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Rom sah die Tage der alten Kaiserzeit verjüngt, da der neue Augustus in kaiserlichem Schmucke seiner Vorfahren im Reiche, dem frohlockenden Volke sich zeigte. Er kehrte dann gegen Aachen, den königlichen Sitz, heim, und alle Unterthanen seines Reiches schwuren ihm, dem Kaiser, einen neuen Eid, wohl verschieden von dem Eide, den sie dem Könige geleistet.

---

34. Karl's des Großen Kriege mit den Normannen und den Slaven.

(Nach Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

Durch die Ausdehnung der Grenzen des karolingischen Weltreiches nach Nordosten und Osten hin war dasselbe mit zwei großen Völkerwelten, den Normannen und Slaven, in Berührung getreten, welche beide dadurch zuerst bestimmter in den Kreis des historischen Lebens hineingezogen wurden. Die von Karl noch in den letzten Zeiten seines Lebens mit den Normannen und Slaven geführten Kriege bilden das Vorspiel und die Einleitung zu den Jahrhunderte lang von den Völkern Deutschlands gegen jene Stämme fortgesetzten Kämpfen zur Sicherung und Erweiterung des deutschen Landes. Wider seinen Willen wurde Karl zu diesen Kriegen geführt, zu welchen jene für ihre natürliche Freiheit besorgten Völker selbst den ersten Anlaß gaben, und welche bei allem scheinbaren Erfolge für sie in der nach Karl's des Großen Tode

folgenden Zeit zuletzt doch mit der siegreichen Verbreitung deutscher Sprache, Sitte und Herrschaft in ihren Gebieten endeten.

Noch am Schlusse des 8. Jahrhunderts hatte sich im Norden des fränkischen Reiches eine ganz neue Völkerwelt in Skandinavien aufgeschlossen, von wo die sogenannten nordischen Germanen das ganze übrige Europa mit einer neuen germanischen Völkerwanderung bedrohten, die vornehmlich dem fränkischen Reiche furchtbar werden mußte. Mochten diese nordischen Germanen den Nieder-Deutschen des Festlandes ursprünglich auch nahe verwandt sein und vielleicht nur einen Zweig derselben bilden, so erscheinen sie doch seit jener Zeit als ein ganz eigener Völkerstamm, der sich durch seine ein eigenthümlich nordisches Element enthaltende Sprache auf das bestimmteste fortan von den übrigen Deutschen unterschied. Dieselben hatten, nach Art der alten Sachsen, alle nordischen Meere mit ihren Raubgeschwadern bedeckend, unter ihren kleinen Seekönigen die sogenannten Wikings-Züge nach Osten, Süden und Westen unternommen und alle Küstengebiete an der Nordsee mit Plünderung und Verheerung heimgesucht. Sicher trugen die von Karl gegen die Sachsen geführten Unterjochungskriege dazu bei, jenes kräftige Geschlecht der Normannen zum politischen Leben zu erwecken und bei ihrer Theilnahme für das Schicksal der ihnen stammverwandten Sachsen sie mit Haß gegen die fränkische Herrschaft und die christliche Religion zu erfüllen.

Der Fürst Siegfried (Sigurd bei den Dänen), angeblich ein Sohn Gorm's und ein Enkel Harald's, unterstützte schon die Sachsen und den ihm angeblich verwandten Wittekind bei ihrem Kampfe mit dem fränkischen Könige. Noch mehr erhob sich diese Macht unter seinem Nachfolger Gottfried. Dieser konnte schwerlich die Befestigung der fränkischen Herrschaft an der unteren Elbe gleichgültig mit ansehen. Im Jahre 808 brach er in das Land der Obotriten ein, vertrieb ihren Fürsten Thrasuko oder Drasko, und machte sich an zwei Drittheile des Volkes zinsbar. Selbst bis zur Elbe drang Gottfried vor, und errichtete dort ein Standlager, um noch einmal die Sachsen zum Kampfe gegen die Franken aufzurufen. Dagegen sandte der Kaiser alsbald seinen Sohn Karl mit einem starken Heere von Franken und Sachsen seinen Bundesgenossen zu Hülfe. Dadurch wurde jener genöthigt, vom Kampfe gegen die Obotriten abzustehen. Ohne Verlust kehrte der junge König Karl wieder über die Elbe nach Sachsen zurück, und auch Gottfried wandte sich, in seiner Erwartung von den Sachsen getäuscht, nach Jütland zurück. König Gottfried dachte nach seiner Rückkehr daran, Maßregeln zur Vertheidigung seines eigenen Reiches gegen etwaige Angriffe der Franken zu treffen. So entstand das sogenannte Danawirk, d. h. der Dänenwall, der von Meer zu Meer gehend, das dänische Gebiet bestimmt von dem Sachsenlande abschied. Es war ein Erdwall und Graben von ungefähr zwei Meilen Länge, nur mit einem einzigen Thore versehen, um Wagen und Reiter hindurch zu lassen. Karl beschloß, entweder zum Schutze Sachsens oder um die Dänen zu schrecken,

mitten im Lande Nordalbingien einen neuen Waffenplatz anzulegen und denselben durch eine starke fränkische Besatzung zu schirmen. Zur Anlegung der neuen Pflanzstadt ward ein Ort an der Stör erwählt, welcher Esesfelth hieß und aus welchem nachmals die Stadt Itzehoe hervorgegangen ist. Dies Unternehmen brachte große Aufregung unter den Dänen hervor und entzündete einen neuen Kampf in den Gebieten an der unteren Elbe. Denn während man im Frühjahre des Jahres 810 mit der Befestigung jenes Ortes beschäftigt war, vernahmen die Franken, daß der obotritische Fürst Thrasuko von den dänischen Schaaren Gottfried's überfallen und getödtet sei. Da beschloß Karl, selbst einen Heereszug gegen die Dänen zu unternehmen. Er drang in Eilmärschen mit den übrigen versammelten Schaaren über die Weser vor, wo er in der Gegend von Verden an der Vereinigung der Aller mit der Weser ein Standlager nahm. Aber ehe er noch aus seinem Standlager an der Aller wieder aufgebrochen war, vernahm er, daß die Normannen, vermuthlich um ihren Raub in Sicherheit zu bringen, Friesland verlassen hätten; und daß König Gottfried von einem seiner Dienstleute erschlagen worden. Dies gab der Sache sogleich eine andere Wendung, indem die bei den Dänen selbst ausbrechenden Parteiungen ein friedliches Verhältniß mit den Franken wünschenswerth machten. Die Eider ward als Grenzmark zwischen dem fränkischen und dänisch-jütischen Reiche anerkannt.

Durch wiederholte Kämpfe mit den Wilzen, Sorben und Winden (oder Carentanen) ward ein nicht unbedeutender Saum der slavischen Völkerwelt an der ganzen Ostgrenze des austrasischen oder ostfränkischen Landes von der Halbinsel Jütland am baltischen Meere bis zur Halbinsel Istrien am adriatischen Meere, wenn auch in größerer oder geringerer Abhängigkeit, doch in den Lebenskreis des fränkischen Reiches hineingezogen, wogegen die normannische Völkerwelt, sich ihre völlige Selbständigkeit bewahrend, als ungeschwächter Gegner an den Nordgrenzen des Reiches stehen blieb, und unter Karl's Nachfolgern die einmal betretene Bahn mit mehr Glück verfolgte. Von Karl's nur zu gegründeten Besorgnissen in dieser Beziehung zeugen die mannichfachen von ihm getroffenen Maßregeln zur Sicherung der Küstengebiete seines Reiches an den nördlichen Meeren, und so wie er dort gegen die Angriffe der Normannen, nach dem Muster der letzten römischen Kaiser, besondere Beamte mit ausgedehnterer Gewalt einsetzte, so geschah dies auch von ihm an den slavischen Grenzmarken seines Reiches, um die zinsbaren slavischen Völker zu beobachten und im Zaume zu halten. Dies führte zu der für das spätere Deutschland so wichtigen Einrichtung der Markgrafschaften, durch welche das deutsche Land nicht minder geschützt, als im Laufe der Zeit weit nach Osten hinaus erweitert worden ist.

Da nach der karolingischen Verfassung das gesammte Reich in Comitate eingetheilt war, so hatten natürlich die Vorsteher der Grenzgrafschaften zugleich die Pflicht, das Reich gegen die Angriffe der benach-

barten Barbaren zu schirmen. Doch konnte Karl nicht verkennen, daß ihre beschränkte Macht dazu nicht immer ausreichte, und daher sah er sich bald genöthigt, mehrere Grenz-Comitate zu einer sogenannten Mark zu vereinigen, die er entweder unter einen der dortigen Grenzgrafen stellte, oder über welche er zur Führung eines Kampfes mit den Barbaren einen besonderen Sendgrafen setzte, der dann den Namen Markgraf (marchio) empfing.

---

35. Karl's des Großen Staatsverwaltung.

(Nach Ernst Alexander Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Groß erscheint Karl als Krieger und Eroberer, aber nicht minder groß als Regierer, Ordner und Gesetzgeber seines Reiches.

Die Formen der Staatsverwaltung und die Beamten, in deren Händen sich dieselbe befand, blieben meistens dieselben wie früher; allein jene erhielten eine größere Festigkeit, und diese erscheinen in einer größeren Abhängigkeit von dem Oberhaupte des Reiches, und namentlich wird ihre Amtsverwaltung genauer von demselben beaufsichtigt. Durch das Aufhören der baierischen Herzogswürde verschwanden die Nationalherzoge, und eine größere Einheit und Gleichförmigkeit der Verwaltung wurde möglich. Die Herzoge in der Zeit Karl's des Großen sind nur Kriegsherzoge, meist nur für die Dauer eines Krieges mit dem herzoglichen Amte, der Führung des Heerbannes mehrerer, gewöhnlich dreier Grafschaften beauftragt. Die Geschäfte des Grafen blieben unverändert; das Gesetz befahl ihm und ermahnte ihn: mit den ihm Untergebenen zu verhandeln, wie der Kaiser mit ihm, Niemanden ohne hinreichenden Grund die Gerechtigkeit zu verzögern, noch in böser Absicht Geschenke zu nehmen und zuerst auf den Gerichtsversammlungen die Sachen der Wittwen, Waisen und Kirchen zu entscheiden. Grafen, welche ihre Pflicht verabsäumten, wurden zur Verantwortung an den Hof geladen. Eine unmittelbare Beaufsichtigung der Grafen und der ganzen Reichsverwaltung, größere Einheit derselben und durchgreifende Beschränkung gewaltthätiger Willkühr der Mächtigeren, bezweckte Karl durch die allgemeine Einführung von Sendboten (missi dominici). Das ganze Reich war in Sendbezirke getheilt; für jeden derselben wurden einsichtsvolle Männer aus den Großen des Reiches ernannt, gewöhnlich ein Geistlicher und ein Laie, welche beauftragt waren, in ihren Bezirken sich über Alles zu unterrichten, was nicht ganz den Gesetzen gemäß geschehen war, dafür zu sorgen, daß Niemand zum Nachtheil der Kirchen, der Armen, Wittwen und Waisen das Recht verletze u. s. w. Jährlich im Januar, April, Juli und October hielten sie an verschiedenen Orten ihres Sendbezirkes öffentliche Sitzungen, um die Beschwerden eines Jeden über jedwede Beeinträchtigung anzunehmen, um die von dem Grafen noch nicht erledigten Klagen zu entscheiden und Alles, was

gegen des Königs Befehle geschehen war, abzustellen; über Alles aber hatten sie dem Könige selbst Bericht zu erstatten.

Die Geschäftskreise der obersten Staatsbeamten am Hofe des Königs erhielten eine bestimmtere und zum Theil verschiedene Einrichtung als früher. Das Amt des Hausmeiers hatte, seitdem derselbe den Thron bestiegen, aufgehört; die Geschäfte desselben, namentlich die Beaufsichtigung des Kriegswesens und die Verleihung der Beneficien, scheint der König sich selbst vorbehalten zu haben. Der Pfalzgraf war nicht allein Stellvertreter des Königs im Gericht über die Sachen der Geringeren und auf besondere Bestimmung desselben auch über die der Mächtigeren, sondern er stand überhaupt an der Spitze der gesammten weltlichen Angelegenheiten des Reiches, mit Ausnahme des Kriegswesens und der Finanzen.

Den Reichstagen gab Karl eine geregeltere Einrichtung. Im Herbste eines jeden Jahres versammelte er die angesehensten Großen des Reiches und diejenigen Männer, welche sein besonderes Vertrauen besaßen, um vorläufig über die auf dem nächsten allgemeinen Reichstage nothwendigen Verordnungen zu berathen. Zu der allgemeinen Reichsversammlung, welche im Frühlinge des Jahres berufen ward, wurden alle angesehenen, geistliche und weltliche, Männer geladen. Der König selbst wohnte derselben nur bei, wenn die Berathenden es wünschten; gewöhnlich empfingen seine Räthe die Fragen derselben und überbrachten seine Antworten. Die gefaßten Beschlüsse wurden ihm vorgelegt und die von ihm genehmigten wurden darauf als allgemeine Reichsgesetze, als Capitularien, bekannt gemacht. Der Inhalt der Capitularien war von der mannichfachsten Art; besonders aber waren es das Rechts- und Gerichtswesen und das Kriegswesen, welche durch sie umgestaltet wurden. Während das alte Volksrecht hauptsächlich die Aussöhnung eines verübten Verbrechens durch eine bestimmte, dem Verletzten zu leistende Buße bezweckte, so fassen dagegen die Capitularien das Verbrechen vornehmlich als eine Verletzung der Ordnung und Ruhe der Gesellschaft und des Staates auf, und sie bezwecken auch, im Voraus vor Verbrechen zurückzuschrecken, deßhalb wurden die Strafen geschärft und diejenigen, welche den Körper und die Ehre des Verbrechers angriffen, namentlich die Todesstrafen, vermehrt; deßhalb lag, auch wenn der Verletzte nicht klagte, dem königlichen Beamten die gerichtliche Verfolgung des Verbrechers ob. Eine genau geordnete Einrichtung des Kriegswesens war für Karl's unablässige Kriegszüge ein dringendes Erforderniß. Zunächst waren alle diejenigen, welche Beneficien besaßen, bei Strafe des Verlustes derselben, verpflichtet, jedem Aufgebot zum Kriege Folge zu leisten. Dieselbe Verpflichtung war den Gemeinfreien, wenigstens den geringeren, bereits früher aufgedrungen worden; Karl der Große machte sie erst auch für diese allgemein, suchte aber zugleich die ihnen dadurch aufgelegte Last zu mindern. So verordnete Karl 807, daß nur diejenigen Freien, welche drei, und 812, daß nur diejenigen, welche wenigstens vier Mansen angebauten Landes besäßen, verpflichtet sein sollten,

sich selbst auszurüsten und den Kriegsdienst zu leisten; diejenigen aber, deren Grundeigenthum geringer sei, sollten zusammentreten, so daß von je vier Mansen ein Mann ausgerüstet werde. Der Freie, welcher dem Aufgebote nicht Folge leistete, mußte den vollen Heerbann, das heißt 60 Schillinge zahlen; vermochte er dies nicht, so trat er so lange in die Hörigkeit des Fürsten, bis die Strafe abgezahlt war. Die Geistlichen, mit Ausnahme einiger Bischöfe, welche das Heer, aber nur geistlicher Verrichtungen wegen, begleiteten, waren vom Kriegsdienste frei, jedoch stellten sie ihre dienstpflichtigen Leute wohlbewaffnet ins Feld. Jeder Krieger mußte mit einer Lanze und einem Schilde, oder mit einem Bogen und zwölf Pfeilen, wer zwölf Mansen besaß, auch mit einem Harnisch versehen sein, Jeder mußte sich mit Lebensmitteln auf drei Monate versorgen. Denjenigen, welcher ohne Erlaubniß des Fürsten das Heer verließ, traf nach alter Bestimmung Todesstrafe.

Die königlichen Einkünfte waren seit der Erhebung der Karolinger auf den Thron bedeutend gestiegen. Durch die Vereinigung der zahlreichen Besitzungen, Allodien und Beneficien dieses Hauses mit der Krone, war die Zahl der Kammergüter oder königlichen Villen wiederum sehr vermehrt *), und durch die einsichtige Bewirthschaftung derselben, welche Karl anordnete, ihr Ertrag bedeutend gesteigert worden. Die früher freiwilligen jährlichen Geschenke, welche auf den Reichstagen dargebracht wurden, waren ohne Zweifel dem größeren Ansehen des Königs angemessen und wurden jetzt als ein Recht gefordert. Tribute wurden von den abhängigen slavischen und awarischen Völkerschaften gezahlt. Die Ausgaben konnten insofern nicht bedeutend sein, als die zum Kriege Aufgebotenen sich selbst unterhalten mußten und die Beamten nicht durch baare Besoldung, sondern meistens durch Beneficien für ihre Dienste belohnt wurden, und sie bestanden deßhalb vornehmlich in den Kosten der königlichen Hofhaltung.

---

36. Karl's des Großen Hof.

(Nach Friedr. Lorentz, Karl's des Großen Hof- und Privatleben in Friedrich v. Raumer's historischem Taschenbuche 1832.)

Die Karolinger waren aus reichen Gutsbesitzern Könige geworden. Sie blieben auch auf dem Throne, was sie vor Besteigung desselben gewesen waren, und betrachteten den Grundbesitz als die fortwährende Stütze der Gewalt, welche sie durch ihn errungen hatten. Karl der Große zeichnete sich besonders als eifriger und verständiger Landwirth aus und war nicht bloß darauf bedacht, seine über das ganze Reich

*) Hüllmann gibt in seiner deutschen Finanzgeschichte (S. 20—35) des Mittelalters ein Verzeichniß von 123 in der karolingischen Zeit urkundlich vorkommenden Reichsdomänen.

zerstreuten Landgüter zu vermehren, sondern dieselben auch zu verbessern. Eine königliche Villa bestand aus einem Herrenhause, um welches sich die Wohnungen der Arbeiter und die Wirthschaftsgebäude nach der Größe des Gutes in größerer oder kleinerer Ausdehnung her ausbreiteten. Das Herrenhaus oder die Pfalz war auf den verschiedenen Landgütern verschieden gebaut, während es an einem Orte als ein massives von Stein aufgeführtes Gebäude bezeichnet wird, war es an anderen Orten nur von Holz errichtet.

Erst Karl der Große selbst fing an, in einem großartigeren Stile zu bauen. Voll Bewunderung für die Denkmale der griechischen und römischen Architektur, begnügte er sich nicht mehr mit der Einfachheit seiner Vorfahren, sondern suchte das Schöne mit dem Nützlichen und die Bequemlichkeit mit den Reizen der Kunst zu verbinden. Er baute nicht mehr bloß als Gutsbesitzer, sondern vielmehr als König. In diesem Sinne waren die von ihm am Unterrhein zu Nimwegen und am Oberrhein zu Ingelheim aufgeführten Pfalzen gebaut. Der Palast, welchen Karl an dem letztern Orte aufführte, wird von den Zeitgenossen als ein Wunder der Kunst beschrieben, und er war es in der That, das Wunder bestand aber darin, daß er, wie durch einen Zauberschlag, aus Ravenna an die Gestade des Rheines versetzt worden war. Denn der Gefälligkeit des Papstes verdankte der König die hundert Säulen von Marmor und Granit, auf welchen das Gebäude ruhte, und die Wandgemälde, mit welchen die innern Gemächer geziert waren.

Ueber dem Glanze der Paläste zu Ingelheim und Nimwegen und später zu Aachen vergaß aber Karl nicht die bescheidenern Wohnungen seiner Vorfahren. Jene dienten zur äußern Darstellung der Größe und Würde des Reiches in den Augen fremder Gesandten, die hier empfangen und abgefertigt wurden, die anderen dagegen zu ländlichen Aufenthaltsorten für die Vergnügungen des Herbstes und der Jagd.

Nachdem die Geschäfte des Morgens beendigt waren, ging er zu Tische, an dem sich gewöhnlich nur seine Familie versammelte. Die Mahlzeit bestand aus vier Schüsseln; hierauf wurde seine Lieblingsspeise, gebratenes Wildpret, am Spieße aufgetragen und zum Nachtisch Obst aufgestellt. Während der Mahlzeit ließ er etwas vorlesen oder declamiren. Auch das Baden gehörte zur Tagesordnung des Königs, er that dies am liebsten in Gesellschaft und führte oft seinen Hofstaat und seine Leibwache mit ins Wasser.

Zwei Mal des Tages ging Karl der Große in die Kirche, am Morgen und am Abend; er begann und beschloß den Tag mit frommer Verehrung Gottes. Für einen würdigen Gottesdienst sparte er kein Geld; den größten Theil seiner Schätze verwandte er auf die Erbauung neuer oder auf die Reparatur alter Kirchen und auf milde Stiftungen; wo er für sich selbst ein prachtvolles Haus baute, da baute er daneben ein noch weit prachtvolleres Gotteshaus. Das Ausgezeichnetste, was er in dieser Beziehung that, war die Aufführung der Marienkirche zu Aachen. Meister und Arbeiter wurden für diesen Bau von allen Sei-

ten zusammenberufen und Granitsäulen und Marmorblöcke aus Italien herbeigeschafft. Dem Glanze dieses Domes entsprach der Cultus, der, wenn man Rom selbst ausnimmt, nirgends mit so vieler Würde und Pracht begangen wurde, als am Hoflager des ersten Königs der Christenheit. Die tüchtigsten Geistlichen und die besten Sänger waren am Hofe angestellt.

Um dieses einfache und einförmige Leben des Monarchen gruppirten sich aber in bunter Mannichfaltigkeit eine Menge von Menschen her, welche unter den verschiedensten Titeln und Beschäftigungen einen steten Aufenthalt am Hofe hatten. Für die eigentlichen Angelegenheiten des Reiches umgaben den König drei Minister; der Archicapellanus oder, wie er aus Nachahmung römisch-kaiserlicher Titulatur genannt wurde, der Apocrisiarius, hatte das Departement der geistlichen Angelegenheiten unter seiner Leitung. Er war zugleich, wie es scheint, Hofcaplan und Beichtvater der königlichen Familie und hielt bei feierlichen Gelegenheiten den Gottesdienst. Die Leitung der weltlichen Angelegenheiten besorgte der Cancellarius oder Kanzler; er führte das Reichssiegel, um alle im Namen des Königs ausgestellten Urkunden ausfertigen zu können. Zur Entscheidung der an den Hof gebrachten Rechtsfälle stand dem Monarchen der Pfalzgraf zur Seite. Neben den Reichsbeamten standen die Hofbeamten, der Mansionarius mit der Aufsicht über die sämmtliche Dienerschaft, der Camerarius mit der Einnahme und Verwaltung der königlichen Einkünfte, der Seneschal und Buticularius mit der Sorge für Küche und Keller. Der Marschall beaufsichtigte die königlichen Stutereien, auf welche Karl eine besondere Aufmerksamkeit verwandte, um die Pferdezucht zu veredeln.

Einen großen Theil seiner Schätze verwandte er auf die Kirche und die Wissenschaft, denn er hatte eine außerordentlich große Achtung vor der Gelehrsamkeit, und wie sehr er selbst den Mangel an gelehrter Bildung fühlte, zeigte er durch die wahrhaft bewunderungswürdige Anstrengung, womit er im spätern Alter und unter dem Drange der Geschäfte nachzuholen suchte, was ihm in der glücklichen Muße seiner Jugend nicht zu Theil geworden war. Von allen Seiten und aus allen Ländern suchte er gelehrte Männer in seinem Reiche und wo möglich um seine Person zu vereinigen; obgleich ein Eroberer, sah er sich lieber von Geistlichen und Gelehrten, als von seinen Generalen umgeben. Dem unermüdlichen Eifer des Königes, dem Scharfsinne, mit welchem er aufblühende Talente zu entdecken, und der Freigebigkeit, womit er sie zu unterstützen und zu belohnen wußte, gelang es, in Verbindung mit Alcuin's Thätigkeit, einen großen Umschwung in der Bildung der Zeit hervorzubringen. Bald sah er sich von gelehrten Männern umgeben oder mit denselben in schriftlicher Verbindung. Den König interessirte die Astronomie am meisten, besonders wegen der Berechnung des Kalenders, in welchem damals noch eine große Verwirrung herrschte, und der erst durch die Bemühungen Karl's und seiner gelehrten Freunde

eine feste Gestalt erhielt. Sodann war die Wiederherstellung des reinen Textes der Evangelien ein Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Sorgfalt. Er ließ den Text mit allen vorhandenen Uebersetzungen, selbst mit einer syrischen, vergleichen, um die durch die Unwissenheit der Abschreiber verdorbene Vulgata wieder auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen.

Die Ausbildung der deutschen Sprache lag ihm besonders am Herzen. Einhard erzählt, er habe alte deutsche, oder, wie sie im eleganten Latein heißen, barbarische Gesänge, in denen der früheren Könige Thaten und Kriege gefeiert worden, aufschreiben und auswendig lernen lassen. Karl fing selbst eine deutsche Grammatik zu schreiben an, allein ohne sie zu vollenden, und es ist uns von diesen Bestrebungen des großen Königs nichts übrig geblieben, als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab.

In dem Verhältnisse Alcuin's zu Karl dem Großen zeigt sich uns ein Musterbild der Art und Weise, wie der König zu den Gelehrten stand. Der König behandelte seinen Lehrer nicht sowohl mit Herablassung, als mit wirklicher Freundschaft. Es war ein glücklicher Einfall Alcuin's, bei dem wissenschaftlichen Verkehre die persönlichen Verhältnisse der Einzelnen dadurch ganz aus dem Gesichtskreise hinwegzurücken, daß er zu ihrer Bezeichnung andere Namen, als die gewöhnlichen, einführte. Sie trugen nicht wenig dazu bei, zwischen so vielen an Rang und Würden verschiedenen Männern ein gemüthliches und zutrauliches Verhältniß zu begründen. Den Gelehrten war der König nicht Karl, der mächtige König der Franken und Kaiser der Römer, sondern er war ihnen ihr König David oder ihr weiser Salomo. Alcuin selbst hieß Flaccus, Angilbert führte den Namen Homerus, Einhard wurde wegen seiner Erfahrung in der Architektur Beseleel und, vielleicht seines schönen Stiles wegen, Kalliopius genannt.

An dem Hofe Karl's bestand eine Schule, die erste, welche er in seinen Reiche errichtet hatte, und das Muster für alle übrigen, die später und größtentheils von Zöglingen derselben gestiftet wurden. Hier ward von den ausgezeichnetsten Lehrern in den sieben freien Künsten und in der Theologie Unterricht ertheilt. Nicht bloß die Söhne von Karl's Hofbeamten besuchten sie, sondern um der Schule willen kamen Viele an den Hof, die sich zu einem geistlichen Amte vorbereiten oder durch Eifer für die Wissenschaften des Königs Augen auf sich ziehen und durch Kenntnisse seine Gunst erwerben wollten. Karl hatte ein wachsames Auge auf die Schule, und da er selbst manchmal examinirte, so entging kein Talent seiner Aufmerksamkeit. Die Fleißigen lobte er mit freundlichen Worten und versprach ihnen Bisthümer und Abteien, den Unwissenden dagegen machte er harte Vorwürfe und drohte ihnen, wenn sie sich nicht bessern würden, mit seiner Ungnade. Wenn wir dem Mönch von St. Gallen glauben dürfen, so fand Karl bei solchen Prüfungen gewöhnlich, daß die Söhne seiner Großen wenig oder nichts gelernt hatten, und es kommen allerdings unter der folgenden Regierung

noch viele mächtige Männer vor, die nicht schreiben konnten, sondern statt ihres Namens ein Kreuz unterzeichneten; keiner derselben durfte sich aber alsdann Hoffnung machen, ein geistliches Amt zu bekommen.

Die Jagd war ein Hauptvergnügen, und wenn Karl seinem Hofe ein Fest geben wollte, so wurde eine große Parforcejagd angestellt. Alles setzte sich alsdann zu Pferde, und nun ging es unter dem Gebell von unzähligen Hunden und mit einem Getöse, wie das wilde Heer, über Stock und Stein. Angilbert hat eine solche Hofjagd in Hexametern beschrieben. Auch Waffen- und Reiterspiel gehörten ohne Zweifel zu den Vergnügungen des fränkischen Hofes. Die Franken waren sehr gewandte und kühne Reiter, und Einhard sagt, Karl habe sich unablässig im Reiten geübt. Diese Uebung wurde zur Lustbarkeit, wenn sich der Hof versammelte, um dem Wetteifer der Geschicklichkeit im Lenken der Pferde zuzusehen und die Ausgezeichneten mit Beifall oder vielleicht auch mit ausgesetzten Preisen zu belohnen.

Mit den mohammedanischen Fürsten in Afrika und Asien knüpfte Karl Verbindungen an, um die Lage der unter ihrer Herrschaft befindlichen Christen zu erleichtern. Er fühlte und handelte als der erste König der Christenheit und nahm sich aller seiner Glaubensbrüder in den fernsten Ländern und besonders in der heiligen Stadt Jerusalem an. Zu diesem Zwecke suchte er auch mit dem Khalifen Harun al Raschid in freundliche Verhältnisse zu kommen und ordnete zuerst eine Gesandtschaft an denselben ab. Die beiden Gesandten starben aber auf der Reise, ohne das Ziel ihrer Bestimmung erreicht zu haben. Der Khalif nahm indessen die Absicht für die That; Karl's Ruf füllte die Welt zu sehr, um nicht auch an den Hof von Bagdad zu dringen. Der Khalif nahm daher Karl's Kaiserkrönung wahr, um ihm durch eine eigene Gesandtschaft zu seiner Erhebung Glück wünschen zu lassen. Er sandte ihm unter anderen kostbaren Geschenken auch einen lebendigen Elephanten. Die Gegengeschenke, welche Karl dem Khalifen schickte, bestanden in Pferden und spanischen Maulthieren, in friesischen Wollenmänteln von verschiedenen Farben, die, wie er gehört hatte, im Orient sehr gesucht und theuer bezahlt würden, und in einigen großen Hunden, die auf die Jagd wilder Thiere abgerichtet waren. Die Gesandten, welche diese Geschenke überbrachten, sollten sich für das heilige Grab zu Jerusalem und für die Sicherheit der dahin wallfahrenden Pilger verwenden, und Harun war artig genug, Karl dem Großen als einen Beweis seiner Achtung das heilige Grab zu schenken. Karl hielt von nun an auch wirklich in der heiligen Stadt eine Art von Consul zum Schutze der Pilger; er ließ daselbst ein großes Hospital erbauen, in welchem alle Wallfahrer kostenfrei verpflegt wurden. Der Khalif ließ dies dem Kaiser im Jahre 807 durch eine glänzende Gesandtschaft melden; unter den Geschenken, welche diese mitbrachte und welche größtentheils in seidenen Stoffen, in Weihrauch, Salben und Balsam bestanden, erregte besonders eine messingene Schlaguhr die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Franken. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall von ehernen

Kugeln auf ein metallenes Becken an. Waren alle zwölf Stunden abgelaufen, so öffneten sich an der einen Seite der Uhr zwölf Thüren und aus denselben ritten zwölf Reiter hervor und an der andern Seite wieder hinein.

Sein häusliches Glück kam zu einer äußerst glücklichen politischen Laufbahn hinzu, um den Abend seiner Tage so heiter als möglich zu machen. Vom Jahre 806 an genoß er sein Alter in Ruhe; er nahm an den Kriegen keinen persönlichen Antheil mehr; er brachte den größten Theil des Jahres in Aachen zu und vergnügte sich mit der Jagd in den Ardennen, oder, wenn er eine Lustreise nach seinen Villen am Oberrhein machte, in den Vogesen; er erfreute sich der Achtung der Welt, die ihm durch Gesandtschaften aus den fernsten Gegenden dargebracht ward. Je mehr aber die Fortdauer dieses genußreichen Alters mit dem Glücke seiner Kinder zusammenhing, um desto härter waren die Schläge, welche ihn in den letzten Jahren seines Lebens trafen. Er verlor nämlich im Jahre 810 von seinen drei Söhnen den zweiten, Pipin, durch den Tod. Wenn ihn schon dieser Verlust so niederschlug, daß Einhard sagt, er habe ihn nicht mit der ihm sonst eigenthümlichen Seelengröße ertragen, so war dagegen sein Schmerz ganz grenzenlos, als er am 6. December des folgenden Jahres auch seinen ältesten Sohn, Karl, vor sich hinsterben sehen mußte. Karl war sein Ebenbild, auf ihn hatte der Kaiser seine ganze Hoffnung gesetzt und diese Hoffnung trug er jetzt mit dem geliebten Sohne zu Grabe. Seit dieser Zeit hat man ihn nie wieder froh gesehen. Er wurde in sich gekehrt und selbst der Gedanke fand bei ihm Eingang, er werde für seine gebeugte Seele am besten Ruhe finden, wenn er die Regierung niederlege und sich ganz von der Welt zurückziehe.

Als Karl das Ende seiner Tage nahe fühlte, ließ er im Herbste des Jahres 813 seinen einzigen ihm noch übrig gebliebenen Sohn Ludwig an das Hoflager in Aachen kommen; zugleich beschied er die Reichsversammlung nach diesem Orte. Es war die letzte, die er hielt, und nach der Zahl der Versammelten eine der glänzendsten, obwohl der Gegenstand ihrer Verhandlungen einen trüben Ernst über sie verbreitete. Zuerst ließ er seinem Sohne als Könige der Franken huldigen, und dann fragte er die anwesenden Großen, ob sie es billigten, wenn er auch die römische Kaiserwürde auf seinen Nachfolger übertrüge. Die ganze Versammlung, welche durch diese Abschiedsscene des majestätischen Greises von seinem Volke aufs tiefste und bis zu Thränen gerührt war, gab ihre lebhafte Zustimmung zu erkennen, und es wurde der nächste Sonntag zu diesem feierlichen Act anberaumt. An diesem Tage ging Karl im kaiserlichen Ornate und mit der Krone auf dem Haupte in die Marienkirche, wo auf dem Altare eine andere Krone lag. Nachdem er mit seinem Sohne lange und inbrünstig gebetet hatte, ermahnte er ihn vor der Versammlung mit lauter und fester Stimme, den allmächtigen Gott zu lieben, Gottes Gebote in allen Stücken zu halten, die Kirchen zu beschützen, seine Geschwister und Verwandten mild zu behandeln, die

Priester wie Väter zu ehren, das Volk wie seine Kinder zu lieben, die Schlechten in Schranken zu halten, den Klöstern eine Stütze und den Armen ein Vater zu sein, getreue und gottesfürchtige Beamten anzustellen, Niemanden ohne Grund abzusetzen und überhaupt vor Gott und der Welt einen untadeligen Lebenswandel zu führen. Ludwig versprach ihm, diesen Ermahnungen nachleben zu wollen. Darauf befahl ihm der Kaiser, die Krone vom Altar zu nehmen und sich dieselbe aufzusetzen. Eine feierliche Messe beschloß diese rührende und unvergeßliche Scene. Auf Ludwig's Schultern gestützt ging der ehrwürdige Kaiser in seinen Palast zurück. Nicht lange darauf schickte er seinen Sohn wieder nach Aquitanien; beide trennten sich, um einander nicht mehr wiederzusehen.

Nach Ludwig's Abreise wurde Karl von Tag zu Tage schwächer. Das gewöhnliche Curmittel, Fasten und strenge Diät, welche er in der Zeit seiner Kraft mit Erfolg angewandt hatte, trug jetzt nur um so mehr bei, sein Ende zu beschleunigen. Am 27. Januar 814 empfing er das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten und am folgenden Morgen um 3 Uhr verschied er im 72. Jahre seines Alters. Ueber die Art und den Ort seiner Bestattung hatte er keine Vorschrift hinterlassen und sein Nachfolger Ludwig war in zu großer Ferne, um dessen Befehle abzuwarten. Man beschloß daher, ihn in der von ihm erbauten Marienkirche zu Aachen beizusetzen. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und auf einem goldenen Sessel in aufrechter Stellung sitzend in eine Nische des Grabgewölbes gestellt; er war mit einem goldenen Schwerte umgürtet; in der Hand hielt er ein goldenes Evangelienbuch; in dem Diadem lag ein Stück des heiligen Kreuzes. Der Leichnam war mit dem kaiserlichen Ornate bekleidet, unter denselben legte man das härene Gewand, welches er insgeheim zu tragen pflegte, und auf denselben die Pilgertasche, die er auf seinen Wallfahrten nach Rom mit sich zu nehmen gewohnt war. Der goldene Scepter und der goldene Schild, welche der Papst Leo geweiht hatte, wurden vor ihm aufgehängt. Ueber dem Grabe ward ein vergoldeter Bogen mit seinem Bildnisse errichtet und die darauf angebrachte Inschrift lautete: „Unter diesem Denkmale ruht der Leib Karl's, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das fränkische Reich ansehnlich erweitert und siebenundvierzig Jahre glücklich regiert hat. Er starb in seinem siebenzigsten Jahre, im Jahre des Herrn 814, am fünften Tag vor den Calenden des Februar."

---

37. Ludwig der Fromme.

(Nach Joh. Heinr. Karl Förster, Geschichte der Deutschen und Grundzüge des deutschen Rechts.)

Kaiser Ludwig, Anfangs nur für die Regierung von Aquitanien bestimmt, auch durch seine Charakterschwäche wenig geeignet für die Beherrschung einer so großen Monarchie, als die fränkische, sandte zwar

Anfangs Abgeordnete aus, um zu untersuchen, wer unter der vorigen Regierung Unrecht erlitten habe und es beweisen könne, wobei unzählige Beschwerden über ungerechte Beamte von ihm abgestellt wurden, dann aber theilte er im Jahre 817 auf einem Reichstage zu Aachen das Reich und gab seinem zweiten Sohne, Pipin, Aquitanien, dem dritten, Ludwig, Baiern nebst Böhmen und Kärnthen; das übrige nebst der Kaiserwürde bestimmte er Lothar, dem ältesten, der für jetzt zum Mitkaiser erhoben wurde.

Diese Verfügung brachte Unheil und Verwirrung über ihn und das Reich. Sein Neffe Bernhard, König von Italien, der Sohn eines ältern Bruders Ludwig's des Frommen, wollte sich der dereinstigen Oberherrschaft Lothar's nicht unterwerfen und ergriff zuerst die Waffen; da aber sein Heer dem kaiserlichen Heere nicht gewachsen war, unterwarf er sich mit den Seinigen, wurde von der Reichsversammlung zum Tode verurtheilt, und obgleich der Kaiser ihn nur blenden ließ, starb er an den Folgen der Blendung nach drei Tagen. Wegen des gräßlichen Todes Bernhard's aber klagte Ludwig sich, von Vorwürfen des Gewissens gepeinigt, vor den versammelten Bischöfen an und forderte sie auf, ihm eine Kirchenbuße zu bestimmen, wodurch sein Ansehen zu leiden anfing.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Irmingard nahm Ludwig die Tochter des baierischen Grafen Welf, die schöne geistreiche Judith, zur Ehe. Als ihm diese im Jahre 823 einen Sohn Karl geboren hatte, der in der Folge den Beinamen des Kahlen erhielt, konnte der Kaiser ihren Bitten um ein Territorium für diesen Prinzen nicht widerstehen, und ernannte ihn, obgleich schon die ganze Monarchie getheilt war, mit Bewilligung seines ältesten Sohnes Lothar, der inzwischen 829 auch König von Italien geworden war, zum Herzoge von Alemannien, Rhätien und einem Theile von Burgund, auf welches Lothar seine Ansprüche abtrat. Lothar gereute indessen diese Abtretung, er verband sich heimlich mit seinen Brüdern, und auf Anstiften der unzufriedenen Großen wurde der Kaiser auf einem Feldzuge nach der Bretagne 830 von seinem Heere verlassen, sein Sohn Pipin von Aquitanien zog gegen ihn zu Felde, verstieß seine Stiefmutter Judith in ein Kloster, und als auch Lothar aus Italien dazu gekommen war, wurde auf einem Reichstage zu Nimwegen der Kaiser zur Abdankung bewogen. Lothar's schlechte Verwaltung wandte aber bald die Gemüther von ihm ab; Ludwig wußte durch geheime Boten Pipin wieder für sich zu gewinnen, und als zu Nimwegen sein jüngerer Sohn Ludwig, nachher der Deutsche benannt, mit dem treu gebliebenen deutschen Adel, vor allen den Sachsen, welche der Kaiser früher durch Restitution ihrer unter Karl dem Großen confiscirten Güter sich geneigt gemacht hatte, in großer Anzahl zu des Kaisers Hülfe erschien, mußte Lothar sich unterwerfen und nach Italien zurückgehen, auf welches er beschränkt wurde.

Als Pipin, welchem wegen ungehorsamen Fortbleibens von der Reichsversammlung zu Thionville, Trier zum Aufenthaltsorte angewiesen

war, statt dahin zu gehen, einen neuen Aufstand in Aquitanien vorbereitete, wurde er dieses seines Königreiches entsetzt, und Karl der Kahle vom Kaiser zum Könige von Aquitanien erklärt. Jetzt verbanden sich alle drei Brüder zur Entfernung der herrschsüchtigen Stiefmutter gegen den Kaiser und zogen sogar den Papst Gregor IV. in ihr Complott. Bei Colmar im Elsaß, wo sie sich mit ihrem Anhange gelagert hatten, kam ihnen der Kaiser mit einem mächtigen Heere entgegen. Beide Armeen standen bereits in Schlachtordnung einander gegenüber. Da erschien plötzlich der Papst zum Schein als Friedensvermittler. Während der Kaiser zu seinem Verderben sich mit ihm in Unterhandlungen einließ, wurde durch Geschenke und Versprechungen beinahe sein ganzes Heer von seinen Söhnen bewogen, bei Nacht zu ihnen überzugehen. Davon hieß der Ort, wo diese Verrätherei vorfiel, das Lügenfeld. Den wenigen übrig gebliebenen Getreuen sagte der verlassene Kaiser: Geht auch ihr zu meinen Söhnen, ich will nicht, daß meinetwegen ein einziger das Leben oder ein Glied verliere. Darauf überlieferte er sich selbst seinen Söhnen. Die Kaiserin Judith wurde von diesen nach Tortona verwiesen, ihr Sohn Karl in das Kloster Prüm gesteckt und der Kaiser von Lothar gefangen in das Kloster St. Medardus zu Soissons gesperrt. Hierauf wurde er genöthigt, im härenen Büßergewande öffentliche Kirchenbuße zu thun, bei welcher er sich als Eidbrecher hinsichts beschworener Theilungsverträge und Mörder seines Neffen Bernhard bekennen mußte, um ihn in den Augen des Volkes herabzusetzen und für immer zum Throne unfähig zu machen.

Aber dieser Zweck ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volkes erwachte wieder, und Lothar's Herrschsucht reizte die Brüder, deren Plan es gar nicht gewesen war, den Kaiser abzusetzen, gegen Lothar zu Felde zu ziehen. Dieser, zu schwach, mußte fliehen, und der befreite und wieder eingesetzte Kaiser vergab seinen Söhnen, von denen sich Lothar erst zuletzt und gezwungen unterwarf, wobei er versprechen mußte, Italien ohne des Kaisers Erlaubniß nicht zu verlassen.

Kaiser Ludwig, kaum wieder im Besitze der Macht, entwarf neue Ländertheilungen zu Gunsten Karl's des Kahlen, die den Unwillen Lothar's und Ludwig's von Neuem reizten. Darauf starb Pipin von Aquitanien im Jahre 838 und mit Uebergehung seiner Söhne theilte jetzt der Kaiser das ganze Reich dergestalt, daß Ludwig, der seinen Vater zwei Mal aus Lothar's Händen gerettet hatte, nur Baiern behielt, und alles Uebrige zwischen Karl und Lothar getheilt werden sollte, welcher den Antheil südlich und östlich von der Mosel wählte und Karl's Antheil zu garantiren versprach.

Ludwig, der sich hierüber nicht ohne Grund beschwerte, ergriff jetzt gegen seinen Vater die Waffen, auch empörten sich die Aquitanier, weil die Söhne ihres Königs Pipin übergangen waren. Die zu ihrer Unterjochung unternommenen Feldzüge und der Gram über Ludwig's Untreue rieben die letzten Kräfte des altersschwachen Kaisers auf. Er starb auf einer Rheininsel bei Mainz im 63. Lebensjahre, nachdem er auf die

Ermahnung seines Bruders, des Bischofs Drogo von Metz, seinem Sohne Ludwig, gegen welchen er sehr erbittert war, vergeben hatte, am 20. Juni 840.

---

38. Auflösung des fränkischen Reiches.

(Nach Joh. Heinr. Karl Förster, Geschichte der Deutschen, und Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Nach dem Tode des Kaisers Ludwig machte Lothar als Erstgeborner sofort Rechte auf die ganze Monarchie geltend, und suchte durch ausgesandte Boten die Vasallen seiner Brüder heimlich zum Abfalle von denselben zu verleiten. Seine Herrschsucht und treulose Nichtachtung geschlossener Verträge veranlaßten Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, sich gegen ihn zu verbinden, und am 25. Juni 841 wurde bei Fontenai unweit Auxerre eine der blutigsten Schlachten geliefert, deren die fränkische Geschichte gedenkt. Auf beiden Seiten soll die Menge der Gebliebenen so groß gewesen sein, daß die Franken ferner nicht nur keine neuen Eroberungen wagen, sondern kaum ihre Grenzen vertheidigen konnten. Die beiden Brüder erfochten einen vollständigen Sieg, den sie jedoch nicht gehörig benutzten, und Lothar flüchtete nach Aachen.

Nach langen Unterhandlungen, die Lothar, wieder im Besitze eines Heeres, erschwerte, wurde im August des Jahres 843 zu Verdun unter den drei Brüdern ein Vertrag über die Theilung des Reiches geschlossen. Lothar erhielt als Kaiser Italien und die Länder zwischen Rhein, Rhone, Saone, Maas und Schelde bis an die Nordsee nebst Friesland; alle Länder westlich von seinem Reiche erhielt Karl der Kahle, Ludwig I. der Deutsche dagegen die östlich davon gelegenen Länder nebst dem Speier- und Wormsgau.

Der zerrüttete und aufgelös'te Zustand des westfränkischen Reiches hatte die Normannen zu unablässigen Raubzügen gegen dasselbe angereizt, deren Veranlassung und Erfolg theils in den Verhältnissen derselben in ihrer Heimat, theils in denen jenes Reiches begründet war. Die geringe Ergiebigkeit des skandinavischen Nordens, welche die Theilung der einzelnen Grundbesitzungen unter mehrere Söhne unmöglich machte, nöthigte die jüngeren, außerhalb der Heimat den Unterhalt zu suchen, welchen dieselbe ihnen nicht gewährte. Durch das Bedürfniß auf die Beschäftigung mit dem Fischfang hingewiesen, war der Skandinavier schon früh mit den Gefahren des Meeres vertraut geworden, und der Kampf mit denselben hatte in ihm einen kühnen und verwegenen Sinn ausgebildet, welcher auch weite Fahrten über das Meer, selbst auf leichten und unsicheren Fahrzeugen, nicht scheute, und Ruhm und Beute jenseit des Meeres aufzusuchen antrieb. Der Glaube, daß

dem Helden und dem Könige eine ehrenvollere Aufnahme in Walhalla dann zu Theil werde, wenn er „viele Länder verheert und das bluttriefende Schwert weit umher getragen," und daß der Verstorbene so vielen Reichthum nach dem Tode genieße, als mit ihm in der Erde vergraben werde, und der Brauch, daß nicht ererbte, sondern im Kriege erworbene Schätze ihm in das Grab folgten, trieben auch viele in der Heimat mächtige und begüterte Männer, selbst Königssöhne und Könige, zu Raubzügen an. Während ein Theil der ausziehenden Skandinavier sich nach Osten und gegen Britannien wandte, suchte die Mehrzahl, gelockt durch das Gelingen ihrer ersten Versuche, Befriedigung ihrer Raublust in den fränkischen Ländern und besonders im westfränkischen Reiche. Der Zwiespalt zwischen den verschiedenen Bestandtheilen desselben, die Schwäche des Königs, die Wehrlosigkeit des größeren in Hörigkeit und Leibeigenschaft hinabgesunkenen Theiles der Bevölkerung und der Schrecken, welchen nach den ersten glücklichen Ueberfällen der Normannen ihr plötzliches Erscheinen verbreitete, begünstigten ihre Unternehmungen, und indem die Mächtigen des Landes sich meist auf die Vertheidigung ihrer Schlösser beschränkten, wurden das flache Land und die Städte, welche nicht durch Mauern und die Tapferkeit der Einwohner gesichert waren, ihnen preisgegeben. Schon 841 hatten sie die Stadt Rouen zerstört, und 845 fuhren sie auf 120 Schiffen, ohne Widerstand zu finden, die Seine hinauf bis Paris. Karl erkaufte ihren Abzug durch 7000 Pfund Silbers, und er bewirkte dadurch nur, daß immer zahlreichere normannische Schaaren an den Mündungen der größeren Flüsse erschienen, dieselben immer weiter hinaufschifften, an ihren Ufern mitten im Lande sich festsetzten und dasselbe weithin ausplünderten und verödeten. Zweimal eroberten und verheerten sie Bordeaux, und Orleans, Tours, und die Gegenden an der unteren Seine wie an der unteren Loire erlitten dasselbe Schicksal, indem die Normannen 856 an diesen Flüssen sogar ihr Winterlager aufschlugen.

Auch den Norden von Deutschland, Sachsen und Friesland, brandschatzten sie und liefen 845 in die Elbe ein, eroberten und verbrannten Hamburg, so daß der Erzbisthumssitz nach Bremen verlegt werden mußte, worauf sie jedoch von den Sachsen zurückgeschlagen wurden; ihre Raubzüge in Friesland und am Rheine wiederholten sie mit wechselndem Glücke bis zum Jahre 876, wo sie endlich mit Verlust aller geraubten Schätze in Friesland eine bedeutende Niederlage erlitten.

Kaiser Lothar, wie verfolgt von dem Schatten des Vaters, den er am härtesten bedrängt hatte, zog sich in das Kloster Prüm zurück und hatte bei seinem schon im Jahre 855 erfolgten Tode Italien und die Kaiserwürde seinem ältesten Sohne Ludwig II., dem jüngsten Karl das Land von Basel südlich bis zum mittelländischen Meere, und dem zweiten Sohne Lothar II. das Land von Basel nördlich bis zur Nordsee hinterlassen, welches letztere seitdem den Namen Lotharingien führt. Karl starb kinderlos schon 863, die beiden Brüder theilten sein Erbe, als aber auch Lothar II. im Jahre 869 gestorben war, theilten die

Oheime Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche Lothringen, und mit Kaiser Ludwig II., welcher 875 starb, erlosch der Stamm Lothar's.

Der Osten Deutschlands wurde unter König Ludwig durch unaufhörliche Einfälle slavischer Völkerschaften, der Wenden, Sorben, Obotriten, Böhmen und Mähren beunruhigt. Beinahe alljährlich war Ludwig der Deutsche in Fehden mit ihnen verwickelt, welche nicht immer glücklich für ihn ausfielen.

Als Kaiser Ludwig II., der letzte Sohn Lothar's, im Jahre 875 gestorben war, ließ sich Karl der Kahle vom Papste Johann VIII. zum Kaiser krönen. Ludwig der Deutsche, welcher ebenfalls Ansprüche auf die Kaiserkrone machte, dachte dies nicht ruhig zu dulden, sondern rüstete sich gegen Karl zu Felde zu ziehen, starb aber unterwegs zu Frankfurt am 28. August 876. Karl der Kahle wollte sich jetzt des ganzen linken Rheinufers bemächtigen, aber Ludwig der jüngere, den er hinterlistig zu überfallen gedachte, obgleich dieser ihm Frieden angeboten, schlug ihn bei Andernach so entschieden in die Flucht, daß Karl mit Zurücklassung einer großen Menge Gefangener und unermeßlicher Schätze nur mit Wenigen nach Frankreich entrann. Hierauf theilte Ludwig mit seinen Brüdern das deutsche Reich, so daß er Ostfranken, Thüringen, Sachsen, Friesland, der ältere Bruder Karlmann Baiern mit dem zinsbaren Böhmen und Mähren, und der jüngste, Karl der Dicke, Schwaben erhielt. Als im Jahre 877 Karl der Kahle und im Jahre 879 auch sein Sohn Ludwig der Stammler gestorben war, folgten diesem dessen Söhne Ludwig III. und Karlmann in der Regierung von Westfranken, von denen der erstere jedoch schon 882, der letztere im Jahre 884 ins Grab sank. Karlmann, König von Baiern, war schon im Jahre 880 vom Tode hinweggerafft, seine Länder nahm Ludwig der jüngere in Besitz, Karl der Dicke aber überlebte auch diesen Bruder, der im Jahre 882 ohne männliche Nachkommen starb; und vereinigte im Jahre 884 die ganze fränkische Monarchie, wie Karl der Große sie besessen hatte, mit Ausnahme von Burgund, wo Graf Boso, ein Schwager Karl des Kahlen, seit dem Jahre 879 als vom Papste gekrönter König sich behauptete, der westlichen spanischen Mark, bestehend aus Aragonien und Navarra, und den balearischen Inseln Mallorca und Minorca.

Der Geist Karl's des Großen, seines Ahnherrn, aber ruhte nicht auf Karl dem Dicken. Die Normannen, welche im Jahre 881 die Niederlande von Cambrai bis Aachen, ganz Ripuarien verheert, Köln, Bonn und Trier in Brand gesteckt hatten, hatte er zwar im Jahre 882 in einer Feste an der Maas belagert, aber auf Anstiften bestochener Räthe ihren Abzug nach Friesland, welches er ihrem Fürsten Gottfried zu Lehn gab, mit 2080 Pfund Gold und Silber erkauft, und sein großes Heer murrend aus einander gehen lassen. Wenn ihm die französischen Großen auch mit Uebergehung Karl's des Einfältigen, des fünfjährigen Sohnes Ludwig's des Stammlers, die Beherrschung ihres Reiches übertragen hatten, so zeigte sich, da seine Geisteskräfte in seinen letzten Lebensjahren auffallend abnahmen, seine Unfähigkeit zu derselben

sehr bald. Die Normannen, empört über die von Karl angeordnete Ermordung ihres rebellischen Fürsten Gottfried, waren auf 700 Fahrzeugen auf der Seine bis Paris gezogen, und belagerten, gegen 40,000 Mann stark, diese Hauptstadt. Karl der Dicke zog mit einer großen Armee gegen sie, und ohne ein Treffen zu wagen, erkaufte er von ihrem Fürsten Siegfried dessen Abzug nach Burgund mit 700 Pfund Silber. Dieser schändliche Vergleich entzog ihm alle Achtung, und auf Veranlassung seines von ihm verwiesenen Erzkanzlers Luitward, Bischofs von Vercelli, wurde der tapfere Herzog von Kärnthen, Arnulf, des im Jahre 880 gestorbenen Königs Karlmann von Baiern natürlicher Sohn, eingeladen, die Regierung des deutschen Reiches zu übernehmen, und Karl der Dicke auf dem Reichstage zu Tribur (unweit Mainz) im November 887 abgesetzt. Er starb schon 888 am 12. Januar beinahe in Dürftigkeit.

Während der 74 Jahre, welche von dem Tode Karl's des Großen bis zur völligen Auflösung des fränkischen Reiches verflossen waren, hatte sich eine wesentliche Umgestaltung des politischen Zustandes desselben ereignet, eine Umwandlung, welche indeß nur der Fortgang der bereits in der merowingischen Zeit begonnenen und durch die Kraft jenes Herrschers nur auf einige Zeit gehemmten Entwicklung war. Eine Aristokratie weltlicher und geistlicher Großen war an die Stelle der von Karl begründeten Monarchie getreten, und das Lehnswesen war die Form des politischen Lebens geworden. Schon die Schwäche Ludwig's des Frommen hatte den Trotz und die Ansprüche der Mächtigern, welche durch seine kräftigen Vorfahren in engere Schranken zurückgewiesen worden waren, wieder hervorgerufen, und während der Empörungen seiner Söhne gegen ihn und während des Krieges dieser unter einander hatten jene Ansprüche zum Theil Anerkennung gefunden, indem die Kriegführenden durch Zugeständnisse und Gewährungen sich den Beistand der Großen des Reiches zu erkaufen suchten. Eine aufrichtige engere Vereinigung unter den Königen der getrennten fränkischen Reiche und ein entscheidendes Zusammenwirken derselben hätte allein das Königthum wieder zu heben vermocht; allein ländersüchtiger Eigennutz, eine meist unbedeutende Persönlichkeit und häufige Beschäftigung gegen auswärtige Feinde hielten sie von einem gemeinsamen und kräftigen Verfahren gegen die immer mehr überhand nehmende Lehnsaristokratie zurück. Wenn selbst Karl der Große nicht im Stande gewesen war, den Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten gänzlich zu wehren, durch welche die Grafen und andere mächtige Männer die Gemeinfreien zur Lehnsabhängigkeit zu zwingen suchten, so vermochten es seine schwachen Nachfolger noch viel weniger, und bei der zu ihrer Zeit herrschenden Verwirrung und Gesetzlosigkeit nöthigte schon das Bedürfniß des Schutzes, welchen der König nicht gewähren konnte, eine große Anzahl Freier, die Vasallen eines Mächtigern zu werden. So wie der Einfluß des Lehnswesens die Gemeinfreiheit untergrub und vernichtete, so trat auch die Lehnsaristokratie dem Königthume gegenüber und beschränkte dasselbe der Maßen,

daß es nicht mehr, wie zur Zeit Karl's des Großen, als die allein befehlende und über die Gesetzgebung bestimmende Gewalt erscheint, sondern als eine Gewalt, welche mit andern Gewalten unterhandelt und welche mit diesen die Gesetzgebung auf eine solche Art theilt, daß sie nicht mehr die Gesetze vorschreibt, sondern fast nur räth, bittet und ermahnt. Indem schon in den ersten Jahren der Regierung Karl's des Kahlen die Mächtigen des Landes einen großen Theil der königlichen Güter als Lehen oder Allodien durch Betrug oder Gewalt sich zueigneten, und auch in der folgenden Zeit Viele derselben auf ähnliche Weise oder durch nothgedrungene Gewährung der Könige erlangten, so wurde dadurch das Königthum meistens seiner äußern Mittel beraubt, und zugleich sank seine innere Geltung und Bedeutung durch die Untüchtigkeit und Schwäche seiner Besitzer, namentlich Karl's des Kahlen. Er bewilligte schon 844 den Großen seines Reiches förmlich das Recht, ihn zu ermahnen und zu warnen, wenn ihm, als Menschen, etwas abgelockt worden sei, und er gestand denselben sogar das Recht zu, sich ihm vereinigt und mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Ueberdies wurde in dieser Zeit die Erblichkeit der Grafschaften und anderer Lehen allgemeine Sitte, weil es den Königen an der Macht fehlte, dem Sohne zu entziehen, was dem Vater verliehen gewesen war; immer zahlreichere Burgen und Schlösser, von welchen aus die Umwohner beraubt und gemißhandelt wurden, erhoben sich in allen Theilen des Reiches, und sogar das Wahlrecht des Volkes, d. h. der geistlichen und weltlichen Großen, wurde, obwohl die Karolingische Familie ihre Reiche als Erbreiche betrachtete, von Karl's Sohne, Ludwig II., anerkannt und bei der Krönung mußte der König feierlich die unverletzliche Bewahrung der bestehenden Rechte und Gesetze geloben.

---

39. Verfall des ostfränkischen Reiches unter den beiden letzten Karolingern.

(Nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.)

1. Arnulf, 887—899.

Durch Wahl wurde Arnulf zum Könige der Ostfranken erhoben. Das Karolingische Erbkönigthum war nun auch in den deutschen Ländern beseitigt; die geistliche und weltliche Aristokratie im Bunde hatten es in allen fränkischen Reichen gestürzt, als es sich völlig unfähig erwies, die Macht länger zu behaupten.

Arnulf meinte, auf das ganze Reich Karl's des Großen Anspruch erheben zu können, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft hatte. Im Westfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo, dessen Vater als ein niederer Kriegsmann über den Rhein gekommen war und durch glänzende Kriegsthaten sein Haus schnell

erhoben hatte. Odo, obwohl er sich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen bereits einen ruhmvollen Namen gewonnen hatte, brachte es aber doch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Westfrankenreiche, ein großer Theil der Großen wandte sich bald dem letzten ächten Sproß des Karolingischen Geschlechtes wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen nannte. In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, das die Aar durchströmt, erhob man den Grafen Rudolf, ebenfalls aus einem deutschen, dem welfischen Geschlecht, zum König von Hochburgund. In Italien stritten lange um die königliche Herrschaft zwei longobardische Herzöge, Berengar von Friaul und Guido von Spoleto; Guido gewann endlich den Sieg und durch denselben für sich und seinen Sohn Lambert die Kaiserkrone, der aber weder sie noch der Papst einen glänzenden Schimmer zu verleihen vermochten. Um sich gegen ihre Nebenbuhler und Widersacher zu stärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulf's Oberherrschaft an, aber viel fehlte daran, daß er sich dadurch zu einer wahrhaft kaiserlichen Stellung erhoben hätte.

Im Jahre 891 schlug Arnulf an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte sich dann gegen Swatopluk, der sich inzwischen offen gegen die Deutschen erhoben und sein Reich über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf drang wiederholt in Mähren ein, mußte aber den Kampf aufgeben, weil ihn der Papst Formosus gegen Guido nach Italien rief. Nur bis Piacenza gelangte er auf diesem Zuge; die gehoffte Kaiserkrone entging ihm. Als aber Swatopluk im Jahre 894 starb und die Kraft des mährischen Reiches durch die Theilung unter die Söhne des Verstorbenen gebrochen wurde, da richtete Arnulf, vom Papste Formosus gerufen, abermals seine Heeresmacht gegen Italien. Guido's und Lambert's Macht wurde jetzt gebeugt, Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiserkrone im Jahre 896, mehr den verdienten Preis seiner Mühen, als ein Geschenk des Papstes.

Aber zu einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt gelangte er dennoch auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten sich in das Westfrankenreich, das nach und nach durch Odo's tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Guido war während des Krieges mit Arnulf gestorben, sein Sohn Lambert schloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrschaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert starben, erkannte das ganze Westfrankenreich Karl den Einfältigen als König an und Berengar gewann allein das italische Reich. Seitdem herrschte Arnulf mit unbestrittener Gewalt nur in den deutschen Ländern, von denen er Lothringen überdies absonderte und seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich verlieh. Und auch in den deutschen Ländern war seine Herrschaft nicht völlig gesichert; nur mit Mühe hielt er die übermüthige Aristokratie, die ihn erhoben hatte, im Gehorsam, und von allen Seiten war das Reich von

Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder schon dem Reiche entrissen. Am 8. December 899 starb Kaiser Arnulf, und bald erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an dem kräftigen Fürsten verloren hatten.

2. Ludwig das Kind, 900--911.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu schreiben begann, sah es unsäglich traurig in den deutschen Landen aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt. Kaiser Arnulf, der das wankende Reich zu stützen versuchte und mit tapferer Hand die Normannen, die verderblichsten Feinde desselben, auf das Haupt geschlagen hatte, war so eben aus der Welt geschieden; der Kaiserthron und der ostfränkische Königsstuhl standen erledigt, wer sollte und konnte die drückende Last der Reichsregierung in dieser schreckensvollen Zeit auf seine Schulter nehmen?

Arnulf hatte einen einzigen ehelichen Sohn, Ludwig, damals ein Knabe von 7 Jahren, hinterlassen, und dieses Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geistlichen Großen aller deutschen Länder, als sie sich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz versammelt hatten, zum Könige des Ostfrankenreichs. Das Volk stimmte der Wahl zu, und sofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron seines Vaters. Es war allerdings eine üble Wahl. Wie sollte dieses Kind die Einheit des Abendlandes wahren oder herstellen? Die Lage der deutschen Länder heischte gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Wortes! Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Asche, ihre Mauern waren zerstört; wer wollte den Normannen wehren, wenn sie, nachdem der Sieger an der Dyle nicht mehr war, von den Burgen, die sie an der friesischen Küste noch besetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachsens waren die Dänen und Wenden eingebrochen, an der thüringischen Mark standen die Sorben und schon schweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Ungarn, bis an und bis über die Grenzen des Reiches.

Die Magyaren, wie sie selbst sich nannten, während das Abendland ihnen schon damals den Namen der Ungarn beilegte, ein finnischer nomadisirender Volksstamm, waren von ihren Wohnsitzen am westlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa 100 Jahren verdrängt worden, und hatten endlich ihre beweglichen Zelte an den Steppen am Dniepr aufgeschlagen, von wo sie bis zu den Donaumündungen hausten. Jeder Stamm stand unter einem besonderen Häuptling, und als das erste gemeinsame Oberhaupt des ganzen Volkes, das aus der Wahl der sieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in dessen Geschlecht dann die höchste Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren bestand in Heerden von Rindern und Rossen, ihr Leben brachten sie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die sie bald in die weitesten Fernen ausdehnten und auf denen sie schon im Jahre 862

die Grenzen des Frankenreichs berührten. Bald waren sie gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, denn in jeder kriegerischen Tugend zeichneten sie sich aus. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beschwerden, vorsichtig gegen Listen des Feindes, sehr gewandt im Benutzen seiner Schwächen, so unbändig sie sonst waren, doch im Kriege strenger Zucht gehorchend, blieben sie im Kampfe fast immer Sieger, zumal ihre Kriegsführung eigenthümlichster Art war. Nicht in großen geschlossenen Reihen rückten sie an, sondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur scheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen sie, einen Theil des Heeres sich im Hinterhalte zu bewahren. Der Sieg täuschte den Gegner, und oft erlitt dieser mitten im geträumten Triumphe durch einen plötzlichen Ueberfall eine ungeheure Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit unglaublicher Gewandtheit die trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnernen Bogen entsandten; er gehorchte ihnen nicht minder beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, schonungslos waren sie im Benutzen des Sieges. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd, wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Sclaven dienen. So besiegten sie nicht nur ihre Feinde, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.

Als im Jahre 895 die Ungarn zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petschenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derselben ein, hieben die spärliche Besatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächtigten sich der Heerden und setzten sich in dem eroberten Lande fest. Der öfters erprobten Uebermacht dieses Feindes wichen die Ungarn und standen von der Rückkehr in ihre alte Heimat ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr, um plündernd diese Länder zu verwüsten, sondern um sich dort neue Wohnsitze zu suchen. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen sie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien und verheerten die schlecht vertheidigte lombardische Ebene von der Küste des adriatischen Meeres bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand und Verwüstung bezeichneten überall ihre Straße.

Als die Magyaren mit reicher Beute beladen von diesem Zuge in ihre neue Heimat zurückgekehrt waren, hörten sie, daß ein Knabe auf den fränkischen Thron erhoben sei und brachen unverzüglich in die baierische Ostmark ein. Während sie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimsuchten, richteten sie ihre Hauptangriffe gegen das mährische Reich und im Jahre 906 waren alle Länder, die Swatopluk einst beherrscht hatte, ihnen völlig erlegen. Im folgenden Jahre wandten sie sich abermals und mit stärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern.

Um das Land zu vertheidigen, hatte Markgraf Liutpold die gesammten Streitkräfte des Volkes aufgeboten. Aber schon beim ersten Zusammenstoß erlitten die Baiern eine vollständige, entsetzliche Niederlage 907. Fast der ganze baierische Adel fand mit Liutpold in der Schlacht seinen Untergang, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freisingen und von Säben starben mit vielen anderen geistlichen Würdenträgern im Kampfe, eine unzählige Menge niederen Volkes bedeckte das Schlachtfeld. Man sagte, der baierische Stamm sei von den Ungarn fast vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüstet.

Alle deutschen Länder schienen eine sichere Beute der unüberwindlichen Barbaren. Im Jahre 908 durchzogen sie Baiern und Franken und drangen selbst nach Sachsen und Thüringen ein. In Thüringen stellte sich ihnen der Markgraf Burchard entgegen, aber auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, und mit ihm sanken der Bischof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino vor den feindlichen Schwertern. Im Jahre 909 wurde Schwaben, das nicht einmal irgend einen Widerstand wagte, verwüstet. Mit unermeßlicher Beute kehrten die Ungarn von dort zurück und schlugen im nächsten Jahre wieder dieselbe Straße ein. Alle Kräfte des Reiches bot man jetzt noch einmal gegen sie auf, aber von Neuem kämpfte man mit unglücklichem Erfolge. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens, unweit der Mündung des Lechs, wurde die Streitmacht des Reiches geschlagen. König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen und dem Feinde Tribut zahlen. Unbeschreiblich sind die Leiden, von denen damals die deutschen Länder heimgesucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert, und jede werthvolle Habe eine sichere Beute der Feinde wurde, auch die hülflosen Menschen verschonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand vor ihm Erbarmen. Die Spur dieser furchtbaren Feinde war Verwüstung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die sie verlassen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick dieser Feinde erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Gesicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeschorne Kopf, dazu der rauhe Klang der unverständlichen Sprache, dies Alles schien ihnen eher gespensterhaften Wesen, als Menschen eigen. Sie erzählten sich, wie diese Unmenschen, gleich reißenden Thieren, rohes Fleisch verschlängen und Blut tränken, wie sie den Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen, weil sie das Verzehren desselben für ein kräftiges Gesundheitsmittel hielten.

Indessen richteten die Magyaren sich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die sie innerhalb eines Jahrzehntes von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreiches und Böhmens aus-

gedehnt hatten. So reich und fruchtbar der Boden ist, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur spärlich betrieben, da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Cultur, noch vornehmlich von Jagd und Fischerei lebte. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden, — steinerne Gebäude waren noch im 12. Jahrhundert in Ungarn selten — das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite und üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der jährlich wiederkehrenden Heereszüge.

Während die deutschen Länder, von einem Kinde regiert, fast wehrlos diesem Feinde ausgesetzt waren, litten sie zugleich kaum minder unter den endlosen Streitigkeiten der Großen im Lande, die ohne den Zügel eines starken Gebieters sich aus Herrschsucht, Habgier und Rachsucht von Fehden in Fehden stürzten. Die wildeste Zügellosigkeit herrschte aller Orten, kaum gab es ein anderes Recht, als das Faustrecht; so ging unter den blutigen Fehden der eigenen Großen unter, was die einbrechenden Horden der Ungarn verschonten.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutschen Stämme geeinigt, die Kirche war bemüht gewesen, durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die sich widerstrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden, aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt, die Verschiedenheit der Stämme zu beseitigen. Noch lebten die Franken, Baiern, Alemannen, Sachsen, Friesen und Thüringer nach ihren besonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme sogar auch politisch wieder zu selbständiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Theile des großen Frankenreichs. Jedes dieser Länder bedurfte aber, herrenlos und unbeschützt wie alle waren, bei den unablässigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhauptes, das mit starker Hand die Feinde des Landes niederschlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer konnte anders eine solche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt der mächtigste Herr im Lande war? An ihn mußte der gemeine Mann sich anschließen, ihn der Adel als seinen Lehnsherrn erkennen, ihn mußte das Land als seinen Herzog setzen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das sie nicht mehr zu schützen und zu einigen vermochte, sich lös'ten oder gelös't wurden, traten also mit Nothwendigkeit auch die alten Stammeshäupter, die Herzöge, wieder hervor. Die königliche Gewalt ging allmählich überall auf die Herzöge über, und das Reich lös'te sich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachsen auf. Als daher Ludwig 911 ruhmlos starb, wie er ruhmlos gelebt hatte, — nicht einmal der Ort ist vermerkt worden, wo der letzte Karolingische König schied — da meinten Viele, sie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzögen würden sich die einzelnen Stämme besser beschirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte. Vier Reiche, der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben,

bildeten sich aus der deutschen Herrschaft der Karolinger, und ob sie bald genug sich wieder in einem deutschen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre gesonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

---

40. Konrad I., der Franke.

(Nach Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten.)

Mit dem gänzlichen Erlöschen des Karolingischen Fürstenstammes in dem ostfränkischen Reiche im Jahre 911 war das alte Band völlig gelöst, welches seit der Zeit der ersten Begründung des fränkischen Reiches die deutschen Stämme nach und nach umschlungen hatte. Zwar bestand damals noch eine Linie des Karolingischen Fürstenstammes in dem westfränkischen Reiche, aber diese war den deutschen Völkern doch zu sehr entfremdet, als daß sie daran hätten denken können, die westfränkischen Fürsten als Herrscher bei sich anzuerkennen, auch wenn König Karl's des Einfältigen Abstammung weniger als unecht anerkannt worden wäre.

Schon im October des Jahres 911, also nur sehr kurze Zeit nach Ludwig's Tode, erscheint Konrad mit dem Königthume im Reiche bekleidet, wo er nur in dem sächsischen Herzoge Otto einen Nebenbuhler hätte finden können, der jedoch, vielleicht mit Rücksicht auf sein Alter, nicht als Bewerber um die Herrschaft aufgetreten zu sein scheint und auf solche Weise das Unternehmen des fränkischen Fürsten begünstigte. Auch war Konrad in jeder Beziehung ein tüchtiger Mann und würdig, als König an der Spitze der deutschen Völker zu stehen. Dennoch wurde er nicht einmal König derselben. Alle deutschen Völker vielmehr schlossen sich ihren Fürsten oder Herzögen an und bekümmerten sich nicht um den Herzog der Franken, der das Königthum bei ihnen in Anspruch nahm, und an sieben Jahre lang rang Konrad vergeblich und rieb sich auf in seiner nach allen Seiten hin gewandten Thätigkeit zur Begründung einer neuen königlichen Macht in seinem Geschlechte. Konrad's erste Unternehmungen waren gegen Westen gerichtet, wo die unruhigen und stets wankelmüthigen Lotharingier zuerst das Beispiel gaben, sich vom Reiche loszusagen, und sich an die westfränkischen Karolinger anschlossen. Zwar machte Konrad in den Jahren 912 und 913 zwei Versuche, den westfränkischen König zu vertreiben und die Lotharingier zur Anerkennung seiner Hoheit zu nöthigen, aber diese Unternehmungen hatten nur den Erfolg, daß das Elsaß für das deutsche Reich gerettet ward, während das übrige lotharingische Land auf geraume Zeit verloren ging. Auch war Konrad um so weniger im Stande, seine Ansprüche in den Ländern im Westen des Rheins geltend zu machen, als die Fürsten der deutschen Völker im Osten jenes Stromes sich inzwischen immer mehr in ihrer Macht befestigten und des Königs Thätigkeit hier ganz in Anspruch nahmen.

Denn um dieselbe Zeit waren auch Bewegungen im Lande Alemannien oder Schwaben ausgebrochen. Als sodann im Jahre 915 die Ungarn aufs Neue in Baiern eindrangen, verband sich der tapfere junge Fürst Arnulf daselbst mit seinen Oheimen, den Grafen Erchanger und Berthold in Schwaben, zur gemeinsamen Abwehr der Feinde welche bald bis zum Inn zurückgetrieben wurden und dort eine große Niederlage erlitten haben sollen. Zugleich aber scheinen die siegreichen Fürsten der beiden oberdeutschen Völker eine Uebereinkunft wegen ihrer Stellung zu Konrad getroffen zu haben, der sich den König des deutschen Volkes nannte. Denn Arnulf fuhr fort, in dem Lande der Baiern ohne Rücksicht auf Konrad's Königthum zu gebieten, und Erchanger, welcher sich nach seiner Heimkehr nun auch zum Herzoge aufwarf, ward von den Alemannen als solcher anerkannt. Konrad aber war mit den westrheinischen Angelegenheiten beschäftigt und wurde bald in noch wichtigere Verhältnisse im Norden Deutschlands hineingezogen.

Im Sachsenlande starb noch am Schlusse des Jahres 912 der Herzog Otto, welchem man wegen seiner Macht, seines Glückes und seiner Klugheit den Beinamen des Erlauchten gegeben hat. Ihm folgte, da seine beiden ältern Söhne Thankmar und Ludolf schon vor ihm mit Tode abgegangen waren, sein jüngster Sohn, Heinrich, der sich schon durch kriegerische Thaten gegen die Slaven und Ungarn einen rühmlichen Namen gemacht, als der Erbe seiner Macht und Tüchtigkeit, wodurch es ihm später gelang, der wahrhafte Begründer des deutschen Reiches zu werden. Gegen diesen neuen sächsischen Herzog glaubte Konrad um so mehr seine königliche Oberhoheit geltend machen zu müssen, als die Stammherzogthümer damals überhaupt noch nicht fest begründet und ihre Erblichkeit am allerwenigsten anerkannt war, und als die Anerkennung seines königlichen Ansehens bei dem mächtigen Volke der Sachsen ihm auch die bei den oberdeutschen Völkern sichern mußte. Der Streit des Königs Konrad mit dem Herzoge Heinrich in Sachsen bezog sich zunächst auf die nördlichen Gaue des thüringischen Landes, die schon lange mit Sachsen vereinigt waren und ein Besitzthum Otto's gebildet hatten. Diese suchte Konrad wieder von dem Sachsenlande zu trennen und wollte damit die im südlichen Thüringen einheimischen und ihm befreundeten und nahe verwandten Grafen Burkhard und Bardo ausstatten, woraus es sich erklärt, daß das ganze sächsische Volk als Verfechter der Sache seines Herzogs auftrat und sich um so enger an das ruhmwürdige Geschlecht der Ludolfingen anschloß.

Konrad's Bruder, der Markgraf Eberhard, welchen er gegen den Herzog Heinrich in Sachsen und Thüringen ausgesandt hatte, erlitt von demselben bei dem alten Eresburg (Stadtberg) an der Diemel eine gänzliche Niederlage, in Folge deren die Sachsen bis in das hessische Frankenland vorgedrungen zu sein scheinen. Darum zog Konrad dem Herzoge Heinrich entgegen und traf ihn in der Feste Grona, in welcher man ohne Zweifel das bei Göttingen gelegene Grona, das seit alter Zeit als eine Pfalz der sächsischen Herzöge bekannt ist, zu erkennen hat.

Die Feste ward von den Franken umlagert, und schon sah sich Heinrich genöthigt, mit dem Könige Unterhandlungen anzuknüpfen, als Konrad plötzlich die Belagerung jenes Ortes aufhob und sich zurückzog. Vielleicht daß Konrad durch eine Unternehmung des westfränkischen Königs Karl nach dem Rhein oder auch über diesen Strom hinüber zum Rückzuge aus dem Sachsenlande bewogen wurde, auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich der sächsische Herzog selbst in Verbindungen mit dem Könige Karl eingelassen habe. Noch im Laufe des Jahres 916 scheint zwischen ihm und dem Könige Konrad eine friedliche Abkunft getroffen worden zu sein, nach welcher der letztere, um den sächsischen Herzog von dem Könige Karl zu trennen und mit größerem Nachdrucke die oberdeutschen Fürsten zu bekämpfen, diesem seine Forderungen zugestanden haben muß. Wahrscheinlich ist es, daß der sächsische Fürst jetzt nicht bloß als Herzog in Sachsen, sondern auch in Thüringen anerkannt worden ist.

Denn unterdessen waren die im Schwabenlande gewonnenen Vortheile wieder verloren gegangen, indem Erchanger aufs Neue als Herzog in dem Lande auftrat. Und zu gleicher Zeit drangen, wohl auf Veranlassung des Herzogs Arnulf, die Reiterschwärme der Ungarn in das Reich ein, welche mit Rücksicht auf ihren Bundesgenossen das baierische Land schnell durchzogen zu haben scheinen, indem es nur heißt, daß das Land Alemannien von ihnen verheert worden sei und sie sich darauf nach Thüringen und Sachsen gewandt und bis zum Kloster Fulda vorgedrungen seien.

Durch Verrath war es den Anhängern des Königs gelungen, die beiden schwäbischen Fürsten Erchanger und Berthold in ihre Gewalt zu bringen, sie wurden sogleich von dem über sie niedergesetzten Fürstengericht als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, doch scheint Konrad aus Rücksicht auf seine verwandtschaftlichen Verhältnisse die Vollziehung jenes Urtheils noch aufgeschoben zu haben, bis ihn der hartnäckige Widerstand und selbst die offenen Feindseligkeiten des Herzogs Arnulf in Baiern bewogen, diesen durch ein Beispiel zu schrecken. Somit erfolgte im Frühjahre 917 die Hinrichtung der beiden schwäbischen Fürsten auf der Villa Adingen.

Indessen war der baierische Herzog nicht so leicht zur Unterwerfung zu bewegen und seine fortdauernde Verbindung mit den Ungarn drohte dem Reiche nur allzu gefährlich zu werden. Denn diese brachen im im Jahre 917 aufs Neue in dasselbe ein und scheinen wiederum das baierische Land schnell durchzogen zu haben, um in den rheinländischen Gebieten ihre Verheerung zu beginnen, indem sie plötzlich in Alemannien erschienen, dort über den Rhein in Elsaß eindrangen und sich verwüstend über die Landschaften von Lotharingien verbreiteten. Darum sah sich König Konrad zu einem zweiten Heerzuge nach Baiern genöthigt, wo Herzog Arnulf sich jetzt eben so wenig wie früher gegen die Uebermacht der Franken zu behaupten vermochte, sondern sich nun in das Land der Ungarn geflüchtet haben muß, wo er bis zu dem Tode seines königlichen Gegners verblieb.

Die Eroberung Baierns im Jahre 917 war König Konrad's letzte That. Verwundet, oder wenigstens krank, kehrte er von diesem Feldzuge in sein fränkisches Heimatland zurück. Vergeblich hatte er an sieben Jahre lang gerungen, ein Reich der deutschen Stämme mit einem Königthume in seinem Geschlechte zu Stande zu bringen; er war am Ende seines Lebens nicht viel weiter gekommen, als er bei Uebernahme der Herrschaft bei den deutschen Völkern gewesen war. Konrad starb noch am Schlusse des Jahres 918 und wurde, wie er es selbst gewünscht hatte, nach der Abtei Fulda gebracht.

König Konrad war es werth gewesen, der Beherrscher des Reiches der deutschen Völker zu sein, wie wenig die Umstände und das Glück ihn auch dabei begünstigt hatten. Seine Tüchtigkeit offenbarte sich vornehmlich in den Maßregeln, welche er bei der Annäherung seines Todes zur Erreichung des von ihm vergeblich erstrebten Zieles ergriff und in dem Edelmuthe, welchen er gegen seine vornehmsten Widersacher bei diesem Unternehmen zeigte. Mehr als der Ruhm und die Macht seines Stammes der Franken galt ihm die Wohlfahrt des deutschen Volkes, und wenn die politische Einheit desselben durchgesetzt und aufrecht erhalten werden mußte, so schien dazu unter den Hauptstämmen des früheren Reiches allein das Volk der Sachsen geeignet zu sein, welches unter der Leitung seines fürstlichen Geschlechtes der Ludolfingen, dessen Hoheit eben so die Friesen am Nordmeere, wie die Thüringer in der Mitte Deutschlands anerkannt haben mögen, mit großer Macht dastand. Ueberdies hatte sich der Herzog Heinrich bisher als einen sehr tüchtigen Fürsten gezeigt, welchem Konrad auch als seinem Gegner Achtung schuldig war. Darum bewog Konrad auf einer Versammlung der Fürsten seines Volkes seinen Bruder, den Markgrafen Eberhard, und die übrigen Mitglieder seines Geschlechtes, ihrem Streben, das Reich bei dem Namen der Franken und in ihrem Geschlechte zu erhalten, zu entsagen. Dem Rathe des sterbenden Königs folgten die fränkischen Fürsten, und Eberhard selbst überbrachte dem sächsischen Herzoge die Reichsinsignien.

---

41. Heinrich I.

(Nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.)

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerde saß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu Quedlinburg die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkelheerd. Wohl beruht dies auf einer alten, schönen Sage unseres Volkes, die mit der Zeit weiter ausgeschmückt ist, doch die Geschichte weiß von dem allem nichts.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er

getreulich. Die Herrschaft, auf die er nach der Sitte wohl Ansprüche hätte erheben können, wies er von sich, und wie einst Otto auf Konrad, so wandte er jetzt die Blicke der fränkischen Großen auf Heinrich den Sachsen. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reiches stehen so zwei Männer bei einander, die der Krone entsagten; keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen. Hatte schon Konrad's Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reiches noch festhielten, traten zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder, zur Wahl zusammen, und hier rief Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als König der Franken und Sachsen aus. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick ganz vom Reiche getrennt; dort waltete Arnulf, hier Herzog Burchard, mit freier Gewalt; Lothringen war noch immer mit dem Reiche der Westfranken verbunden.

Sobald aber Heinrich einen verheerenden Einfall der Ungarn im ersten Jahre seiner Regierung überstanden hatte, ließ er sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche einst dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen. Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheere begleitet, gegen Schwaben. Herzog Burchard übergab sich, alle seine Städte und Burgen, wie sein ganzes Volk, dem Könige, der ihm dagegen die herzogliche Gewalt in Schwaben in ihrem ganzen Umfange übertrug. Im folgenden J. (920) wandte er sich gegen Baiern. Arnulf hatte bei Regensburg sein Heer gesammelt. Als Heinrich heranrückte, um die Stadt zu belagern, zog er ihm kampfgerüstet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, sondern Frieden, und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor, Aug' in Auge wollten sie selbst ihre Sache verhandeln. Da meinte Arnulf, ein Einzelkampf solle zwischen ihm und dem Könige entscheiden, und tapfer, wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und stellte sich selbst in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was widerstrebst du Gottes Gebot?" sprach er. „Sein Wille ist es, daß mich das Volk zum Könige erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. Weßhalb willst du um deines Ehrgeizes Willen das Blut so vieler Christen vergießen?" Da wurde Arnulf nachdenklich, er begab sich zu den Seinen zurück, und ging mit ihnen zu Rathe. Sie riethen ihm, er solle sich Heinrich unterwerfen. Arnulf folgte dem Rathe der Seinen und wurde des Königs Vasall.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden, das Reich war hergestellt in dem Umfange, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte; aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem östlichen Reiche entrissen war. Auch hierauf richtete Heinrich sofort

seinen Blick und die Verhältnisse schienen seinen Wünschen entgegen zu kommen. Während eines Krieges Karl's des Einfältigen mit seinen Gegenkönigen (erst Robert, Herzog von Francien, dann Rudolf, Herzog von Burgund) zog Heinrich mit Heeresmacht nach Lothringen und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Doch erst in einem zweiten Kampfe gewann er nach und nach das ganze Land. Im 6. Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte.

Allein mit ganz freier Macht waltete König Heinrich nur in seinen Erbländern Sachsen und Thüringen. Mit rastloser Thätigkeit strebte er hier dahin, die Ruhe im Inneren völlig herzustellen. Sichtlich erhoben sich diese Länder und Heinrich's Einrichtungen hier dienten den anderen Ländern zum Beispiel und Muster. Wohl war es ein Glück, daß nach dem verheerenden Zuge der Ungarn im Jahre 919 diese schlimmsten Feinde die deutschen Länder eine Zeit lang verschonten. Aber im Jahre 924 erschienen sie von Neuem und wandten sich gegen Sachsen. Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmanns wurden eingeäschert, Alt und Jung, Mann und Weib erwürgt, wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerscheine am Himmel die Straße verfolgen, welche der furchtbare Feind zog, wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es ist besser, hiervon zu schweigen," sagt Widukind, „als durch Worte das Leid noch zu steigern." Die Gunst des Glückes fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Ungar wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und die Ungarn schickten deßhalb sogleich Gesandte, ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber boten sie für ihn im reichsten Maße; aber nicht darnach stand Heinrich's Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja, er erbot sich, wenn der ihm auf 9 Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich einen Tribut den Ungarn zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungarn 9 Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimat zu.

Nichts wahrlich ist schimpflicher und entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde zinsbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit vor Allem war die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft; nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der Stunde der Noth. Neun Jahre dünkten ihm genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen, und sie waren genug. Heinrich's Vertrag mit den Ungarn ging nur auf Sachsen, denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 von den Ungarn aufs Neue heimgesucht. Grö-

sere befestigte Ortschaften gab es damals in Sachsen und Thüringen noch nicht; nur an den Ufern des Rheines und der Donau und jenseits dieser Flüsse, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und Ungarnkriegen meist in Trümmern lagen. Das erste Erforderniß schien Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie auch neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen. Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut. Schnell stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf. So wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durchfließt, von Grund aus aufgebaut. Merseburg wurde vergrößert und erhielt eine neue steinerne Mauer. In und um Merseburg eröffnete Heinrich zugleich ein Asyl für Verbrecher, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft gegen die Feinde zu machen. Aber auch auf andere Weise suchte Heinrich die Bevölkerung der neuen Städte zu heben. Er gebot, alle Gerichtstage, Volksversammlungen u. s. w. sollten fortan hinter Burgmauern gehalten werden, damit die Sachsen, die das Leben in eingeschlossenen Mauern immer noch für eine Absperrung und Einkerkerung hielten, sich allmählich daran gewöhnten. An diesen befestigten Ortschaften sollten bei einem neuen Einbruch die Feinde nicht nur einen hartnäckigen Widerstand finden, sondern sie sollten zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit gewähren. Deßhalb mußte je der neunte Mann von den in den Grenzländern mit Lehen ausgestatteten Dienstleuten in die Stadt ziehen, hier für sich und zugleich für seine acht Gefährten Wohnung herrichten, wie auch Speicher und Vorrathskammern besorgen, denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die gewonnen wurden, mußte in die Stadt eingeliefert und dort aufgespeichert werden. Die acht aber, die draußen waren, bestellten für den in der Stadt das Feld, säeten und ernteten für ihn und brachten die Ernte in seine Scheuern. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens, zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem einst die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Den Beinamen der Städtegründer trägt Heinrich nicht mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst an das Leben hinter Mauern, Wällen und dem Verschluß der Thore gewöhnte und die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte.

Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, und Heinrich mußte ein Heer, mit dem er den Ungarn widerstehen konnte, sich erst schaffen. Wie er die Sachsen an das städtische Leben, so mußte er sie auch an den Reiterdienst zu Pferde gewöhnen. Der Kriegsdienst zu Fuß im Heerbanne verlor seitdem allen Glanz und alle Ehre. Schon galten die Worte Kriegsmann und Rittersmann für gleichbedeutend; aus dem

Volksheere wurde ein Ritterheer. So wurde die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutschen durch Heinrich nach den Bedürfnissen der Zeit umgestaltet und auf neue Bahnen gebracht.

Sobald aber Heinrich das Heer schlagfertig wußte, begann er auch den Krieg gegen die nächsten Feinde seines Reiches, gegen die Wenden, welche nimmer dem Sachsenvolk Ruhe ließen (928). Sie waren weniger gefährlich und furchtbar, als die Ungarn, und der Krieg gegen sie zugleich die beste Schule gegen den stärkeren Feind. Der erste Angriff galt den Hevellern, einem wendischen Stamme, der auf beiden Seiten der Havel und an der unteren Spree wohnte. Mehrmals kam es zum Kampfe, immer siegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeste des Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Es war mitten im Winter, als Heinrich sie belagerte, und auf dem Eise schlug er sein Lager auf. Eis, Eisen und Hungersnoth, die drei brachten Brennaburg zu Fall und mit ihm fiel das ganze Hevellerland in die Hände des Siegers.

Weiter südwärts drang Heinrich gegen die den Wenden stammverwandten Böhmen vor, und über den finsteren Böhmerwald rückte zugleich ein Baiernheer unter Herzog Arnulf in das Land ein. Der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß seiner frommen Großmutter dem Christenthum bereits gewonnen, übergab sich und sein Land dem Könige. Seit jener Zeit forderten Deutschlands Könige von den Böhmenfürsten Lehenspflicht und Gehorsam, bis endlich das Land selbst in viel späterer Zeit an deutsche Fürsten kam.

Aber schon waren die 9 Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungarn dem Ende nahe und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reiches drohte von Neuem. Heinrich hatte diese Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Vasallenheer zu Gebote; jetzt war es Zeit, sich mit dem alten Gegner zu messen. Bald erschienen Gesandte der Ungarn, den Tribut, wie gewöhnlich, zu fordern, aber mit leerem Säckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungarn, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Dalemincier ihren Weg nach Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminciern, aber diese wußten wohl, Heinrich sei gerüstet und statt des geforderten Tributes warfen sie höhnisch einen fetten Hund den Ungarn hin. So ergrimmt die Ungarn über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie im Winter des Jahres 932 auf 933 verheerten. Als das arme Land die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, um von dieser Seite in Sachsen einzubrechen. Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann aufgeboten; auch aus Baiern und den anderen ihm unterworfenen Ländern waren Ritter zu seinen Fahnen geeilt. Heinrich lagerte an der Unstrut in der goldenen Aue. Er ermahnte die Seinen,

sie sollten auf Gottes Gnade alle ihre Hoffnung setzen, dann würde er auch heute mit ihnen sein, wie in so vielen anderen Schlachten; die Ungarn seien des Reiches, seien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen, bald würden die Feinde weichen, wenn sie nur tapfer darauf losgingen und wacker sich schlügen. Da schwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth, mit Lust sahen sie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heeres sich auf dem Rosse tummelte und vor ihm überall die Fahne des heiligen Erzengels Michael wehte, denn dies war das Hauptbanner des Reiches. Die Ungarn wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Königs, sobald sie aber der gewappneten Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie zwei Meilen verfolgte, doch wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden. Ihr Lager aber erstürmte Heinrich und befreite dort alle Gefangene. Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, da war des Jubels im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlandes begrüßten Heinrich Heer und Volk. Und weit über alle Welt hin verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der die unüberwindlichen Ungarn geschlagen.

Auch den letzten Feind des deutschen Namens sollte Heinrich's Schwert noch treffen, die Dänen. Diese hatten schon lange die Grenzen überschritten, welche einst Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht allein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wenden an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevölkerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt und kaum fand man diesseits des breiten Stromes Schutz und Sicherheit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es, die Dänen zurückzuweisen und die Sachsen kehrten in die alten Sitze über die Elbe zurück. So stellte Heinrich die alten Grenzen des Reiches auch hier wieder her. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben dem deutschen Reiche, bis Konrad II. beinahe 100 Jahre später das Land bis zur Eider dem Dänenkönig Knud abtrat.

Heinrich war in den Kämpfen und Siegen des Lebens gealtert und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahres 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag. Hier traf den König ein Schlaganfall. Er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn, des Todes zu gedenken und zu ordnen, was ihm noch in dieser Welt zu ordnen blieb. Er hatte den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgebor-

ner war sein dritter Sohn, Heinrich. Der König wählte Otto als den Erstgebornen aus der kirchlich anerkannten Ehe zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Im Anfange des Jahres 936 kamen die Großen aus allen Theilen des Reiches zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König.

Es war der 2. Juli des Jahres 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf 60 Jahre gebracht und 17 Jahre über die deutschen Länder regiert hatte.

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürsten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwerte unterwarfen und die ganze bisherige Ordnung der weltlichen Dinge umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geistern, welche der Entwicklung des menschlichen Geistes neue Bahnen für Jahrhunderte vorschrieben: solche Ziele hat Heinrich sich weder gesteckt noch erreicht. Doch hat er Großes und Folgenreiches geleistet. Schon seine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reiches anerkannt. Als Gründer dieses Reiches hat Heinrich für uns Deutsche eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt. Durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu einem nun politisch wie kirchlich in sich abgeschlossenen Reiche bildete sich erst ein klares nationales Bewußtsein unter den Deutschen bestimmt und klar heraus; erst jetzt fing man an, die Deutschen scharf zu scheiden, wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karl's des Großen, so dort von der skandinavischen Bevölkerung des Nordens und den überseeischen Angelsachsen. Mit Heinrich beginnt die Geschichte des *deutschen Reichs* und des *deutschen Volkes*, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat.

„König Heinrich war" — so zeugt Widukind von Corvey — „der größte König Europa's zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben stand er keinem nach, doch hinterließ er einen Sohn, größer noch, als er, und diesem Sohne hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und allein Gottes Gnade zu verdanken hatte." *)

*) Damit übereinstimmend lautet die Charakteristik Heinrich's I. in H. K. L. *v. Sybel's* Rede über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit also: „Man kann ihn den Gründer des deutschen Reiches und damit den Schöpfer des deutschen Volkes nennen. Er verstand es, die einzelnen Stämme der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben in ihrer Gemeinsamkeit zu verbinden und zugleich in ihrer Besonderheit zu schonen. Er fand Gehorsam und Treue, weil er überall nur das Erreichbare, Zweckmäßige, Nothwendige forderte, und seiner Herrschermacht an der Natur der Dinge und der Freiheit der Menschen selbst die heilsamen Schranken setzte. Und wie im Innern waltete er nach außen. Niemals war die europäische Stel-

42. Otto I., der Große.

(Nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, und Wilhelm Doenniges, Jahrbücher des deutschen Reichs, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Als König Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn diese bildeten damals gleichsam den Kern des Reiches, den die anderen deutschen Länder, Schwaben, Baiern und Lothringen, noch in loserem Zusammenhange umschlossen. Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so schien doch die Wahlhandlung selbst dadurch nicht beseitigt zu sein. Ohne Widerspruch wurde Otto zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die König Heinrich's, schien schon nicht mehr genug. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karl's des Großen, sollten alsbald die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen —, stand der Marmorstuhl Karl's des Großen, der Erzthron des Reiches; hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte als Karl's des Großen Nachfolger und König der Franken. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Der Erzbischof Hildebert von Mainz — der erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, empfing den jungen König und führte ihn bis in die

---

lung Deutschlands tüchtiger und ehrenhafter als am Schlusse seiner Regierung. Heinrich ist nie auf die Eroberung fremden Gutes ausgegangen, aber den heimatlichen Boden hat er mit einer Reihe glänzender Siege geschirmt, und in einer fast ununterbrochenen Siegeslaufbahn die Fülle unbefleckter Lorbeeren geärntet. Bei seinem Tode gab es kein Land Europa's, wo der deutsche Name nicht geehrt, aber auch keines, wo er einem unterdrückten Volke der Gegenstand berechtigten Hasses gewesen wäre. Das Wachsthum Deutschlands war in jenen Jahren wie die Natur seines starken Königs, an Leib und Seele gesund; vielleicht glänzendere, aber wahrlich keine bessere Tage hat das Reich in den folgenden Zeiten gesehen."

Mitte des Münsters, wo Kaiser Karl's Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!" Und Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es wieder in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!"

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin das Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne." Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind. Vor Allem aber," fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest." Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wilfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, kehrte Otto zur Pfalz Karl's des Großen zurück. Hier war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge, zum Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herren erkannten und nichts anderes sein sollten und wollten, als die Ersten seiner Dienstleute. Der Lothringerherzog, in dessen Gebiet Aachen lag, leistete damals die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der Frankenherzog sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stelle ersehen hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Ein Fest, wie dieses, hatten die deutschen Völker nie gesehen, nnd nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab gleichsam dem Baue, den König Heinrich's Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging das Fest der Gründung des deutschen Reiches.

Wie Viele, die eine Krone getragen, haben nicht offen gestanden,

sie sei eine schwere Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone galt dies mehr, als von der des deutschen Reiches, zumal in dieser Zeit seiner Bildung und der gewaltigen inneren Kämpfe, welche dieselbe begleiteten. So kamen auch für Otto bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und seine jugendliche Hand stark genug sei, die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrich's Tode zu den slavischen Völkern nach Osten gedrungen, so erhoben sich die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln, die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Kaum hatte Boleslaw die herzogliche Macht in Böhmen an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Er behauptete sich in stolzer Selbständigkeit, bis er im zehnten Jahre der Regierung Otto's endlich genöthigt wurde, sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen. Schneller wurden die empörten wendischen Stämme unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deßhalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, dem jüngeren Sohne des Grafen Billung. Dieser griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Abermals unterwarfen sich jene Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über die Länder an der unteren Elbe den wackeren Hermann zurück und kehrte mit seinem siegreichen Heere heim.

Doch schon mit dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs Neue die Ungarn heran; auch sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege dann von Abend aus in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie leicht in die Flucht. Sie wandten sich dem Westen zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reiches verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften nun ihre Reiterschaaren bis zur Loire hin; schrecklicher als je zuvor verheerten sie das arme Land, denn dort war Niemand, der, wie Heinrich und Otto, der Zerstörung hätte wehren können.

In den nächstfolgenden Jahren hatte die von Heinrich I. begründete Einheit des Reiches noch manche schwere Prüfung zu bestehen durch eine Reihe innerer Kämpfe des Königs, theils mit den Herzögen, unter denen namentlich Giselbert von Lothringen (Otto's Schwager) sein schönes, reiches Land zu einem eigenen Königreiche erheben wollte,

wie es schon vor Zeiten gewesen war, theils mit seinen eigenen Brüdern, die ebenfalls nach der Krone strebten. In diesen Stürmen erprobte sich die Kraft des jungen Königs, er verfocht nicht allein seine Stellung und den Glanz seiner Krone, er verfocht nicht minder die Einheit des deutschen Vaterlandes, welche aus diesen Kämpfen so gestählt hervorging, daß sie allen ferneren Angriffen zu trotzen vermochte.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reiches und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen an die Stellung des Herzogthums an. Der wiederholte Aufstand der Herzöge hatte dem Könige hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit jener Fülle der Selbständigkeit, die Heinrich den Herzögen eingeräumt hatte, nicht bestehen könne; es war deßhalb nicht anders zu erwarten, als daß er seinen Sieg auf alle Weise benutzen würde, um eben so seine königliche Macht zu erweitern, wie die der Herzöge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrad's zurückzukehren, dazu besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen begründet war. Aber er konnte das Herzogthum in seinen Befugnissen beschränken, durch Einsetzung neuer Beamten überwachen, endlich seine Selbständigkeit durch Ertheilung an ihm persönlich ergebene Männer mindern. Und keinen Augenblick nahm Otto Anstand, alle diese Wege zu betreten. Nur in Franken hob Otto das Herzogthum ganz auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Die anderen Herzogthümer blieben bestehen, aber davon war freilich keine Rede mehr, daß die Herzöge die wichtigsten Rechte des Königs selbständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn, daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte. Ueberdies wurden in allen Provinzen, mit Ausnahme Frankens, nach und nach Pfalzgrafen eingesetzt zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Reichseinkünfte, zur Gewährung der Rechtshülfe an Stelle des Königs und überhaupt zur Beaufsichtigung und Ueberwachung der Herzöge und Grafen; sie waren nichts anderes, als die Statthalter des Königs in den Provinzen. Vor Allem aber suchte der König nur ihm völlig ergebene Männer mit der herzoglichen Gewalt zu bekleiden. Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbrechten, theils auf Volkswahl beruhte, so nahm Otto von Anfang an die freie Besetzung desselben als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch und hat es niemals geduldet, daß ihm dieses Recht bestritten würde.

Herstellung und Erweiterung der Marken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des Reiches, die Ungarn, Dänen und Wenden, hatte König Heinrich vor Allem das Reich begründet, aber nach Heinrich's Tode hatten die Feinde an den Grenzen nicht geruht und kaum mindere Gefahren über die deutschen

Länder gebracht, als die Empörer im Inneren. Wiederum hatten sich die Ungarn im Reiche gezeigt und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungarn hatte sich endlich das Sachsenland selbst zu helfen gewußt; gegen die Wenden mußte dagegen der König noch wiederholentlich ausziehen und sie zurückweisen. Aber fast höher noch als sein eigner Ruhm strahlt hier der, den sich seine tapferen Heerführer erwarben. Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Gero's Mark erstreckte sich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Er lag unausgesetzt im Kampf mit den Wenden. Zuletzt mußten sie denn doch, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Gero's Schwert unterliegen. Dieser drang immer weiter und weiter vor bis zu der Oder und unterwarf hier abermals alle Völker der Zinspflicht, die einst schon König Heinrich Tribut gezahlt hatten.

Auch die Dänen hatten sich während der inneren Streitigkeiten aufs Neue geregt. Gorm dem Alten war im Jahre 936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die jetzt vereinigte Dänenmacht zu ruhmvollen Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich errichtete dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen hielten dem ersten Angriff nicht Stand, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet, und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Lange tobte der Krieg, bis endlich König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufbrach und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel setzte. Nur sagenhafte Kunde aus einer spätern Zeit klingt von diesem Kriegszug zu uns herüber. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm entgegen, mit Feuer und Schwert verwüstete er das Gebiet der Dänen und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt. Hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer hier den Namen „Ottensund". Auf dem Rückzuge erst soll Harald bei Schleswig sich dem deutschen Heere zum Kampfe gestellt haben, aber Otto habe ihm den Sieg abgerungen und die Dänen auf ihre Schiffe getrieben. Dann erst kam es zum Frieden, und auf welche Bedingungen er auch geschlossen sein mag, die Mark wurde hergestellt, die deutschen Colonieen erneuert und die Obhut auch dieser Mark, die man die von Schleswig nannte, an Hermann übergeben. Eben so wurden die Grenzen des Reiches im Südosten gesichert und erweitert: der Böhmenherzog zahlte wieder den lange vorenthaltenen Tribut; die Ungarn wurden durch Otto's Bruder, Heinrich, nachdem dieser Herzog von Baiern geworden war, aus Kärnthen vertrieben und in ihrem eigenen Lande angegriffen.

Die wichtigste Folge der Erweiterung der Marken war die weitere Ausbreitung des Christenthums und deutscher Cultur gegen Norden und Osten. Otto gründete die dänischen Bisthümer: Schleswig, Ripen und Aarhuus, so wie die wendischen: Oldenburg, Havelberg und Brandenburg. An der Elbe wie an der Donau entwickelte sich städtisches Leben, Handel und Gewerbe.

Eroberung des Königreiches Italien 951.

Während das deutsche Reich nach langen und schweren inneren Kämpfen zu immer größerer Macht erstarkte, waren die romanischen Staaten, welche aus Karl's des Großen Monarchie sich abgetrennt hatten, immer mehr in Verfall gerathen, und Otto hatte schon in der ersten Zeit seiner Regierung sowohl in Frankreich durch Beschützung des Königs Ludwig's IV. gegen dessen Vasallen Hugo den Großen, als in den beiden seit 934 vereinigten Burgund durch die Vormundschaft über den jungen König Konrad Ordnung und Frieden hergestellt. Trauriger noch als in den romanischen Reichen des Westens waren die Verhältnisse in dem südlichen romanischen Reiche, in dem Königreiche Italien, wo nach Arnulf's Tode während der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts einheimische und burgundische Fürsten sich die Krone streitig machten. Auch in diesen Wirren war schon Otto's Hülfe von dem zu ihm geflohenen Berengar II. in Anspruch genommen worden. Erst ein unerwartetes Ereigniß veranlaßte Otto, schneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italische Königreich einzudringen und sich Bahn zu seinem großen Ziele, der Herstellung des Kaiserthums, zu brechen.

Am 22. November 950 starb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemanden kam das schleunige Ende des Königs gelegener als Berengar. Er beeilte sich, den erledigten Thron für sich und sein Geschlecht zu gewinnen, versammelte die italischen Großen zu Pavia und setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählten und beide empfingen die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher war; da sie aber auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot den argen Fürsten sein noch ärgeres Weib, die verrufene Willa. Schon in den ersten Tagen seiner Herrschaft wandten sich deßhalb die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die junge Wittwe Lothar's, die kaum noch das 19. Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volkes gewonnen, und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung und Rettung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklär-

lich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken, wenigstens sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange und dachte bald auf nichts anderes, als sie zu verderben. Es scheint wohl, er habe zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwentrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adalbert vermählen solle, und als habe sie entrüstet diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheid's bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmuckes, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt, man raufte ihr das Haar aus, mit Schlägen und Fußtritten beschimpfte man ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und erhitzte überall die Gemüther. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge unglückliche Königin.

Auch Otto's Seele hatten die Ereignisse jenseits der Alpen im Innersten ergriffen, und nicht deßhalb allein, weil er bei seinem nahen Verhältnisse zu dem burgundischen Hause am ersten berufen war, sich der unglücklichen Königin anzunehmen, sondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheid's die erwünschte Gelegenheit fand, sich des italischen Königreiches zu bemächtigen und im Besitz desselben das abendländische Kaiserthum zu erneuern.

Ohne Widerstand zu finden, ergoß sich das deutsche Heer in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte nicht einmal, sich zum Kampfe zu stellen; wohin Otto kam, überall öffneten sich ihm die Thore, vor Allen schlossen sich die Bischöfe bereitwillig ihm an. Berengar hatte sich in Pavia eingeschlossen, aber kaum näherte sich Otto der Stadt, so floh jener feige von dannen; schon am Tage darauf rückte Otto in Pavia ein. Auf eine seiner Burgen rettete sich Berengar, um wenigstens seine Person vor dem übermächtigen Feinde zu sichern.

Schon sah sich Otto als Beherrscher des Landes an, nannte sich in seinen Urkunden „König der Longobarden" oder auch „König der Italiener". Keine Wahl, keine Krönung erfolgte; nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheid's Hand ihm

übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche auf Italien abhängig; als König der Ostfranken meinte er, ein angeborenes Recht auf das italische Reich zu haben; als ein untrennbares Nebenland des ostfränkischen oder deutschen Reiches sah er Italien an.

Ohne Blutvergießen hatte Otto sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht; aber er stand damit nicht am Ziel seiner Absichten. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheid's Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom zu bahnen, das waren die Aufgaben, die er sich von Anfang an bei diesem Unternehmen gestellt hatte und jetzt nicht aufgeben konnte.

Adelheid war bereits auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet. Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit die Füße die Königin zu tragen vermochten; beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Einige Zeit brachten sie in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheid's Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio. Froh zog Adelheid in diese Mauern ein, die einst ein deutscher König mit ganz anderen Gefühlen betreten sollte.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die die junge Königin nach Pavia einladen sollten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elendes zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte froh ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Nicht lange nachher — wahrscheinlich schon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert.

Schon hatte Otto eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um wegen der Kaiserkrönung zu unterhandeln, als die Unzufriedenheit seines Soh-

nes Ludolf mit der Wiederverheirathung seines Vaters neue Unruhen in Deutschland erregte, die den König bewogen, den Zug nach Rom vorläufig aufzugeben und die Beendigung des Krieges gegen Berengar seinem Schwiegersohne Konrad zu übertragen. Dieser verbürgte in Unterhandlungen dem Berengar sein Reich, wenn er dem Könige nach Deutschland folge und sich ihm dort unterwerfe. Auf einem Reichstage zu Augsburg erhielt Berengar das italische Königreich (außer Friaul, welches mit dem Herzogthum Baiern vereinigt wurde) zurück als deutsches Lehen.

Der letzte Kampf mit den Ungarn, 955.

Als dem Reiche nochmals die Auflösung der kaum befestigten Einheit drohte, durch einen Zwiespalt innerhalb der königlichen Familie, der, weil die Glieder des sächsischen Königshauses alle deutschen Länder beherrschten, sich über das ganze Reich ausdehnte, da wurde, wie so oft, durch äußere Feinde die bedrohte innere Einheit gerettet und gesichert. Sowohl die Ungarn als die Wenden hatten die Gelegenheit benutzt, um abermals in die Marken einzufallen.

Um die Mitte des J. 955 hatten die Ungarn mit ungeheurer Heeresmacht und zahllosen Massen das Land von der Donau bis zum Schwarzwalde überschwemmt, den Lech überschritten, Alemannien eingenommen und Alles bis zur Iller mit Feuer und Schwert verwüstet, worauf sie den Bischof Ulrich in Augsburg belagerten. Die Stadt war nur mit niedrigen Mauern ohne Thürme umgeben, aber der Bischof vertheidigte sich sehr tapfer.

Am 10. August, dem Feste des Märtyrers Laurentius, that Otto das Gelübde, diesem Heiligen zur Ehre in der Stadt Merseburg ein Bisthum zu errichten und seinen eben begonnenen Palast ihm zur Kirche zu weihen, wenn ihm Christus Sieg verleihen würde. Dann empfängt er vom Bischof Ulrich das Abendmahl, redet zu den Genossen des Krieges vom unvermeidlichen Kampfe, von ihrer Treue und Kraft, die sie ihm bisher erzeigt hätten, von der Menge der Feinde, von dem Muthe der Deutschen, die die Herren fast des ganzen Europa wären, endlich von der Hoffnung auf Gott, ergreift das Schwert, den Schild, die heilige Lanze, und spornt als der Erste sein Roß gegen die Feinde, wie Widukind sagt, zugleich vollführend die Pflicht des Soldaten und des Anführers. Vom Morgen bis gegen Abend wurde gestritten. Zuerst widerstanden die Kühneren der Feinde; dann, als Einige fliehen und die Deutschen in die Mitte der ungarischen Reihen eindringen, werden auch jene getödtet. Endlich begann die Flucht; eine große Masse sucht ihr Heil, findet aber den Tod in den Wellen des Lech, Andere fliehen in die nahe gelegenen Ortschaften und werden zugleich mit den Mauern derselben verbrannt. Der König selbst verfolgte die Fliehenden und tödtete Alle, die er erreichen konnte. Es wird an demselben Tage noch das Lager der Feinde gestürmt, die Gefangenen werden sämmtlich befreit, und am Abend reitet Otto mit dem Bischof Ulrich

als Sieger in die Stadt Augsburg ein. An den folgenden Tagen erheben sich die benachbarten Städter und vertilgen aus Rache für die Verwüstungen, welche die Ungarn geübt hatten, eine so große Anzahl, daß kaum Einer entkommen sein soll. Bald wurden dann auch Könige und Fürsten der Ungarn gefangen eingebracht, nach Regensburg geführt, und mit vielen Genossen ihrer Raubzüge aufgehängt. In diesem Siege liegt eine Bedeutung und Wirkung für Jahrhunderte; und es ist nicht genug, was Otto von Freisingen sagt, das allerwildeste Geschlecht habe nicht mehr gewagt, das Reich anzugreifen und habe verzweifelnd daran gedacht, das eigene Land mit Pfählen und Wällen in den sumpfigen Orten gegen die Deutschen zu befestigen, sondern es war eine Befreiung des ganzen Europa, es war die Möglichkeit vorhanden, den barbarischen Osten dem Christenthume zu unterwerfen und wir können sagen, in dem Siege von Augsburg lag die Geburt Oesterreichs. Otto wurde vom Heere als Vater des Vaterlandes, als Imperator begrüßt, in allen Kirchen wurden Danksagungen gebracht, und als man nach Sachsen zog, ward der König von seiner vor Freude weinenden Mutter, vom Volke und den Fürsten der Sachsen mit Jubel empfangen.

Noch in demselben Jahre drang der König mit dem Markgrafen Gero (von der Nordmark) ins Wendenland verheerend vor und gewann eine Schlacht (an der Rekenitz) gegen sie, aber es bedurfte noch wiederholter Feldzüge, um die deutsche Herrschaft im Wendenlande von Neuem zu befestigen und bis zur Oder auszubreiten. Auch der von den Wenden bedrohte Polenherzog (Mieczislaw) leistete (963) dem Kaiser den Lehnseid, zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut, trat zum Christenthume über und stiftete das Bisthum Posen.

Um Sachsen gegen die so häufigen Einfälle der Dänen und Wenden zu schützen, wurde hier das Herzogthum hergestellt und dem treuen Hermann Billung übergeben, dessen herzogliche Gewalt sich jedoch nur auf das östliche Sachsen zwischen der Weser und unteren Elbe beschränkt zu haben scheint, während das westliche Sachsen (Westfalen) unmittelbar unter der Krone blieb. Auch in anderen deutschen Ländern (Baiern, Schwaben, Ober-Lothringen) erscheinen, seit jenem Zwiespalt im königlichen Hause, wieder einheimische Fürsten mit fast selbständiger Gewalt, die theils den alten Herzogsfamilien entsprossen, theils Begründer neuer herzoglicher Dynastieen sind. Nachdem also Otto's Versuch, die großen Vasallen nur als Reichsbeamten gelten zu lassen, gescheitert war, suchte er durch eine engere Verbindung mit der Kirche ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzöge und Grafen zu gewinnen. Daher wurden die Erzbisthümer und Bisthümer nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt, und Bischöfe wie Aebte mit Reichslehen freigebig ausgestattet.

Herstellung der abendländischen Kaiserwürde, 962.

Während Otto mit inneren Kriegen im deutschen Reiche beschäftigt war, hatte Berengar die geschworene Lehenstreue gebrochen und ange-

fangen, mit Hülfe der städtischen Bevölkerung die geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens für ihren Abfall zu Otto zu züchtigen. Deßhalb sandte dieser seinen Sohn Ludolf nach Italien, welcher den Berengar zweimal besiegte, aber an einem bösartigen Fieber starb (957). So konnte Berengar abermals seine selbständige Macht befestigen und sogar den Papst (Johann XII.) in seinem eigenen Lande bedrängen. Dieser rief daher Otto zu Hülfe und bot ihm die Kaiserkrone an. Nachdem Otto seinen gleichnamigen Sohn zum König hatte wählen und krönen lassen, zog er 961 zum zweiten Male nach Italien und da Berengar's Heer sich im entscheidenden Augenblicke zerstreut hatte, so gelangte er ohne Widerstand und als Bundesgenosse des Papstes nach Rom und empfing 962 die lang ersehnte Kaiserkrone, die seitdem mit der deutschen vereinigt blieb. Doch bald entzweite er sich mit dem Papste, weil er das oberherrliche Recht (der Karolinger) über das Patrimonium Petri in Anspruch nahm.

Im Sommer 962 wandte sich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta (westlich vom Lago Maggiore) vertheidigte. Zwei Monate belagerte er sie hier und zwang sie endlich, sich ihm zu ergeben. Großmüthig schenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, sie würde ihren Gemahl bewegen, die Waffen niederzulegen, aber das ehrgeizige Weib begab sich nur zu Berengar, um ihn zu um so hartnäckigerem Widerstande anzustacheln. Inzwischen bot Otto die oberitalischen Bischöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comersee, die Berengar's Söhne besetzt hielten, zu umschließen; er selbst lag während des Monates August hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung sich in die Länge zog. Es zeigte sich, daß Berengar nicht mit so leichter Mühe ganz zu überwältigen sei, und erst als Otto Verstärkungen seines Heeres aus Deutschland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte sich jetzt gegen Berengar selbst. Die Burgen am Garda- und Comersee waren noch nicht gefallen und schon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiser längst besorgte, der Papst hatte sich mit seinen Feinden vereinigt und war mit Adalbert, der sich zu den Arabern auf Corsica begeben hatte, um sich ihres Beistandes zu versichern, in Unterhandlungen getreten. Bald darauf wurden Adalbert die Thore Roms eröffnet. Als Otto dies vernahm, theilte er sein Heer; einen Theil desselben ließ er gegen Berengar zurück, mit der Hauptmacht aber brach er gegen den Papst auf. Der Papst und Adalbert flüchteten und Otto zog zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papst und die treulosen Römer in Rom ein. Er benutzte seinen Sieg, wie sich gebührte. Die Römer mußten ihm einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten, ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhles, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. In-

dem die Verleihung des Stuhles Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhängig wurde, wie die Verleihung der Erzbisthümer und Bisthümer in seinen deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom dauernd befestigt, sondern zugleich die ganze abendländische Kirche in Abhängigkeit von ihm versetzt.

Adalbert hatte sich wieder zu den Arabern nach Corsica geflüchtet. Indessen hatten die Heere Otto's in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstandes so gut wie vernichtet. Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen.

Dritter Zug nach Italien, 966—972.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengar's Söhne Adalbert, Kuno und Guido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Doch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen in einer Schlacht, in der Guido fiel; Kuno ergab sich und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben, zum dritten Male über die Alpen zu ziehen, und trieb ihn jetzt an, ohne Aufenthalt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhles Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. October als Johann XIII. den römischen Stuhl bestieg. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt, Peter, und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna einkerkerten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf. Es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf seiner Haft und flüchtete sich zunächst nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte seinen Schützling nach Rom zurück, als

Otto bereits über die Alpen gekommen war. Jeder Widerstand der Römer würde vergeblich gewesen sein; sie öffneten dem Papste nicht allein die Thore, sondern holten ihn sogar in feierlichem Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr, und die ganze Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten, durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto damals der Stadt. Die Führer des Aufstandes ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volkes ließ er eilf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephanus wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut; den Präfect Peter gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Constantin aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzuge, unter dem Hohn des Volkes, durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Peter abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte, aber der Schrecken schien nöthig, um unter dem treulosen Volk das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern. Der Papst sprach selbst bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Otto's Fürsorge gerettet.

Wäre es allein Otto's Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen, die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost über die Alpen heimkehren können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen, bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Arabern reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen. Zunächst gelang es ihm, von dem Papste das Versprechen zu erhalten, er werde den jungen Otto schon in der nächsten Zeit zum Kaiser krönen. Der Kaiser erließ sogleich an seinen Sohn den Befehl, im Herbste nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfeste zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich bemühte er sich aber für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter. Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden. Um so eher konnte er darauf rechnen, daß man seine Werbung um Theophano, die Tochter Kaiser Romanus II., nicht zurückweisen würde. Er wünschte ohne Zweifel, daß Theophano als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unter-Italien zubringen möchte, aber er

legte, wie es schien, mehr Gewicht darauf, daß überhaupt nur die beabsichtigte Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf der Größe der Mitgift bestanden hätte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Constantinopel knüpfte sich weiter die Aussicht, die Ungläubigen aus Italien zu vertreiben. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus hätten sie kaum zu widerstehen vermocht; man durfte hoffen, sie aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja, aus Sicilien selbst zu verdrängen. Aber auch ohne Unterstützung von Constantinopel schien mit den vereinten Kräften Deutschlands und Italiens ein günstiger Erfolg nicht unmöglich. Die Christenheit hier zum vollständigen Siege über den Islam zu führen, das war ein Unternehmen, Otto's kaiserlicher Stellung so würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Wenden, Ungarn und Dänen, den Heiden im Norden und Osten, bereits abgewonnen hatte!

Schon im nächsten Jahre hoffte er, sein Ziel so weit erreicht zu haben, daß er Italien verlassen könnte. Aber bald stieß er überall auf Schwierigkeiten, die selbst für ihn, den mächtigsten Fürsten des Abendlandes, nicht so leicht zu überwinden waren.

Vor Allem wollte der byzantinische Kaiser Nicephorus keinen Kaiser neben sich anerkennen. Es lebte in ihm, so wie in seinen Vorgängern, noch immer die Erinnerung und die Idee Eines Kaiserthums, und ganz consequent nannten sich die Herrscher des Ostens daher nicht Griechische Kaiser, sondern schlechthin „Kaiser“ oder „Römische Kaiser“, die anderen Herrscher aber höchstens „Könige“. So kam es ihnen auch nicht in den Sinn, auf irgend eines der Länder zu verzichten, die sie in den Stürmen der Völkerwanderungen seit Jahrhunderten verloren hatten. Nicephorus behauptete, ein Recht auf Rom und Italien zu haben. Wenn er aber diese Ansprüche machte, so war es ihm durchaus unmöglich, der einer der ausgezeichnetsten Feldherren war, die je den griechischen Thron erwarben und verloren, Apulien und Calabrien aufzuopfern, diese fruchtbaren Länder, auf die er seine Hoffnung gründen durfte, von hier aus vielleicht Sicilien wieder einzunehmen. Er forderte hartnäckig den ruhigen Besitz derselben, und verlangte dazu, daß die Fürsten von Capua und Benevent sich seiner Herrschaft wieder unterwerfen sollten, ja, daß Otto Rom selbst frei sein lasse. Otto dagegen trat mit dem Rechte und der Kühnheit des Eroberers auf und stützte sich auf die Idee des von ihm erneuerten abendländischen Kaiserthums, das (nach den Worten Liudprands) auf dem italischen Reiche beruhe. Er verlangte noch zu dem Fürstenthum Capua und Benevent und zu Allem, was er besaß, das ganze übrige Italien. Er rückte im März 968 in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein. Nirgends stieß er im Anfang auf Widerstand, schnell drang er bis Bari, der Hauptstadt des Landes, vor. Bari aber war von den Griechen besetzt und öffnete die Thore nicht. Otto sah sich genöthigt,

die Stadt einzuschließen und zu belagern; die Belagerung versprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See ungehindert unterhielt und Otto ohne die Unterstützung einer Flotte diese nicht unterbrechen konnte. Um einen langen, zwecklosen Kampf zu vermeiden, beschloß der Kaiser, noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Diese hatten erst Erfolg nach dem Tode des Kaisers Nicephorus. Dessen Nachfolger Tzimisces erbot sich, Theophano dem jungen Kaiser Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutschen Apulien und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen sollten. Otto schien es jetzt genug, dem Sohne die Kaisertochter zu gewinnen, er ging auf den ihm von Tzimisces angebotenen Vertrag ein. Durch die Verlobung des Sohnes mit der Griechin war ihm einerseits der Besitz Roms und des Königreiches Italien gesichert, wie andererseits für seine kaiserliche Würde die Anerkennung von Byzanz gewonnen worden.

Im Anfange des Jahres 972 landete Theophano mit einem glänzenden Gefolge und begab sich nach Rom. Mit der größten Pracht und mit allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert, fast alle Fürsten Deutschlands waren zu dem seltenen Feste über die Alpen gekommen.

Bald darauf trat Otto mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatten sich in diese sechs Jahre zusammengedrängt, und doch konnte der Kaiser sich nicht verhehlen, daß er den Zweck seines Zuges nur zum Theil erreicht und das Gewonnene mehr einer Gunst des Geschickes, als glänzenden Siegen zu danken hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber.

Sein Tod am 6. Mai 973 war ein Weltereigniß, denn schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen. Ueberall mußte man den Verlust des mächtigen Fürsten fühlen, in nächster Nähe und in weitester Ferne. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit und Klugheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange daniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich frei gemacht und aufgerafft hatte?

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Bewunderung, die er in der letzten Zeit seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der ernste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung, noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter, im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die

heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk, auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slavischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Kirchendienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich, zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abende seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen edlen Gaben, die man schon am Jünglinge pries: felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot. Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen anderen erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der später erbaut ist, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Gebeine des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha; ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserem Vaterlande, bei der gern der Wandersmann weilt. Da ruhen die Gebeine des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.

---

43. Otto II.

(Nach Heinr. Luden, Geschichte der „Teutschen" und nach Wilhelm Giesebrecht, Jahrbücher des deutschen Reiches.)

Der Kaiser Otto II. übernahm nach seines Vaters Tode die Reiche, deren Kronen er schon erhalten hatte. Er war ein liebenswürdiger Jüngling von 18 Jahren. An Kenntnissen und feiner Bildung übertraf er seinen Vater weit; aber ihm fehlte die Kraft desselben; für seine jugendlichen Schultern war die Last einer Herrschaft über so viele Länder und Völker zu schwer. Er war den Sitten seines Volkes entfremdet; der hochmüthige Entwurf seines Vaters, ihn nur mit einer kaiserlichen, einer griechischen Fürstin zu vermählen, hatte auch keine volksthümlichen Gefühle in seiner Brust erweckt. Otto II. stand wie ein Fremdling einsam und verlassen unter den Deutschen; er hatte kein Herz für das Volk, das Volk kein Herz für ihn.

Heinrich II., Herzog in Baiern, war, als der Kaiser Otto starb, ein schöner, wohlunterrichteter Jüngling von 22 oder 23 Jahren. In ihm war Vieles von dem Geiste seines Vaters, am Meisten von der Liebe zu Größe und Gewalt; an Hochmuth stand er Keinem aus seinem stolzen Geschlechte nach. Daher hatte er den Gedanken seines Vaters, die königliche Krone zu erwerben, nicht aufgegeben.

Dem kaiserlichen Hofe war Heinrich schon längst verdächtig geworden. Man glaubte, seinen weiteren Schritten durch jegliches Mittel zuvorkommen zu müssen. Zum Osterfeste des Jahres 975 erschien Herzog Heinrich, eingeladen oder freiwillig, am Hoflager des Kaisers zu Grona; der Kaiser Otto ließ ihn sogleich zu sicherer Haft nach Ingelheim abführen. Dieses Verfahren hielten die Feinde des Kaisers nicht bloß für willkührlich, sondern für heimtückisch; in Heinrich's Freunden, in vielen baierischen Vasallen, entstand die bitterste Leidenschaft. Er selbst faßte den Entschluß, sich, sobald er seine Freiheit wieder gewonnen hätte, gänzlich von dem Kaiser los zu sagen.

Gegen den Frühling des folgenden Jahres 976 gelang es dem Herzoge Heinrich, aus seiner Haft in Ingelheim zu entkommen. Er eilte nach Baiern und setzte Alles in Bewegung. Sobald er in Regensburg angekommen, setzte ihm der Bischof Abraham von Freisingen ohne Bedenken in der Kirche des heiligen Emmeran die königliche Krone auf das Haupt. Aber der Augenblick war unglücklich gewählt. Ehe die Baiern Anstalten zur Vertheidigung ihres eilfertigen Werkes zu treffen vermochten, zog der Kaiser heran. Bei seiner Erscheinung zerstreuten sich die geringeren Anhänger des neuen Königs, die Häupter suchten sich nach allen Seiten über die Grenze zu retten. Herzog Heinrich selbst, der sich König nannte, entfloh, von einer kleinen Anzahl tapferer Männer begleitet, nach Böhmen, um sich mit dem Herzoge Boleslav zu vereinigen. Der Kaiser erklärte ohne Weiteres den Herzog Heinrich seiner Würden und Lehen entsetzt. Er verlieh das Herzogthum Baiern seinem Neffen Otto, der seine treue Ergebenheit auf das stärkste bewährt zu haben schien, zu dem Herzogthum in Alemannien. Hierauf verfolgte er seine Feinde nach Böhmen. Heinrich sah sich genöthigt, dem Kaiser sich selbst und seine Anhänger zu überliefern. In Magdeburg vor Gericht gestellt, ward er verurtheilt, ins Elend zu gehen; Otto jedoch vertraute ihn der Aufsicht des Bischofes von Utrecht an.

Aber schon rüstete sich ein neuer Feind, Lothar, der König der Franzosen. Er wollte versuchen, ganz Lotharingien, das Land der französischen Sehnsucht, wieder an Frankreich zu bringen. Aber er war außer Stande, eine kriegerische Unternehmung zu bestehen. Der Kaiser begab sich im Sommer des Jahres 978 nach Lotharingien. Als er sich hier arglos zu Aachen in der Pfalz Karl's des Großen befand, ward ihm plötzlich angesagt, der König Lothar eile herbei, um ihn zu überfallen. Auf die Nachricht, er sei nur noch um einen Marsch entfernt, zog Otto sich nach Köln zurück. Lothar besetzte Aachen; er ließ den Adler auf der Pfalz, der bisher nach Deutschland geschaut hatte, nach

Frankreich blicken. Aber der Rausch verflog schnell. Sobald die Vasallen in Lotharingien die geringe Stärke des französischen Heeres erkannt hatten, stellten sie sich dem Könige Lothar so unbedenklich gegenüber, daß er für nöthig hielt, schnell nach Frankreich zurück zu kehren. Ein Herold des Kaisers holte ihn ein, die drohende Erklärung überbringend, daß der Kaiser am 1. October mit einem Heere erscheinen werde, um für sein feiges und verrätherisches Benehmen Rache zu nehmen. Otto hielt Wort. Auf seinen Ruf eilten die deutschen Fürsten herbei. Am 1. October ging der Kaiser über die französische Grenze, drang bis Paris vor und lagerte sich auf dem Martyrberg. Wegen der späten Jahreszeit aber war der Kaiser außer Stande, die Stadt zu belagern. Am Ende des Monates November trat er den Rückzug an. Inzwischen hatte Lothar in Burgundien einige Mannschaft zusammengebracht, mit welcher er sich von der Seite her dem deutschen Heere nahte. Der Kaiser kam an die angeschwollene Aisne. Ein kundiger Mann rieth ihm, das Heer über den Fluß zu führen, weil das Wasser im Wachsen sei. Der größte Theil des Heeres ging über den Fluß. Das Fuhrwerk und Gepäck aber konnte vor dem Einbruche der Nacht nicht herüber gebracht werden; zum Schutze desselben ward ein Theil des Heeres zurückgelassen. Am folgenden Morgen war alle Verbindung unterbrochen. Da kam Lothar heran, warf sich auf die Mannschaft am anderen Ufer, trieb sie auseinander und bemächtigte sich des größten Theiles von Fuhrwerk und Gepäck. Otto, von Schmerz und Zorn durchdrungen, sandte den Grafen Gottfried mit wenigen Begleitern in einem kleinen Schiffe über den Fluß und ließ dem Könige Lothar vorschlagen: „Wenn er, Lothar, den Muth habe, einen ehrlichen Kampf zu kämpfen, so möge er ungehindert über den Fluß setzen, oder ihn ungehindert auf das andere Ufer kommen lassen, alsdann möge eine Schlacht entscheiden, wer Herr in Lotharingien sein solle.“ Lothar nahm den Vorschlag des Kaisers nicht an. Die Schlacht unterblieb, der Kaiser setzte ungehindert seinen Rückzug fort und an den Grenzen seines Reiches entließ er das Heer. Im Jahre 980 hatten der Kaiser und Lothar, der König der Franzosen, eine Zusammenkunft an dem kleinen Flusse Cher. Lothar erschien mit Geschenken der Versöhnung und trug auf einen Frieden an. Otto empfing die Geschenke und gewährte den Frieden. Lothar entsagte allen Ansprüchen auf Lotharingien, damit nicht eine Verbindung zwischen den Capetingern und dem Kaiser zu Stande komme.

Otto II. in Italien. Ehe Otto der Große Italien vor 8 Jahren verließ, hatte er für die Erhaltung der Ordnung und Ruhe nach Möglichkeit gesorgt; die öffentlichen Aemter waren Männern anvertraut, auf welche er sich verlassen zu können glaubte. Dennoch zeigten sich überall, sobald die Nachricht von Otto's Tode nach Italien gekommen war, Bewegung, Unordnung und Gewaltthat. Bald trat im oberen Italien Adalbert von Neuem hervor und regte durch seine Erscheinung Erinnerungen an frühere Tage auf; Alles gerieth in Spannung, in Verwirrung.

Der junge Kaiser wurde vielfältig aufgefordert, nicht zu verstatten, daß das Werk seines Vaters in Trümmer zerfalle. Als ihm daher seine Feinde im Reiche bezwungen, die Grenzen des Reiches gesichert zu sein schienen, glaubte er, eilen zu müssen, um das Ansehen seiner Kronen herzustellen. Seine Absicht war, ganz Italien mit dem abendländischen Reiche zu vereinigen, die Griechen und die Saracenen, aus dem unteren Theile des Landes zu vertreiben. Ihm, einem Jünglinge von 26 Jahren, Sohn und Enkel hochberühmter Fürsten, lag Alles daran, durch Thaten auch auf seinen Namen einen Glanz zu bringen. Auch schien die Eroberung des Landes in dieser Zeit nicht schwer werden zu können. Johannes Tzimisces war nicht mehr Kaiser im Morgenland; die beiden Söhne des Kaisers Romanus, Basilius und Constantin, hatten das Reich übernommen, und waren so stark durch Kriege gegen innere und äußere Feinde bedrängt, daß sie sich um Italien nicht bekümmern zu können schienen. Im Herbste des Jahres 981 rückte Otto II. nach dem unteren Italien vor bis Salerno; er fand nur Widerstand in den Mauern der Städte. Inzwischen schickte der griechische Kaiser Basilius eine Gesandtschaft, um den Krieg abzuwenden. Der Versuch mißlang. Da traf Basilius Anstalten zum Widerstand, und trug selbst kein Bedenken, sich mit den Muselmännern in Sicilien zu verbünden. Die Saracenen sahen in Otto einen eben so gefährlichen Feind als die Griechen; sie nahmen daher gern das Geld der Griechen und rüsteten sich, neben denselben jeglichen Kampf zu bestehen. Im Anfange des Jahres 982 erhielt der Kaiser Otto eine tüchtige Verstärkung, welche der Herzog Otto ihm zuführte. Am 13. Juli 982 kam es bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, zu einer harten Schlacht, die für den Kaiser zu entscheiden schien.

Voll religiöser Begeisterung drang man in die Feinde ein, aber man fand hartnäckigen Widerstand. Bis zum Mittage wurde gekämpft, endlich wichen die Griechen und zogen sich mit großem Verluste zurück. Das deutsche und longobardische Heer überließ sich bereits sorglos der Freude des Sieges. Der Kaiser meinte, es sei schon Alles geschehen, er ließ seine Soldaten die Waffen ablegen und sich auf dem Schlachtfelde am Flusse zerstreuen, um Beute zu suchen. Da plötzlich brachen die Araber in ungeheuren Schaaren aus den Bergen hervor, welche die Gegend umkränzen. Rings sieht Otto sich und sein Heer eingeschlossen, von allen Seiten stürmen die Feinde an. An Widerstand ist nicht zu denken, ein Jeder sucht nur, wo möglich, sich noch durch die Flucht zu retten. Aber die Einen fallen auf der Stelle unter den Schwertern der Feinde, Andere finden ihren Tod in den Wellen des Flusses, Andere sinken von den Händen ihrer eigenen Landsleute, da die Nacht hereinbricht und man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden kann. Nur wie durch ein Wunder entkam der Kaiser selbst dem Verderben. Von den Feinden gedrängt, hatte er sich, wie es scheint, bis zur Mündung des Flusses durchgeschlagen, hier stürzte er sich, da er keine Rettung mehr sah, mit seinem Rosse in die Fluten und suchte ein Fahr-

zeug, das er in der Ferne bemerkte, zu erreichen. Dieses gelang ihm, und er wurde von den Schiffern aufgenommen. Zum Unglück waren es Griechen, doch war unter ihnen ein Slave, der den Kaiser kannte. Er gab ihm Kleider und machte ihm bemerklich, er solle verheimlichen, wer er wäre. Die Schiffer aber überredete er, ihr Gefangener sei des Kaisers Kämmerer, unter dessen Obhut die Schätze desselben wären, die sich in diesem Augenblicke zu Rossano befänden. Wollten sie ihn dahin bringen und dann in Freiheit setzen, so verspräche er, ihnen den größten Theil derselben zu geben. Da der Slave sich selbst als Bürgen für die Erfüllung des Versprechens einsetzte, so glaubte man ihm, und steuerte nach Rossano. Der Slave geht in die Stadt, sobald man gelandet, angeblich um das Geld herbei zu schaffen, in der That aber, um den Bischof Theoderich von der Gefangenschaft und der Ankunft des Kaisers zu unterrichten. Theoderich eilt mit zweien seiner Dienstleute dem Strande zu, ein schnelles Roß führen sie mit sich. Sobald der Kaiser die Nähe seiner Getreuen bemerkt, springt er hurtig aus dem Schiffe, besteigt, sobald er am Lande ist, das Roß und eilt der Stadt zu, wo er seine Gemahlin und die Seinen wieder findet. Von dem tiefsten Schmerze mußte der Kaiser erfüllt werden, wenn er zurück blickte auf das Unglück, das ihn betroffen hatte. Die traurigsten Folgen mußte seine Niederlage nach sich ziehen. Die meisten Städte und Ortschaften Calabriens und Apuliens, die er in seine Gewalt bekommen hatte, fielen unmittelbar darauf wieder in die Hände des Feindes, die Besatzung derselben wurde in die Gefangenschaft geführt, das ganze Land von den Arabern plündernd durchzogen.

Der Kaiser war der Gefangenschaft entgangen, aber der Nachwirkung der Ereignisse, dem Schmerze, der Scham, dem Verlangen nach Rache, entging er nicht; diese Leidenschaften scheinen seine Gesundheit untergraben zu haben. Auf die erste Nachricht von dem Unglück versammelten sich die sächsischen Fürsten allzumal und erließen ein Schreiben an den Kaiser, er möge ihnen verstatten, Theil zu nehmen an dem Kampfe, der zu Rache und Ruhm nothwendig sei. Der Kaiser bestimmte ihnen und anderen Fürsten aus den übrigen deutschen Ländern Verona zum Sammelplatze. Im Frühjahre 983 zogen die Deutschen über die Alpen. Als Otto die Ankunft eines so zahlreichen Heeres erfuhr, scheint er in jugendlichem Uebermuthe sogleich neue Entwürfe gefaßt zu haben, die desto höher getrieben wurden, je gespannter sein Geist, je zerrütteter seine Gesundheit war; er scheint gedroht zu haben, daß er nicht ruhen wolle, bis die Saracenen aus Italien und Sicilien gänzlich vertrieben wären. Zu Verona wurden zuvörderst die Angelegenheiten Deutschlands und Italiens berathen. Der Kaiser ließ seinen Sohn Otto, ein Kind von drei Jahren, als seinen Nachfolger in seinen Reichen anerkennen und sandte denselben, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna begleitet, nach Deutschland zurück. Dann brach er mit dem Heere nach Rom auf. Als er in dieser Stadt eintraf, war der Papst Benedict VII. gestorben; Otto ließ

daher seinen Erzkanzler im Reiche Italien, den Bischof Peter von Pavia, zu dem apostolischen Stuhl erheben; der neue Papst nannte sich Johann XIV. Er selbst aber, der Kaiser Otto II., wurde zu Rom von einer schweren Krankheit befallen. Am 7. December im Jahre 983 schied er vom Leben. Sogleich zerfielen alle seine Entwürfe, sein Heer ging aus einander, ein Jeder in seine Heimat.

---

44. Otto III.

(Nach Roger Wilmanns, in Leop. Ranke's Jahrbüchern des deutschen Reichs.)

Beim Tode Otto's II. konnte es auf den ersten Anblick erscheinen, als ob er seinem Sohne ein wohlgeordnetes, in sich fest gegründetes Reich hinterlasse. Otto, der kaum dreijährige Sohn des Kaisers, war auf dem Reichstage zu Verona von den Sachsen, Schwaben, Lothringern, Baiern und Italienern einstimmig zum Könige erwählt und in Aachen gekrönt worden. Aber die Nachricht von dem Tode des Kaisers brachte über Deutschland ein Jahr der Verwirrung und Noth. Denn die Partei, die durch Otto's II. starke Hand nur mit Mühe unterdrückt worden, trat jetzt, an ihrer Spitze Heinrich, in voller Kraft auf, um einen zweiten Versuch zu machen, die verlorene Gewalt wieder zu gewinnen. Heinrich, der seit dem Jahre 978 in Utrecht unter Aufsicht des Bischofs Poppo gefangen saß, wurde jetzt von diesem wieder in Freiheit gesetzt und nahm als gesetzlicher Vormund aus den Händen des Erzbischofs Warin den jungen König in Empfang. In dem Bestreben, seinen Anhang nach allen Seiten hin zu vergrößern, wurde er unzweifelhaft durch das Mißvergnügen, welches Theophano's fremde Sitten bei den deutschen Fürsten erregt hatten, sehr unterstützt. Otto III. galt ihnen so schon für einen Griechen und sie hegten daher die Absicht, während seiner Minderjährigkeit einem deutschen Herrn die oberste Gewalt zu übertragen. Dies waren anfänglich, wenigstens seinem Vorgeben nach, auch nur Heinrich's Absichten, und es gelang ihm, diese nationale Opposition benutzend, viele der bedeutendsten Männer, namentlich unter den Geistlichen, in sein Interesse zu ziehen.

Wie Heinrich Alles nach Wunsch gelingen sah, stieg sein Ehrgeiz immer höher; von seiner Partei erhoben und zu immer noch größern Dingen angereizt, wagte er es, seine längst gehegten Absichten auszuführen; er streckte die Hand nach der Krone aus. Die Macht eines Königs hatte Heinrich um so mehr, als auch seine alten Freunde, die Herzöge von Polen und Böhmen, Miseco und Boleslav, die schon gegen Otto II. ihm Beistand geleistet, jetzt mit Mistui, dem Fürsten der Obotriten, und unzähligen anderen, kamen und schwuren, ihn als ihren Herrn und König treulich zu unterstützen.

Es sind höchst wahrscheinlich die sächsischen und thüringischen Großen gewesen, die, da sie sich durch Heinrich's Bund mit den Slaven in

ihrem Lebensnerv angegriffen sahen, jetzt seinen Planen einen geregelteren Widerstand entgegenzusetzen anfingen, indem sie treue Boten zur Kaiserin Adelheide nach Pavia schickten, sie beschworen, wenn ihr das Reich und der Enkel am Herzen liege, eiligst nach Deutschland zu kommen und ihnen Hülfe zu leisten.

Hatte Heinrich vorzugsweise die Bischöfe auf seiner Seite, so standen für Otto die Herzöge von Sachsen und Schwaben mit den übrigen weltlichen Großen dieser Lande. Von diesen beiden Punkten, vom Norden und Süden Deutschlands, erhebt sich jetzt ein ernstlicher Widerstand gegen den Usurpator und seine Partei. Wie er nun die beiden Hauptländer Deutschlands, Sachsen und Franken, deren Vereinigung das deutsche Reich zuerst constituirt hatte, in Waffen gegen sich sah, mußte er der Nothwendigkeit nachgeben und eidlich versprechen, den jungen König seiner Mutter und seinen Anhängern auszuliefern.

Als Adelheid in Pavia von den Anhängern ihres Enkels nach Deutschland gerufen wurde, hatte sie sich mit Theophano, die bis dahin in Rom lebte, vereinigt, und war, von dieser und ihrem Bruder, dem Könige Konrad von Burgund, begleitet, nach Deutschland gekommen.

Otto wurde in Freiheit gesetzt, aber durch die Vermittlung Konrad's erlangte auch Heinrich günstige Bedingungen.

Kaum hatte Otto im Alter von 15 Jahren die Regierung selbst übernommen, als ihn der Papst nach Rom berief. Die Kirche war damals einer schmählichen Herrschaft unter Crescentius anheimgefallen und Johann XV. schickte Gesandte über die Alpen, um Otto III. einzuladen, nach Rom zu kommen. Der Wunsch der greisen Kaiserin, auch noch das Haupt ihres Enkels mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen, traf hier mit der Neigung des jugendlichen Herrschers zusammen, und so wurden dann die größten Anstalten getroffen, damit er sich den Römern in allem Glanze seiner Würde zeigen könne. Alle Stämme der Deutschen leisteten ihm auf seinem ersten Römerzuge Heeresfolge.

Schon in Verona brach der alte Haß zwischen den Deutschen und Italienern wieder aus, viele der ersteren, unter ihnen ein dem König sehr befreundeter Jüngling, wurden auf den Straßen der Stadt erschlagen, andere entkamen nur durch Vermittlung des Bischofs Otbert. Otto feierte das Osterfest zu Pavia und nahm die Huldigung der italienischen Fürsten entgegen. Hier kam ihm auch die Kunde, daß Papst Johann XV. so eben das Zeitliche gesegnet habe, worauf er sogleich, wahrscheinlich um die unbändigen Römer desto leichter in Unterwürfigkeit zu halten, den Entschluß faßte, seinen Verwandten Bruno, Sohn Otto's von Kärnthen und Franken, einen jungen kenntnißreichen Mann zu dieser Würde zu erheben. Als er in Ravenna anlangte, trafen ihn hier die Gesandten und Briefe des Senates und der Ersten von Rom, worin sie ihm Treue gelobten und um seinen Rath baten, wen sie an Johann's Stelle auf den päpstlichen Stuhl erheben sollten. Otto schlug ihnen Bruno vor, sie nahmen ihn an und er wurde unter dem Namen Gregor V. inthro-

nisirt. Otto wurde von Gregor im Beisein einer unzähligen Masse Volkes zum Kaiser und Patricius gesalbt.

Nachdem er so das Ziel seiner Wünsche erreicht, wollte er jetzt die Herrschaft der Deutschen in Rom auf eine dauernde Weise befestigen, der Tyrannei, in welcher Crescentius den Papst und die Bürger von Rom bisher gehalten, ein Ende machen und seinem Verwandten Bruno eine von den römischen Stadtparteiungen ganz unabhängige Stellung zusichern, in welcher er nichts weiter als das deutsche Interesse zu berücksichtigen hätte. Deßwegen hielt er bald nach seiner Krönung ein Gericht zu Rom, worin beschlossen wurde, Crescentius wegen seiner an Johann XV. verübten Frevel mit der Verbannung zu bestrafen. Doch Gregor, dem daran gelegen sein mußte, die Liebe der Römer zu gewinnen, verwandte sich für ihn, worauf Otto ihm verzieh, und nachdem jener ihm den Eid der Treue geschworen, selbst ihm das Amt eines Präfecten der Stadt gelassen zu haben scheint.

Gregor hatte die während des Regimentes der römischen Stadtfactionen herabgewürdigte Kirchenzucht ganz im strengen Geiste der alten Zeit wieder herzustellen gesucht, und mochte dabei nach seinem raschen, feurigen Charakter dem Adel der Stadt und besonders dem Grafen Crescentius in manchen angemaßten Rechten zu nahe getreten sein. Auch war überdies ein im Interesse des deutschen Kaisers handelnder Papst immer ein Stein des Anstoßes für Crescentius, der sich gewöhnt hatte, den Papst als seine Creatur zu behandeln. Während also Gregor sich einst aus der Stadt entfernt hatte, bemächtigte sich dieser derselben und stellte seine frühere tyrannische Gewalt wieder her.

Dies war die Lage der Dinge, wie sie sich während Otto's III. Abwesenheit in Italien gestaltet hatte. Bevor er sich aber zur Züchtigung der italischen Rebellen aufmachte, übertrug er seiner Tante, der Abtissin Mathilde von Quedlinburg, während seiner Abwesenheit die Regierung Deutschlands. Als das Gerücht von seiner Ankunft in Rom erscholl, zog sich Johannes Crescentius mit den Seinigen in die feste Engelsburg zurück. Die Römer und Deutschen fingen die Belagerung an; der mit ihrer Leitung beauftragte Eccard, Markgraf von Meißen, ließ Leitern und Maschinen um den bisher uneinnehmbaren Thurm erbauen und griff die Empörer unablässig bei Tage und bei Nacht an. Die Burg wurde mit Sturm genommen, Crescentius zum Gefangenen gemacht, vor Aller Angesicht auf dem Dache enthauptet und darauf sein Leichnam auf dem Monte Mario mit den Füßen an den Galgen gehängt. Mit derselben Strenge verfuhren die Deutschen gegen seine ganze Partei. Diejenigen seiner Anhänger, die nicht hatten entfliehen können, wurden hingerichtet, andere gefangen nach Deutschland geführt.

Der Papst Gregor erfreute sich der wieder hergestellten Ruhe nicht lange; er starb 999, wie man sagt, ermordet von den Römern. Otto, seinem Entschlusse treu, nur einen ausländischen, den römischen Parteiungen fremden Geistlichen zu dieser Würde zu erheben, ließ seinen Lehrer Gerbert, bisher Erzbischof von Ravenna, zum Papst erwählen und gegen

Anfang April in diese Würde einsetzen. Dem an die frische und kühle Luft der vaterländischen Gefilde gewohnten Körper Otto's sagte das heiße Klima Roms nicht zu, er sah sich von Neuem hierdurch gezwungen, Italien zu verlassen. Außer der Sorge für seine Gesundhet trieben ihn wohl noch andere Beweggründe zu dieser Reise. Er wollte am Grabe seines Freundes, des jetzt mit der Martyrerkrone geschmückten Preußenapostels Adalbert, beten. Zugleich war seine Gegenwart in Deutschland auch durch den Tod der Reichsverweserin Mathilde nöthig geworden.

Von Regensburg aus trat er seine Wallfahrt nach Gnesen an. Als er die Stadt in der Ferne liegen sah, stieg er vom Roß und trat mit nackten Füßen in den durch die Gebeine des Martyrers geheiligten Ort. Vom Bischofe empfangen, eilte er zur Kirche und verrichtete weinend seine Andacht am Grabe des Freundes. Er wollte ein dauerndes Denkmal seiner Anwesenheit zurücklassen, erhob deßhalb Gnesen zum Erzbisthume und ordnete ihm die Bisthümer Kolberg, Krakau und Breslau unter. In Begleitung seiner Schwester Adelheid ging er über Mainz und Köln nach Aachen. Jugendliche Neugier trieb ihn, die Grabstätte Karl's des Großen öffnen zu lassen. In Begleitung zweier Bischöfe und des Grafen von Laumel stieg er in die Gruft. Karl saß auf einem Stuhl, eine goldene Krone auf dem Haupte und ein Scepter in der Hand. Otto ließ dem Leichname andere Gewänder anlegen und alles Mangelnde ersetzen. Von den Gliedern fand man durch Fäulniß noch keins zerstört, außer der Nase, die er von Gold wieder herstellen ließ. Nachdem Otto noch einen Zahn aus dem Munde des Kaisers zum Andenken mitgenommen, wurde das Grabmal wieder geschlossen.

Mit einem starken Heerhaufen trat Otto seinen dritten Römerzug an. Die große Vorliebe, die er für die Römer gezeigt, hat auf dieses eitle Volk keinen Eindruck gemacht; sie erinnerten sich nur der Härte, mit der er die Häupter des Aufstandes gezüchtigt hatte. Der Kaiser sollte jetzt erfahren, wie wenig er auf den Dank der beweglichen Menge zu rechnen habe.

Ein gewisser Gregor, früher bei Otto in hohem Ansehen, stellte sich an die Spitze des Aufruhrs. Die Straßen wurden verrammelt, einige Anhänger des Kaisers in der Stadt getödtet und der Kaiser selbst auf dem Aventin so eng eingeschlossen, daß die Besatzung aller Lebensmittel beraubt war. Drei Tage dauerte die Belagerung, schon wollte Otto sich mit seiner Mannschaft durchschlagen, als die Feinde ihren Sinn änderten und um Frieden baten. Von einem Thurme herab soll Otto zum Volke also gesprochen haben: „Hört, Römer, auf die Worte Eures Vaters. Seid Ihr meine Römer, um deren willen ich mein Vaterland verlassen habe? Euch zu Liebe habe ich meine Sachsen und alle Deutschen, mein Blut, verworfen. Euch habe ich in die entferntesten Theile des Reiches, wohin die Herren der Welt, Eure Väter, nie den Fuß gesetzt haben, geführt, nur damit Euer Name und Euer Ruhm sich bis an die Grenzen der Erde verbreite. Als Söhne habe ich Euch ange-

nommen, allen Völkern Euch vorgezogen und eben dadurch Aller Haß gegen mich erregt. Und jetzt zur Belohnung alles dieses habt Ihr Euren Vater vertrieben und meine liebsten Freunde eines grausamen Todes sterben lassen. Aber ich kenne die Häupter der Empörung, ich bezeichne sie mit dem Winke meiner Augen; ich werde nicht dulden, daß sie die Genossenschaft meiner Getreuen beflecken."

Von dieser Rede wurden nach des Augenzeugen Tancmar's Bericht die Römer bis zu Thränen gerührt und ergriffen einen gewissen Benilo nebst einem andern ihrer Anführer, schleiften sie grausam auf die Stufen des Thurmes hinan und warfen sie halb todt zur Sühne ihres Vergehens vor die Füße des Kaisers.

Schon hatte eine tiefe Schwermuth sich über das Gemüth des kaiserlichen Jünglings gebreitet. Zu den Gewissensbissen wegen des grausamen Verfahrens gegen die römischen Rebellen gesellten sich jetzt der wiederholt an den Tag gelegte Undank der Römer und die Nachricht von einer Verschwörung, welche deutsche Herzöge und Grafen im Bunde mit den Bischöfen gegen ihn angesponnen. Das Gemüth unseres Kaisers war in seiner Kraft vollkommen gebrochen. Nur einen Wunsch hatte er noch, die Römer zu unterwerfen, dann wolle er der Welt entsagen und im Kloster seine Tage beschließen. Doch dies war ihm nicht mehr beschieden; zu den Leiden seines Geistes traten noch große körperliche hinzu. Er konnte im italischen Klima nicht ausdauern, er wurde von einer pestartigen Krankheit ergriffen und starb an derselben, oder, wie Thietmar berichtet, an den Blattern, den 23. Januar 1002 im Castell Paterno, noch nicht 22 Jahre alt. Sterbend hatte der Kaiser gewünscht, in Aachen neben Karl dem Großen bestattet zu werden; der Lebende hatte Deutschland verschmäht, aber der Todte kehrte zu seinen Ahnen zurück.

Seine Umgebung hielt seinen Tod so lange geheim, bis die in verschiedenen Castellen zerstreuten deutschen Truppen sich vereinigt hatten. Kaum aber erfuhren die Römer seinen Tod, als sie in großen Haufen sich aufmachten und den Leichenzug verfolgten. Unter steten Gefechten erreichten die Deutschen nach sieben Tagen glücklich Verona, überstiegen die Alpen und übergaben den Leichnam mit allen kaiserlichen Insignien dem Herzog Heinrich von Baiern. Heinrich ließ die Eingeweide des Kaisers, in zwei Flaschen bewahrt, in dem Kloster St. Afra niederlegen. Der Körper selbst wurde nach Köln gebracht, in der Woche vor Ostern in den Klöstern St. Severin, St. Pantaleon, St. Gereon und St. Peter herumgeführt und endlich in Aachen zu St. Marien feierlich beigesetzt. „Die Stelle, wo Otto III. ruhte, bezeichnete Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahre 1513 durch ein Marmordenkmal und eine Inschrift; im Jahre 1803, als die Kaiserstadt Aachen unter französischer Herrschaft stand, wurde das Denkmal beseitigt und nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des dritten Otto ihre Ruhestätte gefunden haben. Die Sage, daß die Wittwe des Crescentius mit ihren Reizen den Jüngling gefesselt und ihn durch Gift

getödtet habe, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, enthält eine tiefe Wahrheit, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling." *)

---

45. Heinrich II.

(Nach Heinr. Rückert, deutsche Geschichte.)

Otto III. hatte weder einen Sohn hinterlassen, noch sonst die Nachfolge im Reiche geordnet. Es mußte also zu einer Wahl geschritten werden. Drei Bewerber um die Krone hielten sich ungefähr das Gleichgewicht. Es waren Eccard, Markgraf der thüringischen oder meißnischen Mark, der für den tapfersten Mann in Deutschland galt, denn seit Gero war kein anderer in fortwährenden Kämpfen gegen die Slaven so glücklich gewesen, wie er. Ihm verdankten die innern Landschaften des Nordens und der Mitte von Deutschland die ungestörte Sicherheit ihrer Ostgrenze, wodurch sich ihr Wohlstand sehr gehoben hatte. Der zweite Bewerber war Hermann, Herzog von Alemannien, gleichfalls ein berühmter Held und aus fränkischem Geschlechte. Da man noch immer die Vorstellung festhielt, daß der eigentlich herrschende Stamm im Reiche der fränkische sei, so empfahl ihn seine Herkunft neben seinen persönlichen Eigenschaften vorzüglich für die Krone. Vielleicht am wenigsten Hoffnung schien der dritte Bewerber zu haben, Heinrich, Herzog von Baiern, als solcher der dritte dieses Namens, der Sohn Heinrich's des Zänkers und Urenkel König Heinrich's I., der einzig noch lebende männliche Sprosse des glorreichen sächsischen Hauses. Er galt schon damals für einen der frömmsten Herrn seiner Zeit und die Geistlichen in ganz Deutschland richteten mit Vorliebe ihre Augen auf ihn. Immerhin war es werthvoll für ihn, daß ein Mann, wie der Erzbischof Willigis von Mainz, eifrig für ihn wirkte, aber noch werthvoller war es, daß die Sachsen, an ihrer Spitze der Herzog Bernhard, geneigt waren, ihm kraft seiner Abstammung ein besonderes Anrecht auf die Krone zuzuschreiben und ihn vorläufig als König anerkannten. Willigis setzte es durch, daß Herzog Heinrich III. auf einer großen Versammlung des fränkischen Volkes zu Mainz als König gewählt wurde. Es waren bei dieser Wahl eine ganze Menge von Geistlichen betheiligt, und ihre Stimmen gaben den Ausschlag. Darauf wandte sich Heinrich nach Thüringen und Sachsen, wo es ihm gleichfalls glückte, denn unterdessen war Eccard durch Meuchelmord umgekommen und damit der ge-

*) Nach W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I. S. 758 (2. Aufl.). Uebrigens ist die Stelle von Otto's Grab noch durch einen nach der französischen Verwüstung angebrachten Stein bezeichnet. Die Gebeine des Kaisers wurden damals, wenigstens zum Theil, nach Paris gesandt.

fährlichste Nebenbuhler entfernt. Dann begab er sich nach dem Rheinlande und empfing auf einer großen Versammlung des lotharingischen Volkes die Anerkennung und Huldigung auch dieser Theile des deutschen Reiches. Nun trat auch Hermann von Alemannien zurück und unterwarf sich dem neuen König, der somit in ganz Deutschland anerkannt war.

Die Stellung des neuen deutschen Königs war von Anfang an eine mißliche. Nicht sein Erbrecht, sondern der gute Wille der Großen des Reiches hatte ihn auf den Thron gehoben. Gewaltthätigkeit und Begehrlichkeit, die sich mühsam zurückhielten, so lange Otto III. lebte und in seiner Person die Ordnung einer besseren Zeit darstellte, brachen jetzt ungescheut hervor. Ueberall erhob sich wildes Fehdengetümmel, in welchem man am wenigsten der geistlichen Besitzungen schonte. Der neue König hatte im Anfang genug zu thun, um sich nur zu behaupten. Erst allmählich und nach seiner Art vorsichtig, aber entschlossen und standhaft konnte er an die Wiederherstellung der zerrütteten Zustände im Reiche, an die Niederwerfung der übermüthigen Friedensstörer und an den Schutz der Bedrängten denken.

Er suchte mit Recht seine hauptsächlichste Stütze in den geistlichen Würdenträgern. Was seine großen Vorgänger, die ersten Ottonen, nur andeutungsweise gethan hatten, die Uebertragung weltlicher Gewalt, ganzer Grafschaften oder der Grafenrechte, auch einzelner königlicher Vorrechte auf die Bischöfe des Reiches, das führte er umfassend durch. Er galt, wie schon bemerkt, für einen der frömmsten Herren im Sinne dieser Zeit. Seine kirchliche Bildung, sein musterhaftes Privatleben, sein demüthiges Bezeigen gegen die Diener der Kirche, seine grenzenlose Freigebigkeit gegen sie, erwarben ihm diesen Ruhm. Doch würde man sich irren, wenn man nur solchen Gründen sein Verhalten gegen die Kirche zuschreiben wollte. Es war ein klar und richtig gedachter politischer Gedanke, der ihn seine Stellung zu der Kirche gerade so nehmen ließ, wie er sie nahm, denn unbeschadet seiner aufrichtigen Ergebenheit gegen sie, verlangte und erhielt er von ihr die Beweise des unbegrenztesten Gehorsams und einer großen Opferwilligkeit. Sie unterstützte ihn nicht allein mit ihrem unermeßlichen moralischen Einflusse, sondern auch mit namhaften Geldsummen, womit er seine Feldzüge gegen innere und äußere Feinde bestritt, denn er war nicht gesonnen, auch nur eines von den Rechten aufzugeben, die ihm durch die Krone Karl's des Großen zufielen.

Nach dem Tode Otto's III. erhob sich ganz Italien in offenem Aufstand gegen die deutsche Herrschaft. In Oberitalien wurde der Markgraf Harduin von Ivrea der Führer der Bewegung und trug zum Lohne den Namen eines Königs von Italien davon. Aber auch er hatte eine starke Partei gegen sich. Als Heinrich II. schon im Jahre 1004 an der Spitze eines stattlichen Heeres die Alpen überschritt, um die Rechte des deutschen Reiches in Italien mit Gewalt durchzusetzen, wurde es ihm durch die einheimischen Feinde des italienischen Königs

leicht gemacht. Heinrich eroberte ganz Oberitalien und empfing die lombardische Krone. Harduin schloß sich in eine Burg ein und konnte erst nach der Rückkehr des Königs Heinrich wieder einige Bedeutung gewinnen.

Daß Heinrich nicht sofort nach Rom zog, wo die Verwirrung noch ärger war, wurde durch die Zustände im deutschen Reiche veranlaßt. Es war unumgänglich nöthig, daß etwas für die Sicherung der deutschen Ostgrenzen geschah. Der Herzog Boleslav Chrobry von Polen, der sich noch gegen Kaiser Otto als einen Lehnsmann des Reiches bekannt hatte, trat nach dessen Tod mit den ehrgeizigsten und für das deutsche Reich gefährlichsten Eroberungsplänen hervor. Er bemächtigte sich der deutschen Ostmarken zwischen Elbe und Oder und sogar des ganzen böhmischen Landes. Ein Feldzug des deutschen Königs verdrängte ihn aus seinem Raube. Er mußte in einem Frieden zu Posen in sein früheres Unterthänigkeitsverhältniß gegen das Reich zurückkehren und Sicherung der deutschen Grenzländer geloben. Doch war er schon damals entschlossen, auch nicht eine der ihm auferlegten Bedingungen zu halten, sobald sich Gelegenheit dazu fände. Schon im Jahre 1007 fand er sie, als der deutsche König in dem äußersten Westen des Reiches durch eine sehr gefährliche Empörung seiner nächsten Verwandten, der Brüder seiner Gemahlin Kunigunde aus dem luxemburgischen Hause, mehrere Jahre beschäftigt wurde. Es gelang dem Polen nun, wo die Kräfte des Reiches nach der entgegengesetzten Seite hin gerichtet waren, die deutschen Marken bis zur Elbe mit Raub, Mord und Brand zu erfüllen. Er traf nur auf lässigen Widerstand und der König selbst gewann nur einmal im Jahre 1010 auf kurze Zeit Muße, ein Heer gegen diesen Feind zu führen. Ein Friede im Jahre 1012 bestimmte zwar von Neuem, daß der Pole dem deutschen Reiche unterthänig sei, ließ aber einen großen Theil der Ostmarken als Reichslehen in seiner Hand.

Der deutsche König würde an der Ostgrenze wohl andere Erfolge davon getragen haben, wenn er nicht durch die Angelegenhaiten Italiens und der römischen Kirche genöthigt gewesen wäre, im Jahre 1013 wieder über die Alpen zu ziehen. In Oberitalien gelang es ihm leicht, den noch immer nicht ganz besiegten Harduin zu verdrängen und die deutsche Herrschaft zu sichern. Auch in Rom stellte Heinrich die vielfach gestörte Ordnung, wenn auch nur durch einen harten Kampf in der Stadt selbst, wieder her. Am 14. Februar 1014 empfing er aus der Hand des Papstes Benedict VIII. die kaiserliche Krone. Da auch Harduin seiner Rolle als Gegenkönig satt war und in das Kloster Fruttuaria bei Turin ging, so blieb Italien von nun an dem Kaiser so weit gehorsam, als es überhaupt nach dem Charakter der Nation möglich war.

Für Deutschland wurde nunmehr das Verhältniß des Kaisers zu dem Könige Rudolf von Burgund die wichtigste Angelegenheit. In Burgund hatte schon im Jahre 1006 der kinderlose König Rudolf III.

seinem Neffen, dem deutschen Könige, die Erbfolge in seinem Reiche übertragen. Indessen traf er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand unter seinem einheimischen Adel. Dieser fürchtete von der Verbindung mit dem deutschen Reiche eine Schmälerung seiner schrankenlosen Freiheit. König Rudolf glaubte sich endlich am besten helfen zu können, wenn er noch bei seinen Lebzeiten seine Herrschaft auf seinen Neffen übertrüge. 1016 und 1018 that er es in der feierlichsten Form, aber trotz wiederholter Feldzüge konnte der deutsche Kaiser nicht dazu gelangen, seinen Besitz anzutreten. Er mußte sich mit der Aussicht auf die dereinstige Nachfolge begnügen.

Daß der Kaiser an der Westgrenze des Reiches weniger Kraft entfalten konnte, wie früher in Italien, oder in seinem ersten Kriege gegen Boleslav, wurde durch neue mit den burgundischen Händeln gleichzeitige Friedensbrüche des Polen veranlaßt. Noch einmal zog der Kaiser trotz seiner körperlichen Leiden über die Elbe tief in das sarmatische Land hinein, beide Male ohne Ergebniß, denn nach der gewöhnlichen Kriegsweise der östlichen Barbaren hatten die Polen das ohnehin öde Land gründlich verwüstet. Bei Annäherung des Kaisers zogen sie sich dann in unzugängliche Verstecke zurück, thaten ihm durch Ueberfälle allen möglichen Schaden, hüteten sich aber wohl vor jedem offenen Kampfe, wie denn der gefeierte Nationalheld Boleslav niemals einem deutschen Heere im offenen Felde entgegen getreten ist. Natürlich mußte Mangel und Krankheit unter dem eingedrungenen Heere einreißen bis es sich zum Rückzuge entschloß, wobei es durch fortgesetzte Ueberfälle nach und nach die bedeutendsten Verluste erlitt. So verstand sich der Kaiser im Jahre 1018 zu einer Erneuerung des Friedens vom Jahre 1012. Doch hielt Boleslav von nun an Ruhe.

Noch einmal mußte sich der Kaiser zu einer großen Kriegsfahrt rüsten. Mittelitalien und Rom wurde durch einen neuen Aufschwung der griechischen Macht in Apulien ernstlich bedroht. Papst Benedict VIII., ein treuer und thätiger Wahrer des kaiserlichen Interesses in Italien, kam selbst nach Deutschland, um dem Kaiser die Gefahr vorzustellen. Er traf ihn in seinem damaligen Lieblingssitze, in Bamberg, wo er seine größte kirchliche Schöpfung, ein Bisthum, zur Bekehrung der umwohnenden Slaven nach unendlichen Mühen 1012 zu Stande gebracht hatte. Der Kaiser folgte dem Rufe des Papstes, zog mit einem großen Heere bis tief nach Unteritalien und empfing dort die Huldigungen der Fürsten in den noch bestehenden longobardischen Fürstenthümern von Capua, Salerno und Benevent, drängte die Griechen zurück und stellte überhaupt die Sicherheit an der Grenze so weit als möglich wieder her. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, ereilte ihn schon im Jahre 1024 zu Grona in Sachsen der Tod. Im Jahre 1146 wurde er vom Papste Eugen III. heilig gesprochen, einige Zeit darauf seine Gemahlin Kunigunde, die es ihm an streng kirchlichem Sinn und Beweisen der glänzendsten Frömmigkeit gleich gethan hatte, aber auch an Klugheit und Umsicht in weltlichen Dingen. Beide zusammen fanden ihre Ruhe-

stätte in dem großartigen aber leider bald durch Feuer zerstörten Dome zu Bamberg, den der Kaiser zum Schmucke seiner Lieblingsstiftung mit großen Kosten erbaut hatte.

---

46. Konrad II.

(Nach J. C. Pfister, Geschichte der „Teutschen".)

Nach dem Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses war in den sämmtlichen Provinzen keine andere Meinung, als unter einem Könige vereinigt zu bleiben. Weder Lothringen neigte sich jetzt zu den Westfranken, noch wollten die Böhmen sich losreißen. Aus Furcht vor Uebermacht der Fürsten und vor einem gesetzlosen Zustande betrieben besonders die Bischöfe eine neue Wahl.

In der achten Woche nach Heinrich's II. Tod zogen aus acht Herzogthümern die Fürsten mit zahlreichen Gefolgen an Deutschlands Hauptstrom, den Rhein. Zwischen Mainz und Oppenheim, bei Lörzweil, stand der alte Königsstuhl. Auf der rechten Seite des Flusses lagerten die Sachsen, die Böhmen und übrigen Slaven, die Ostfranken, die Alemannen, Baiern und Kärnthner; auf der linken Seite die jenseitigen Franken, d. h. die Ober- und Nieder-Lothringer (Ripuarier). Ein so stattliches Heerlager hatte man seit dem Karolingischen Maifelde nicht mehr gesehen. Gegenüber von Oppenheim, in Camba, einem indessen vom Rhein verschwemmten Orte, hielten die Fürsten ihre Berathungen. Die Rheininseln waren zu geheimen Unterredungen geeignet. So verschieden anfänglich die Erwartungen oder die Parteien gewesen sein mochten, so erhielten doch bald die Franken das Uebergewicht. Die Sachsen hatten so geraume Zeit unter ihrem Kaiserhause Vorzüge in Aemtern und Lehen genossen, daß sie in den anderen Herzogthümern nicht beliebt waren. Dagegen erwachte wieder das Vertrauen zu dem ersten fränkischen Königshause; nur konnten die Fürsten nicht schlüssig werden, welchem von zwei Brudersöhnen die Ehre zuerkannt werden sollte. Es waren beide gleichen Namens, Konrad der ältere, Herzog Heinrich's von Franken, Konrad der jüngere, Herzog Konrad's von Kärnthen Sohn, beide Enkel von Herzog Otto von Kärnthen und Urenkel von jenem Herzog Konrad (von Franken und Lothringen), Brudersohn des ohne Erben verstorbenen K. Konrad's I., welchem K. Otto I. seine Tochter Luitgarde vermählt hatte; beide so hervorleuchtend an Fürstentugenden, in ihren übrigen Eigenschaften aber wieder so verschieden, daß man wünschen mochte, sie in Einer Person vereinigt zu sehen. Der jüngere Konrad hatte von K. Heinrich II. das Herzogthum Franken erhalten. Von seinem Sitze heißt er auch Herzog zu Worms. Der ältere Konrad hatte es vorgezogen, auf seinen rheinischen Grafschaften und Erbgütern ein hochfreier Mann zu sein. Zwischen Speier und Worms lag sein Schloß Limburg, das er nachher zu

einem Kloster bestimmte. Als ein kluger, umsichtiger und eben so entschlossener Fürst war er dem jüngern Konrad überlegen. Da er keine Hausmacht hatte, welche zu fürchten gewesen wäre, so waren ihm die Fürsten, besonders die Bischöfe, günstig. Als Konrad der ältere eine zwiespältige Wahl besorgte, weil Stimmenmehrheit noch nicht galt, so trat er zu seinem Vetter mit freimüthiger Rede: „Laß uns einig sein und einander nicht hindern. Auf welchen von uns beiden die Wahl der Fürsten fallen wird, dem soll der andere auch seine Stimme geben; es ist immer besser, ein Verwandter des Königs zu sein, als daß die Krone an ein anderes Haus komme." Dessen war der jüngere Konrad zufrieden und gab seinem Vetter die Hand. Indessen wurde der Erzbischof von Mainz von dem Volke aufgefordert, seine Meinung zu sagen. Da erhob sich der Erzbischof und nannte mit lauter Stimme Konrad den ältern als den würdigsten zum Throne, unter dem Beifall der übrigen Geistlichkeit. Der jüngere Konrad, überrascht von dem Vorgange, gab, um Wort zu halten, zuerst unter den Fürsten, als Herzog der Franken, seine Stimme dem ältern Konrad, worauf dieser ihn bei der Hand nahm und neben sich sitzen hieß. Nach ihm traten die anderen Herzöge auf und gaben einer nach dem andern ihre Zustimmung unter mehrmaligem Beifallsrufe des Volkes. So geschah die Wahl hauptsächlich durch Uebereinkunft der beiden Hauptbewerber, fast auf dieselbe Weise, wie bei Konrad I.

Zur Vollendung der Krönungsfeierlichkeit gehörte, daß der König den Thron Karl's des Großen zu Aachen einnahm. Konrad II. hielt daselbst einen Fürstentag und eine Kirchenversammlung, um die geistlichen und weltlichen Rechte zu handhaben.

Von Aachen nahm er seinen Weg nach Sachsen und feierte Weihnachten zu Minden. Hier würde er von den sächsischen Großen feierlich empfangen und es huldigten ihm auch die, welche nicht bei der Wahl gewesen waren. Dann durchzog er Thüringen, Ostfranken, Baiern und Alemannien. Auf diesem Umzuge machte sich Konrad II. mit der Lage der Provinzen näher bekannt, seine Einsicht und Gerechtigkeitsliebe gewann ihm das Vertrauen des Volkes. Große Erwartungen erfüllten die Gemüther von seiner Regierung, und bald wurde es zum Sprüchwort: der Thron Konrad's II. ruhe auf den Stufen Karl's des Großen.

In einem halben Jahre erreichte Konrad, was seine Vorgänger erst nach mehrjährigem Kampfe errungen, die Ruhe und Zufriedenheit Deutschlands, wiewohl seinem Scharfblicke nicht entging, daß noch Manches unter der Asche glimme.

Die Aufgabe für Konrad's II. Regierung war, vorerst zu vollenden, was Heinrich II. nicht mehr vermocht hatte: die wirkliche Vereinigung des burgundischen Reiches mit dem deutschen, die Feststellung des König- und Kaiserthums und der italienischen Angelegenheiten nebst der Unterwerfung der Slaven, wodurch das Reich größere Ausdehnung und Macht erhielt.

Als Konrad II. nach seiner ersten Umreise auf der südwestlichen

Grenze Deutschlands ankam, beschloß er sogleich, in die Ansprüche seines Vorgängers auf Burgund einzutreten. Diese waren jedoch zweifelhaft geworden, weil K. Heinrich II. (1025) vor seinem Oheim (dem Könige Rudolf) starb und also der ganze Erbschaftsvertrag von den Burgundern für erloschen betrachtet wurde. Wenn Erbansprüche gelten sollten, so waren sie jetzt an Odo, Grafen von Champagne, als Sohn der zweiten Schwester Rudolfs, und nach ihm an Herzog Ernst von Schwaben, den Enkel von Rudolf's dritter Schwester, gefallen. Da Konrad II. also das Erbrecht für sich nicht behaupten konnte, so ging er zurück zu der Lehnsherrlichkeit des ostfränkischen Reiches über Burgund und traf Anstalt, dieses Recht mit den Waffen geltend zu machen. Mit einem Aufgebot aus Alemannien legte er sich vor Basel als Grenzstadt. Da die Burgunder uneinig und nicht gerüstet waren, so mußten sie geschehen lassen, daß er im Besitze der Grenzen blieb, wiewohl er nicht für gut fand, jetzt weiter zu gehen, weil er erst die italischen Angelegenheiten ordnen und die unzufriedenen Fürsten anderwärts beschäftigen wollte.

Mit Anfang des nächsten Jahres (1026) hielt Konrad II. einen Reichstag zu Augsburg, um den Römerzug anzuordnen. Herzog Ernst von Schwaben und andere weltliche und geistliche Fürsten leisteten persönlich die Heeresfolge. Als er über die Alpen kam, fand Konrad solchen Widerstand theils an den Städten, theils von den Fürsten, daß er ein ganzes Jahr in Oberitalien zubrachte, bis sich alle zum Ziele legten. Da Pavia, die alte Königsstadt, ihre Thore verschloß und erst nach wiederholter Belagerung überging, so ließ er sich indessen zu Mailand krönen. Schon bei seiner Ankunft zu Como war ihm Papst Johann XIX. entgegen gegangen. Er hielt feierlichen Einzug in Rom und empfing mit seiner Gemahlin Gisela am Osterfeste 1027 die Kaiserkrone. Die Gegenwart zweier Könige, Rudolf's von Burgund und Knut's des Großen von Dänemark und England, verherrlichte das Fest.

Nachdem der Kaiser eine Kirchenversammlung zu Rom gehalten hatte, brach er nach Unteritalien auf, um die lombardischen Fürstenthümer zu Capua, Benevent und Salerno gegen die Griechen zu behaupten. Diese unterwarfen sich dem Kaiser, und nun wurden auch den Normannen ihre eingenommenen Sitze bestätigt unter der Bedingung, daß sie jenen Fürsten gegen die Griechen beistehen sollten. Ihr Anführer Rainulf erbaute die Stadt Aversa und legte damit den Grund zur Herrschaft der Normannen in Unteritalien. Im Laufe zweier Jahre nahm Konrad II. von dem lombardischen Reich und dem Kaiserthume Besitz und befestigte die Ruhe und Sicherheit mit einem Nachdrucke, den die Italiener lange nicht gesehen hatten.

Im Jahre 1032 starb der schwache König Rudolf III. von Burgund und nun fand es Graf Odo von Champagne erst an der Zeit, als Erbe aufzutreten. Er gewann viele der burgundischen Großen und hoffte dem Könige Konrad zuvorzukommen, da dieser eben jetzt gegen

die luitizer Slaven zu Felde lag. Wirklich gelang es ihm, in das Land einzuziehen und eine große Zahl Städte und Burgen zu besetzen, wiewohl er vor der Hand den königlichen Titel nicht annahm. Sobald Konrad von diesen Schritten Nachricht erhielt, brach er alsbald aus dem Feldlager auf und kam auf Weihnachten nach Straßburg. Hier sammelte er mitten im Winter ein Heer aus den obern Landen und drang 1033 sofort über Basel und Solothurn in Burgund ein. Da kamen die meisten höhern und niedern Stände von Burgund nach Peterlingen und wählten und krönten Konrad zum Könige. Sie wahrten hierdurch ihr Recht, obschon König Rudolf über die Nachfolge verfügt und auf dem Sterbebette seine Krone an Konrad geschickt hatte. Murten und Neuenburg waren von Odo's Anhange besetzt. Da der Gebirgskrieg sich in die Länge zog, sprach Konrad: Wenn Odo fremdes Gut unrechtmäßig begehrt, so soll er von seinem Eigenthume verlieren, und fiel verheerend in die Grafschaft Champagne ein, worauf Odo ihm entgegenkam und Burgund zu räumen versprach. Aber er hielt sein Versprechen nicht, sondern blieb in dem Theile von Burgund, welchen er besetzt hatte. Nun bot Konrad auch die Stände des Königreichs Italien auf, um in Verbindung mit dem deutschen Reichsheere Burgund einzunehmen. An der Rhone trafen die beiden Heere zusammen und nun wurden die von Odo noch besetzten Burgen schnell eingenommen und seine vorigen Anhänger mit ihm aus dem Lande vertrieben. Der Kaiser aber nahm eine Anzahl der vornehmsten Burgunder als Geißel mit sich, schloß auch mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß und kehrte nach Straßburg zurück, wo ihn seine Gemahlin erwartete.

So brachte Kaiser Konrad endlich die burgundischen Lande, worüber seit sechszehn Jahren unterhandelt und gekämpft worden, zum deutschen Reich. Ein schönes, blühendes Reich, das nach der Auflösung der Karolingischen Macht über anderthalbhundert Jahren zwischen dem westfränkischen und ostfränkischen Reiche sich selbständig erhalten hatte. Das deutsche Reich gewann nun ein großes Uebergewicht über die anderen Staaten. Seine Ausdehnung ging von der Ost- und Nordsee südlich bis zum mittelländischen Meere. Burgund blieb zwar ein besonderes Reich unter seiner eigenen Verfassung, wurde aber doch nicht, wie Italien, als Nebenland im engern Sinne, sondern als deutsches Reichslehen angesehen. Die arelatischen Stände besuchten den deutschen Reichstag, als dem Staatskörper einverleibt.

Zur nämlichen Zeit, da Kaiser Konrad das Reich im Südwesten bedeutend erweiterte, war er auch damit beschäftigt, die Oberherrschaft über die slavischen Länder im Osten Deutschlands aufs Neue sicher zu stellen. Es war ein Glück, daß Boleslaw der Rothe, der nach Heinrich's II. Tode sich als König von Polen hatte krönen lassen, schon ein Jahr nach diesem starb. Von seinen Söhnen, denen er die Lande vertheilte, bemächtigte sich der ältere, Miecislaw, bald der ganzen Regierung, nahm ebenfalls den Königstitel an und überfiel mit großer Verheerung die luitizer Slaven, welche noch unter dem deutschen Reiche

standen. Diese waren jetzt selbst des Schutzes froh und riefen den Kaiser zu Hülfe. Konrad sammelte so schnell er konnte ein Heer bei Magdeburg und kam bis Bautzen, fand aber die Polen so stark gerüstet, daß er mit Verlust nach Sachsen zurückkehren mußte. Hier verließ ihn sein Kriegsglück und es kam noch ein größerer Unfall darnach. Während er gegen König Stephan von Ungarn zu Felde zog, benutzte Miecislaw den Tod des tapfern Markgrafen Ditmar von der Lausitz, um einen neuen verheerenden Einfall bis über die Elbe zu machen. Konrad eilte den Krieg mit Ungarn beizulegen, um an Miecislaw Rache zu nehmen. Er verband sich mit Otto, Miecislaw's vertriebenem Bruder, um von zwei Seiten denselben anzugreifen. So wurde Miecislaw endlich gezwungen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und die Oberlausitz nebst den Gefangenen des letzten Jahres zurückzugeben. Der Kaiser aber theilte Polen in drei Theile, um Miecislaw's Macht zu schwächen, was auch in so fern gelang, als das Land, zugleich durch innere Unruhen und Kriege mit den Böhmen zerrüttet, sich nicht mehr gegen das Reich aufzulehnen vermochte. Den Herzog Othelrich von Böhmen lud der Kaiser vor ein Fürstengericht, das ihn wegen seines verrätherischen Bündnisses mit Miecislaw zur Haft verurtheilte. Als Konrad 1034 von Burgund zurückkam, wollte er die Klagen der Luitizen nach dem Recht untersuchen. Diese, eine Zeit lang Halbchristen, jetzt wieder ganz zum Heidenthum zurückgekehrt, unterwarfen sich, durch Uebermacht gedemüthigt und mußten einen höheren Tribut entrichten, als zuvor.

Auf diese Weise brachte Konrad II. das Grenzland der Luitizen so wie die Böhmen und Polen wieder unter die Oberherrschaft des Reiches. Ein weit ausgedehnteres Ländergebiet als Burgund, aber in Rücksicht der Lage, des Anbaues und der öffentlichen Einrichtungen noch weit zurückstehend.

Auf der Nordgrenze wurde die Mark Schleswig überflüssig, da die Raubzüge der Normannen von selbst aufhörten, nachdem sie das Christenthum angenommen und ihre innere Verfassung geordnet hatten. Durch Vermittlung des Erzbischofs Unwan von Bremen schloß Kaiser Konrad einen Freundschaftsvertrag mit Knut dem Großen, der die drei Reiche Dänemark, Norwegen und England vereinigte. Konrad trat ihm Schleswig und was jenseits der Eider lag, ab. Deutschland kam hier wieder auf seine alten Grenzen zurück.

Nach der Unterwerfung der Luitizen zog der Kaiser 1037 noch einmal über die Alpen, zunächst um die indessen entstandenen Unruhen im Erzbisthum Mailand beizulegen, dann auch die übrigen Angelegenheiten in Rom und im untern Italien zu ordnen. Zwei Gesetze kamen damals zu Stande. Das erste betrifft die Romfahrt. Seit Otto I. bestand noch nichts Festes über die Art der Einholung der Kaiserkrone. An sich sollte es nur eine Ehrenbegleitung sein, was der deutsche König mit sich nahm; die häufigen Meutereien der Italiener aber erforderten in der That ein Kriegsheer, um das Ansehen des Kaisers zu behaupten. Ueber die Zeit des Aufbruchs, um sich gehörig zu rüsten, so wie über

die Dauer der Heerfahrt, daß sie nicht über die Gebühr ausgedehnt werde, scheint nach und nach ein gewisses Herkommen sich gebildet zu haben. Konrad II. fand es nun an der Zeit, ein allgemeines Reichsgesetz aufzustellen. In Ansehung der Zeit zur Romfahrt, sei es zur Krönung oder sonst zu des Reiches Nutzen oder Ehre, soll nach diesem Gesetz das Aufgebot ein Jahr und sechs Wochen zuvor an alle Reichsgetreuen ergehen. In der Regel sollte der Reichsdienst sechs Wochen auf eigene Kosten dauern, für weitere Zeit war der Dienstherr die Unterhaltung zu geben schuldig. Mit diesem Gesetze hängt ein zweites zusammen, das die niederen Vasallen gegen die großen begünstigt, zur Erhebung der Kaisergewalt. Erblichkeit der Lehen war schon lange der allgemeine Wunsch und sprach sich in dieser Zeit so laut aus, daß Konrad II. nichts Anderes mehr thun konnte, als die Sache zu Gunsten des Thrones zu lenken, und so kam vor Mailand folgende Constitution zu Stande: Keinem Vasallen der Bischöfe, Aebte, Grafen und Markgrafen, keinem, der Reichs- oder Kirchengüter zu Lehen hat, können solche entzogen werden, wenn er nicht (wegen Verbrechen) vor seines Gleichen derselben verlustig erklärt worden. Von diesem Gerichte kann der größere Vasall an den König, der kleinere an den königlichen Abgeordneten appelliren. Die Lehen erben vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder. Der Lehnsherr soll das Lehen ohne Einwilligung des Vasallen nicht veräußern. Diese Verordnung ist bis auf den heutigen Tag die Grundlage des geschriebenen Lehensrechtes. Konrad II. war überzeugt, daß er den Weg gefunden, die übermüthigen Großen zu demüthigen. Er befreite die Vasallen von ihrer Willkür.

Für die Kirche hat Konrad II. wenig gethan, daher sich bald bedeutende Gebrechen zeigen. Der Staat und die Erhebung der königlichen Gewalt blieb sein Hauptaugenmerk. Wenn er die weltliche Macht der Bischöfe vermehrte, so geschah es wieder zu demselben Zwecke, um dem Throne eine mächtige Partei gegen die Laienfürsten zu gewinnen. Unter den Gebrechen der Kirche offenbarte sich zuerst unter seiner Regierung als allgemein gewordener Mißbrauch die Simonie oder der Kauf geistlicher Würden. Wie die meisten, hat auch dieser Mißbrauch sich unbemerkt eingeschlichen. Nach altgermanischer Sitte gab und empfing von jeher der König Geschenke an festlichen Tagen. Wenn ein Abt oder Bischof mit Ring und Stab belehnt wurde, so kam er schwerlich, ohne dem Könige oder seinen Räthen sich dankbar zu erweisen. Aber allmählich wurde es Sitte, daß die Räthe schon vor der Verleihung mit dem Bewerber förmlich um eine bestimmte Summe Geldes übereinkamen. Da Konrad II. keine großen Erbgüter mit auf den Thron brachte, und die ordentlichen Reichseinkünfte nicht immer zureichend waren, während er selbst auch, besonders in den burgundischen und italischen Angelegenheiten Vieles spenden mußte, so erlaubte er sich, von den neuen Aebten und Bischöfen große Summen Geldes anzunehmen. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich III. hat dies selbst öffentlich zugestanden.

Nachdem Konrad die Großen des Reichs auf verschiedene Art beschränkt hatte, fand er einen größern Weg für die Erhebung seiner Hausmacht: er fing an, die Herzogthümer einzuziehen. Nach dem Herkommen sollte der König kein Herzogthum selbst verwalten und ein erledigtes nach Jahr und Tag wieder besetzen. Seinem Vetter, dem jüngern Konrad, gab er nach der Aussöhnung das Herzogthum Franken wieder. Dagegen ließ er seinem Sohne Heinrich, dem die Fürsten schon in seinem 8. Jahre die Nachfolge im Reiche zugesichert hatten, im 10. Jahre das Herzogthum Baiern übertragen. Vor dem letzten italienischen Feldzuge fiel Herzog Adalbert von Kärnthen in Ungnade; Konrad verwies ihn des Landes und gab das Herzogthum Kärnthen dem jüngern Konrad, dem er schon vor der Königswürde dazu verhelfen wollte, da es zuvor sein Vater verwaltet hatte. Hierdurch wurde das Herzogthum Franken erledigt; Konrad vergab es aber nicht wieder, sondern behielt es bei dem königlichen Hause. Das Herzogthum Alemannien, das während des zweiten italienischen Heerzuges durch den Tod des jungen Herzogs Hermann erledigt wurde, gab der Kaiser seinem Sohne Heinrich zu dem baierischen Herzogthume; dann berief er die Stände von Burgund nach Solothurn und übergab, nachdem er drei Tage lang zu Gericht gesessen und das Ansehen der Gesetze hergestellt, seinem Sohne auch das Königreich Burgund und ließ ihm aufs Neue huldigen.

Von Solothurn ging Konrad am Rheine hinab nach Sachsen und Friesland, um überall den Landfrieden zu handhaben; er wurde aber zu Utrecht von einer Krankheit überfallen, welche unvermuthet seiner Thätigkeit am 4. Juni 1039 ein Ziel setzte.

Wohl über die Erwartungen der meisten, welche ihn zum Könige gewählt, hat er die Zügel der Regierung geführt. Mit Kraft und Besonnenheit geradezu gehend, die Hindernisse kühn durchbrechend, seine Freunde, seine eigene Familie nicht schonend, wußte er meist durch glückliche Ueberraschung sein Ziel zu erreichen. Er ist einer der Kaiser, unter welchen bedeutende Veränderungen in der Verfassung theils geschehen, theils vorbereitet worden sind.

---

47. Heinrich III.

(Nach Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ohne alle Störung vollzog sich der Regierungswechsel; stiller, als es oft selbst in Erbmonarchieen zu geschehen pflegt. Längst gewählt, gekrönt und in alle Reichsgeschäfte eingeweiht, übernahm der junge Heinrich die Regierung; die gespanntesten Erwartungen begleiteten ihn auf den Thron seines Vaters, und gewiß selten hat ein Fürst mit edleren Vorsätzen, mit redlicherem Willen und strengeren Ansprüchen an sich

selbst das Scepter ergriffen. Der junge König hatte noch nicht das 22. Jahr überschritten, aber er zeigte eine bewunderungswerthe Reife des Urtheils und eine Weite des Blickes, wie sie sonst nur lange Uebung in den Künsten der Herrschaft zu gewähren pflegt. Er besaß alle die trefflichen Eigenschaften seines Vaters, denselben scharfen Verstand, dieselbe Gerechtigkeitsliebe und denselben persönlichen Muth; auch das stolzeste Bewußtsein von der Bedeutung seiner unvergleichlichen Stellung und den Trieb, sie seiner Nachkommenschaft zu erhalten, hatte er vom Vater ererbt. Mit dem feurigsten und edelsten Willen, das Größte und Beste zu vollbringen, verbanden sich jetzt zu guter Stunde auch die reichsten Mittel. Niemals hatte noch ein deutscher Fürst eine Macht überkommen, wie sie Heinrich zufiel. Nicht allein, daß er die königliche Gewalt in Deutschland, Burgund und Italien unbestritten empfing; auch die hohe Aristokratie Deutschlands war niemals tiefer gebeugt, niemals der Clerus von der Krone abhängiger gewesen, als in diesem Augenblicke. Das Herzogthum schien fast vernichtet; in Baiern, Schwaben und Franken war die herzogliche Gewalt geradezu an die Krone gefallen, Kärnthen war durch Konrad's Tod erledigt und wurde vorläufig nicht von Neuem ausgethan; nur in Sachsen und Lothringen hatte sich noch die nationale Bedeutung des Herzogthums erhalten. Ueberdies gab es unter den anderen Königen Europa's keinen von hervorragender Bedeutung. Knut der Große und Stephan der Heilige waren aus dem Leben geschieden, ohne ihrer würdige Nachkommen zu hinterlassen; das polnische Reich Boleslaw's war in der vollständigsten Auflösung, das französische Königthum seit geraumer Zeit in der kläglichsten Ohnmacht. Auch war keine kirchliche Macht vorhanden, die dem Kaiserthum Gefahr drohen konnte.

Sobald der neue König die letzte Sohnespflicht gegen den Vater erfüllt hatte, begann er seinen Umritt im Reiche.

Nichts lenkte bei diesem Zuge durch das Reich mehr die Aufmerksamkeit des jungen Königs auf sich, als die Verhältnisse des Ostens, die von Neuem eine bedrohliche Wendung nahmen. Das gewaltige Reich Boleslaw Chrobry's war zerstört, aber auch aus seinem Ruin erwuchsen dem Reiche noch Bedrängnisse und Gefahren. Der Herzog Bretislaw von **Böhmen**, ein Fürst voll hochherziger Gesinnungen, glänzender Eigenschaften und lebendigen Glaubenseifers, hatte sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, durch die Eroberung des zerrütteten **Polen** eine freie und unabhängige Königsmacht zu gründen und die schon beginnende Rückkehr der Polen zum Heidenthum zu hemmen. Prag sollte die Metropole dieses mächtigen christlichen Reiches werden, welches alle westlichen Stämme der Slaven verbände. Wirklich gelang es dem tapferen Böhmenherzoge, Gnesen, die Hauptstadt Polens in der glänzenden Zeit Boleslaw's, zu erobern, die Schätze Polens und insbesondere den Leichnam des h. Adalbert nach Böhmen zu schaffen. Aber ein solches unabhängiges, böhmisch-polnisches Slavenreich mußte nothwendig einen Kampf mit dem deutschen Reiche hervorrufen, welches

mit dem Verluste der mühsam wiedereroberten slavischen Länder zwischen Elbe und Oder bedroht war. Vergebens suchte der Böhmenfürst, den König durch Versprechungen hinzuhalten; als dieser die Auslieferung der großen polnischen Beute verlangte, zerschlugen sich die Unterhandlungen und man schritt zum Kampfe.

Im ersten Feldzuge (1040) behauptete sich Bretislaw, und der junge König sah seine erste Waffenthat durch einen schimpflichen Rückzug aus Böhmen mißlungen. Daher zog er im folgenden Jahre mit zahlreicheren und besser gerüsteten Heeren nach Böhmen, umging selbst mit der Hauptmacht die Feinde und erschien unvermuthet in ihrem Rücken. Da auch die Treue der Slaven wankte, so unterwarf sich Bretislaw, erschien (zu Regensburg) barfuß und im Büßergewande vor dem Könige, warf sich ihm zu Füßen, gab die herzogliche Fahne Böhmens zurück und entsagte seinen Eroberungen und den königlichen Ehren. Doch der König gab ihm, auf die Bitte der deutschen Fürsten, nicht allein sein Herzogthum zurück, sondern ließ ihm auch Schlesien und gewann sich so den tapferen Gegner zum Freunde; in allen späteren Kämpfen hat Bretislaw den König auf das Wirksamste unterstützt, und die Böhmenherzöge blieben noch lange nachher die treuesten Anhänger des fränkischen Kaiserhauses.

Am 15. August des Jahres 1038 war König Stephan von Ungarn gestorben, der das Christenthum unter den Magyaren begründet und ausgebreitet hatte; die verdienteste Bewunderung der Welt hatte ihn in das Grab geleitet. Nach dem frühzeitigen Tode seines einzigen Sohnes Emmerich hatte Stephan einen seiner Schwestersöhne, Peter mit Namen, zu seinem Nachfolger ersehen. Aber Peter, in Venedig geboren und erzogen, war schon als Fremdling den Magyaren zuwider, und die Abneigung gegen ihn steigerte sich, als er bald andere Fremde in großer Zahl in das Land zog. Es dauerte nicht lange, so regte sich überall in Ungarn der Geist der Auflehnung wie gegen die königliche Gewalt, so auch gegen die christliche Kirche. Peter's Lage war äußerst bedenklich und wurde mit Nothwendigkeit immer schwieriger, je weiteren Boden das Heidenthum in den polnischen Ländern gewann, deren Schicksale schon seit geraumer Zeit auf das ungarische Reich von fühlbarem Einflusse gewesen waren. An der Bekämpfung des neu erwachenden Heidenthums in Polen hatte Peter daher das größte Interesse; der gemeinsame Vortheil verband ihn mit dem Böhmen. Kaum war diese Stütze gebrochen, so sank auch seine Herrschaft zusammen. Wild tobend erhob sich gegen ihn die ganze Nation. Der Aufruhr brach in Peter's Königsburg ein; von seiner Seite riß man einen seiner Hofleute, Buda mit Namen, der als das mächtigste Werkzeug aller volksfeindlichen Absichten des Königs galt; man zerfleischte ihn vor Peter's Augen bei lebendigem Leibe und blendete die beiden Söhne des unglücklichen Mannes. Entsetzt ergriff Peter die Flucht, kam nach Regensburg, warf sich Heinrich zu Füßen und flehte dessen Hülfe an; dieser wurde so gerührt, daß er sich seiner Sache anzunehmen versprach. Es war ein

nicht geringer Triumph für Heinrich, nachdem er den Böhmen gedemüthigt hatte, jetzt auch den Ungarn schutzflehend an seinem Throne zu sehen.

Inzwischen hatte das ungarische Volk, da es unter den vielen Neffen des heiligen Stephan keinen Mann finden konnte, der seinen Absichten entsprach, sich von dem Geschlechte Arpad's abgewandt und einen Magnaten, mit Namen Aba, auf den Thron erhoben. Aba stand nur durch Verschwägerung mit dem königlichen Geschlechte in Verbindung und bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit der Aufhebung aller Gesetze und Bestimmungen seines Vorgängers, wie mit der Vernichtung des Einflusses, den seit geraumer Zeit die Fremden im Lande geübt hatten. Wurde das Christenthum auch von ihm nicht geradezu unterdrückt, so gewann doch der alte Glaube des Volkes wieder freieren Raum, und Alles kündigte die Rückkehr zu den wüsten Zuständen an, aus denen Stephan die Magyaren erhoben hatte. Solcher Entwickelung der Dinge gegenüber konnten die Deutschen sich nicht ruhig verhalten; das sah Aba selbst ein und faßte sogleich einen Krieg nach dieser Seite hin in das Auge. Er wollte jene alten Ungarnzüge furchtbaren Andenkens in Deutschland erneuern. Gegen Mitte Februar fiel er mit einem großen Heere ohne Kriegserklärung in die baierische Ostmark ein. Zwar überrumpelte er einen deutschen Heereshaufen und hieb ihn vollständig zusammen, doch seinen Kräften mißtrauend, kehrte er mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Ungarn zurück. Hier wurde er von König Heinrich, den die Böhmen unterstützten, zweimal an der Gran geschlagen, das ganze westliche Ungarn erobert und wegen des Widerstrebens der Ungarn zwar nicht der vertriebene Peter, aber ein anderer Neffe des heiligen Stephan auf den ungarischen Thron erhoben. Nach Heinrich's Abzuge bemächtigte sich Aba bald von Neuem des ganzen Reiches, aber, als Heinrich an den Grenzen desselben mit Heeresmacht erschien, erklärte er, sich und sein Volk dem deutschen Könige unterwerfen zu wollen und behauptete sich dadurch vorläufig im Besitze des Thrones. Da er jedoch die Versprechungen nicht erfüllte, so unternahm Heinrich im Jahre 1044 einen dritten Kriegszug gegen Ungarn. An der Raab stieß er auf das Heer der Feinde. Mit feurigen Worten ermunterte er die Seinen und führte selbst das Heer gegen den Feind. Gleich beim ersten Angriff stoben die Ungarn wie Spreu aus einander, nicht einen Augenblick war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Sei es nun, daß ein Wirbelwind sich plötzlich erhob und, den Ungarn den Staub in das Gesicht fegend, den Angriff der Deutschen unterstützte; sei es, daß Verrath in Aba's Reihen herrschte, wie spätere ungarische Quellen andeuten, Heinrich gewann den vollständigsten Sieg fast ohne Kampf und mit geringen Verlusten. Die Ungarn, sich nach allen Seiten durch die Ebene zerstreuend, wurden mehrere Meilen weit verfolgt, und eine große Zahl von ihnen fiel unter dem Schwerte der Deutschen. Nachdem Heinrich den Befehl gegeben hatte, von der weiteren Verfolgung abzustehen, schlug er auf dem Schlachtfelde das Lager auf und

feierte sogleich in demselben ein großes Dankfest. Ein so vollständiger Sieg mußte unmittelbar die Entscheidung des Krieges herbeiführen. Aba flüchtete sich in die innersten Theile seines Reiches; Heinrich setzte dagegen seinen Weg unbehindert nach Stuhlweißenburg, der ungarischen Königsstadt, fort, wo man ihm sofort die Thore öffnete. Aba's Gemahlin mit ihren Kindern und der ganze Schatz des Feindes fielen hier in die Hände des Siegers, der nun frei über die Krone Ungarns verfügen konnte. Aba wurde der königlichen Würde verlustig erklärt und Peter auf den Thron des heiligen Stephan zurückgeführt; zum Schutze desselben, bestimmte Heinrich, sollte eine starke baierische Besatzung im Lande zurückbleiben. Peter, obwohl er lediglich ein Geschöpf der Milde des deutschen Königs war und unter den Schutz deutscher Arme und deutscher Gesetze gestellt wurde, fand dennoch für den Augenblick allgemeine Anerkennung im Lande. Aba wurde auf der Flucht verfolgt und eingeholt; jenseit der Theiß ergriff man ihn in einer Kirche und schleppte ihn vor Peter's Richterstuhl, der ihn enthaupten ließ. Zu Stuhlweißenburg war es, wo der Ungarnkönig dem deutschen Könige im Angesichte des ganzen Volkes mit einer goldenen Lanze sein Reich übergab und das Volk Heinrich und dessen Nachfolgern huldigte. Als dies geschehen war, wurde wiederum Peter mit dem ungarischen Reiche für seine Lebenszeit von dem deutschen Könige belehnt. Unmöglich konnte auf eine förmlichere und feierlichere Weise die vollständige Abhängigkeit Ungarns vom deutschen Reiche anerkannt werden; nur in der ausgesprochensten Botmäßigkeit von den Deutschen glaubte Peter noch seine Herrschaft erhalten zu können. Doch war diese nur von kurzer Dauer; denn schon im Sommer 1046 erhoben die Unzufriedenen einen Aufstand gegen Peter und seine deutschen Beschützer, der sich zugleich gegen die christliche Kirche und ihre Diener richtete. Peter wurde in Stuhlweißenburg geblendet, verstümmelt und starb des schmählichsten Todes. An seiner Stelle ward Andreas, der Sohn eines Neffen des heiligen Stephan, auf den Thron erhoben, welcher sich, so wenig er es an Versicherungen der Ergebenheit fehlen ließ, in der Erfüllung der Vasallenpflicht und der Zahlung des versprochenen Tributes sehr säumig bewies. Wiederholte Kriegszüge des deutschen Königs (in den Jahren 1050—1052) vermochten nicht, die deutsche Oberherrschaft über Ungarn zu befestigen. Die Unmöglichkeit, eine bereits gewonnene Provinz zu behaupten, erschütterte natürlich den Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers und mit diesem schwand auch die Achtung vor ihm bei den deutschen Fürsten.

Ungleich wichtiger als die schnell vorübergehende Ausdehnung der deutschen Herrschaft im Osten waren Heinrich's Bemühungen um die Verbesserung der kirchlichen Zustände auf seinem ersten Zuge nach Italien 1046. Nirgendwo hatte die Simonie, dieser unwürdige Handel mit geistlichen Stellen, so furchtbar um sich gegriffen und so üble Wirkungen hervorgerufen, als hier. Man hatte drei Päpste (Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI.) statt eines, und alle

waren in gleicher Weise der Simonie schuldig. Das schmählichste Schisma war ausgebrochen und in Rom selbst tobte der Bürgerkrieg. Hier erhob sich der Archidiaconus Peter zu dem Gedanken, daß nur die kaiserliche Gewalt das Papstthum abermals retten könne. Er eilte an den Hof des deutschen Königs, bat ihn, schleunigst der römischen Kirche zur Hülfe zu eilen und forderte die deutschen Bischöfe auf, dieses fromme Unternehmen mit allen ihren Kräften zu unterstützen.

Heinrich III. konnte, seitdem er von der Simonie Gregor's Kunde hatte, nicht mehr in Zweifel sein, daß nur durch die Entfernung aller drei Päpste die Reform der Kirche, welche ihm vorschwebte, in das Werk zu setzen war. Nicht er selbst wollte über die Anklagen entscheiden, welche gegen die drei Päpste erhoben waren; eine große Synode in Sutri sollte die hadernden Päpste in Gegenwart des gesammten römischen Clerus anhören und richten. Es war eine überaus stattliche Versammlung. Den Vorsitz führte Gregor; der König war in Person bei den Verhandlungen zugegen. Zuerst wurde über die Sache Sylvester's III. entschieden, der sich in Person der Synode gestellt zu haben scheint. Man beschloß, daß er wegen Simonie der bischöflichen und priesterlichen Würde entkleidet werden müsse und seine Lebenstage in einem Kloster beschließen solle. Gregor legte unter der Zustimmung der ganzen Versammlung das Pontificat freiwillig nieder. Ueber Benedict wurde zu Sutri kein Beschluß gefaßt; wahrscheinlich weil er sich nicht gestellt und die durch das kanonische Recht gebotene dreimalige Vorladung nicht hatte bewirkt werden können. Unmittelbar von Sutri zog der König mit den Bischöfen und seinem ganzen Heere nach Rom. Am 23. und 24. December wurde hier in der Peterskirche eine dritte große Synode gehalten, auf der nun auch Benedict in aller Form entsetzt wurde. Glücklich waren die drei simonistischen Päpste beseitigt; die Reform der Kirche, der Kampf gegen die Simonie war an dem Haupte begonnen. Die wichtigste Frage für den Augenblick war, wer jetzt den Stuhl Petri einnehmen und mit dem Könige das große Werk durchführen solle. Heinrich dachte zuerst an den Erzbischof Adalbert von Bremen, der sich in seinem Gefolge befand und durch Geist, Bildung und Adel eine Zierde Roms zu werden versprach, aber Adalbert selbst lenkte die Wahl auf den braven Bischof Suidger von Bamberg. Diesen ergriff trotz des heftigsten Widerstrebens der König bei der Hand, zeigte ihn der Menge als den würdigsten Nachfolger Petri, und mit der größten Einigkeit erhoben sich alle Stimmen für Suidger. So hatte die Kirche ein neues Haupt gewonnen, an dessen Leben auch nicht der geringste Flecken haftete und welcher den König im Kampfe gegen die Simonie furchtlos unterstützen konnte, weil er sich selbst nie mit derselben befleckt hatte.

Am Weihnachtstage 1046 wurde Suidger unter dem Namen Clemens II. zum Papste geweiht und schmückte dann sogleich in St. Peter nach altem Brauche Heinrich und seine Gemahlin mit der kaiserlichen Krone. Es geschah an derselben Stelle, an demselben Tage, an

dem einst vor 246 Jahren Karl der Große zum Kaiser ausgerufen war. Was Otto I. nur mit Gewalt den Römern abgerungen hatte, boten sie jetzt freiwillig dem Kaiser dar, das Recht, allein über den Stuhl Petri zu verfügen; sie beschlossen, kein Papst solle fortan ohne den Willen des Kaisers gewählt und geweiht werden.

Der Kampf gegen die Simonie war dem neuen Papste durch seine ganze Stellung zur ersten Pflicht gemacht. Schon in den ersten Wochen des Januars 1047 hielt er eine große Synode zu Rom, auf der durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Wer sich des Verkaufes geistlicher Weihen und Würden schuldig gemacht hatte, wurde mit dem Kirchenbanne belegt; wer sich wissentlich von einem Simonisten hatte weihen lassen, zu einer vierzigtägigen Kirchenbuße verurtheilt. Eine neue Ordnung der Kirche begann mit dem Tage, wo das Haupt der Kirche die Simonie mit dem Bannfluche belegte.

Nur kurze Frist verweilte der Kaiser in den römischen Gegenden. Nachdem er den größten Theil seines Heeres, da der Hauptzweck des Zuges erreicht war, entlassen, brach er selbst, vom Papste begleitet, mit einer kleinen Streitmacht nach dem Süden der Halbinsel auf, um die Verhältnisse der longobardischen Fürstenthümer und der Normannen zu regeln. Die Normannen hatten in Gemeinschaft mit dem vom byzantinischen Hofe für seine Dienste schlecht belohnten Mailänder Hardnin und mit dem Grafen Rainulf von Aversa die Eroberung Apuliens unternommen und unter Anführung der tapferen Söhne Tankred's von Hauteville, Wilhelm des Eisenarmes und Drogo's, glücklich ausgeführt. Kaiser Heinrich belehnte, als er 1047 nach Capua kam, den Drogo mit Apulien und nahm somit Besitzungen in Anspruch, die niemals zum deutsch-römischen Reiche gehört hatten; die Vertheidigung derselben überließ er den französischen Rittern. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland gab er das letzte noch mit der Krone verbundene deutsche Herzogthum, Kärnthen (mit der Mark Verona), an den schwäbischen Grafen Welf und wandte sich so ganz von der Bahn ab, die einst sein Vater eingeschlagen hatte, denn die beiden anderen südlichen Herzogthümer waren schon früher hergestellt worden, Baiern hatte 1042 Graf Heinrich von Luxemburg erhalten, Schwaben der Pfalzgraf Otto 1045. Kaiser Heinrich hielt seine Macht für zu fest begründet, als daß sie noch weiterer Stützen bedurft hätte, als die unmittelbar mit der königlichen und kaiserlichen Macht selbst gegeben waren. Und in der That, als Heinrich von seinem Zuge nach Italien zurückkehrte, als er im Fluge die Kaiserkrone gewonnen, mit einem Schlage das kirchliche Schisma beendet, das Papstthum mit unauflöslichen Banden an sich gefesselt, die Reichsgrenze im Süden ohne Schwertstreich erweitert hatte — wer hätte damals glauben sollen, daß er noch jene niederen Gewalten zu fürchten hätte, die zu solchen Höhen niemals hinaufreichen konnten!

Das Ziel des Kaisers — das sah und fühlte nun wohl Jeder —

war die Alleinherrschaft über die abendländische Welt und konnte nach der Natur seiner Stellung kaum ein anderes sein; aber noch immer haben die Völker Europa's dem vernichtenden Druck einer Universalmonarchie mit aller Macht widerstrebt. Die Herrschaft der römischen Imperatoren, die Monarchie Karl's des Großen hatten sich Grenzen setzen müssen und waren selbst innerhalb dieser Grenzen selten unangefochten geblieben. Viel zu kräftig hatte sich schon das nationale Gefühl entwickelt, als daß jetzt auch nur ein ähnliches Kaiserreich zu begründen gewesen wäre, wie es einst Karl der Große geschaffen hatte. So sah sich denn Heinrich inmitten und trotz seiner ungeheuren Erfolge doch bald abermals von inneren und äußeren Feinden angegriffen, dem Herzoge Gottfried von Lothringen und dem Könige Aba von Ungarn (s. oben).

Auch die Kirchenreform des Kaisers in Rom schien schon in ihren Anfängen beseitigt. Zwar hatte Papst Clemens, welcher aus dem Süden Italiens nach Rom zurück gekehrt war, in seinen löblichen Bestrebungen nicht gerastet und gegen die Mißstände der Kirche unverdrossen angekämpft; aber ein früher Tod setzte seinen Arbeiten schleunig ein Ziel. Als die Römer die Nachricht vom Tode des Papstes erhielten, ordneten sie, ihres Versprechens eingedenk, Gesandte an den Kaiser ab, mit einem Schreiben, in dem sie den Kaiser, „wie die Knechte ihren Herrn, die Kinder ihren Vater" baten, ihnen einen Papst zu schicken. Die Wahl des Kaisers fiel auf den Bischof Poppo von Brixen. Poppo hatte sich im Dienste des Kaisers eifrig bewiesen, die Romfahrt begleitet und auf dem römischen Concil sich durch Kenntniß des kanonischen Rechtes hervorgethan. Er nannte sich Damasus II., starb aber schon 3 Wochen nach der Weihe. Die Gesandten, welche die Todesbotschaft brachten, verlangten zugleich vom Kaiser die Ernennung des neuen Papstes. Da sich jedoch abermals (wie nach Clemens' II. Tode) das Gerücht verbreitet hatte, daß der Papst vergiftet sei, so fand der Kaiser in seiner Nähe keinen Bischof, der große Neigung gezeigt hätte, den gefährlichen Gang nach Rom anzutreten. Sowohl die Augen des Kaisers hatten sich auf Bischof Brun von Toul gerichtet, wie die Wünsche der römischen Gesandten, welche Brun durch seine häufigen Pilgerfahrten nach Rom kannten und seinen heiligen Eifer verehrten; trotz des heftigsten Widerstrebens mußte Brun die Abzeichen der Nachfolger Petri annehmen und sich der schweren Bürde des Papstthums unterziehen. Am 12. Februar 1049 wurde er in der Peterskirche geweiht und wählte den Namen Leo IX. Er gewann sich bald in Rom durch ausgezeichnete Gaben allgemeine Anerkennung und Achtung; die Reform, welche durch den frühen Tod seines Vorgängers gehemmt war, gewann bei dem frommen und nachhaltigen Eifer des neuen Papstes frisches Leben und machte schnell wunderbare Fortschritte. Sein ganzes Pontificat ist ein ununterbrochenes Reisen und Wandern. Andere Päpste hatten ihre Legaten nach Deutschland, Frankreich, Burgund und Ungarn geschickt; er erscheint überall selbst, um Synoden zu halten, Kirchen zu weihen,

die Reliquien der Heiligen zu erheben, neue Heilige der Verehrung der Gläubigen zu empfehlen, die Hoheit des heiligen Petrus aller Welt vor Augen zu stellen. Entweder sieht man ihn hoch zu Roß, von einem glänzenden Gefolge römischer Priester und Herren umgeben, oder man findet ihn barfuß gleich einem schlichten Pilger zum Grabe eines Heiligen wallend; bald celebrirt er in allem Glanze seines höchsten Priesterthums die Messe oder sitzt im Kreise hoher Kirchenfürsten als der höchste zu Rathe; bald predigt er wie ein wandernder Mönch einer andächtigen Gemeinde in einem armen Kloster; bald wieder casteit er seinen Leib mit Fasten und Büßungen.

Es war auf seiner ersten großen Ostersynode im Jahre 1049, daß der Papst eine lange Reihe antiquirter Satzungen in Erinnerung brachte. Sie betrafen nicht allein die Simonie, sondern auch die Priesterehe, die Ehe in den verbotenen Graden, die Leistung und Verwendung der Zehnten u. s. w.; der Kampf gegen die Simonie blieb indessen noch immer der Mittelpunkt der kirchlichen Reform.

Als Leo starb, waren die bedeutendsten Männer der Reformpartei, die er nach Rom gezogen hatte, dort nicht zur Stelle. Hildebrand verweilte als päpstlicher Legat in Frankreich. Sterbend soll Leo dem Letzteren die Sorge für die Kirche übertragen haben; und die Anhänger der strengen Richtung scheinen ihn sogar zu Leo's Nachfolger ersehen zu haben. Sobald er die Nachricht von dem Tode des Papstes empfing, kehrte er deßhalb nach Rom zurück, und unfraglich lag nun die Zukunft des Papstthums vor Allen in seinen Händen. Hätte Hildebrand jetzt selbst den Stuhl Petri bestiegen, seine Erhebung wäre vielleicht der Abfall Italiens vom Kaiserreich gewesen, der Sturz der deutschen Herrschaft auf beiden Seiten des Apennin, aber wahrscheinlich nicht minder das Ende der großen Kirchenreform, die vom Kaiser begonnen und ohne seinen Schutz kaum durchzuführen war. Hildebrand verschmähte deßhalb die ihm dargebotene Tiara; auf seinen Betrieb wandte sich noch einmal das römische Volk an den Kaiser und bat ihn um einen frommen Hirten für die Gemeinde zu Rom. Hildebrand selbst führte die Gesandtschaft, die mit den ausgedehntesten Vollmachten von der römischen Geistlichkeit und der Gemeinde an den kaiserlichen Hof abging. In keiner anderen Absicht begab er sich nach Deutschland, als um Rom und den Stuhl Petri abermals so eng wie möglich dem deutschen Reiche zu verbinden. Seine Blicke richtete er nicht allein auf einen deutschen Bischof, sondern gerade auf den Mann, der im Vertrauen des Kaisers am höchsten stand, auf den Bischof Gebhard von Eichstädt. Diese Wahl läßt den Scharfblick Hildebrand's im hellsten Lichte erscheinen. Gebhard stand in den ersten und frischesten Mannesjahren; dem Kaiser persönlich von ganzer Seele zugethan, war er doch nicht der Mann, irgend etwas seiner kirchlichen oder persönlichen Stellung zu vergeben; endlich kannte man ihn als einen politischen Kopf, der mit dem klarsten Geiste die verwickeltsten Verhältnisse beherrschte. So war er unfraglich die geeignetste Persönlichkeit, um in den Wirren des Augenblickes Kirche und

Reich eng zu verbinden und zugleich beider Zukunft in Italien zu retten. Aber dennoch erreichte Hildebrand seine Absicht nur mit großer Mühe. Weder hatte der Kaiser Neigung, sich eines Dieners zu entäußern, den er überall bedurfte und durch dessen Klugheit vorzüglich das unruhige Baierland in der Treue erhalten wurde; noch war Gebhard selbst geneigt, den Weg nach Rom anzutreten, wo noch keinem deutschen Papste Freuden erwachsen waren. Auf einem großen Fürstentage zu Regensburg im Anfange März 1055 sah er sich genöthigt, nachzugeben. Er that es mit den denkwürdigen Worten an den Kaiser: „Wohlan, so ergebe ich mich dem heiligen Petrus ganz und gar, mit Leib und Seele! Obschon ich meine Unwürdigkeit zu einer so heiligen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich doch eurem Gebote; aber nur unter der Bedingung, daß auch ihr dem heiligen Petrus zurückgebet, was ihm gehört." Der Kaiser gewährte dieses Verlangen und ließ auch zu, daß zu Rom nachträglich noch eine Wahl für Gebhard Statt finden solle, wie Aehnliches bei Leo's Ernennung geschehen war. Die Wahl in Rom war eine leere Form, und ihr Erfolg über jeden Zweifel erhaben. Am 13. April, am grünen Donnerstage, wurde Gebhard in der Peterskirche zum Papst geweiht und nahm als solcher den Namen Victor II. an. Leo hatte einen würdigen Nachfolger gefunden, so überaus verschieden auch beider Gesinnung war.

Auf seinem zweiten Zuge nach Italien gab der Kaiser dem Papste nicht allein Alles zurück, was in früheren Zeiten Eigenthum der römischen Kirche gewesen war, so daß er viele Bisthümer und zahlreiche Burgen in seine Hand bekam, welche seit langen Zeiten den Päpsten entrissen waren, sondern er belehnte ihn auch mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark Camerino, mit Ländern, auf welche Rom wohl schon vordem Ansprüche erhoben, die es aber niemals besessen hatte. Ueberdies ernannte der Kaiser Victor II. zu seinem Statthalter in ganz Italien, als er bald darauf wegen einer Fürstenverschwörung in Deutschland über die Alpen zurückkehren mußte. Man sieht, Heinrich hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu der Treue und Ergebenheit des deutschen Kirchenhauptes und glaubte, die kaiserliche Macht in Italien nicht besser sichern zu können, als wenn er seinen erprobten Diener, der jetzt auf dem Stuhle Petri saß, mit den ausgedehntesten Vollmachten bekleidete.

Der Zweck der Fürstenverschwörung in Deutschland, an deren Spitze des Kaisers eigener Oheim, der Bischof Gebhard von Regensburg, stand, war kein anderer, als den wegen seines strengen Regimentes den Fürsten längst verhaßten Kaiser auf dem Heimwege aus Italien zu ermorden und den wegen einer früheren Empörung abgesetzten Herzog Konrad von Baiern auf den Thron zu erheben. Kam man zu diesem Ziele, so war das Reich in seinen Grundfesten erschüttert, die Uebermacht des König- und Kaiserthums gebrochen. Allein das Unternehmen zerschlug sich durch den unerwarteten Tod Konrad's (angeblich durch Gift) und den Verrath des schwer erkrankten Herzogs

Welf, darauf gelang es dem Kaiser, seinen Oheim unvorbereitet in Regensburg zu überfallen, der zu strenger Haft verurtheilt wurde, und so den Mordplan im Keime zu ersticken.

Die drohendsten Gefahren waren glücklich beseitigt, aber mit Befriedigung konnte der Kaiser unmöglich auf den Zustand des Reiches blicken. Untreue, Auflehnung und Verrath waren ihm überall diesseit wie jenseit der Alpen entgegengetreten; bei aller Macht, die ihm zu Gebote stand, schien es eine fast unlösbare Aufgabe, die großen Basallen länger im Gehorsam zu erhalten.

Daß Ungarn unbezwungen geblieben war und nicht einmal durch einen Frieden seine Verhältnisse mit dem Kaiser geordnet hatte, mußte auf die Machtstellung des Reiches im ganzen Osten nachtheilig wirken. Wichtiger noch war, daß zu derselben Zeit die Kämpfe mit den Luitizen von Neuem ausbrachen, deren Macht noch vor Kurzem ihrem völligen Ruin entgegen zu gehen schien. Die Luitizen fielen in das Heidenthum zurück, ergriffen die Waffen gegen die Sachsen und stürmten gegen die Grenzen des Reiches an. Das Kriegsvolk in den Marken rückte den andringenden Wenden entgegen und lieferte ihnen eine Schlacht. Ihr Ausgang war für die Wenden günstig; viele Deutsche fielen im Kampfe oder geriethen in die Gefangenschaft der Feinde. Das sächsische Heer ward, nachdem es über die Elbe gegangen, von den Luitizen in der Nähe der Havelmündung eingeschlossen und vollständig vernichtet. Die Nachricht davon warf den Kaiser auf das Krankenlager; es ergriff ihn ein hitziges Fieber. Seine Gesundheit, längst erschüttert und durch die Leiden der letzten Jahre mehr und mehr zerrüttet, war einem neuen Stoß nicht mehr gewachsen. Die Kunst der Aerzte versagte, und er selbst fühlte bald, daß seine letzte Stunde nicht fern sei. Der Kaiser durchschaute klar, in welchen Gefahren er das Reich seinem Knaben hinterließe. Er traf deßhalb Veranstaltungen für die Zukunft, bei denen er sich bemühte, auszugleichen, was auszugleichen war, und alle Feindseligkeiten beizulegen, die seine letzten Jahre beunruhigt hatten. Er ließ von dem damals in Sachsen anwesenden Papste und allen anwesenden Bischöfen und Fürsten noch einmal Heinrich als seinen Nachfolger anerkennen, und empfahl seine Gemahlin, der nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufallen mußte, vor Allem der Unterstützung des Papstes. Es war am 5. October 1056, als zu Bodfeld auf den Höhen des Harzes ein Kaiser aus der Zeitlichkeit schied, dessen Name lange weithin durch das Abendland mit Furcht und Zittern genannt war. Heinrich III. starb jung, nach einem thatenreichen Leben; er hatte das 39. Jahr noch nicht erreicht, aber 17 Jahre das Reich regiert und 9 Jahre die Kaiserkrone getragen. Seine Regierung, in welcher die kaiserliche Gewalt culminirte, ist eine der denkwürdigsten unserer Geschichte.

Am 28. October wurde Heinrich III. in dem noch unvollendeten Dome zu Speier neben seinen Eltern beigesetzt. Von Speier führte

der Papst den kleinen König nach Aachen und erhob ihn dort unter großen Feierlichkeiten auf den Stuhl Karl's des Großen.

---

48. Heinrich's IV. Jugend.

(Nach Joh. Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius der Siebente und sein Zeitalter.)

Heinrich IV., damals erst sechs Jahre alt, erhielt nun die Regentschaft. Aber die Verwaltung des Reiches nahm seine Mutter, die Kaiserin Agnes, mit Bewilligung der Großen auf sich. Eine durch manche herrliche Gabe des Geistes und Gemüthes ausgezeichnete und gebildete Frau, wußte sie mit friedliebendem Sinn drohende Stürme klug und umsichtig zu zähmen, daher des Reiches Zustand unter ihrer Verwaltung ziemlich ruhig und friedlich war. Mit mütterlicher Liebe pflegte sie des Sohnes Erziehung.

Agnes hatte sich, im Bewußtsein, daß sie den Stürmen der Zeit nicht überall gewachsen sei, in Regierungsgeschäften meist an den Bischof Heinrich von Augsburg gewandt, und er hatte der Kaiserin Vertrauen gewonnen. Diese Auszeichnung hatte längst bei mehreren Fürsten, Erzbischöfen und anderen Reichsgroßen, die sich zur Mitverwaltung des Reiches berufen glaubten, Neid und Eifersucht angeregt, denn durch die Erhebung dieses Mannes sahen sie sich zurück gedrängt. Unter diesen waren besonders Anno, Erzbischof von Köln, und Siegfried, der von Mainz, die einflußreichsten und wichtigsten. Diese gewannen auch Adalbert, den Erzbischof von Bremen. In ihren Versammlungen zogen sie bald auch weltliche Fürsten, den Grafen Ekbert von Braunschweig, einen Vetter des Königs, und Otto von Nordheim, den kurz zuvor die Kaiserin zum Herzoge von Baiern erhoben hatte, durch Beredungen an sich. Zugleich wußte man auch das Volk mehr und mehr gegen die Kaiserin einzunehmen; Alles diente zur Vorbereitung des Anschlages, den jungen König und mit ihm auch die Verwaltung des Reiches der Leitung des Bischofes von Augsburg und der Kaiserin zu entreißen. Weil aber das Volk zum Theil der Kaiserin sehr zugethan war, so beschlossen die herrschgierigen Fürsten, ihr Werk mit List und Gewalt schnell auszuführen.

Es war um die Pfingstzeit, als der Erzbischof von Köln ein Schiff verfertigen ließ, künstlich und reich bearbeitet, mit Tapeten und Vorhängen, Gold und Silber, Gemälden und Schnitzwerk und mit Allem, was die Neugier reizen konnte, ausgeschmückt. Auf diesem fuhren die Verschworenen den Rhein hinab zur Insel des heiligen Suitbert. Der König war mit seiner Mutter auf der Reise nach Nimwegen und eben an der anmuthigen Rheininsel angekommen. Als nun an einem Tage Heinrich beim Gastmahle besondere Munterkeit zeigte, sprach der Erzbischof Anno viel von seinem bewunderungswürdig erbauten, schönen

Schiffe, welches unfern am Ufer liege, und regte dadurch des jungen Königs Neugier an. Dieser wünschte es zu sehen, nichts weniger als List und Trug ahnend. Man zog hinaus, der König bestieg das Schiff. Schnell aber schlugen Ruderer auf ein Zeichen die Ruder an; aus der ängstlichen Eile und dem bangen Getümmel ahnte Heinrich Unglück und Gefahr für sein Leben. Er sprang in den Fluß, das Wasser zog ihn reißend hinweg. Da sprang Graf Ekbert ihm nach, rettete ihn wieder ins Schiff, und durch besänftigende Schmeicheleien beruhigt, brachte man ihn nach Köln. Anno berief eine Versammlung und gab vor, daß er nicht für seinen Vortheil, sondern für Deutschlands Wohl so gehandelt; denn der Erzbischof, in dessen Sprengel der König ins Künftige sei, solle die Obhut über des Reiches Heil und Sicherheit haben, und in den Sachen, die an den König kämen, Entscheidung geben.

Um einen thatkräftigen, entschlossenen Mann an seiner Seite zu haben, der mit ihm den Staat regiere, hatte Anno den Erzbischof Adalbert von Bremen durch zahlreiche Geschenke vom Reichsgute für sich gewonnen, und Adalbert war ehrsüchtig genug, um gerne das Ruder der Herrschaft im Reiche mit in seine Hand zu nehmen. Sein Stolz ertrug es indeß nicht lange, nur als Mitgehülfe dazustehen. Um allein über das Reich und den jungen König zu herrschen, bot er bald Alles auf, den Erzbischof von Köln, einen strengen und ernsten Mann, dem jungen Heinrich unerträglich und verhaßt zu machen und diesen für sich zu gewinnen. Je mehr er des Königs ungezügelten Wünschen und wilden Leidenschaften freien Lauf ließ, desto entfremdeter ward dieser den anderen Erzbischöfen, so daß in Kurzem Adalbert fast wie ein Alleinherrscher des Reiches dastand und den König wie einen Spielball behandelte.

Als der junge König in seinem 15. Jahre stand, da feierte er zu Worms das Osterfest (1065), umgürtete sich, auf Bewilligung Adalbert's von Bremen, zum ersten Male mit dem Schwerte und wurde dadurch für mündig erklärt. Je mehr aber der König im Alter vorschritt, desto wilder erwachten seine Leidenschaften, und der Neid und die Eifersucht, welche zwischen den Erzbischöfen von Köln und Bremen obwalteten, konnten nur dahin wirken, den erwachenden Lüsten des jungen Königs jeden Zügel frei zu geben; denn Adalbert strebte dahin, alle Schranken, die Anno dem König durch Warnung und Belehrung gesetzt, niederzureißen. Kein Wunder, daß Heinrich dem, was Adalbert nachsichtig zuließ, lieber nachhing, als was der strengere und finstere Anno abrieth. Auch hatte der junge König gegen diesen stets Abneigung, vorzüglich nach seiner Entführung. Dazu kam, daß Adalbert ihn fort und fort gegen Anno so aufreizte, daß er einst gegen ihn mit dem Schwerte losgehen wollte, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Kurz, Heinrich kannte keine Beschränkung seines Willens; kein Unterricht, keine Erziehung, wie sie Fürsten geziemt, hatte ihm klar gemacht, was Regententugend und Fürstenpflicht seien, denn auch von den Fürsten kümmerte sich Keiner um seine Bildung und Er-

ziehung, sie ließen ihn schalten und leben, wie er wollte, wenn er sie nur nach ihren Wünschen schalten und walten ließ. Schon in früher Jugend zeigte er, weil sich nie in ihm ein sittlicher Grundsatz hatte entwickeln und befestigen können, ein Schwanken in dem, was er wollte, eine Haltlosigkeit im Charakter, die, weil sie mehr und mehr genährt und begünstigt ward, der eigentliche Grund des endlosen Unglückes seines ganzen Lebens wurde. Für jeden Eindruck war sein Gemüth empfänglich; er ward ebenso leicht zum Guten, wie schnell zum Bösen gestimmt, und so findet man in ihm neben Tugend Laster, neben Laster Tugend. Gewiß liegt fast alle Ursache seines oft verkehrten Handelns, Lebens und Strebens in seinen Jugendjahren.

Bald aber (1066) traten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Herzöge Rudolf von Schwaben und Otto von Baiern mit anderen, denen des Reiches Wohl am Herzen lag, zu häufigen Berathungen zusammen, über das Leben und die Leitung des jungen Königs. Dieser hatte lange Zeit zu Goslar mit unmäßigem Aufwande und großer Verschwendung hingebracht. Der königliche Schatz reichte bei Weitem nicht mehr zu, zumal da die sächsischen Fürsten ihre gewöhnlichen Leistungen verweigerten. Alles dieses vermehrte noch den Haß gegen Adalbert. Dessen Sturz war demnach beschlossen. Man kam überein, es sollte ein allgemeiner Reichstag zu Tribur gehalten werden, um da dem Könige anzukündigen, daß er entweder der Krone sich begeben oder den Erzbischof verlassen müsse. Der König erschrak über die ihm vorgelegte Wahl. Er zögerte daher, die verlangte Entscheidung zu geben; Adalbert rieth ihm, in nächster Nacht mit den Reichsinsignien heimlich zu entfliehen und sich nach Goslar oder sonst wohin zu begeben, bis dieser Sturm ausgetobt habe. Gegen die Abenddämmerung ließ der König seine Schätze durch Getreue wirklich wegbringen. Man erfuhr aber den Anschlag, griff zu den Waffen, umzingelte die königliche Wohnung und hielt ihn unter strenger Bewachung. Auf den Erzbischof häufte sich Aller Haß und Zorn. Kaum konnte man Manche von thätlicher Beleidigung am Prälaten zurückhalten. Aber mit Schimpf und Schmach ward er alsbald mit seinem ganzen Anhange vom königlichen Hofe verjagt. So ging die Verwaltung wieder auf die verschworenen Fürsten und zwar zumeist auf den Erzbischof von Köln über.

Heinrich hielt sich seitdem viel in Sachsen auf, durchzog oft das Land, um es kennen zu lernen und passende Berge auszuspähen für feste Burgen, die dem Reiche zum Schutz dienen, vor Allem aber die widerspänstigen Großen des Landes im Zaume halten sollten. Auch der Erzbischof von Bremen hatte seinen Haß gegen die sächsischen Fürsten seinem königlichen Pflegling einzuflößen nicht versäumt. Und wie nun Heinrich die Sachsen haßte, weil er sie fürchtete, so lud er auch in immer höherem Maße den Haß der Sachsen auf sich, begegnete den Großen trotzig, erwies ihnen Verachtung und Bedrückung, gab sich unaufhörlich Jagden, Spielen und anderen solchen Beschäftigungen hin und ließ Unrecht und Gewalt schalten, ohne zu steuern, so daß schon

im Jahre 1067 ein Aufstand ausbrach, der nur mit Waffen unterdrückt werden konnte.

Seinen gefährlichsten Gegner sah er in Otto von Nordheim, dem die Kaiserin Agnes das Herzogthum Baiern verliehen hatte. Des Herzogs Ruhm hatte Neider erweckt, die seinen Sturz wünschten. Diese zog Heinrich in seinen Plan. Ein gemeiner Ritter, Egino, von einem Grafen Giso von Gudensberg oder vom Könige selbst bestochen, sagte vor diesem aus, der Herzog Otto habe mit ihm oft von Heinrich's Ermordung gesprochen, jetzt aber durch viele Belohnungen ihn zur Unthat gewinnen wollen. Der König lud die Großen Sachsens, welche gegen den Herzog Privathaß hegten, zu einem Fürstengerichte vor sich und forderte von ihnen Gericht über jenen. Alle beschuldigten ihn des Majestätsverbrechens, als offenbarer Schuld überwiesen und des Todes schuldig. Des Königs Anhang machte sich alsbald auf, ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Otto aber hatte einen wohlgesinnten Freund, den Grafen Magnus, Sohn Otto's, des sächsischen Herzogs, einen edlen Jüngling, in Friedenszeit streng in Recht und Gesetz, in den Waffen kühn und tapfer. Im offenen Kampfe war Otto Anfangs im Vortheile und auch sein Schwiegersohn Welf, der Sohn des Markgrafen Azzo von Este, unterstützte ihn mit Waffen und Rath, trat aber später auf des Königs Seite, um das erledigte Herzogthum Baiern zu gewinnen, welches ihm auch auf die Fürsprache des Herzogs von Schwaben übergeben wurde. So mußte sich auch Otto endlich ergeben und wurde nebst seinen Anhängern unter den Reichsfürsten vom Könige in Gewahrsam gehalten.

Inzwischen (seit 1069) war es dem Erzbischofe Adalbert von Bremen gelungen, wieder an den Hof des Königs zu kommen, dessen Gunst und die Leitung des Reiches wieder zu gewinnen; doch starb er schon im März 1072. Die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes über die Bedrückungen jeder Art, hatte die Folge, daß Heinrich, auf den Rath der Fürsten, den Erzbischof Anno von Köln wieder (April 1072) zur Theilnahme an den Reichsgeschäften rief. Er überließ von da an Alles der Willkühr des Erzbischofs, der, rechtlich und gewissenhaft, ohne Rücksicht auf Person, nur das Wohl des Staates und das Heil der Kirche wollte. Unter ihm erhielt auch Egino, jener feile Ritter, gerechten Lohn. Weil man ihn öfters des Raubes und anderer Schandthaten angeklagt, ließ ihn der Erzbischof in Ketten werfen und vor dem Volke zur Schau ausstellen. Bei Allen gewann der Reichsverwalter Achtung und Ehrfurcht, bei Vielen Liebe.

Am Pfingstfeste 1072 kam nach einjähriger Haft Otto, der Baiern Herzog, zum Könige und zu dessen Gnade und gab diesem Vieles von seinen Gütern. Aber Magnus, den treuen, tapferen Sachsen, hielt Heinrich noch gefangen; ihm zürnte er mehr, denn Otto'n. Das schmerzte diesen bitter; die Gunst, die ihm der König dargeboten, wollte er nicht durch die Knechtschaft seines treuen Verbündeten erkaufen. Er sann auf Rache und suchte Gleichgesinnte. Die fand er bald: der

König machte sie ihm selbst, denn das Mißtrauen zwischen diesem und den Fürsten dauerte fort.

Besonnenen Männern, welche die Zukunft erwogen, schien eine schwere Zeit bevorzustehen. Solchen Kummer trug längst auch der rechtliche Anno von Köln, welcher bisher die Leidenschaften des Königs so viel als möglich gezügelt hatte. Ihn drückte hohes Alter. Da trat er vor den König und bat, daß er die schwere Last der Staatsverwaltung von ihm nehme. Der König that es nicht ungern; denn manche ernste Ermahnung hatte er von ihm hören müssen, manche jugendliche Leidenschaft war in ihm durch die Strenge und Festigkeit des Greises beschränkt worden. Hauptsächlich bekümmerte den frommen Mann das Feilschen mit Bisthümern und Abteien am königlichen Hofe, wodurch selbst sein Name am Stuhle des Papstes in Verdacht zu kommen anfing.

Zwei Völker, die Sachsen und Thüringer, standen damals, voll feindlicher Gesinnung gegen ihren Oberherrn, den König, zum blutigen Kampfe bereit, beleidigt, geschmäht, gereizt durch Raub und Zertretung des Heiligsten, der Freiheit, des Rechtes; Alles durch einen König, der nur auf Unterdrückung sann, ohne selbst seine Leidenschaften zu zähmen, der Gehorsam befahl, ohne ihn selbst gegen Gesetz und Verordnung zu üben, der Unrecht und Gewaltthat bestrafte, während die Seinen unter seinen Augen Gräuel und Verwüstung jeder Art sich erlaubten. In dieser Noth beschlossen beide Völker den Krieg.

---

49. Heinrich IV. im Kampfe mit den Sachsen.

(Nach J. C. Pfister, Geschichte der „Teutschen".)

Nachdem Erzbischof Anno von den Reichsgeschäften zurückgetreten war, überließ sich Heinrich, in der Regierung, wie in der Lebensweise, seinen ungezügelten Leidenschaften. Die nächste Absicht seiner Herrschsucht war, Sachsen unmittelbar der Krone zu unterwerfen. Er fuhr fort, die Burgen zu vermehren und durch das ganze Land starke Besatzungen zu vertheilen, welche ihren Unterhalt mit häufigen Mißhandlungen der Landleute nahmen.

Den abgesetzten Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, hatte Heinrich freigelassen, nachdem seine Würde vergeben war; aber Magnus, dem die Sachsen die Nachfolge in dem Herzogthum seines Vaters zuerkannt hatten, wurde seit zwei Jahren gefangen gehalten. Graf Hermann, sein Oheim, bot vergeblich Geld für seine Freilassung. Der König forderte jetzt geradezu, er solle auf das Herzogthum und auf seine Güter verzichten. Als Magnus dieses standhaft verweigerte, bot sich Otto von Nordheim als Geißel an, weil Magnus nur als Theilnehmer seines Aufstandes zu betrachten sei. Da sprach der König: Otto sei ohnehin mit Leib und Gut verfallen und habe sich selbst noch

nicht hinreichend gerechtfertigt. Nach dieser Aeußerung hielten sich die Fürsten zur Selbsthülfe berechtigt.

Als der König vernahm, daß ganz Sachsen und Thüringen in Bewegung sei, berief er 1073 die Vornehmsten auf ein Schloß bei Goslar, um sie zu hören und sich weiter mit ihnen zu berathen. Sie kamen in guter Erwartung. Der König ließ sie aber den ganzen Tag in der Vorhalle harren, während er mit seinen Günstlingen im Brette spielte, und ihnen des Abends sagen, er sei nach Goslar geritten. Diese unbegreiflich hämische Behandlung fehlte noch, um ihren ganzen Ingrimm zu entflammen. Auf einer Versammlung zu Haldensleben, durch Otto's Aufruf begeistert, schwuren Alle, die Freiheit der Sachsen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und die Plünderung ihres Landes nicht mehr zu gestatten. Sie sandten auch Botschafter an die anderen Fürsten und Völker, daß sie dem Könige nicht zu ihrer Unterdrückung helfen möchten, weil sie sonst bald das gleiche Schicksal treffen würde. 60,000 Sachsen zogen gegen Goslar und sandten dem Könige durch den Burggrafen Meinfried von Magdeburg folgende Forderungen: er solle die angelegten Burgen abbrechen, den Fürsten für die mit Unrecht entzogenen Güter Genugthuung geben, die Hofhaltung in andere Provinzen verlegen, die schlimmen Rathgeber fortschicken und die Staatsgeschäfte den Reichsfürsten überlassen, denen solches zustehe. Wenn er dies alles erfülle, so wollten sie ihm ferner als König dienen, wie es freien Männern gezieme, wo nicht, so würden sie sich ihres Eides entledigt halten und gegen ihn als Feind und Unterdrücker der Kirche und ihrer Freiheit gerechten Krieg führen.

Diese Forderungen, mit manchen beleidigenden Ausdrücken begleitet, setzten den König in Zorn, er mäßigte ihn aber bald wieder und gab ausweichende Antworten, leere Versicherungen. Das erregte die Sachsen noch mehr, sie wollten sogleich Goslar angreifen, wenn sie nicht von dem Bischof Burkard von Halberstadt, einem der Hauptanführer, zurückgehalten worden wären. Der König floh mit den Reichsinsignien auf die Harzburg.

Er säumte indessen nicht, überall wieder Freunde zu werben; dagegen traten die Sachsen mit den Thüringern in ein Bündniß und fuhren fort, die königlichen Burgen zu belagern. Deßhalb sandte der König die beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz nach Corvei, um mit ihnen zu unterhandeln, aber erst nach vieler Mühe gelang es ihnen, zu Hohenburg an der Unstrut die Uebereinkunft zu treffen, daß auf einem Landtage zu Gerstungen an der Werra über ihre Klagen von den Fürsten entschieden werden solle. In Gerstungen sammelten sich die Sachsen, 16,000 Mann stark, ohne die, welche vor den Burgen lagen. Die Fürsten und Bischöfe fanden die Klagen der Sachsen nur zu gegründet und kamen bald im Vertrauen mit ihnen überein, den König abzusetzen und Rudolf von Schwaben zu wählen. Dieser wollte jedoch keinen offenbaren Treubruch auf sich laden und die Sache der allgemeinen Reichsversammlung überlassen.

Die Sachsen ließen den schwäbischen und rheinischen Fürsten sagen, daß sie, die an Zahl und Macht das Uebergewicht hätten, ihrem Versprechen gemäß nun mit ihnen einen andern König wählen sollten. Sofort berief zu diesem Zwecke der Erzbischof von Mainz eine Reichsversammlung in diese Stadt. Der König eilte an den Rhein, um die Wahl zu hindern. Zu Ladenburg erkrankte er, raffte sich aber schnell wieder auf, um sich nach Worms zu begeben. Diese alte Stadt, von jeher dem fränkischen Königshause, das in ihrer Nähe entsprossen war, ergeben, durch Gnadenbriefe emporgebracht, mit Speier wetteifernd, umschloß eine große Zahl wackerer und gewerbthätiger Bürger, welche durch den lebhaften Rheinhandel und Gewerbe aller Art zu großem Vermögen gekommen waren. Sie hatte feste Wälle und hohe Mauern und war mit allem, was zum Kriege gehört, aufs trefflichste versehen. Adalbero, Herzog Rudolf's Bruder, zuvor Mönch in St. Gallen, der zur Zeit der Vormundschaft das Bisthum Worms erhalten hatte, wollte dem Könige den Eingang in die Stadt wehren. Die Bürger von Worms aber ergriffen die Waffen und verjagten den Bischof mit seinen Dienstleuten. Nun zogen sie wohlgerüstet dem Könige entgegen, damit er ihre Menge, ihre Waffengeräthe, ihre junge Mannschaft sehen und daraus abnehmen möchte, wie viel Vertrauen er in sie setzen dürfe. Der König war über diese Aufnahme hoch erfreut. Er verlieh der Stadt mehrere Gnadenbriefe und beschloß, sie zu seinem Wohnsitz und Waffenplatz zu machen.

Diese Begebenheit ist nicht nur merkwürdig, weil der König, verlassen von den Fürsten und Bischöfen, in einer Stadt Zuflucht gefunden, sondern hauptsächlich, weil hier der Bürgerstand den Anfang machte, öffentlichen Antheil an den Reichsangelegenheiten zu nehmen, dadurch, daß er das Waffenrecht übte, was bisher Vorzug der freien Landeigenthümer, der Ritter und Dienstleute war.

Seiner Stellung zu Worms verdankte Heinrich zunächst die Vereitelung einer Gegenkönigswahl. Die Fürsten, welche noch nicht öffentlich gegen ihn aufgestanden waren, getrauten sich nicht, nach Mainz zu gehen; von den anderen kamen wenige und gingen wieder unverrichteter Dinge aus einander. Doch in der Sache selbst war an keine Nachgiebigkeit bei den Sachsen zu denken. Die Vertrauten des Königs sahen dies und bestürmten ihn, nicht länger zu widerstehen. So gab er denn nach und erlaubte den Bischöfen, den Sachsen alle ihre Forderungen zu bewilligen, worauf diese selbst zu ihm in das Lager bei Gerstungen kamen, um den Frieden feierlich bestätigen zu lassen. Dies thaten sie, ohne den übrigen Reichsfürsten eine Anzeige zu machen, ein Umstand, der ihnen bald sehr nachtheilig wurde. Der König versuchte noch, die Gegenbedingung in den Weg zu legen, daß die Sachsen auch ihre Burgen schleifen müßten, wenn die seinigen dies Schicksal treffen solle. Aber es war keine Geduld mehr: er mußte sogleich Befehl geben, die seinigen zu zerstören. An der Harzburg wollte er zum Schein die Außenwerke abtragen lassen, aber das ergrimmte Volk drang mit Ge-

walt ein und verwüstete auch die Kirche mit ihren Grabmälern und Heiligthümern.

Dagegen traten nun die oberdeutschen und rheinischen Fürsten gegen die Sachsen auf. Während der König über Friedensbruch und Kirchenraub klagte, wollten sie den Gerstunger Frieden gar nicht anerkennen, weil er ohne sie abgeschlossen worden. Herzog Rudolf war besonders unzufrieden, weil er auf einmal die Hoffnung auf den Thron abgeschnitten sah. Schnell trat er wieder auf Heinrich's Seite, als ob nichts geschehen wäre. Eben so thaten Welf und Bertold, jeder für sein Herzogthum besorgt. Der Erzbischof Siegfried von Mainz näherte sich dem Könige von selbst, weil ihm die Thüringer den Zehnten versagten. Sonst gewann der König noch Viele durch große Geschenke; Andern verhieß er die Güter der sächsischen Fürsten. Dem Herzog Wratislaw von Böhmen versprach er die Mark Meißen, weil Ekbert, der sie verwaltete, gegen ihn war; ja die Sachsen theilten sich jetzt selbst. Markgraf Dedo von der Lausitz blieb dem Könige treu seit dem Gerstunger Frieden; die Meißener, die Westfalen, mehrere Bischöfe traten auf seine Seite, andere, welche Güter außerhalb Sachsen hatten, die sie nicht verlieren wollten, gingen auch über.

So stieg nun in Kurzem die Macht des Königs wieder, wie die der Verbündeten abnahm. Auf einem großen Hoftage zu Straßburg 1075 vollendete er das Werk. Die Sachsen sandten zwar eine Botschaft um die andere, um weitere Kriegsübel abzuwenden; zuerst mußten sie aber unerträgliche Bedingungen hören, am Ende wurden sie gar nicht mehr angenommen. Rudolf selbst, um sich von allem Verdachte zu reinigen, forderte den König auf, die Sachsen für das Unrecht, das sie ihm angethan hätten, zu züchtigen, und versprach ihm seine und der anderen Fürsten Hülfe. Krieg und Rache war des Königs einziger Wunsch. Nachdem er das ganze übrige Reich aufgeboten, zog er aus Franken gegen Thüringen. Alle Herzöge leisteten persönlich die Heeresfolge, die Baiern, die Schwaben, die Ober- und Nieder-Lothringer, die Böhmen kamen, jedes Volk unter seinem Fürsten. Der König war so begierig zu schlagen, daß er in zwei Tagen mit beschleunigtem Zuge den Sachsen gegenüber stand, ehe sich's diese versahen. Sie waren bei Hohenburg auf beiden Ufern der Unstrut sorglos gelagert. Herzog Rudolf, der sie erspähte, brachte eilig dem Könige die Kunde, welcher sogleich voll Freude den Befehl zum Angriffe gab. Als die Schwaben wankten, wurden sie von den Baiern unterstützt; als auch diese überwältigt wurden, kamen die Böhmen und die lothringische Reiterei, dann der König mit seiner Schaar. Otto von Nordheim, an der Spitze der Sachsen, leuchtete vor Allen hervor durch Muth und Tapferkeit; noch stand er, als schon die Ordnungen der Sachsen sich lös'ten, sie hörten nicht mehr auf seinen Ruf und ergriffen die Flucht. Ueber zwei Meilen weit wurden sie verfolgt, und das ganze Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Hände der Sieger. Ungefähr 8000 Sachsen und Thüringer und 5000 vom königlichen Heere blieben auf dem Schlacht-

selbe. Der siegestrunkene König zog aus Thüringen nach Sachsen mit allen Schrecken der Verheerung. Die sächsischen Großen hatten sich zerstreut und auf ihre Burgen geflüchtet; sie sandten öfter Friedensboten, doch unbedingt wollten sie sich nicht ergeben, außer Markgraf Udo und einigen anderen. Mangel an Lebensmitteln bewog endlich den König, sein Heer zu entlassen, jedoch mit dem Befehl, auf den Herbst sich wieder bei Gerstungen zu sammeln.

Indessen säumten die Sachsen nicht, den König durch Vermittler von dem neuen Feldzuge abmahnen zu lassen; er berief sich auf die Fürsten, welche er nach Gerstungen berufen hätte. Wiewohl die drei süddeutschen Herzöge ausblieben, so erhielt er doch aus Lothringen einen so trefflichen Zuzug, daß er mit dem übrigen rheinischen Aufgebot ein ansehnliches Heer zusammenbrachte. Die Sachsen standen bei Nordhausen, nachdem Otto von Nordheim noch einmal Alles versucht hatte, sie unter seiner Führung zu vereinigen. Der König rückte durch Thüringen bis an die Helbe vor, gab aber doch den Bitten der Sachsen sowohl als der Fürsten endlich nach und ernannte zu Friedensvermittlern den Herzog Gozelo von Niederlothringen, die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Augsburg und Würzburg, weil sie das Vertrauen beider Theile hatten. Als unparteiische Männer erkannten diese, einerseits daß die Sachsen gerechte Ursachen zu Beschwerden gehabt, und daß der König in seinem Hasse zu weit gehe; andererseits, daß die Sachsen wegen ihres unerhörten Beginnens gegen den König schuldig seien, sich unbedingt zu unterwerfen, jedoch daß sie dabei an Ehre, Leib und Gut gesichert würden.

Das königliche Heer wurde in zwei Linien aufgestellt, mitten hindurch gingen die sächsischen und thüringischen Fürsten, Grafen und Edle und ergaben sich dem Könige, worauf sie einzelnen Fürsten in Verwahrung gegeben wurden, bis ein allgemeiner Beschluß über sie gefaßt werden würde. So weit wurde der Vertrag gehalten. Aber bald ließ sich der König durch seine Rathgeber überreden, die Gefangenen in entfernte Provinzen zu schicken und seine vornehmsten Burgen sogleich wieder aufzubauen.

So schien nun die Unterwerfung der Sachsen vollendet. Kaum 25 Jahre alt, im neunten seiner Regierung, hatte Heinrich IV. den schwierigsten Schritt für seine Herrschergewalt bereits erreicht.

---

50. Heinrich IV. und Gregor VII. Der Investiturstreit.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten.)

Nach dem Tode des Papstes Alexander II. ward Hildebrand zu dessen Nachfolger erwählt, und seine Wahl ward in Rom mit allgemeinem Jubel vernommen; er selbst war zu Thränen gerührt, und

im Gefühl, welch' ungeheure Last er über sich nehmen solle, weigerte er sich, die Würde anzunehmen. Er war hiebei gewiß wahr und sah ganz richtig in die Zukunft. Er hat viele Leiden, wenig freudige Tage während seines Pontificates erlebt.

Er war schon als Cardinal so Vielen furchtbar geworden; seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl setzte die Gegenpartei in Angst, und sie versuchten, den König dahin zu vermögen, ihn nicht zu bestätigen. Heinrich sandte einen deutschen Grafen, Eberhard, nach Rom und ließ die Cardinäle und römischen Großen fragen, warum sie ihn übergangen hätten, warum sie nicht, bevor sich Hildebrand, der sich Gregor VII. nennte, als Papst betragen, seine königliche Bestätigung nachgesucht hätten. Gregor nahm Eberhard auf das freundlichste in Rom auf und gab ihm dann auf des Königs Frage zur Antwort: „Er habe nicht aus Eitelkeit oder Herrschsucht nach der päpstlichen Würde gestrebt, sie anzunehmen sei er von den Cardinälen und vom römischen Volke gezwungen worden; doch habe er sich noch nicht weihen lassen, sondern habe wenigstens dazu erst des Königs Bestätigung abwarten wollen."

Eberhard wurde durch dies verständige Benehmen und durch die freundliche Aufnahme, die er bei Gregor gefunden, so für ihn gewonnen, daß er selbst den König für Gregor stimmte und zu dessen Bestätigung bewog. Die königliche Bestätigung mußte aber für Gregor einen außerordentlichen Werth haben, da er im Voraus wissen konnte, daß er gegen den König selbst aufzutreten gezwungen sein würde. Es war früher schon öfter die Rede davon gewesen, daß der König gar kein Bestätigungsrecht habe, allein man hatte diese Ansicht noch nicht durchzusetzen vermocht. Hätte also jetzt Gregor etwas gegen den König unternehmen wollen, ohne dessen Bestätigung erlangt zu haben, so würde dieser sofort haben erklären können, Gregor sei gar nicht Papst, er sei nicht bestätigt. Hatte er ihn aber selbst bestätigt, so waren alle Verhältnisse verändert.

Auf einem Concilium zu Rom erneuerte Gregor die Gesetze gegen Priesterehe und Simonie nochmals, und da an König Heinrich's Hofe ein förmlicher Handel mit den Investituren getrieben ward, wodurch alle Gesetze gegen die Simonie vereitelt wurden, excommunicirte Gregor mehrere von Heinrich's Hofleuten, und that endlich den letzten und bedeutendsten Schritt zur B e f r e i u n g d e r K i r c h e vom Einflusse des Königes, i n d e m e r d i e I n v e s t i t u r durch Ring und Stab u n t e r s a g t e.

Dies Gesetz blieb dann bis 1122 das eigentliche Ziel des ganzen Streites zwischen König und Papst. Es waren nur zwei Fälle denkbar, wenn das Investiturverbot durchgesetzt ward: entweder verlor die Kirche die Güter und Rechte, in Beziehung auf welche die Ceremonie der Investitur Statt fand, oder sie behielt dieselben auch ohne die Investitur, und also auch ohne daß sie sich ihrer Abhängigkeit von der weltlichen Macht bei jeder Amtserledigung bewußt ward. War das Erstere der Fall, so fielen die Güter dem Könige anheim und die Kirche war im

Augenblick auf eine bloß geistliche Thätigkeit beschränkt. War aber das Letztere der Fall, wurde die Kirche in dem Besitze ihrer Güter und Rechte völlig unabhängig, so hatte das kirchliche Princip auch in dem Grade den Sieg davon getragen, daß, so weit sie diese Verhältnisse durchsetzte, sich ihr Reich ausdehnen mußte und die Könige und anderen weltlichen Fürsten bald zu ihren Lehenträgern und Unterthanen herabsanken.

Jenes war das, was früher die deutschen Könige als Preis ihres Nachgebens hinsichtlich der Investitur verlangten; dies war das, was die Päpste wenigstens als letztes Ziel ihres Strebens im Auge behielten.

König Heinrich IV. beobachtete das schwankendste und ungleichste Benehmen gegen Gregor, wie überhaupt gegen Jedermann. Er wurde stets von den einzelnen Begebenheiten und Erfolgen geleitet, und so wie er in Deutschland irgend einen Vortheil über seine Feinde erlangte, machte er höhere Forderungen an den Papst; so wie er hingegen einen Verlust erlitt, suchte er durch Nachgiebigkeit eine Ausgleichung. Gregor ward durch dies Benehmen, wobei kein Resultat zu gewinnen war, endlich zu entscheidenden Schritten geführt. Er schickte nach Deutschland selbst eine Gesandtschaft, welche den König nach Rom vorlud, sich vor einem Concilium wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu rechtfertigen oder des Bannes gewärtig zu sein. Dies war mehr, als bisher irgend ein Papst gewagt hatte, auch war am deutschen Hofe der Unwille darüber außerordentlich groß, und Heinrich schrieb sogleich eine Versammlung der Geistlichen seines Reiches zu Worms aus, um dort über die Schritte, die gegen den Papst zu thun wären, zu berathen.

Im Januar 1076 kam die Wormser Versammlung zu Stande, und in ihr erschien ein dem Gregor feindlich gesinnter Cardinal, Hugo Blancus, der durch seine Lügen Alles gegen den Papst zu erbittern versuchte. Des Königs Furcht und Haß kam ihm zu Hülfe und es wurde von der Versammlung die Aufforderung erlassen, Gregor solle seiner Würde, die er, wie man nun erfahren habe, dem kanonischen Rechte entgegen besitze, entsagen. Gegen Ende Februar brachte Roland, ein Geistlicher aus Parma, diesen Brief nach Rom, wo Gregor eben ein Concilium hielt. Roland fügte zu dem Briefe, den er öffentlich übergab, noch gemeine Schmähungen hinzu, und brachte dadurch die anwesenden Geistlichen so in Zorn, daß sie ihn umbringen wollten. Der Papst schützte ihn; am folgenden Tage nach Vorlesung mehrerer zu gleicher Zeit in Rom angekommener Briefe, welche von deutschen Geistlichen, die in Worms zugegen gewesen waren und sich entschuldigten, sich der Gewalt gefügt zu haben, herrührten, sprach Gregor über Heinrich IV. feierlich den Bann aus. Es hieß darin: der Papst nehme Heinrich sein Königreich in Deutschland und Italien, weil er sich in unerhörtem Uebermuthe gegen die Kirche erhoben habe; alle Unterthanen des Königs entbinde er von ihrem Eide und gebiete ihnen, Christo zu gehorchen und den Feind seiner Kirche zu verlassen, den er mit dem Fluche des Kirchenbannes belege.

Die Einwendung, die ihm von Einigen gemacht wurde, ob er auch

einen König mit dem Banne belegen könne, beantwortete Gregor mit der Frage: ob Christus, als er St. Peter zum Hirten seiner Schafe bestellt, die Könige von seiner Gemeinde ausgeschlossen habe? So war der Krieg zwischen beiden Männern erklärt.

In Deutschland hatte Heinrich durch seinen Uebermuth nach einem Siege über die aufrührerischen Sachsen Alles von sich abgewandt; seine Feinde vernahmen den Bannfluch, der über ihn ergangen war, mit Freuden, und auf einer Versammlung der Fürsten zu Tribur entging Heinrich der Absetzung nur dadurch, daß er sich den demüthigendsten Bedingungen unterwarf. Er sollte eine Jahresfrist haben, um sich von der Excommunication zu befreien, sich aber in dieser Zeit aller Regierungshandlungen enthalten, und wenn er nach Ablauf eines Jahres nicht vom Banne losgesprochen sei, als abgesetzt betrachtet werden.

Heinrich freute sich, dies wenigstens erreicht zu haben; er entfernte sofort alle der Simonie beschuldigten Geistlichen und andere Excommunicirte von sich und lebte eingezogen in Speier, bis er sich entschloß, die Ankunft Gregor's VII. nicht in Deutschland zu erwarten, sondern wo möglich dessen Interesse von dem der deutschen Fürsten zu trennen und ihm in die Lombardei entgegen zu gehen. Er hoffte zugleich, durch dies Entgegenkommen den Papst wieder leichter zu gewinnen.

In wahrhaft ärmlichen Umständen zog Heinrich im Januar 1077, in einem der härtesten Winter, die man erlebt hatte, über die Alpen durch Burgund. Die gewöhnlichen Straßen nach Italien hatten ihm die Fürsten versperrt, deren Interesse einer besonderen Aussöhnung Heinrich's mit Gregor entgegen war. Bei der fürchterlichsten Kälte, unter den entsetzlichsten Gefahren überstieg Heinrich die Alpen. Hier und da mußte man auf allen Vieren fortzukommen suchen, und oft verzweifelte man an der Lebensrettung; aber die Zeit drängte, man mußte hinüber. Als die Nachricht von seiner Ankunft in Italien erscholl, war die Gregor feindliche Partei hoch erfreut. Viele sahen in Heinrich einen Befreier von neu aufgelegten drückenden Verhältnissen; sie boten ihm Unterstützung und Hülfe, wenn er gegen Gregor ziehen wolle. Er aber, eingeschüchtert, schlug Alles aus und stellte sich dadurch seinen Anhängern als schwach und verächtlich dar, ohne seine Gegner zu gewinnen.

Gregor war schon auf der Reise nach Deutschland begriffen, auf Mariä Reinigung, hatte er den Fürsten geschrieben, werde er zu Augsburg über den König Gericht halten. Er hielt sich noch auf der Burg von Canossa in der Nähe von Reggio auf, bei der Markgräfin Mathilde, welche die mächtigste Fürstin Italiens und dem kühnen, genialen Gregor ergeben war.

Heinrich wandte sich zuerst an Mathilde und bat sie um ihre Verwendung bei Gregor; von der Aufhebung des Gerichtstages in Augsburg wollte aber der Papst nichts wissen, ohne die Anwesenheit der Kläger könne er den Beklagten unmöglich lossprechen. Mathilde und Heinrich's Verwandte, welche Fürbitte einlegten, beschränkten sich nun darauf, den Papst anzugehen, er möge wenigstens den Kirchenbann lösen

und den König wieder in die Gemeinde der Gläubigen aufnehmen; über die Reichsangelegenheiten könne in Augsburg noch immer entschieden werden. Hierauf gab Gregor nach, indem er aussprach: „Wenn der König wahrhafte Reue fühlt, so soll er mir die Krone und anderen Insignien der Herrschaft übergeben, um die Entscheidung darüber von meinem und der Fürsten Rechtsspruch in Augsburg zu erwarten. Wenn er dies thut und sich einer Kirchenbuße unterwirft, öffentlich bekennt, daß er des königlichen Namens unwerth sei, soll der Bann gelös't sein." Endlich ward die Auslieferung der Krone und das Bekenntniß erlassen und die Kirchenbuße allein blieb. Dieser wollte sich Heinrich unterwerfen.

Canossa war mit dreifachen Mauern umgeben; in den Hofraum zwischen der zweiten und innersten Mauer kam Heinrich, nachdem er vor dem Thore seine Begleiter und seinen königlichen Schmuck gelassen hatte. Mit bloßen Füßen und nüchtern harrte er des päpstlichen Ausspruches bei schneidender Winterkälte von früh bis Abend. So den zweiten, so den dritten Tag. Am vierten endlich ward er vor des Papstes Angesicht gelassen und unter folgenden Bedingungen absolvirt: „Er solle sich einem in Deutschland von dem Papste mit den Fürsten zu haltenden Gericht stellen und dessen Entscheidung im Voraus anerkennen, selbst wenn es die Absetzung ausspreche. Bis dahin solle er sich des königlichen Schmuckes und aller Regierungshandlungen enthalten und von den königlichen Einkünften nichts beziehen, als was zu seiner höchsten Nothdurft hinreiche. Wenn er eine dieser Bedingungen nicht halte, solle er ohne Weiteres für abgesetzt anzusehen sein."

Heinrich hatte von der Aufhebung des Bannes eine unmittelbare Verbesserung seiner Lage gehofft. Er sah sich aber jetzt von der gegenpäpstlichen Partei in Italien und Deutschland als ein Feigling verachtet, von der päpstlichen noch nicht anerkannt, bei Weitem hülfloser, elender als zuvor, wo er doch auf einen bestimmten Anhang, namentlich auf die fast überall in Deutschland und zum großen Theil in der Lombardei antipäpstlichen Städte hatte rechnen können. Jetzt ward er von ihnen ausgeschlossen und verschmäht; kein Thor öffnete sich ihm mehr. Er sah sich der Gnade des Papstes ganz Preis gegeben.

Statt nun aber die einmal eingeschlagene Bahn zu verfolgen und durch Verstand das Interesse seiner Feinde zu theilen und sie gegen einander selbst zu richten, ließ er sich von seiner Leidenschaft fortreißen. Er warf sich den Feinden Gregor's in die Arme, trat, noch bevor das Fürstengericht gehalten ward, wieder als König auf und besetzte die Alpenpässe, so daß es Gregor nicht wagte, nach Deutschland zu reisen. Die deutschen Fürsten erklärten unterdessen auf einer Versammlung zu Forchheim, in Anwesenheit eines päpstlichen Legaten, das deutsche Reich für ein Wahlreich und den König für abgesetzt. An seine Stelle erhoben sie Herzog Rudolf von Schwaben, der in Deutschland einen sehr großen Anhang, besonders in Sachsen, Thüringen und Schwaben hatte, während die Baiern und Franken am Rhein und Main mehr Heinrich anhingen.

Gregor hielt sich in dieser Zeit fast fortwährend auf den Schlössern der Mathilde auf und wußte es bei dieser auch noch in demselben Jahre 1077 dahin zu bringen, daß sie der römischen Kirche alle ihre Güter nach ihrem Tode vermachte. Heinrich hingegen hatte in allen denjenigen Städten der Lombardei, in denen bis zu dieser Zeit die königliche Faction obgesiegt hatte, nach seinem Abfall vom Papste Aufnahme gefunden, und als er dann über Aquileja und das ihm treue Kärnthen und Baiern nach Deutschland zurückkehrte, um hier seinen Gegenkönig Rudolf zu bekämpfen, hinterließ er seiner Partei in Italien seinen Sohn Konrad als Reichsverweser.

In Deutschland hielten sich beide Parteien lange ziemlich die Wage. Endlich hielt Gregor abermals ein Concilium in Rom und auf diesem erklärte er Heinrich, weil er ein Fürstengericht unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten, worauf Gregor immer gedrungen hatte, verhindert habe, von Neuem für verbannt und abgesetzt. Rudolf erkannte er als König in Deutschland, nicht aber in Italien an, und richtete Alles so ein, daß er hoffte, Deutschland zu einem päpstlichen Lehen zu machen, wie es das normannische Reich auf der andern Seite des Kirchenstaates war.

Der erste Schritt gegen diese Pläne war eine Kirchenversammlung, die Heinrich durch die ihm ergebenen deutschen und italischen Bischöfe zu Brixen halten ließ und auf welcher der für abgesetzt erklärte Erzbischof Guibert von Ravenna zum Papste erwählt und Gregor selbst für abgesetzt erklärt ward. Zwei Könige und zwei Päpste also im Streite, von denen ein König und ein Papst dafür fochten, daß das Lehenssystem und die weltliche Macht obsiegen und die Kirche diesem System wenn nicht unter- doch eingeordnet sein sollte; der andere Papst und König hingegen dafür, daß die Kirche das oberste Princip sei und ihr die weltlichen Verhältnisse untergeordnet.

Rudolf starb noch im Jahre 1080, kurz nach der Schlacht an der Elster, an den Wunden, die er hier erhalten hatte. Der Mann, der ihn ersetzen sollte, vermochte wenig über seine eigne Partei, geschweige denn gegen die feindliche. Heinrich erhielt also Freiheit genug, einen zweiten Zug nach Italien zu unternehmen. Auf einem abermaligen Concilium, welches Gregor 1081 hielt, that er Heinrich abermals in den Bann; dieser ward aber in Verona aufgenommen, führte Thebald nach Mailand zurück und empfing von ihm die Krone der Lombarden. Dann zog Heinrich nach Ravenna zu dem Erzbischof Guibert, der sich als Papst Clemens III. nannte; mit diesem rückte er Rom näher und kam hier noch im Frühjahre 1081 an, während Mathilde im obern Italien von den Lombarden bedrängt ward. Gregor hatte Hülfe und Rettung nur noch von Robert Guiscard, Herzog von Apulien, zu erwarten.

Heinrich hatte im Jahre 1081 Rom noch nicht nehmen können, weil Seuchen in seinem Heere ausgebrochen waren und ihn zur Rückkehr gezwungen hatten. Doch war Clemens in Tivoli geblieben, und von hier aus war die Belagerung von Rom fortgesetzt worden, während Heinrich in Toscana und der Lombardei seine Anhänger ermuthigte

und unterstützte. Im Frühjahre 1083 erschien Heinrich wieder vor Rom. Der römische Adel hatte geschworen, den Papst Gregor zur Aufnahme Heinrich's in Rom zu zwingen; das Volk war der Belagerung überdrüssig; Gregor, obwohl von Allen verlassen, von allen Seiten bedroht, blieb felsenfest und weigerte sich, Heinrich vom Banne zu absolviren und als Kaiser anzuerkennen. Heinrich eroberte endlich die leoninische Vorstadt von Rom mit der St. Petri Kirche. Das römische Volk überlieferte ihm nun auch den Lateran- und den größten Theil der Stadt; Clemens ward im Lateran geweiht und krönte hierauf Heinrich 1084 am Palmsonntage in der Peterskirche zum Kaiser. Gregor war ganz auf die Engelsburg beschränkt.

Heinrich hatte seine Residenz auf dem Capitol genommen, als ihm der Anzug von 6000 normannischen Rittern und 30,000 Fußknechten gemeldet ward; einer solchen Macht wagte er nicht zu widerstehen, er zog sich schnell nach der Lombardei zurück. Drei Tage nach seinem Abzuge kamen die Normannen an, mit ihnen waren saracenische Soldaten aus Sicilien, die ihren neuen Herren im Kriege dienten; so retteten die Ungläubigen den Papst. Gegen Gregor's Feinde in Rom ward gewüthet, die Stadt ihm wieder unterthan gemacht; allein er verließ, nachdem er auf einem neuen Concilium im Lateran den Bann über Clemens wiederholt hatte, Rom und ging nach dem Kloster von Montecassino und von da nach Salerno, wo er, erbittert über Robert, der sich seine abhängige Lage zu Nutze machen wollte, im folgenden Jahre, im Mai 1085, starb, zwar ohne sein System im vollen Umfange geltend gemacht zu haben, aber doch auch ohne das Mindeste von dem, was er sein ganzes Leben hindurch verfolgt hatte, aufgegeben zu haben. Unglück, Abfall von Freunden, Krankheit hatten ihn am Ende seiner Tage getroffen, aber nichts vermochte ihn, im Geringsten von dem abzugehen, was er als das in seiner Zeit Nothwendige und deßhalb Göttliche erkannt hatte. Er starb mit den Worten: „Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio." Nie vielleicht hat ein Sterbender wahrere Worte über sein Leben ausgesprochen.

---

51. Heinrich IV. im Kampfe mit seinen Söhnen.

(Nach Joh. Jos. Rospatt, die deutsche Königswahl.)

Der Gegenkönig Rudolf war nach zwei unentschiedenen Treffen (bei Mellrichstadt, im August 1078, und bei Flarchheim, im März 1080) endlich in einem dritten (an der Elster, im October 1080) tödtlich verwundet worden und gestorben. Allein die Gegenpartei Heinrich's in Deutschland setzte, während er in Italien war, den Kampf fort, und die sächsischen Fürsten forderten alle deutschen Völker auf, einen neuen König zu wählen; sie würden jedem mit Treue dienen, wenn es nicht Heinrich wäre oder dessen Sohn. Ohne daß Heinrich's Partei es ver-

hindern konnte, wählten die Sachsen und Schwaben den Grafen Hermann von Salm, am 9. August 1081, zum Gegenkönig. Furchtbar wüthete der Parteikampf durch ganz Deutschland, alle Ordnung war gelös't; Raub, Mord, Brand überall, fast nirgends Sicherheit. König Hermann, ohne alles Ansehen, diente nur seiner Partei und dem ehrgeizigen verworrenen Streben derselben zum Schirm und Vorwand. Mitten in diese Verwirrungen hinein kam Heinrich im Juli 1084 als Kaiser aus Italien zurück und fand in Baiern, Schwaben und am Rhein Anhang und Unterweisung; und da neue Unterhandlungen mit der Gegenpartei zu Nichts führten, so entbrannte der Kampf im Jahre 1085 von Neuem, während dessen Gregor VII. starb, ohne daß sein Tod eine bedeutende Aenderung der Verhältnisse herbeigeführt hätte, da es sich nicht um Persönlichkeiten, sondern um Grundsätze handelte. Kaiser Heinrich ließ 1087 seinen Sohn Konrad vom Erzbischofe von Köln zu Aachen zum Könige und Nachfolger krönen; und der Gegenkönig Hermann, endlich des armseligen Getriebes müde und einsehend, daß er doch nur dem Ehrgeize seiner angeblichen Anhänger als Werkzeug diene, legte im Jahre 1088 seinen Königstitel ab, söhnte sich mit Kaiser Heinrich aus und starb bald nachher. Von jetzt an gewann dieser immer mehr an Anhang und Einfluß; die meisten Fürsten der Gegenpartei, geistlichen und weltlichen Standes, traten zu ihm über; Keiner wagte es mehr, als Gegner Heinrich's nach der Krone zu greifen. In Italien aber wurde sein Sohn Konrad, den er als seinen Stellvertreter daselbst zurückgelassen, von der päpstlichen Partei gewonnen und ihm als König gegenüber gestellt. Im südlichen Deutschland gewann der Kaiser endlich dadurch, daß Welf wieder zu ihm übertrat, im Jahre 1097 völlig das Uebergewicht und suchte nun die deutschen Fürsten zu bewegen, seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger zu ernennen. Schon im Jahre 1097 trug der Kaiser vor den Fürsten darauf an, seinen Sohn Konrad der Nachfolge verlustig zu erklären und sie auf den jüngeren zu übertragen. Auf einer öffentlichen Versammlung zu Köln, am Ende des Jahres 1098, wurde dieses nun wirklich ausgeführt, und am 6. Januar 1099 wurde Heinrich, in seinem 18. Jahre, zu Aachen gekrönt, nachdem er vorher geschworen, ohne Zustimmung des Kaisers, sich bei dessen Lebzeiten nie die Regierung noch die väterlichen Güter anzumaßen.

Als bald darauf der ältere Bruder Konrad in Italien, von seiner Partei verlassen, gestorben war, kam Deutschland zur Ruhe; die Feinde waren todt oder gewonnen. Anfangs des Jahres 1103 erklärte der Kaiser, der Regierung müde, zu Mainz vor den Fürsten des Reiches, er wolle für seine Sünden nach Jerusalem ziehen und übertrage seinem Sohne Heinrich die Regierung; zugleich ließ er von den Fürsten des Reiches einen Landfrieden auf 4 Jahre beschwören, und so schien Alles glücklich beendigt und die Ruhe überall hergestellt. Doch dauerte dieses nicht lange; der vom Kaiser versprochene Kreuzzug unterblieb; der Adel, vom hohen bis zum niederen, unter Fehde, Raub und Unordnung

aufgewachsen, und nur daran gewohnt, konnte sich in die jetzt entstandene Ruhe nicht fügen; die Quellen seines Wohllebens, Raub und Willkühr, waren verschlossen, er verarmte und wurde erbittert über den Kaiser, dessen Anordnungen nur dem Bürger und Landmanne zum Vortheile gereichten. Darum suchte der Adel neue Verwirrungen und Kriege. Da man kein besseres Mittel wußte, um den verhaßten Kaiser ganz zu vernichten, so verlockte man seinen Sohn Heinrich durch alle möglichen Künste der Verführung; man munterte ihn auf, seinem Vater die Regierung zu entreißen, weil, wenn er bis nach dessen Tode warte, er leicht den Thron durch die Gegner des Vaters verlieren könne; jetzt aber, wenn er sich von seinem Vater lossage, und die kirchliche Partei für sich gewinne, könne er sich den Thron sichern; den seinem Vater geleisteten Eid brauche er, als einem Gebannten geleistet, nicht zu halten. Dieses gelang; der junge Heinrich trat, gegen alle geleisteten Eide, gegen alle Bitten und Ermahnungen seines Kaisers, Herrn und Vaters, an die Spitze der Gegenpartei. Nachdem man den Kaiser unter Androhung des Todes zu dem Versprechen gezwungen hatte, daß er der Regierung entsagen wolle, brachte man ihn vor die Versammlung seiner Feinde nach Ingelheim, am 13. December 1105. Hier forderte man von ihm, wohl in der Meinung, daß die Entsagung, wenn sie vor der ganzen Versammlung aus seinem eigenen Munde käme, fester und sicherer würde, daß er dem Reiche und allen Regierungsrechten entsage, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er dieses alles nicht erfülle. Der Kaiser erklärte sich dazu bereit, damit er nur sein Leben erhalte, um vor Gott Buße thun zu können. Doch blieb er in Ingelheim gefangen. Die Fürsten kehrten nach Mainz zurück und erkannten den Sohn des Kaisers nochmals als König an; der Erzbischof von Mainz übergab ihm am 5. Januar 1106 die Reichsinsignien mit den Worten: Wenn er kein gerechter Regierer des Reiches und Beschützer der Kirche Gottes sein würde, so solle es ihm dann gehen, wie seinem Vater. Der alte Kaiser, der Winke bekommen hatte, daß man ihn entweder ewig gefangen halten oder gar hinrichten würde, entfloh aus Ingelheim nach dem Niederrhein, und fand überall am Rheine, in den Städten Köln, Bonn, Jülich und bei dem Herzoge von Lothringen, dem Bischofe von Lüttich und vielen Anderen kräftigen Anhang; auch in anderen Theilen des Reiches erhoben sich seine Anhänger von Neuem; man rüstete von beiden Seiten, es kam schon zum Kampfe, wobei der junge König manche Demüthigung, besonders von der Stadt Köln, erlitt, und nochmals schien das Schwert entscheiden zu müssen, als der Tod des alten Kaisers, am 7. August 1106, Alles beendigte.

52. Beendigung des Investiturstreites*) unter Heinrich V.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten mit einem Schluß aus Gustav Adolf Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.)

Der Tod Heinrich's IV. und die Anerkennung des von der päpstlichen Partei aufgestellten Heinrich's V. hatte eine Aussöhnung der Inhaber der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Gewalt unmittelbar zur Folge. Allein eine solche Aussöhnung konnte Bestand nur dadurch erhalten, daß einer von beiden Männern, der Papst oder der König, sich dem System des anderen länger unterordnete, als er desselben unmittelbar bedurfte. Beide waren zu kräftige Männer, als daß sie dies vermocht hätten, und so mußte der Kampf zwischen ihnen von Neuem beginnen. Die Erneuerung des Gesetzes über die Laieninvestitur gab nun aber den Punkt ab, wo in Kurzem Papst und König feindlich auf einander treffen sollten, und da Paschalis dies voraussehen konnte, machte er eine Reise nach Frankreich, um auf jeden Fall am französischen Hofe einen Schutz zu finden. Er behandelte den König von Frankreich gewissermaßen als Nachfolger Karl's des Großen und forderte ihn in diesem Sinne auf, die Kirche in ihrer Noth zu vertheidigen. In Châlons an der Marne traf sodann der Papst mit seinem französischen Gefolge auf die Gesandten des deutschen Königs, und man verhandelte wegen der Laieninvestitur, hinsichtlich deren sich die Deutschen, und mit Recht, auf ein altes Herkommen beriefen, der Papst aber, mit eben so viel Recht, bei dem Principe stehen blieb, die Kirche sei von Christo erlös't und frei, sie dürfe durch kein menschliches Recht zur Sclavin gemacht werden.

Gegen das Frühjahr 1111 kam Heinrich nach Sutri, wo ihm päpstliche Abgeordnete entgegenkamen und ihm gegen Eingehung gewisser Bedingungen die Kaiserkrone versprachen. Der Papst entschloß sich endlich, um nur sein Princip der Unrechtmäßigkeit der Laieninvestitur nicht aufgeben zu dürfen, zu dem Erbieten, die Kirche wolle auf weltliche Güter, für welche sie die Investitur seither bedurft habe und die seit Karl dem Großen an sie gekommen seien, verzichten, wenn Heinrich auf die Investitur verzichte. Unter solchen Bedingungen verzichtete Heinrich recht gern; die Kirche würde dadurch ganz hülflos geworden sein.

Der Papst empfing Heinrich, als er in Rom ankam, in der Peterskirche und verlangte, nachdem die hergebrachten Begrüßungen vorüber waren, eine schriftliche Entsagung auf das Recht der Investitur. Der König zog sich mit den Seinen zur Berathung zurück; in dem Rathe,

---

*) Um die Geschichte der fränkischen Kaiser und namentlich die des Investiturstreites nicht zu zerreißen, schien es zweckmäßig, hier noch die Regierung Heinrich's V. zuzufügen, obgleich diese über die angegebene Grenze des zweiten Zeitraumes hinausliegt.

der gehalten ward, widersprachen nun aber die deutschen sowohl als italienischen Fürsten, wie sehr sie nur vermochten; eine allgemeine Verwirrung aller Verhältnisse würde aus der Vollstreckung des verabredeten Vertrages gefolgt sein. Die Unmöglichkeit der Ausführung hatte der Papst wohl vorausgesehen und hatte vorher nur die Resignation auf die Investitur schriftlich vom Könige zu bekommen gehofft. Der König erklärte zuletzt, wenn der Papst vorher eine ähnliche schriftliche Resignation auf die weltlichen Güter und Regalien der Kirche geben wolle, solle er die seinige auf die Investitur haben. Als sich der Papst weigerte, ward er mit allen seinen Geistlichen gefangen genommen. Die Wegführung des Papstes beleidigte das römische Volk auf's äußerste. Es erhob sich gegen die Deutschen, ermordete alle, die in der Stadt getroffen wurden, und am anderen Tage griffen die Römer sogar das königliche Lager an, wurden aber gänzlich geschlagen. Heinrich zog sich dann von der Stadt weg nach den Gebirgen. Er erklärte, daß die Investitur keineswegs geistliche Rechte geben, sondern nur die weltlichen Güter verleihen solle, und der Vertrag ward dahin geschlossen, die Geistlichen sollten zwar frei gewählt, aber nicht eher geweiht werden, bis sie auch investirt seien. Der Papst solle den König krönen und sich wegen des Vergangenen nicht rächen; dagegen erhielten er und seine Geistlichen die Freiheit wieder. Der Papst bestätigte das Investiturrecht sogar durch eine besondere Bulle, und krönte hierauf den König zum Kaiser.

Die Folge für den Papst war, daß die in Rom zurückgebliebenen Geistlichen ihn einen Feind der Kirche nannten und am Ende durch einen feierlichen Beschluß den Vertrag des Papstes mit dem Kaiser für erzwungen und ungültig erklärten. Ein Concilium, das Paschalis im Frühjahre 1112 zusammenberief, bestätigte diese Sentenz und vernichtete somit alle Folgen, die die Uebereinkunft hätte haben können.

Das Verhältniß des Papstes zum Kaiser wurde noch verwickelter, als nach dem Tode der Mathilde Beide die Güter derselben, der Kaiser wenigstens die Reichslehen, der Papst wenigstens das Allode, in Anspruch nahmen, und da sich die Besitzungen nach dieser Seite hin nicht mehr scharf trennen ließen, Beide sich des Ganzen zu bemächtigen suchten. Der Papst nahm nun überdies auf einem Concilium, im Jahre 1116, nicht nur seine bei der Krönung dem Kaiser gegebene Bulle zurück, sondern erneuerte auch das ganze Gesetz über die Laieninvestituren und sprach über jeden Laien, der einen Geistlichen investire, den Bann aus, der den Kaiser nothwendig treffen mußte.

Zu Anfang des Jahres 1118 starb Paschalis II.; drei Tage nachher ward Johannes von Gaeta, bisher Cardinaldiaconus, unter dem Namen Gelasius II. zum Papste erwählt. Diese Wahl war vorgenommen worden, ohne daß der dem Kaiser zugethane Theil des Adels etwas davon erfahren hatte; während man nun in der Kirche mit der Einweihung beschäftigt war, sprengte Einer aus dem Geschlechte der Frangipani die Thüre, jagte die Anhänger des Papstes auseinander,

bemächtigte sich der Person desselben, mißhandelte ihn, trat ihn mit Füßen und schleppte ihn in die Gefangenschaft.

Die Gegenpartei verlangte die Befreiung des Papstes, und die Frangipani konnten der Uebermacht, die auf der anderen Seite war, nicht widerstehen; sie mußten Gelasius frei geben und dieser ward nun zu seinem Amte geweiht. Heinrich ließ von Rechtsgelehrten, welche ihn begleiteten, die Unrechtmäßigkeit der Wahl des Gelasius zeigen und hierauf einen Spanier, den Bischof Mauritius Burdinus von Braga, zum Papste wählen. Der neue Papst nahm den Namen Gregor VIII. an, und nun trennte sich die katholische Kirche in zwei verschiedene Observanzen: Gregor ward in dem größten Theile des oberen Italiens, in England und Deutschland, Gelasius in den übrigen christ-katholischen Reichen anerkannt. Bald hierauf ward Heinrich durch Unruhen, die in Deutschland selbst ausgebrochen waren, dahin abgerufen, und nun kam Gelasius nach Rom zurück. Während er es wagte, in derselben Stadt, in welcher Gregor anwesend war, Messe zu lesen, stürmten die Frangipani und ihr Anhang die Kirche und Gelasius mußte sich aus der Stadt flüchten. Im August 1118 schiffte er sich nach Frankreich ein. Dort lebte er von den Geschenken, die ihm die Städte und Stifter machten, in denen er sich aufhielt; er wollte ein Concilium zu Rheims halten, wo die Streitigkeit mit dem Kaiser vorgetragen werden sollte; allein ehe er dazu kam, starb er zu Anfange des Jahres 1119, und an seine Stelle ward sofort Guido, der Erzbischof von Vienne, erhoben, der als Calixtus II. den päpstlichen Stuhl bestieg und von der ganzen Partei des Gelasius anerkannt ward. Endlich kam das Concil zu Rheims zu Stande; Unterhandlungen, die man früher mit Heinrich noch gepflogen, hatten sich zerschlagen; das Concilium erklärte sich wieder auf das entschiedenste gegen die Laieninvestituren, und der Bann gegen den Gegenpapst sowohl als gegen den Kaiser ward feierlich wiederholt. Calixtus kehrte hierauf durch die Lombardei und Toscana nach Rom zurück, von wo Gregor VIII. sich nach Sutri zurückziehen mußte, während Calixtus einen feierlichen Einzug hielt. Mit Hülfstruppen der Normannen zog dieser hierauf gegen Sutri, wo sich Gregor VIII. noch aufhielt. Sutri ergab sich und lieferte Gregor aus, der sein ganzes übriges Leben in klösterlicher Gefangenschaft gehalten ward. Durch diesen Sieg über Gregor war eine Schwierigkeit beseitigt bei den Unterhandlungen mit dem Kaiser; denn indem dieser die Unmöglichkeit einsah, seinen Papst halten zu können, und in diesem Punkte nachgebend Calixtus anzuerkennen versprach, fand sich auch Calixtus seinerseits nachgiebiger, und endlich im Jahre 1122 kam zu Worms ein Vertrag zwischen Kaiser und Papst zu Stande, durch welchen der Kaiser der Sache nach, der Papst der Form nach, in dem Investiturstreite Recht bekam. Der Kaiser investirte nämlich von dieser Zeit an nicht mehr mit Ring und Stab, sondern belehnte die Geistlichen mit dem Scepter. Auf dem großen lateranischen Concilium zu Rom im Jahre 1123 ward hierauf das Concordat mit dem Kaiser bestätigt.

Calixtus starb im December 1124, und kurz nach seinem Tode ward der Bischof Lambert von Ostia, als Honorius II., auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Im Frühjahre des Jahres 1125 starb denn auch Heinrich V. in Deutschland.

Heinrich V. war ein Mann von ausgezeichneten geistigen Eigenschaften, sehr scharfsinnig und schlau, kühn und unternehmend. Herrschsucht war die Hauptleidenschaft seines Lebens, um sie drehten sich alle seine Handlungen. Dafür war ihm nichts heilig, er empörte sich gegen seinen Vater, verrieth und mißhandelte ihn auf die niedrigste Art, während er dem Papste eben so begegnete. Immer nur beschäftigt, das verlorene Ansehen des Regimentes wieder herzustellen, häufte er Schätze, war für Gold zu Allem feil, suchte mit erledigten Reichslehen seine Anhänger, denen er selbst die Beraubung der Kirchen nachsah, zu belohnen und sich aller Güter und Besitzungen zu bemächtigen, deren er habhaft werden konnte, ohne Gerechtigkeit zu berücksichtigen. So war seine ganze Regierung, fast ohne Unterbrechung, eine Reihe von inneren Kriegen, für ihn ohne Glück und nachtheilig für das kaiserliche Ansehn, weil die Fürsten endlich ihre Stärke in ihrer Vereinigung fanden. Andererseits kann nicht geläugnet werden, daß Deutschland vorzüglich seiner Kraft und Beharrlichkeit den günstigen Abschluß des Friedens mit dem Papste verdankt.

---

53. Die Verfassung des deutschen Reiches.

(Nach Gustav Adolf Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.)

An der Spitze des ganzen Reiches stand der von allen Deutschen, geistlichen und weltlichen Fürsten insgesammt, unter dem Vortritte des Erzbischofes von Mainz, der die erste Stimme hatte, mit Einstimmung aller Freien, auf fränkischem Grund und Boden feierlich gewählte, in Mainz, dann in Aachen gekrönte und von den einzelnen Provinzen angenommene König, dem alle Freie den Eid der Treue geschworen haben. Er führte, besonders seit Heinrich's III. Zeiten, den Titel eines Römischen Königs, hatte die ausschließliche Anwartschaft auf die königliche Würde über das lombardische Italien, auf das Patriciat oder die Schutzherrschaft des römischen Stuhles und der Christenheit überhaupt und auf den Kaiserthron, oder den ersten Rang über alle Könige, auf die Herrschaft der Welt.

Er sollte als König gerecht richten, den inneren Frieden erhalten, die Kirche und Geistlichkeit vertheidigen, Wittwen und Waisen schützen. Bei seinem Einzuge in Rom schwur er dem Volke, die Rechte der Stadt zu bewahren, bei der Krönung als Kaiser, dem Papste, Vertheidiger und Schutzherr der römischen Kirche, ihr getreu und gehorsam zu sein, nicht als Lehnsmann, sondern als erster Laien-Fürst.

Der Kaiser und König regierte das Reich nach den alten hergebrachten Rechten und Gewohnheiten mit Zuziehung der Reichsfürsten. Diese versammelten sich um ihn, gewöhnlich an den drei großen Kirchenfesten, außerordentlich, wenn er sie berief, zu Hof- und Reichstagen, um mit ihnen sowohl über die Angelegenheiten des ganzen Reiches, als einzelner Provinzen, Beschlüsse zu fassen, Gesetze zu geben und Gericht zu halten. Er war der oberste Richter Aller, auch der Fürsten im Fürsten-Gericht nach den alten Formen, gemäß denen die Fürsten selbst, als Schöffen, unter des Kaisers Vorsitze über ihre Genossen das Urtheil nach dem Herkommen fanden und wiesen, was der Kaiser aussprach und vollzog. Von ihm geht alle Regierungs- und Gerichtsgewalt über die Reichs-Freien aus. Er verleihet die Fürsten-Aemter, als Herzogthümer, Pfalz-, Mark- und Gaugrafschaften, ohne Erbrecht, auch an Bisthümer und Reichsabteien, schon öfters unter der Form der Lehen, selten noch durch die herkömmlichen Freiheiten der Volksstämme in der Wahl der Herzöge beschränkt, während ihnen die freie Annahme des Erwählten doch verbleibt. Er bietet alle Reichsfreien zur Heerfahrt auf. Der Maßstab zur Heerfahrt war von Konrad II. geordnet worden. Von zehn Höfen Reichsgut zu Lehnrecht mußten ein Ritter und zwei Knechte, von fünf Höfen nach dem strengeren Hofrechte ein Ritter und ein Knecht gestellt werden.

Der königliche Hof hatte noch keinen festen Sitz, sondern zog mit dem Könige von einer Pfalz zur anderen, aus einer Provinz in die andere, theils, weil die große Waffenregsamkeit überall Aufsicht erforderte, theils, weil die Angelegenheiten der Provinzen am besten in ihnen selbst verhandelt und Streitigkeiten entschieden, endlich die Reichseinkünfte zur Unterhaltung des Hofes in den Pfalzen selbst am bequemsten verzehrt und verwendet werden konnten.

Die ersten Hofwürden hatten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, jener als Erzkanzler für Deutschland, dieser für Italien, dann der Pfalzgraf bei Rhein und die Herzöge der Provinzen, welche die hohen Reichsdienstämter als Truchseß, Marschall, Kämmerer und Schenk versahen, ohne daß diese Würden noch einzeln an bestimmte Herzogthümer fest gebunden gewesen wären. Die Kanzler, welche sich fortwährend in des Kaisers Gefolge befanden und statt der Erzkanzler die Urkunden ausfertigten, waren fast immer Bischöfe, welche der Kaiser nach Belieben wählte. Außerdem gehörten noch zum Hofstaate viele Capellane, gewöhnlich aus den vornehmsten Fürstenhäusern. Sie bildeten sich hier zum Staatsdienste, lernten den Geschäftsgang kennen, wurden zu den besten Pfründen befördert und dann als Kanzler angestellt, oder als Gesandte gebraucht, was ihnen vielfachen Einfluß gewährte. Außerdem waren um den König noch andere Hofleute (Palatini) zum täglichen Dienste, als Unterhofbeamte, auch durch besondere Gunst der Könige, zu deren Gesellschaft und Unterhaltung.

Die bedeutendsten Einkünfte des Königs kamen aus dem Reichsgute, den durch das ganze Reich zerstreuten, vorzüglich im Fränkischen, wie

auch in den eroberten slavischen Strichen sehr ansehnlichen Grundstücken. Auch die benachbarten Klöster und Fürsten lieferten für den Hofstaat Lebensmittel, freiwillig, nach alter Gewohnheit, oder besonders dazu verpflichtet. Eine strenge Sonderung der Reichsgüter von den Erbgütern des königlichen Hauses war bei der langen Thronfolge vom Vater auf Sohn, Enkel und Urenkel wohl wenig beachtet, Vieles an geistliche Stifter vergabt, noch mehr während der unruhigen Regierung verloren, oder vielmehr verschleudert worden an die königliche Partei, um Anhänger zu belohnen oder Gegner zu gewinnen. Vieles hatten die Fürsten selbst genommen, was nach langjährigem Besitze nicht gut wieder gefordert werden konnte. Andere Einkünfte gaben Münzen und Zölle ab, die allein dem Könige zustanden, wo er sie nicht besonders an geistliche Fürsten vergabt oder hauptsächlich von ihnen Städte befreit hatte. Die Bergwerke warfen wohl nicht viel ab und die Bannforsten mochten mehr der Jagdlust der Könige dienen. Die wegen Hochverrathes eingezogenen Güter wurden gewöhnlich den geistlichen Stiftern geschenkt.

Alles Reichsgut der einzelnen Provinzen stand unter den Pfalzgrafen*), welche, wie es scheint, zugleich die Oberaufsicht über den Ertrag

*) Der Begriff der pfalzgräflichen Würde hat in verschiedenen Epochen der deutschen Geschichte manche Veränderung erlitten. In den Zeiten der Merowinger und Karolinger liegt ihre wesentliche Bedeutung in dem Hofrichteramt, dessen Umfang erst seit Karl's des Großen Zeit seine feste Bestimmung erhielt, denn bis dahin war der Wirkungskreis des major domus von dem des comes palatii nicht immer streng geschieden. Vor ihr Forum gehörte jede Appellation in Sachen, deren Entscheidung nicht dem Könige unmittelbar zustand. Rechtsfälle, vor dem Forum der Grafen ungenügend entschieden, wurden auf Verlangen in der Königspfalz einer Revision unterworfen. Auch hatten Einzelne das Privilegium, ihre Processe nur von dem Pfalzgrafen entscheiden zu lassen. Auf dieses Richteramt waren jedoch die Pfalzgrafen schon damals nicht beschränkt; sie hatten zugleich eine Art ministerieller Thätigkeit, und wie dem Apocrisiarius regis die geistlichen Angelegenheiten überlassen waren, so gebührte dem Pfalzgrafen der Vortrag in weltlichen Dingen. Mit dem Verfall des Karolingischen Reiches verschwindet die Pfalzgrafenwürde, schon seit Ludwig dem Deutschen ist sie nicht mehr nachzuweisen. Erst im 10. Jahrhundert taucht sie wieder auf; aber unter ganz anderen Verhältnissen und mit veränderter Bedeutung: ein einziger Pfalzgraf als oberster Hofrichter war nicht mehr vorhanden, dagegen hatten in den einzelnen Provinzen die Pfalzgrafen als Stellvertreter des Königs dessen richterliche Thätigkeit an sich gezogen und sprachen dort über diejenigen Recht, welche nicht unter den gräflichen, sondern unmittelbar unter den königlichen Gerichtssprengel gehörten. An diese Verwaltung des königlichen Richteramtes schloß sich eine zweite Function der Pfalzgrafen, sie waren königliche Kameralbeamte (Procuratores fisci). Als solche hatten sie die Kronregalien zu schützen, die Fiscusrechte in den Provinzen zu wahren und über die königlichen Kammergüter die Aufsicht zu führen. Die Vereinigung dieser richterlichen und verwaltenden Functionen zeigt, daß die Pfalzgrafenwürde der alten Karolingischen Sendbotenwürde entspricht. Je unabhängiger und drohender sich die Herzöge der königlichen Würde entgegenstellten, um so dringender mußte der letztern das Bedürfniß erscheinen, ein neues Beamtenelement in die Provinzen hinein zu führen, welches als Vertreterin der Königsgewalt die herzogliche bewachte

der Reichseinkünfte überhaupt und die obere Gerichtsbarkeit über alle dem Reiche unmittelbar unterworfenen Gemeinden, auch wohl den Kaiser selbst in den Provinzen zu vertreten hatten. Unter ihnen waren Vögte den einzelnen Pfalzen und Gemeinden vorgesetzt.

Den einzelnen Völkerschaften, als Sachsen, Schwaben, Baiern, Kärnthnern, Ober- und Nieder-Lothringern, standen Herzöge vor, den Franken der König selbst, dem auch die Grafen Burgunds, als ihrem Könige, gehorchten. Die Herzöge erhielten zwar ihre Würde vom Könige, allein dennoch verwalteten sie ihr Amt auch aus der eigenen, den einzelnen Volksstämmen zustehenden Gewalt. Sie waren, nächst den ersten geistlichen Fürsten, die höchsten und überall die mächtigsten Beamten des Staates. Sie hatten in ihrer Provinz vorzüglich die Erhaltung des Landfriedens und der öffentlichen Ordnung, die Stellung und Rüstung der Mannschaft zum Reichsheer zu besorgen, welche sie auch in das Feld führten. Bei der Gewohnheit der Könige, sie nur aus alten, vornehmen und im Lande einsässigen und begüterten Familien zu wählen, gewann ihr Bestreben, die Würde erblich zu machen, immer festeren Grund, vorzüglich seitdem Heinrich III. den vergeblichen Versuch gemacht hatte, Deutschland auch als Herzog selbst zu regieren. Unstreitig scheiterte der Plan an dem Widerstande der Völkerstämme selbst, indem sie, gewohnt an die alte Verfassung, mit dem Aufhören der herzoglichen Würde, zugleich für ihre innere Selbständigkeit besorgt sein mochten. Unter Heinrich's IV. stürmischer Regierung stieg die Macht der Herzöge so, daß er auf einem Reichstage, bei welchem sie fehlten, gar nichts beschließen konnte.

Als Häupter ihrer Volksstämme versammelten die Herzöge auf ihren Landtagen die Großen des Landes, und errichteten mit deren Zuziehung und Einstimmung gesetzliche Ordnungen für die Provinz. Unter ihnen waren die Markgrafen zur Deckung der Grenzen mit einer in ihren Bezirken den Herzögen nahe kommenden Macht, obgleich sie deren Banner noch zum Reichsheere folgten.

Das Grafen-Amt hatte hauptsächlich die Gerichtsbarkeit zum Gegenstande, daneben das Aufgebot, die Rüstung und Führung des Reichsheerbeitrages unter dem Banner des Herzogs. Der Graf saß dem gewöhnlichen, dreimal im Jahre gehaltenen Gaugerichte vor und sprach, unter Königsbann, über alle Verbrechen. Von ihm ging die Berufung nicht an den Herzog, sondern an den König selbst, von welchem er seine Gerichtsgewalt (Bann) hatte. Bereits die sächsischen Kai-

---

und in Schranken wies. Eben deshalb mußten diese Beamten sich aber auch freier und selbständiger bewegen können, und so wurden aus den Pfalzgrafen ständige, meist erbliche Provinzialbeamte neben und zum Theil über dem Herzoge, nicht mehr wandernde Regierungscommissare. — Wo Herzöge waren, mußte es also auch Pfalzgrafen geben, so im 10. Jahrhundert in Sachsen, Baiern, Schwaben, Lothringen, später in Kärnthen und Burgund. In Franken, wo keine ständige Herzöge waren, finden sich auch keine Palzgrafen. (Nach L. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.)

ser hatten häufig an Bischöfe und Reichsäbte, sowohl die Grafengewalt über die Güter und Einwohner der Kirche, als auch über ganze Gaue verliehen. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und die meisten übrigen Bischöfe und Reichsäbte waren sogar von aller, selbst der herzoglichen Gewalt, über die Güter ihrer Kirchen befreit, und der Bischof von Würzburg hatte sogar das Grafen-Amt über alle Gaue seines ganzen Sprengels. Sie selbst führten ihre Vasallen zum Reichsheere oder ließen sie unter ihren Ober-Vögten ziehen. Auch die Grafen waren in der Regel Eingesessene des Gaues, meistens reichbegüterte Männer aus alten Familien. Das Streben nach Erblichkeit war hier wie überall, und die Könige hatten nicht so wichtige Gründe, den Grafen darin entgegenzustreben, wie den Herzögen, weil die Grafengewalt, auch erblich, nicht gefährlich schien.

Der gemeine Adel war nach und nach ganz in die Vasallen- und Dienstmannschaft des Reiches, des hohen Adels und der Kirche getreten. Er versah den ordentlichen Reichsheerdienst, der fast ganz zum Reiterdienst geworden war. Nur wenige Edle waren mächtig genug, sich als freie Herren, frei von allem Lehns- und Dienstverhältnisse, zu behaupten.

Alle diese Verhältnisse der Stände entwickelten sich während des 11. Jahrhunderts bestimmter als vorher, und man bemerkt leicht, wie nach und nach das Ansehen der Großen immer höher stieg, ihre Gewalt in ihren Amtssprengeln sich fester stellte, der Erblichkeit näherte oder sie erlangte und so einer landesherrlichen ähnlicher wurde, als früher.

---

54. Frankreich unter den letzten Karolingern.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Der Tod Karl's des Dicken lös'te auf immer das Band, welches noch einmal Frankreich mit den östlichen Theilen des fränkischen Reiches verknüpft hatte. Abneigung gegen einen deutschen Herrscher hielt die Franzosen zurück, Arnulfen, gleich den Deutschen, als König anzuerkennen, zumal dessen unechte Abstammung von dem bisher herrschenden Geschlechte keine rechtmäßigen Ansprüche auf den Thron begründete. Die Jugend des letzten echten Sprößlings desselben, Karl's, des dritten Sohnes Ludwig's des Stammlers, gestattete jetzt, wie früher, seine Ausschließung vom Throne, und die großen Vasallen mußten es überdies vorziehen, einen König zu erheben, welcher nur ihrer Wahl seine Würde verdankte.

Eine zahlreiche Versammlung französischer Großen, besonders aus dem Lande im Norden der Seine, zu Compiegne, wählte Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien, welchen Schönheit und Größe, Kraft und Einsicht eben so sehr empfahlen, als seine gegen die Nor-

mannen bewährte Tapferkeit, zum Könige. Zwar fand er Anfangs nur in einem kleinen Theile des Reiches Anerkennung, doch erlangte er durch einen Sieg über die Normannen größeres Ansehen und wurde von Arnulf, auf einer Zusammenkunft zu Worms, als König von Frankreich anerkannt. Der geringe Erfolg seiner Bemühungen, den über einen großen Theil des Reiches ausgebreiteten Verheerungen der Normannen Grenzen zu setzen, täuschte indeß die Hoffnung, in welcher er zum Könige erhoben war, und so vereinigten sich der Erzbischof Fulko von Rheims und Graf Balduin von Flandern mit dem Grafen Heribert von Vermandois und anderen Gleichgesinnten zu seinem Sturze und zur Erhebung des jetzt 14jährigen Karl, als des rechtmäßigen Königs. Fulko krönte ihn und der Kampf einer fränkisch-karolingischen Partei gegen Odo begann; allein ihre Zahl war zu gering, um einen König, welcher sowohl wegen seiner Jugend als auch wegen seiner deutschen Herkunft wenige Anhänger fand, auch nur im Besitze des nordöstlichen Theiles des Reiches zu behaupten.

Zwar verschaffte der baldige Tod Odo's (am 1. Januar 898) Karl den Alleinbesitz der Königswürde und allgemeine Anerkennung; allein die Wiedereinsetzung der Karolingischen Familie in das Reich, welches sie als erbliches Eigenthum in Anspruch nahm, war keine Wiederherstellung der früheren Bedeutung des Königthums. Die großen Vasallen hatten gezeigt, daß die Besetzung des Thrones in ihrer Hand lag; die dem Könige geleistete Huldigung war ihnen nur eine Förmlichkeit, durch welche sie sich zu keiner Verbindlichkeit verpflichtet glaubten, sobald dieselbe ihrem Vortheile widersprach, und die Mittellosigkeit und die geringe Kraft eines Königs, welchem man den Beinamen des Einfältigen gab, begünstigte ihre selbständige Stellung.

Solche Verhältnisse vereitelten die Bemühungen des Königs, die Mächtigen seines Reiches zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen die Normannen zu vereinigen, und die Unmöglichkeit, den Verheerungen derselben mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun, vielleicht auch die Hoffnung, dem Throne und seinem Hause eine neue Stütze zu verschaffen, bestimmte endlich den König, die gefürchteten Feinde durch Verleihung eines Landstriches seines Reiches zu friedlichen Bewohnern desselben zu machen. An ihren mächtigsten Führer, Rollo oder Rolf, welcher, der Sohn eines angesehenen dänischen Fürsten, bereits seit einigen Jahrzehnten der Schrecken Frankreichs gewesen war und damals sogar einen verheerenden Zug bis nach Clermont ausgeführt hatte, schickte Karl 911 Gesandte mit dem Anerbieten, wenn er Christ werden und Frieden halten wolle, ihm einen Theil seines Reiches und die Hand seiner Tochter Gisela zu geben. Rollo wies den Antrag nicht zurück; er begab sich 912 an die Epte zu einer Zusammenkunft mit dem Könige, erhielt das von ihm geforderte Besitzthum, nämlich das Land von der Epte bis zum Meere, und überdies die Lehnshoheit über die Bretagne. Er leistete den Lehnseid, und nachdem er, sowie seine Gefährten, die Taufe empfangen und bei derselben den Namen seines

Taufzeugen, des Herzogs Robert, vermählte er sich mit Karl's Tochter. In der Normandie verschwanden bald unter einer kraftvollen, Ruhe und Sicherheit zurückführenden Regierung die Spuren der früheren Verwüstungen; Robert theilte das Land unter seine Gefährten, er vermehrte die Bevölkerung desselben durch neue Ankömmlinge aus Scandinavien und durch Franzosen, welche den Aufenthalt in der Normandie dem unsicheren Zustande ihrer Heimat vorzogen, baute die zerstörten Kirchen wieder auf und stattete sie mit reichem Landbesitze aus, stellte die Befestigungen der Städte wieder her und begründete durch strenge Gerechtigkeit einen geordneten Zustand in dem Maße, daß Niemand auch nur zu rauben oder zu stehlen wagte und die Normandie bald zu den angebautesten Landschaften Frankreichs gehörte.

Als Arnulf's Sohn und Nachfolger auf dem deutschen Throne, Ludwig, kinderlos starb, begab sich Karl nach Lothringen; er wurde von den Bewohnern des Landes, welche zum Theil wenigstens den ihnen benachbarten Franzosen in Sitte und Sprache verwandter waren als den Deutschen, als König anerkannt, und er nahm von dem Lande, als ihm gebührendem Erbe, Besitz. — Karl hatte einem Manne von geringer Herkunft, Hagano, sein ganzes Vertrauen geschenkt, und dieser zeigte sich desselben würdig, indem er auf entschlossene und kräftige Weise den Anmaßungen und Ansprüchen der Großen entgegentrat. Allein deßhalb versammelten sich viele derselben 920 zu Soissons und sagten sich vom Könige los. Die Abneigung der Franzosen gegen einen Karolingischen König und das unbeschränkte Vertrauen, welches er fortwährend seinem getreuen Hagano schenkte, veranlaßten, daß sich der ehrgeizige Herzog Robert von Francien, welcher es nicht vergessen konnte, daß sein Bruder einst die Königskrone besessen, dessen Schwiegersohn Herzog Rudolf von Burgund, Richard's Sohn, Herzog Giselbert von Lothringen, Graf Heribert II. von Vermandois und selbst der Erzbischof von Rheims gegen ihn verbündeten. Die Stadt Laon, sein gewöhnlicher Aufenthaltsort, wurde ihm entrissen, er ward genöthigt, über die Maas zu flüchten, und Robert wurde von den Verbündeten 922 zu Rheims zum Könige gewählt und vom Erzbischofe gekrönt. Karl fand indeß Hülfe in Lothringen; an der Spitze eines lothringischen Heeres rückte er im Juni 923 rasch gegen die Aisne vor, hinter welcher, bei Soissons, Robert sich gelagert hatte, und griff diesen so unerwartet an, daß er nicht die Zeit hatte, seine Getreuen zu sammeln, und geschlagen, selbst seinen Tod fand. Allein Robert's Sohn, Hugo, der Weise oder der Große beigenannt, welcher in diesem Augenblicke an der Spitze einer zahlreichen Schaar auf dem Schlachtfelde erschien, entriß Karl den Sieg. Rudolf von Burgund wurde 923 von den Verbündeten zu Soissons zum Könige gewählt, und Karl fiel bald darauf in die Gewalt seiner Feinde, indem Graf Heribert von Vermandois sich seiner bemächtigte und ihn als Gefangenen nach seinem Schlosse Chateau-Thierry schickte.

Dieses Ereigniß verschaffte indeß dem Könige Rudolf keineswegs

allgemeine Anerkennung; die Lothringer erkannten zwar Rudolf, als er 923 in ihrem Lande erschien, meistens als ihren Herrn an; kaum hatte er sich jedoch entfernt, so erschien, aufgefordert vom Herzoge Giselbert und vom Erzbischofe von Trier, der deutsche König Heinrich mit einem Heere und zwang Giselbert zur Unterwerfung; er wurde jetzt in ganz Lothringen als König anerkannt, während Rudolf durch die Unsicherheit seines Thrones zurückgehalten wurde, seine Ansprüche geltend zu machen, und dies Land blieb fortan von Frankreich getrennt und mit Deutschland vereinigt. (Vergl. S. 172.) Erst nach Karl's Tode, 929, bewog Rudolf die mächtigsten Herren des südlichen Frankreichs, ihm zu huldigen. Allein auch jetzt war seine Königsmacht so gering, daß er nicht im Stande war, den verheerenden Fehden seiner Vasallen Grenzen zu setzen und den Trotz der mächtigeren derselben zu beugen.

Der Tod des Königs Rudolf, welcher 936, ohne Söhne zu hinterlassen, starb, eröffnete dem Sohne Karl's des Einfältigen, Ludwig, der sich mit seiner Mutter noch in England aufhielt, Aussicht auf den Thron seines Vaters. Sein Oheim, König Aethelstan, gewann ihm durch reiche Geschenke zunächst den Herzog Wilhelm von der Normandie und durch den Einfluß desselben den Herzog Hugo von Francien, welcher wohl deßhalb nicht selbst nach der Krone strebte, weil er nicht auf allgemeine Anerkennung hoffen konnte, den Grafen von Vermandois und andere französische Herren. Ludwig IV., auch der Ueberseeische genannt, empfing bereits zu Boulogne die Huldigung und zu Laon die Krone und Salbung von der Hand des Erzbischofs von Rheims. Der junge, erst 16jährige König stand nunmehr ganz unter der Leitung Hugo's, welcher sich selbst „durch die Gnade des allmächtigen Gottes Herzog der Franken", welchen Ludwig den Nächsten nach sich in allen seinen Reichen nannte. Thätiger und unternehmender schon in den Jünglingsjahren, als viele seiner Vorgänger in der Reife des männlichen Alters, entzog sich derselbe bald der Bevormundung. Abgeordnete mehrerer geistlichen und weltlichen Großen Lothringens, dessen Herzog sich gegen den deutschen König Otto mit dessen Bruder Heinrich und anderen deutschen Herren verbunden hatte und welches deßhalb von Otto verheert wurde, erschienen an Ludwig's Hofe und forderten ihn auf, ein Land in Besitz zu nehmen, welches einst seinem Vater gehört habe. Er zog nach Lothringen, bis nach Verdun, welches ihm die Thore öffnete, und wandte sich dann gegen Elsaß, um auch dieses Landes sich zu bemächtigen; die Nachricht, daß die französischen Vasallen sich gegen ihn aufgelehnt und sich mit dem Könige Otto eidlich verbunden hätten, bestimmte ihn zur Rückkehr nach Frankreich. Otto siegte indeß über die Empörung in seinem Reiche; er zwang darauf auch Lothringen größtentheils, sich ihm wieder zu unterwerfen und vereitelte Ludwig's Hoffnung.

Im Jahre 954, in welchem die Ungarn noch einmal in Frankreich einbrachen und Aquitanien sowie Vermandois und die Gegenden von

Laon, Rheims und Châlons an der Marne verheerten, starb Ludwig in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde.

Seine Wittwe Gerberge wandte sich sogleich um Rath und Hülfe an den Herzog Hugo von Francien; dieser, dessen Einsicht den unsicheren Besitz eines schwankenden Thrones verschmähte, wenn auch sein Ehrgeiz nach der Krone verlangen mochte, versprach, indem er sich den Besitz des Herzogthums Aquitanien und des ganzen Herzogthums Burgund ausbedang, die Erhebung ihres Sohnes zu unterstützen, und so wurde der 13jährige Lothar von den Bischöfen und den weltlichen Großen Franciens, Burgunds und Aquitaniens zum Könige gewählt und vom Erzbischofe zu Rheims gekrönt. Der Tod des Kaisers Otto des Großen im Jahre 973 richtete Lothar's Blicke auf Lothringen, und die Hoffnung, durch die Eroberung desselben dem Königthume größeres Ansehen zurückzugeben, reizte ihn, wie einst seinen Vater, zu einer Unternehmung gegen dieses Land, welches er überdies als ein seinem Geschlechte ungerecht entzogenes Erbe betrachten mochte. (Den erfolglosen Ausgang dieses Unternehmens s. S. 196).

Die Versuche, welche Lothar gemacht hatte, um das Ansehen seines Geschlechtes wiederherzustellen, waren gescheitert; die fortdauernde, in Frankreich weit verbreitete Abneigung gegen dasselbe und das Bewußtsein eigener Macht, nährte in dem Herzoge Hugo Capet von Francien ehrsüchtige Wünsche und Hoffnungen. Als daher Ludwig, Lothar's Sohn und Nachfolger, kinderlos schon 987 starb und als sein Oheim, der Herzog Karl von Niederlothringen, welcher sich überdies durch die Annahme eines deutschen Lehens die französischen Großen noch mehr entfremdet hatte, zögerte, seine Ansprüche geltend zu machen, so versammelte Hugo alsbald seine Vasallen und andere Befreundete zu Noyon, ließ sich von ihnen als König begrüßen und empfing zu Rheims, von dem Erzbischofe dieser Stadt, Adalbero, Krone und Salbung.

---

55. Frankreich unter den ersten Capetingern. Gottesfriede.

(Nach Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.)

Seit der Trennung der Karolingischen Monarchie hat die Entwicklung der Dinge in Frankreich meist eine schnurstracks entgegengesetzte Richtung verfolgt, als in Deutschland, so gleichartig die Verhältnisse beider Länder bei jener Trennung waren. Je höher das königliche Ansehen in Deutschland stieg, je tiefer sank es in Frankreich; je straffer dort die das Reich umspannenden Bande angezogen wurden, je mehr lockerten sie sich hier fast bis zu völliger Lösung. Die Capetinger erkannten bald, daß sie durch die Krone, die sie in eine unabsehbare Reihe von Händeln mit den großen Baronen des Reiches verstrickte, an wahrer Macht eher eingebüßt als gewonnen hatten. König Robert I. und sein Sohn Heinrich I. konnten nicht von fern die Macht

ihrer Vorfahren behaupten. Ueber die Grenze ihres Erbherzogthums hinaus galt ihr Name so gut wie nichts. Gerade nur so weit fanden sie Gehorsam, als ihr Arm und ihr Schwert reichten; ihr Arm war aber nicht immer der stärkste und ihre Waffe selten die schärfste.

Der König von Frankreich war damals der machtloseste König der Welt, aber er war nichts desto weniger der Lehnsherr der mächtigsten Vasallen Europa's. So ohnmächtig die Krone, so machtvoll war der hohe Adel des Landes. Unter den Großen, welche dem Capetinger den Lehnseid schwuren, zählten viele zu den ersten Fürsten des Abendlandes und konnten sich im Kampfe mit Kaisern und Königen messen. Weit und breit hatte es lange kaum einen gefeierteren Namen gegeben, als den Wilhelm's V. von Aquitanien, den man den Großen nannte. Die Grafen von Flandern und von der Champagne hatten selbst den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. einen schweren Stand bereitet. Die Grafen von Toulouse und Anjou standen den genannten Baronen mit fast gleicher Macht zur Seite; die Herzöge von der Normandie waren ihnen weit überlegen.

Bei den ununterbrochenen Kämpfen der Barone unter einander und mit der Krone entwickelte sich eine Herrschaft roher Gewalt. Es galt kein Recht mehr, als das Recht der Faust, kein Gesetz mehr, als das Gesetz der Fehde. Wer seine Freiheit und Selbständigkeit wahren wollte, war genöthigt, sich mit bewaffneten Knechten zu umgeben, sein Besitzthum durch Wälle und Mauern zu schirmen, in stetem Kriegszustande zu leben. Und nicht der Adel allein verbrachte sein Leben in dem wüstesten Waffenlärm; auch die Geistlichkeit mußte, schutzlos wie sie sonst gewesen wäre, auf ihre Vertheidigung denken und sich in das wilde Getümmel stürzen. Ihre reichen Güter, ihre ausgedehnten Immunitäten lockten vor Allem die Habgier der Großen und wären zuerst dem Raube anheim gefallen, wenn sie nicht selbst Vasallenheere unterhalten und ihr Besitzthum durch feste Burgen und Thürme geschützt hätte. Trotz solcher Waffenrüstungen und trotz ihrer Burgen würden die französischen Bischöfe und Aebte, nicht wie in Deutschland durch ein mächtiges Königthum geschützt, dennoch der schmählichsten Knechtschaft verfallen sein, wenn ihnen nicht außer den weltlichen Waffen auch geistliche Schutzmittel zu Gebot gestanden hätten, die selbst den trotzigsten Kriegsmann in Schrecken setzten. Viele der unbändigsten Räuber warfen zagend ihr Schwert fort, wenn sie die Kirchenstrafen bedrohten, und entsagten dem weltlichen Leben. Immer größer wurde die Zahl der Ritter, die nach Jerusalem pilgerten, um am Grabe des Herrn ihre Frevel abzubüßen. Es ist eine Thatsache, daß gerade diese Zeit der wildesten Faustkämpfe an neuen geistlichen Stiftungen überreich war.

Die Zeiten der Bedrängniß sind an der Kirche und dem Clerus selten ohne segensreiche Folgen vorübergegangen; auch für die gallicanische Geistlichkeit waren sie damals von wohlthätigem Einfluß. Die Weltgeistlichkeit hatte eine würdigere und freiere Stellung gewonnen, und in den meisten Klöstern waren durch das Vorbild und den Eifer

Clugny's heilsame Reformen eingeführt worden. Selbst die Studien nahmen unter dem französischen Clerus einen neuen, sehr bemerkenswerthen Aufschwung. Die Hauptsache blieb aber doch, daß in dem französischen Clerus das Gefühl eigener Kraft von Neuem erwachte und er dadurch zu dem Entschluß gedieh, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu benutzen, um in der heillosen Verwirrung der Zeit eine gesetzliche Ordnung herzustellen und wo möglich einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten, an dessen Herstellung die Könige bereits verzweifelt hatten.

Südfrankreich war es, von wo der neue Anstoß ausging. Das Land südlich der Loire war seit dem Anfange des Jahrhunderts in rascher, sehr folgenreicher Entwicklung begriffen. Hier hatte die germanische Eroberung weniger als in den nördlichen Gegenden die alten Verhältnisse des Landes zersetzt und umgewühlt; die romanische Bevölkerung war im Uebergewicht geblieben und brachte mit der Zeit ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Recht zu voller Geltung. Wenn auch das kriegerische Feudalwesen hier, wie überall im fränkischen Reiche, seine Macht vollauf geübt und seine Wirkungen auf alle Lebenskreise verbreitet hatte, so war doch neben ihm das städtische Leben niemals ganz untergegangen, und bei der günstigen Lage des Landes, das nach den ersten Stürmen der Völkerwanderung von den Verheerungen der nachströmenden Züge weniger berührt war, hatten Handel und Gewerbe sich schneller erholt. Große Straßen, auf welchen sich vor Allem der Handel zwischen den spanischen Arabern und der christlichen Welt bewegte, durchzogen nach allen Richtungen das Land, belebten den Verkehr und bereicherten die Bevölkerung. Ein heiteres und lockeres Leben entfaltete sich an den sonnigen Gestaden der Garonne, in den milden Thälern des Limousin, in der reizenden Touraine, in den fruchtbaren Ebenen von Poitou. An den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger ging es in Saus nnd Braus her, Fest reihte sich an Fest, Schauspiel an Schauspiel. Eine üppige Volkspoesie bildete sich in der volltönenden Landessprache aus, deren kunstgerechte Entwicklung allen anderen Idiomen voran eilte. Aquitanien war das Vaterland zahlreicher Banden fahrender Gaukler und Bänkelsänger, welche die noch rohere Kunst anderer Völker zu unterdrücken drohten.

Seltsam, wie unter diesem milden Himmel neben der sinnlichsten Lebenslust die strengste Ascese gedieh! Gerade hier hatte Clugny, von den Herzögen von Aquitanien gestiftet und mit treuer Sorge beschirmt, vorzugsweise mit allem seinem Eifer gewirkt und wenigstens in der letzten Zeit auch augenfällige Erfolge erzielt. Nicht allein den Clerus hatten die Bußpredigten der Cluniacenser ergriffen, sondern auch einen großen Theil des Adels und Volkes mit kirchlichen Ideen erfüllt. Mit derselben Leidenschaft, mit welcher die Masse sinnlichen Genüssen nachjagte, sah man sie sich gleichzeitig auf geistliche Uebungen werfen; schaarenweise brachen die Vornehmen wie Leute aus den niederen Klassen nach dem heiligen Grabe auf. Dieses Land war es, wo neben der leichtfertigen Poesie der Troubadours der Gedanke der Kreuzzüge zur

Reife gedieh; dies war der Boden, auf dem die phantasiereichsten Erscheinungen des Mittelalters erwuchsen: hier war es auch, wo sich damals mitten unter dem wilden Getümmel der Waffen mit Begeisterung der Ruf nach einem allgemeinen Gottesfrieden erhob, welcher, weiter und weiter hallend, im ganzen Abendlande Nachklänge erweckte.

Eine Reihe trauriger Hungerjahre war zu jener Zeit über fast alle Länder Europa's gekommen und hatte vornehmlich Burgund und die sonst so reich gesegneten Gegenden im Süden Frankreichs schwer betroffen. Entsetzliche Noth und unerhörte Sterblichkeit traten in Folge der schlechten Ernten ein und erfüllten alles Volk mit Zittern und Zagen. Man sah in diesen Plagen den Zorn Gottes über die Sünden der Menschen, über alle die Gräuel, die im Gefolge der innern Zwietracht und der nimmerdar ruhenden Fehden einherschlichen. Als nun im Jahre 1031 endlich eine gesegnete Ernte eintrat und die Seelen voll des heißesten Dankgefühls gegen den himmlischen Geber waren, tauchte hier der Gedanke auf, einen allgemeinen Frieden zu errichten, um nicht durch Häufung der Sündenschuld die göttlichen Strafen abermals heraufzubeschwören; mit freudiger Lebendigkeit wurde der Gedanke ergriffen und sogleich zu seiner Verwirklichung geschritten. An mehreren Orten Aquitaniens wurden Synoden gehalten und von diesen Beschlüsse gefaßt, welche eine allgemeine Waffenruhe geboten. Niemand, hieß es, solle fortan Blutrache oder Gewaltthaten üben, Niemand in Waffen einhergehen, jeder Uebelthäter an den geweihten Stätten eine sichere Zufluchtsstätte finden. Diejenigen, welche den Frieden anzunehmen sich weigerten, bedrohte man mit dem Interdict und den strengsten Kirchenstrafen. Mit unglaublicher Begeisterung nahm das Volk diese Beschlüsse der Geistlichkeit auf. Man glaubte, nicht Menschenwerk sei dieser Friede, sondern er stamme unmittelbar von Gott. Ein Brief, erzählte man, sei vom Himmel gefallen, in welchem die Bestimmungen des Friedens Gott selbst verzeichnet und deren Beschwörung geboten habe. „Gott will es!" rief man damals, wie später im Beginn der Kreuzzüge.

Von Aquitanien aus verbreiteten sich die Bestimmungen dieses Gottesfriedens schnell über ganz Burgund und einen großen Theil des nördlichen Frankreichs. So stürmisch die Begeisterung für den Gottesfrieden war, so wurde er doch selten streng beobachtet, und binnen nicht langer Zeit war er an den meisten Orten vergessen. Die Geistlichkeit selbst überzeugte sich, daß sie, indem sie Alles erreichen wollte, nichts in Wahrheit gewann, daß sie, um nur zu einigen Erfolgen zu gelangen, ihren Plan einer erheblichen Aenderung unterwerfen müsse. Sie entschloß sich daher, den allgemeinen Frieden in eine für den größeren Theil der Woche gebotene Waffenruhe zu verwandeln; die Pax Dei gestaltete sie in die Treuga Dei um. Diese bestimmte, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh überall die Waffen ruhen mußten, daß jeder, der sie annähme und hielt, allgemeine Absolution aller seiner Sünden erhalten, jedes Widerstreben gegen ihre Bestimmungen aber mit Excommunication bestraft werden solle. Auf den Mord während

der angeordneten Friedenszeit einer jeden Woche war als Strafe langjährige Verbannung nebst einer Wallfahrt nach Jerusalem gesetzt; andere Gewaltthaten sollten nach den weltlichen Gesetzen und durch verdoppelte Kirchenstrafen gebüßt werden. Von besonderer Wichtigkeit war, daß diese Bestimmungen nicht unmittelbar in die Gerechtsame der weltlichen Gewalten eingriffen, sondern die Kirche diesen gleichsam nur ihre Kräfte zur Aufrechthaltung des Landfriedens lieh.

In dieser Gestalt wurde die Treuga Dei zuerst im Jahre 1041 in mehreren Gegenden Aquitaniens angenommen und breitete sich dann binnen kurzer Zeit über den größten Theil Frankreichs aus. Unfehlbar hatte sie auf die Verhältnisse Frankreichs einen äußerst wohlthätigen Einfluß; sie gab wenigstens theilweise einen Ersatz für den Schutz, welchen das Königthum gewähren sollte aber längst nicht mehr konnte.

---

56. England unter den ersten angelsächsischen Königen.

(Nach Reinhold Pauli, König Aelfred und seine Stellung in der Geschichte Englands, bearbeitet vom Herausgeber.)

Gerade in den Tagen, als Karl der Große aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfing, folgte im westsächsischen Reiche König Ecgberht (800—838) auf dem Thron, nachdem er 13 Jahre der Verbannung am fränkischen Heerlager zugebracht hatte. Dieser lange Aufenthalt in der unmittelbaren Nähe Karl's ist nicht ohne den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung seiner eigenen Persönlichkeit und die Geschichte seiner Regierung geblieben. Der gerade, ungezierte Sachse hatte den feineren Franken nicht nur eine größere Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und im alltäglichen Benehmen abgelernt, er hatte auch die Mittel kennen gelernt, vor welchen die hartnäckigsten Feinde an den äußersten Marken des gewaltigen Reiches Furcht und Zittern ergriff, und die Sorgfalt und Geschicklichkeit in Gesetzgebung und Verwaltung bewundern müssen, durch welche der größte Herrscher seinen Völkern Ordnung und dauernden Frieden zu erhalten bemüht war. Die Idee, aus vielen kleinen Elementen, welche in ihrer Absonderung von einander nur kümmerlich weiter zu bestehen vermochten, eine Einheit zu schaffen, die den Feinden Ehrfurcht gebieten und im Innern Großes wirken könne, war lebendig in seiner Seele in dem Augenblicke, da er als König seinen Fuß wieder auf heimatlichen Boden setzte. Wie sehr er dem Beispiele des Kaisers Folge geleistet und darauf bedacht war, seine im Auslande gereiften Pläne zur Ausführung zu bringen, dafür zeugt die Nachricht, daß seine erste Regierungshandlung gewesen sei, seinem Königreiche und den Landschaften, auf welche sich sein Einfluß erstreckte, den Namen England beizulegen.

Zuerst suchte er das Germanenthum nach Westen zu weiter auszubreiten und den Briten immer mehr Land und Bedeutung zu entrei-

ßen. Vom Jahre 809 an finden wir ihn daher auf Feldzügen in Cornwall wie in Wales überall siegreich; die nördlichen Briten züchtigt er mit Feuer und Schwert, von den südlichen erhebt er Steuern zum Zeichen ihrer Abhängigkeit. Ein König der Ostangeln rief den mächtigen Sachsenkönig gegen Mercia um seinen Schutz an; als darauf die Mercier einen wilden Einfall bis tief in die Lande der Westsachsen gemacht hatten, wurden sie 832 furchtbar aufs Haupt geschlagen. Nachdem er Mercia gedemüthigt, sandte Ecgberht seinen Sohn Aethelwulf gegen Baldred, König von Kent. Dieser floh sogleich über die Themse nach Norden und sah Land und Thron nie wieder. Sussex, Kent und Essex verloren nun ihre Unabhängigkeit vollständig; die einzelnen königlichen Geschlechter waren alle untergegangen oder ausgeartet, die kleinen Staaten selbst empfanden ihre Ohnmacht, und von nun an finden wir sie sämmtlich mit der Krone der Westsachsen vereint. Auch unter den Ostangeln ließ Ecgberht sich anerkennen und drang sogar mit seinem Heere über den Humber in die dortigen Gebiete ein, während seine Schaaren im Westen durch die Eroberung von Anglesey der alten Mona ihren deutschen Namen aufdrückten. Durch diese engere Vereinigung befähigte er nun das gesammte deutsche Wesen, den hereinbrechenden Schaaren des Nordens, wenn auch unter unsäglichen Mühen, Widerstand leisten zu können.

Und diese Völkergeißel ließ nun nicht länger auf sich warten. Die Mannschaft von drei kundschaftenden Fahrzeugen, welche schon 787 ans Land getrieben, mochte den Ihrigen in der Heimat zuerst von der herrlichen Insel, wo damals der erste Wohlstand des Ackerbaues und des Handels blühte, Bericht erstattet haben. Noch zu Ecgberht's Lebzeiten statteten die Nordmänner seinen Küsten einen zahlreichern Besuch ab. Wir haben oben (S. 157 f.) gesehen, welche Ursachen dieses wild räuberische und doch für die Zukunft so reich begabte Geschlecht nöthigten, die arme, öde Heimat zu verlassen und sich schaarenweise den Wellen anzuvertrauen, um an glücklichern Gestaden Beute und, so bald es ihr Geschick wollte und das Glück sie begünstigte, Niederlassungen zu suchen. Diese Ereignisse waren unzweifelhaft dieselben, durch welche einst alle Germanen zu ihrer gewaltigen Wanderung waren genöthigt worden. Die Seefahrten der kühnen Wikinger bildeten im Grunde nur eine Fortsetzung derselben, welche dieses Mal nicht vom Mittelpunkte des Festlandes aus nach dem Meeresufer gerichtet war, sondern darin bestand, daß die heidnischen Nordmänner von ihrem Elemente aus die Küstenstriche zu gewinnen suchten. Es gelang ihnen dieses dort am leichtesten, wo Germanen schon vor ihnen seßhaft geworden, an der Ostküste Englands und in Neustrien, doch erstreckten sich schon damals ihre Züge bis nach dem Süden Spaniens und bis tief ins Mittelmeer. Dieser jüngste Act der Völkerwanderung sollte in der That mit seinen Eindrücken die äußersten Punkte des Welttheils verbinden und selbst von den Slaven im Nordosten und von den oströmischen Cäsaren empfunden werden.

Was nun England betrifft, so haben die Dänen, seitdem Ecgberht

832 zuerst mit ihnen in Berührung gekommen, unter seiner Regierung und der seines Sohnes Aethelwulf (reg. 838—857) 23 Jahre lang die Grenzen seiner Reiche mit Kampf und Schrecken erfüllt; einzelne Erfolge gegen sie hinderten nicht, daß neue Schaaren, deren Zahl unerschöpflich zu sein schien, landeten, sengend und brennend das Land durchzogen und mit Beute beladen zurückkehrten. Nur wenn sie durch Verluste genöthigt waren, auszuruhen, oder ihre Aufmerksamkeit auf Striche des Festlandes gerichtet war, traten kürzere oder längere Pausen ein. Aethelwulf verlebte die letzten Monate in äußerem Frieden. Vor seinem Heimgange hatte er testamentarisch Anstalten getroffen über die Nachfolge seiner Söhne*). Er bestimmte, damit nach seinem Tode unter den Nachkommen kein Streit entstände, daß die Reiche zwischen den beiden ältesten Söhnen, Aethelbald und Aethelberht, getheilt bleiben, daß Aethelberht Kent erhalten, aber vom westsächsischen Throne ausgeschlossen sein, dem Aethelbald aber, falls er kinderlos stürbe, die beiden jüngsten Söhne, Aethelred und Aelfred, nach einander folgen sollten.

Nach Aethelbald's Tode (reg. 857—860) hätte also nach dem Willen des Vaters, den einst alle anerkannt hatten, der jüngere Sohn, Aethelred, folgen müssen; doch sein Bruder, Aethelberht, der König von Kent, wußte im Widerspruche mit jenem Testamente, die Krone des Stammlandes mit seinem Erbe, das in Kent, Surrey und Sussex bestand, zu verbinden. Ob dies in Folge einer Wahl der Westsachsen

---

*) Ecgberht,
reg. 800—838 (vergl. Pauli S. 51. Anm. 1).

Aethelwulf,
838—857.

Aethelbald, 857—860. | Aethelberht, 860—866. | Aethelred, 866—871. | Aelfred d. Gr. geb. 848, reg. 871—901.

(Sohn Aelfreds:) Edward, 901—924.

Aethelstan, 925—940. | Edmund, 940—946. | Edred, 946—955.

(Söhne Edmunds:) Edwi, 955—959. | Edgar. 959—973.

Edward, 973—978. | Aethelred II., 978—1016. 3. Gemahlin Emma von der Normandie.

Edmund Eisenseite, reg. 1016. | Edward der Bekenner, 1042—1066, heir. Edithe, Tochter Godwine's.

Edmund, | Edward, heirathet eine Tochter K. Stephan's v. Ungarn. † 1057.

Edgar.

geschehen, wissen wir nicht; jedenfalls ist wiederum das Streben nach Centralisation unverkennbar. Während seiner kurzen Regierung (860 bis 866) erfahren wir nicht, daß er jemals selbst in das Feld rückte. Auch was sich sonst unter ihm ereignete, ist nur von geringem Belang.

Nach ihm bestieg Aethelred, der dritte Bruder, gemäß der früher festgesetzten Erbfolgeordnung, den Thron (reg. 866—871). Wie sein Vorgänger, ließ er die Verbindung von Kent und Sussex mit dem Kronlande fortbestehen, obwohl dort nach dem ehemals beobachteten Brauche Aelfred hätte herrschen sollen. Allein die Zeitumstände forderten gebieterisch, daß man von der alten Ordnung abwich; die südöstlichen Küsten der Insel waren am wenigsten vor einem unvermutheten Anfalle der Feinde sicher, nur gemeinsames Beisammenstehen aller Theile des Reiches unter einer Oberleitung versprach erfolgreiche Vertheidigung. So blieb das Reich ungetheilt und erlebte den seltenen, wenn nicht einzigen Fall, daß vier Brüder nach einander auf demselben Throne folgten.

---

57. Aelfred der Große.

(Nach J. M. Lappenberg, Geschichte von England, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Mag auch die überschwellende Verehrung früherer und die Wortseligkeit späterer Zeiten manches Lob auf Aelfred gehäuft haben, welches die Kritik wieder vernichten muß, indem sie die Keime mancher ihm zugeschriebenen Einrichtung schon früher bei seinem Volke und dessen Stammgenossen nachweis't, so erblickt doch das klare Auge unbefangener Kritik in Aelfred den Spiegel der Könige und den Helden der europäischen Gesittung.

Die Kindheit und Jugend Aelfred's bieten ein wunderbares Vorspiel dar zu dem ernsten Drama seiner männlichen Jahre. Dem Herrscher Britanniens, welchen bereits drei kraftvolle Söhne umgeben, wird im Jahre 848 von der treuen Osburge ein Knäblein geboren, welches durch Schönheit und Lieblichkeit, wie später durch Geist und Kräfte alle Neigung der Eltern auf sich bannet. In den Tagen, als das Reich auf allen Seiten von den stets neu anwachsenden gefährlichsten Feinden angegriffen wird, und jene Söhne, zum Theil schon im Mannesalter, eine unschätzbare Gewähr für die Erhaltung des Reiches scheinen, wird von den Alten der Plan ersonnen und gepflegt, mit Verletzung der Reichsgesetze, mit Gefährdung des Daseins ihrer Staaten, dem theuren Letztgebornen die Herrlichkeit und die Macht der Krone zu übertragen. Für die Erreichung solchen Wunsches ist kein Mittel bedenklich, kein Pfad gefahrvoll. Das fünfjährige Königskind wird auf dem gebrechlichen sächsischen Kiele den Meereswogen anvertraut, durch die Länder unzuverlässiger Freunde gebracht, über die Firsten und Eisfelder der

Alpen getragen, hin gen Roma. Der heilige Vater Benedict III. wird angegangen, dem fremden Kinde den Segen der Salbung angedeihen zu lassen; dieser, unbekümmert des Erfolges, spendet ihm die größte Gabe der Christenheit. Der gesalbte Knabe kehrt ins Heimatland zurück und wiederholt nach wenigen Jahren dieselbe Fahrt mit derselben Sicherheit. Er entwickelte sich herrlich, zum Staunen und zur Freude vieler Zeugen zwischen der Pictenmauer und dem Tiberstrome; der Körper entfaltete sich kraftvoll und geschmeidig; kein Waidmann und kein Ritter zeigte sich ihm gleich. Doch für seine höhere Bildung sorgte die Liebe der Mutter. Sie lehrte ihn viele sächsische Lieder und ihn, obgleich schon zwölfjährig, dennoch vor mehreren der ältern Brüder, lesen. In etwas fortgerücktem Jünglingsalter überfiel ihn eine sehr schmerzhafte, den Aerzten seiner Zeit unbekannte (wahrscheinlich epileptische) Krankheit, welche ihn jedem weltlichen Verkehre unbrauchbar zu machen drohte. Er schien nach einem Gebete, welches er in einer Kirche in Cornwales, dem Aufenthalte des heiligen Neot, dargebracht hatte, von derselben befreit. Im 20. Lebensjahre vermählte er sich der Alswithe, der Tochter des Aethelred, Ealdormans der Gainen (Gainsborough in Lincolnshire) und der würdigen Eadburge aus dem Geschlechte der Könige von Mercia. Doch mitten in dem mehrtägigen Hochzeitsgelage ergriff ihn das schmerzliche Uebel wieder, zum Schrecken der vielen Gäste und Umstehenden, und kaum während eines Tages seines thätigen Lebens war Aelfred von demselben befreit. Aber durch die Macht des Gemüths, die Kraft des Willens wußte Aelfred die ungestüme Reizbarkeit des Körpers zu besiegen, und die vermehrte Gewalt körperlicher Schwäche scheint die geistige Gegenwirkung nur gestählt zu haben. Nachdem sein Vater die Krone von Wessex niedergelegt und seine Pläne für Aelfred aufgegeben hatte, nachdem dessen drei Brüder den Thron von Wessex nach einander bestiegen hatten und natürlichen Todes, zwei derselben kinderlos, der dritte zwei unmündige Söhne zurücklassend, gestorben waren, wurde jener dem kaum 22jährigen Aelfred aufgedrungen.

Während er die Leiche seines Bruders nach Winburn geleitete, drangen die Dänen mit ihrem ganzen Heere bis Wilton vor. König Aelfred wagte es, mit wenigen Tapferen die überlegene Schaar anzugreifen. Der Muth der Seinigen hatte über die Wuth der Feinde gesiegt, diese flohen; doch da die kühnen Verfolger sich hinreißen ließen, jene zu weit zu verfolgen, wandten sie sich um, bildeten eine neue Schlachtordnung und behaupteten das Feld. Die Sachsen hatten durch die acht großen Treffen und die unzähligen Scharmützel dieses Jahres sehr viele Mannschaft, doch auch die Heiden einen ihrer Könige und neun Jarle verloren. Beiden Theilen war des Kampfes genug geworden und die Dänen vertrugen sich mit den Sachsen über die Bedingungen, unter welchen sie das Land räumten.

Aelfred ließ, um ferneren Landungen sicherer vorzubeugen, an allen Küsten größere als die bisher gekannten Schiffe erbauen, um mit denselben die Mündungen der Ströme zu bewachen. Die neue Flotte be-

währte sich bald; 120 Schiffe mit neuen dänischen Kriegern waren seit einem Monate auf der See zurückgehalten, ohne ihr Ziel, die neuen Niederlassungen in Wessex, erreichen zu können. Bei Swanawyk begegneten ihnen Aelfred's Seeleute, welche sie muthig angriffen und aus einander trieben. Herumirrend, vom Ufer sich weiter entfernend, geriethen die dänischen Schiffe in Strudel und Untiefen, in welchen sie beim Nebelwetter Alle versanken. Dieser Unfall der Dänen erleichterte den Westsachsen die Abschließung eines Vertrages mit den Seekönigen zu Exeter, welche in demselben Jahre diese Stadt wirklich verließen und nach Glocester in dem mercischen Lande zogen. Andere Schwärme der Dänen hatten sich mittlerweile auch Londons wieder bemächtigt und nur Wessex war jetzt nicht unter der Herrschaft der Dänen. Doch im Anfang des folgenden Jahres wurde ein Angriff auf Wessex von verschiedenen Seiten her gemacht. Gothrun's Heer nahm die königliche Villa Chippenham, von welchem Standquartier ausströmend sie das Land besetzten. Bald waren die Dänen nordwärts so weit vorgedrungen und verheerten das Land mit solcher Gewalt, daß nur noch der Gau der tapferen Sumorsäten (südlich vom Canal von Bristol) ihnen nicht Preis gegeben war. Auf viele seiner Unterthanen, namentlich die aus altbritischem Stamme, durfte Aelfred in diesen Zeiten der Gährung nicht zählen. Viele Eingeborne, von Mangel und Furcht getrieben, entflohen über's Meer. Andere zogen es vor, sich den grimmigen Heiden zu unterwerfen und verließen, ja empörten sich wider den allein standhaften König. Hätte ihn damals ein feindlicher Speer getroffen, hätte sein hohes Herz verzagen, ihn zu einer schwächlich verzweifelnden Aufopferung reizen oder ihm Rettung bei überseeischen Stammgenossen gestatten können, so wäre der Königsstamm wie die Freiheit in England erloschen; dieses Land wäre die Beute, wäre die Wüste der Seeräuber geworden. Mit wenigen Aethelingen, Dienstmannen und Kriegern brachte der König, von seinem Volke verlassen und getrennt, in den Wäldern und Marschen Somersets mehrere Wintermonate, gleich einem Flüchtlinge, zu. Der Unterhalt der Seinigen mußte mit List oder Gewalt den Heiden oder den denselben untergebenen Christen entwandt werden. Er selbst erzählte in späteren Tagen gerne von jener Verdunklung seines Geschickes. Eine sichere Schutzstätte hatte er bei einem seiner Kuhhirten gefunden. Eines Tages saß er beim Heerde, für sich Pfeile und Bogen schnitzend, als die emsige Hausfrau, ihres hohen Gastes unkundig, mit Brodbacken beschäftigt war. Das Brod, zu nahe dem Feuer, begann zu brennen, als jene den daneben sitzenden anfuhr:

> Siehst nicht brennen das Brod, du Mensch, und säumst es zu drehen,
> Der das heiße zu gern nur oft schon hast uns verschlungen!

Eine andere Erzählung, wie Aelfred allein in seinem Hause die heiligen Bücher oder vaterländische Annalen lesend saß, während sein Gesinde auf den Fischfang ausgegangen war und er einem anklopfenden Bettler die Hälfte des letzten Brodes gegeben, darauf ihm im Traume der heilige Cuthbert erschienen und die Wiederherstellung in sein Reich

ihm verheißen, bezeichnet wenigstens den Charakter, welchen die Angelsachsen liebten und der deßhalb von ihnen ihrem Aelfred zugeschrieben wurde. Nach wenigen Monaten, um Ostern, gelang es dem Könige mit dem treuen Adel der Sumorsäten, in einem durch Morast und Wald geschützten Orte eine Burg aufzuwerfen, welche den Namen der Aethelings-Ey (Insel), hernach Aethelney, lange getragen hat. Sie ist der späten Nachwelt nicht nur durch Sagen, sondern selbst durch einen dort gefundenen, mit Aelfred's Namen bezeichneten goldenen Halsschmuck nachgewiesen. Von hier aus wurden unermüdlich Streifzüge gegen die Feinde unternommen und neue Verbindungen mit den Freunden angeknüpft. Aelfred's eigene Wirksamkeit, Muth und Schlauheit sind uns in der Erzählung bezeichnet, wie er, seine Kunde heimatlichen Gesanges benutzend, als Harfner in das Lager der Dänen ging, und während diese sich des freigebigen Liederspenders erfreuten, das Lager, die Zahl der Feinde und die Zurüstungen derselben erspähte. Diese zauderten nicht, einen blutigen Kampf mit den für Vaterland und Freiheit fechtenden Sachsen zu wagen; nach heftigem Widerstande unterliegend, ergriffen sie die Flucht, um sich in ihre Feste zurückzuziehen. Aelfred folgte ihnen auf dem Fuße und belagerte diejenigen, welche dem Racheschwert entronnen waren. Nach 14 Tagen erboten sich die Belagerten, das Land zu verlassen, wenn ihnen der freie Abzug gestattet würde; sie erklärten sich bereit, jeglichen unter ihnen als Geißel zu stellen, während keine von Aelfred verlangt wurden. Der König nahm diese Bedingung an, welche auch bald erfüllt wurde. Eine nicht minder wichtige Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Gothrun, auch Gormud genannt, den Entschluß faßte, zum Christenthume überzutreten, und dadurch die Aufhebung des feindseligen Gegensatzes zwischen den älteren Bewohnern und den neuen nordischen Ansiedlern der Insel zu vermitteln. Die heilige Taufe wurde unfern von Aethelingburg an ihm und 30 seiner vornehmsten Mannen vollzogen; Guthrun erhielt den Namen Aethelstan.

Der eben gedachte Vertrag Aelfred's mit Guthrun bestimmte die Grenze nicht nur zwischen Wessex und Ostanglien, sondern auch zwischen den sämmtlichen angelsächsisch verbliebenen und den von den Dänen bewohnten Ländern. Ein großer Theil des ehemaligen Königreiches Mercien war dadurch den Dänen abgetreten, doch der westliche Theil desselben verblieb dem Könige Aelfred.

So vielseitig Aelfred's Thätigkeit, so umfassend sein Blick auch zu jeder Zeit seines Lebens war, so erscheint doch die Periode nach den Siegen über die Dänen als das wahre Fest seiner Regierung, die höchste Feier seines Lebens. War Aelfred unerschütterlich und unermüdlich in den Kämpfen gegen die Feinde gewesen, so war er jetzt so einsichtsvoll besonnen, als rastlos in der Wiederherstellung und Verbesserung des Wiedererrungenen und Erhaltenen. Die zerstörten Burgen wurden neu und fester erbaut, verfallene Städte und Landstraßen hergestellt und viele neue angelegt. Die Stadt London, welche durch die

Gefechte der Normannen innerhalb ihrer Mauern und den häufigen Brand ein unbewohnbarer Schutthaufen geworden war, ließ er wieder aufräumen und wohnlich und glänzend herstellen. In seinen eigenen Königsburgen und Landsitzen gab er selbst das Muster dauerhafterer und schönerer Bauten, als die Angelsachsen selbst bisher errichtet hatten, wobei die jugendlichen Eindrücke, welche er auf seinen Reisen jenseits der Alpen aufgefaßt hatte, ihn in späteren Jahren noch leiteten.

Wichtiger noch als Aelfred's Verdienste um die Baukunst auf dem festen Lande erscheint, was er, wie oben erwähnt, für den Schiffsbau leistete. Bedeutender als jene wird diesen nennen, wer theils die nur der Wichtigkeit desselben vergleichbare Langsamkeit erwägt, mit welcher das ganze See- und Schiffswesen sich von je her ausgebildet hat, theils darin den ersten, wenngleich mehrere folgende Jahrhunderte hindurch wenig entwickelten Keim der Größe Britanniens erkennt. Der Bau seiner Schiffe war durch keine Nachahmung fremder Schiffe veranlaßt, sondern ganz Aelfred's Schöpfung. Die neuen Schiffe hatten sechszig Ruder und mehr und werden als noch einmal so lang, höher, schneller und weniger schwankend als die früheren beschrieben. Seiner Landsleute scheint er zur Handhabung derselben sich nicht haben bedienen zu können, sondern Friesen, die erfahrensten Seeleute des Mittelalters, von denen noch der nordische Aelfred, Peter der Große, lernte, zu diesem Zwecke herbeigezogen zu haben.

Sehr schwierig ist es, genau auszumitteln, worin Aelfred's Verdienste um die Verwaltung seines Staates bestanden. Man hat früher ihm die Stiftung sehr vieler Einrichtungen beigemessen, welche allen germanischen Völkern längst eigenthümlich und bei den Angelsachsen vorzüglich ausgebildet waren. Dem Helden, welchem die Nation so Vieles schuldig war, verdankte sie gern Alles, und Aelfred's Name ward mit dem Ruhme des Cyrus, Theseus, Numa und Karl geschmückt.

Aelfred's eifriges Bestreben war, sein Volk zu einem rechtlichen Zustande zurückzuführen und solchen gegen Willkühr und Neuerungen zu schützen. Zu diesem Zwecke veranstaltete er eine Sammlung der Gesetze der drei vorzüglichsten ihm unterworfenen Stämme, der Kenter, Mercier und Westsachsen. Unermüdlich war er in der Handhabung der Gesetze. Die Armen, sagt sein Biograph Asser, hatten kaum einen anderen Freund, als ihn.

Besonders wirksame Mittel zur Verhinderung der eingerissenen Räubereien und Gewaltthätigkeiten ergriff Aelfred durch eine bessere Eintheilung der Provinzialdistricte und ihrer Unterabtheilungen, sowie zur Befestigung der Gesammtbürgschaft der Einwohner der kleinen Districte, Hundreden und Thrithingen genannt, zur Stellung der in denselben überführten Verbrecher. Durch dergleichen Verbesserungen in der Gerichtsverfassung brachte Aelfred seinem Reiche solche Sicherheit, daß erzählt wird, daß der Reisende, welcher seine Börse auf der Landstraße verlor, ohne Zweifel diese nach Monatsfrist unberührt wiederfinden

konnte, goldene Armbänder am Scheidewege aufgehängt, kein Vorüberziehender wegzunehmen wagte.

Zu den Aelfred zugeschriebenen Einrichtungen gehört die Aufnahme eines Katasters oder einer schriftlichen statistischen Uebersicht seines Reiches nach den eben angegebenen Districtsabtheilungen, welche auf einer Rolle verzeichnet, zu Winchester, der Hauptstadt seines Reiches, aufbewahrt wurde.

Doch blieb die Bildung in England auf die Geistlichen beschränkt, und als nach so vielen inneren Kriegen die Dänen das Land verheerten, so viele Klöster mit ihren Bibliotheken und Schätzen niederbrannten, da verschwand die Zahl älterer gelehrter Geistlichen und jüngere konnten nicht herangezogen werden. So begab es sich bald, daß in Beda's und Alcuin's Vaterlande, zur Zeit als Aelfred seine Regierung antrat, sehr Wenige südlich vom Humber, südlich von der Themse aber Niemand gefunden wurde, welcher ein lateinisches Werk übersetzen konnte. Jene wenigen Mercier förderte er bestens und zog sie an sich. Er selbst bemühte sich, dem Mangel gelehrter Männer durch Herbeiziehung von Ausländern abzuhelfen. Eine angelegentliche Sorge und eine liebe Beschäftigung war es ihm, seitdem er die lateinische Sprache in seinem 36. Lebensjahre erlernt hatte, aus dieser Sprache Werke in seine Muttersprache zu übersetzen und dadurch zum Gemeingute seines Volkes zu machen, welches er ausbildete und bereicherte. Das wichtigste derselben ist uns das Buch des Boëthius von den Tröstungen der Philosophie, da er der Uebersetzung an vielen Stellen seine eigenen gediegenen und glücklich ausgedrückten Gedanken und poetische Ausschmückungen eingeschaltet hat. Seine Uebersetzung des großen Geschichtswerkes Beda's war seinem Volke eine unschätzbare Gabe und verlieh diesem trefflichen Buche den einzigen ihm noch fehlenden Werth, um ein Nationalwerk zu werden, wie es von den übrigen Völkern Europa's nur wenige, selbst nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte erhalten haben. Seine Uebersetzung der Geschichte des Orosius ist uns besonders durch die eingelegten Schilderungen Deutschlands und der nordischen Länder, aus den Reiseberichten der Wallfischfänger geschöpft, merkwürdig. Es werden ihm noch mehrere Uebersetzungen mit mehr oder weniger Grund zugeschrieben, von den Psalmen, welche er kurz vor seinem Tode begonnen haben soll, von der Bibel, Auszüge aus den Betrachtungen des heiligen Augustinus, den Fabeln des Aesop, so wie ein Buch über die Falkenzucht; doch möchte, wenngleich hinlänglich erhellt, daß die Muße seiner spätern Jahre mehr Arbeiten schuf, als das Leben der thätigsten Schriftsteller seiner Zeit, zuweilen der Name des verehrten Königs als Empfehlung eines Buches, welches er lediglich veranlaßt oder veranstaltet haben könnte, gebraucht worden sein.

Die segensreichen Arbeiten und friedlichen Studien Aelfred's sollten wiederum auf längere Zeit unterbrochen werden und der Ruhm des Kriegshelden sich noch einmal bewähren. Die Normannen waren in den fränkischen und deutschen Reichen wiederholt geschlagen und auf

einige Flußmündungen zurückgetrieben. Am 1. September 891 hatte der deutsche König Arnulf ihnen in der Schlacht an der Dyle bei Löwen einen Todesstreich beigebracht (siehe S. 162). Ein anderes großes Heer der Dänen (unter Hasting) verwüstete das nördliche Frankreich so fürchterlich, daß hier im Jahre 892 eine allgemeine Hungersnoth entstand. Die Dänen, die nichts mehr zu plündern fanden, schifften sich nebst den Resten des an der Dyle geschlagenen Heeres in Boulogne ein und landeten, 250 Segel stark, im östlichen Kent; im folgenden Jahre 893 langte in der Mündung der Themse eine andere Flotte von 80 Schiffen an unter Hasting selbst, von dem das ganze Unternehmen ausgegangen war. So war der Augenblick gekommen, wo Aelfred wieder zum Schwerte griff, nachdem er dasselbe vor den Waffen des Geistes, in denen er sich während der Tage friedlicher Muße geübt, lange hatte ruhen lassen. Er nahm mit der ganzen Stärke seiner Truppen eine sehr vortheilhafte Stellung zwischen den beiden feindlichen Abtheilungen. Bei Farnham in Surrey zwang er sie zum Treffen, schlug sie vollständig und nahm ihnen sämmtliche Beute ab. Nach drei Jahren mannhafter Gegenwehr, woran sich auch der Kronprinz Edward und besonders Aelfred's Schwiegersohn, Aethelred, ruhmvoll betheiligten, war das Reich der Westsachsen von dem verderblichen Feinde befreit, der von allen Seiten, zu Lande und zu Wasser, einzudringen versucht hatte, zuletzt aber seine Absichten aufgeben mußte. Freilich zur See konnten die Sachsen an Verwegenheit und Geschicklichkeit sich noch nicht mit ihren Gegnern messen; allein dadurch, daß Aelfred größere Schiffe (zweimal so lang als die skandinavischen) bauen ließ, die er mit seekundigen Friesen bemannte, verhalf er seinem Lande zu einem Vertheidigungsmittel, welches nicht nur in den nächsten Jahren die Küsten vor feindlichen Anfällen deckte, sondern auch in späteren Jahrhunderten der Stolz der Insel und der Beherrscher des Erdkreises geworden ist.

Die letzten Jahre Aelfred's verflossen im Frieden, lassen uns aber ohne weitere Berichte über seine Thätigkeit. Er starb am 28. October 901, nachdem er 29 Jahre und 6 Monate regiert, nur 53 Jahre gelebt hatte. Keinen besser verdienten Ruhm hat irgend ein Herrscher hinterlassen. Welche Erscheinung, wenn wir ihn mit der Mehrzahl der Könige vergleichen, unter denen die Unabhängigkeit, Wohlfahrt und Bildung der Angelsachsen zerstört worden waren! Doch selbst wenn wir ihn mit allen bedeutenden Fürsten zusammenstellen, welche durch äußere Schicksale und den Umfang des Geleisteten ihm vergleichbar sind, dem kräftigen und weisen Ecgberht, dem Beherrscher der halben, dem Wunder der ganzen Welt und Nachwelt, dem Franken Karl, dem großer Czar Peter, oder Friedrich dem Einzigen: so möchten wir keinem dieser bewunderungswürdigen Männer den Vorrang vor dem großen Sachsenkönige zuerkennen, dessen Leben an alle großen Regenten zugleich erinnert, ohne durch verkehrten Ehrgeiz und Eroberungssucht befleckt zu sein. Ohne die Macht der genannten Könige zu besitzen, wirkte er für Europa nicht weniger durch Kampf und Sieg gegen die Feinde des

ganzen Europa und die gefürchteten Anführer derselben, so wie, wenn das Schwert zu wirken aufgehört hatte, durch den geräuschlosen aber sichern Sieg der Bekehrung zum Christenthume. Wir dürfen glauben, daß die Lehren der Vorwelt und älterer Freunde, daß die schmerzhafte, aber eine Natur wie die seinige zum Nachsinnen fordernde Kränklichkeit, daß die Tage des Unglücks seinem Charakter eine nie oder selten erreichte Vereinigung des Helden und des Weisen gegeben haben. So haben beinahe tausend Jahre geurtheilt. Nie konnte der Held von Aethelingsey vergessen werden, der echte Königssproß, der verlassene Flüchtling, in welchem das Wohl des ganzen christlichen Britannien verborgen war, der glücklicher, als jener Sebastian von Portugal, wiederkehrte und die reiche Ernte dem kurzen Winter folgen sah.

58. Blüte und Verfall des angelsächsischen Reiches unter Aelfred's Nachkommen.

(Nach J. M. Lappenberg, Geschichte von England, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Bei Aelfred's Tode war die ganze englische Nation unter seinem Scepter vereinigt, mit Ausnahme der Ostküste, an welcher die Dänen sich schon vor seiner Regierung festgesetzt hatten. Sein Geist lebte und wirkte auch in seinem Sohne Edward, wie in seinem Volke fort und brachte jetzt erst das zur Vollendung, wozu er unter Mühsalen und Gefahren den Grund gelegt hatte. Nicht nur schützte Edward das Land bei neuen Einfällen der zum Christenthume übergetretenen Dänen an der Ostküste mit Glück und Erfolg, sondern er unterwarf auch die Dänen von Northumbrien und Ostanglien von Neuem der Oberherrschaft der Westsachsen. Ihm folgten drei seiner Söhne nach einander: Aethelstan, Edmund und Edred. Der älteste dieser drei Enkel Aelfred's gewann den glänzendsten Sieg gegen die Coalition der Dänen in England und Irland mit den Schotten in der viel besungenen Schlacht bei Brunanburg in Northumbrien, in welcher die ganze Kraft des Hasses zwischen den entgegengesetzten Nationen sich entlud und die Ueberlegenheit der Kriegskunde und Kriegszucht der Sachsen sich bewährte. Zur Zeit seines Todes hatte das angelsächsische Reich den Gipfel seiner Blüte und Macht erreicht, von welchem es in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter den Söhnen und Enkeln Edmund's durch erneuerte Angriffe der Dänen und durch Streitigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder herabsank. Besonders gegen das Ende des 10. Jahrhunderts erneuerte sich das ermüdende Schauspiel unaufhörlicher Landungen und Scharmützel, wie England es vor zwei Jahrhunderten kannte, indem vielleicht in Folge des in Skandinavien entstandenen Kampfes zwischen dem neu eingeführten Christen-

thume und dem alten Götzendienste stets neue Schaaren sich der Seeräuberei zuwandten. König Aethelred II. der Unberathene (reg. 978—1016) bewilligte zuerst dem norwegischen Heere 10,000 Pfund Silber gegen das Versprechen, ferneren Plünderungen zu entsagen; allein dieser Tribut, welcher durch eine neue Steuer unter dem Namen „Dänengeld" aufgebracht werden mußte, verlockte nur zu neuen Einfällen. Im Jahre 994 erschien König Olav von Norwegen mit Sven, dem Könige der Dänen, an den südöstlichen Küsten, und nachdem die Küsten ausgeplündert waren, verschafften die Dänen und Norweger sich Pferde, schweiften im Lande umher und schwelgten in zahllosen, unsäglichen Freveln. Aethelred, von treulosen, hadernden Vasallen umgeben, selbst großer Gedanken und Thaten unfähig, ergriff den Ausweg der Schwäche und bewilligte ein neues Dänengeld von 16,000 Pfund, wozu ganz England beisteuerte. Nach einigen Jahren konnten die Mittel des Unterhaltes für die Fremden von den schwer gedrückten Einwohnern nicht mehr herbeigeschafft werden, die Dänen kehrten zurück und der Tribut mußte auf 24,000 Pfund erhöht werden. Auch diesen dritten Vertrag mit Aethelred gedachten die Dänen eben so wenig zu halten, wie die früheren; doch die Verbindung Aethelred's mit dem Herzoge Richard von der Normandie, dessen Tochter er damals zur dritten Gemahlin genommen hatte, schien ihnen gefährlich. Der Plan, den König und die Ersten seines Reiches zu erschlagen, und durch diesen Verrath die Banditen in den alleinigen Besitz des Landes zu setzen, ward schnell entworfen (1002). Das Complot gelangte zu den Ohren des Königs, welcher mit seinen Räthen kein anderes Mittel wußte, der unduldbaren, treulosen Gäste sich zu entledigen, als die letzte Zuflucht der Schwachen, den Mord. An alle Städte Englands wurden Schreiben des Königs heimlich gesandt, in welchen dieser die dort verweilenden Räuber am St. Bricciustage (13. November 1002) zu tödten gebot. Der Befehl wurde ohne Schrecken vernommen, nicht den Dänen verrathen und unbedenklich ausgeführt. Große Grausamkeiten sollen bei diesem Gemetzel von dem in Rache schwelgenden Volke verübt worden sein. Höchst unklug war es, bei einer Gräuelthat, welche nur Gründe der Staatsklugheit zu entschuldigen versuchen durften, dem Privathasse so viel Raum zu lassen, daß auf eines königlichen Günstlings, Edric's, Geheiß sogar Gunhilde, die Schwester des Königs Sven, gleichfalls hingerichtet wurde. Ueber die Ausdehnung dieser Maßregel sind wir nicht genügend belehrt, da sie in keinem Falle die von älteren dänischen Geschlechtern bewohnten Provinzen Northumberland und Ostanglien, so wie die sieben Städte Merciens, welche wir auch nach wie vor in den Händen altdänischer Geschlechter finden, begriffen haben kann.

Kaum vernahm König Sven die Botschaft von der Ermordung seiner Angehörigen in England, als eine Fahrt nach diesem Lande für die nächste günstige Jahreszeit seinen Seemannen angesagt wurde. Die Verheerungen und Grausamkeiten, welche Sven seinem Heere gestattete, scheinen alle früheren zu übertreffen. Der Menschenhandel war ein

Haupterwerb geworden. Wie wir es bei den verworfensten Negervölkern kaum gesehen haben, verkaufte der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn die Mutter. Die Furcht vor den nordischen Schreckbildern hatte jede Kraft gelähmt. In den Treffen pflegte ein Däne zehn und mehr Angelsachsen zurück zu treiben; ja man hatte vor zwei oder drei Seeräubern ganze Schaaren von Christen von einer Küste zur anderen fliehen sehen. Doch hatte das Uebel durch die Höhe, zu welcher es gelangt war, auch seinen Endpunkt erreicht, und die Anerkennung Sven's zu Bath durch den Ealdorman von Devonshire, die Thane von Wessex und die Herren und Bürger von London bereitete den Uebergang zum Aufhören jener Gräuel, indem sie die Einführung des sittenmildernden Christenthumes im Norden befestigte und die Vereinigung und sodann friedliche Unabhängigkeit jener Reiche bewirkte.

Durch die seinem Gegner so rasch geleisteten Huldigungen in allen Theilen seines Reiches stand Aethelred bald ohne Mannen und Diener seines Königrechtes beraubt da. Den Dänen England überlassend, flüchtete er mit einigen bisher vergrabenen Schätzen zu seinem Schwager jenseits des Canals, welcher den unglücklichen König ehrenvoll aufnahm. Im zweiten Monat nach seiner Ankunft in Rouen suchten ihn Boten aus England, verkündend: Sven sei plötzlich auf einer Versammlung gestorben; die Flotte oder das Schiffsheer der Dänen habe den jungen Prinzen Knut zum Könige ausgerufen; aber Englands Geistliche und Laien hätten einmüthig beschlossen, ihren König Aethelred zu beschicken und ihm zu sagen, daß kein König ihnen lieber sei, als ihr angeborener Herr, wollte er sie nur besser, als er ehe gethan, halten. Darauf kehrte Aethelred heim und ward von seinem ganzen Volke fröhlicher, als seit seinem Krönungstage es geschehen war, begrüßt. Knut sicherte sich die Unterstützung seines Stiefbruders, des schwedischen Herrschers Olav, genannt der Sprößling, und segelte mit 200 Schiffen aus, auf denen auch Erik Jarl von Norwegen, welcher Gyda, eine natürliche Tochter König Sven's, geheirathet und mit seinem Bruder Hakon jenes Land erhalten hatte, sich befand.

Knut eilte, den König Aethelred in London selbst anzugreifen. Ehe er aber mit seiner Flotte anlangte, war unterdessen Aethelred, welcher seit längerer Zeit oft siech darnieder gelegen hatte, am St. Georgstage verstorben (23. April 1016).

Die dem verstorbenen Könige treu gebliebenen Bürger Londons erkoren Edmund, Aethelred's ältesten Sohn, dessen Tapferkeit ihm den bezeichnenden Beinamen Eisenseite verschafft hatte, zum Könige Englands. Der bei weitem größere Theil der englischen Geistlichkeit und des Adels jedoch strömte nach Southampton, wo Knut verweilte, um vor ihm von dem Geschlechte Aethelred's für immer eidlich sich loszusagen und ihm Treue zu schwören. Edmund kämpfte unverdrossen den ganzen Sommer hindurch zahlreiche Gefechte und Schlachten mit dem Feinde. Schon flohen die Dänen nach der Insel Shepey, und Edmund hätte sie leicht ganz aufreiben können, wenn er nicht durch

den trügerischen Rath seines Schwagers Edric, der stets wie der böse Geist Englands wieder erscheint, sich hätte bereden lassen, von der Verfolgung derselben abzustehen und nach Wessex heimzukehren. Knut war bald durch neue Ankömmlinge verstärkt und so kam es noch zu der großen Schlacht bei Assandun (Ashdown in Essex), der ersten, aber auch der letzten Schlacht, welche König Edmund verlor. Sein rascher Angriff brachte die Dänen zum Weichen und nach dem blutigsten Kampfe schien der Sieg der Angelsachen nicht zweifelhaft. Trotz aller preiswürdigsten Anstrengungen Edmund's jedoch wurde seine Schlachtordnung und der Muth der Seinigen durch jenen alten Verräther Edric, den Ealdorman von Mercien, erschüttert, welcher im entscheidenden Augenblicke das Banner senkend entfloh. Dieser Umstand entschied über den Ausgang der Schlacht und über das Schicksal Englands. Knut errichtete nach einigen Jahren, zum Andenken dieser entscheidenden Schlacht, welche für die Dänen damals wurde, was später für die Normannen die berühmtere Schlacht bei Hastings, eine Kirche auf dem Hügel von Ashdown; vielleicht das erste Mal, daß die neu bekehrten Dänen in einem christlichen Denkmale ihren Ruhm und ihren Frieden suchten. Knut begnügte sich nicht mit dem siegreichen Ausgange dieser Schlacht, sondern verfolgte seinen Gegner bis in Glocestershire hinein. Edmund wollte ein neues Kriegsspiel wagen, doch beide Könige wurden von Edric zu einem Friedensvergleiche bewogen. Edmund soll selbst den Knut aufgefordert haben, das Blut ihrer Völker zu schonen und ihren Kampf über die Herrscherkrone Englands durch einen Zweikampf zu erledigen. Dem Theilungsvertrage zufolge behielt Edmund Wessex, Essex, Ostanglien und London und was südwestlich liegt, das übrige England aber fiel an Knut; der Titel und die Krone Englands, die Knut sich schon angemaßt hatte, verblieb dem Edmund. Aber dieser starb plötzlich am St. Andreastage 1016, kaum sechs Monate seinen Vater überlebend, wahrscheinlich durch eine meuchelmörderische Hand getödtet. Edric selbst und sein Sohn wurden dieses Verbrechens angeklagt, den König meuchlings in einem unbeachteten Augenblicke mit einem Dolche oder durch Gift oder auch durch eine einen Bogenschützen darstellende Maschine um's Leben gebracht zu haben. Daß Edric dem Könige Knut einen Dienst hierdurch zu erweisen glaubte, ist nicht zu bezweifeln, eher, ob dieser um die That wußte, wessen er von den englischen Schriftstellern wenigstens nicht beschuldigt ward.

---

59. Knut („der Mächtige“).

(Nach J. M. Lappenberg, Geschichte von England, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach Edmund Eisenseite's Ermordung empfing Knut die Huldigung von ganz England. Zunächst suchte er sich gegen die Nachkom-

men und Verwandten der gestürzten Dynastie zu sichern; den trefflichsten unter den überlebenden Brüdern Edmund's (den Aetheling Edwig) ließ er erst verbannen, dann zurückrufen und meuchlings tödten; die kaum zweijährigen Söhne des Königs Edmund, Edward und Edmund, sandte Knut, da er dem Rathe, den Edric gegeben haben soll, sie sogleich zu tödten, nicht folgen wollte, zu seinem Halbbruder, Olav dem Heiligen, Könige von Schweden. Dieser wollte sich der Gäste, welche ihn dereinst in mißliche Verhältnisse verwickeln konnten, nicht annehmen, eben so wenig Knut's Wünschen und, wie man erzählte, gegebenen Winken, sie erschlagen zu lassen, nachkommen. Die Kinder wurden daher weiter gesandt und blieben zuletzt an dem Hofe des Königs von Ungarn, Stephan des Heiligen, welcher durch seine Gemahlin Gisela des deutschen Königs und römischen Kaisers Heinrich's II., gleichfalls mit dem Beinamen des Heiligen geschmückt, Schwager war. Noch waren Aethelred's Knaben aus seiner zweiten Ehe (Aelfred und der später König gewordene Edward der Bekenner) zu fürchten. Aber Knut bot ihrer Mutter Emma, Aethelred's Wittwe, seine Hand an, die sie kein Bedenken trug, auf Kosten der Ansprüche ihrer Kinder anzunehmen. Doch Knut konnte sich nicht für sicher halten, wenn so viele mächtige Angelsachsen ihn umgaben. Den Edric von Mercien, welcher seine Thronbesteigung in England so sehr erleichtert hatte, aber von Dänen wie Angelsachsen gleich gehaßt wurde, ließ er in seinem königlichen Palaste zu London durch den Jarl Erich erschlagen und den Körper unbeerdigt über die Mauer in die Themse werfen. An demselben Tage ließ er auch, auf unerwiesenen Verdacht, andere angesehene Männer ermorden, vielleicht um die dänischen Krieger durch Landbesitz zu belohnen und an England zu fesseln. Ein großes Dänengeld von 72,000 Pfund, welches den Engländern auferlegt wurde, außer 10,500 Pfund, welche die Bürger von London allein bezahlten, beschloß die feindlichen Maßregeln des neuen Herrschers gegen England. Von da an nehmen wir in Knut's Regierung eine sehr merkwürdige Veränderung wahr; wir finden in ihm, wenn auch nicht einen Karl dem Großen gleichzustellenden Regenten, doch einen Eroberer, der nicht gehaßt wurde, unter ihm ein Volk, welches glücklicher erscheint, als es unter seinen eingeborenen Regenten zuletzt gewesen war. Der tapfere Krieger zeigte von dieser Zeit an sich als einen besonnenen und weisen Regenten, welcher alle Segnungen des Friedens anzuerkennen, zu fördern und zu benutzen verstand. Knut widmete der Gerechtigkeitspflege die größte Aufmerksamkeit, und häufig sah man ihn seine englischen Staaten, von einer Mark zur anderen, von seinen Rathgebern und Schreibern begleitet, zu diesem Zwecke durchreisen. Als das Ergebniß dieser richterlichen Bemühungen dürfen wir Knut's eigene, den Angelsachsen gegebene zahlreiche Gesetze betrachten, sowohl geistliche als weltliche. Besonders fällt die Sorgfalt auf, mit welcher den Angelsachsen und deren einzelnen Provinzen, wie den Dänen, ihre eigenthümlichen Rechte erhalten, den Letzteren keine gesetzliche Begünstigung zu Theil wurde.

Mit derselben Klugheit und demselben Erfolge, mit denen Knut di Interessen der übrigen Stände berücksichtigte, nahm er auch die der Geistlichkeit wahr. Das Heidenthum, welches manchen Schlupfwinkel in dem Volksglauben der Angelsachsen sich erhalten und durch die neu angesiedelten Dän:n wieder Eingang gefunden hatte, wurde ernstlich untersagt. Die Geistlichen wurden von ihm geehrt, viele Kirchen neu erbaut, jedes Kloster in England reich begabt und auch die in den benachbarten Ländern, unter anderen St. Omer, Chartres, wurden durch reiche Geschenke freudig überrascht; auch Köln erhielt von ihm prachtvolle Psalter und Chorbücher *). Die Wiederherstellung des St. Peterspfennings war ein Unternehmen, welches ihn in der Gunst der hohen Geistlichkeit sehr erhob, ohne ihm bei dem Volke zu schaden, welches den König, der in ihrer Mitte vorzugsweise weilte und ihre Rechte, ihre Heiligen, ihre Sprache, in welcher er selbst einige Verse dichtete, die sich erhalten haben, ehrte, nicht länger als einen ausländischen Feind haßte. Er ertheilte sogar die dänischen Bisthümer an englische Geistliche, ein Verfahren, welches weniger auffallen durfte, da Olav der Heilige von Norwegen, sowie Olav von Schweden, viele treffliche Priester aus England zur Bekehrung ihrer Unterthanen entboten hatten.

Wenngleich die meisten der gedachten Unternehmungen nicht alle in den ersten Jahren der Regierung Knut's ausgeführt werden konnten, so handelte der König doch schon gleich in dem angegebenen Sinne und sah die Früchte dieser Gesinnung so weit reifen, daß er im Jahre 1019 nach Dänemark zurückkehren konnte, wo er durch den Tod seines jüngeren, wenig fähigen Bruders Harald ebenfalls König geworden war. Allein schon im nächsten Jahre kehrte er nach England zurück, welches seine Obhut noch immer am meisten in Anspruch nahm. Seine Vorliebe für England hinderte ihn jedoch nicht, seine Blicke nach allen Theilen seines Reiches zu richten und dasselbe auf allen Seiten zu befestigen und zu erweitern. Mit dem deutschen Kaiser Konrad II. schloß er einen Vertrag, in welchem dieser ihm die Stadt Schleswig nebst der dortigen Mark abtrat, so daß die Eider die deutsche Reichsgrenze wurde. Im Jahre 1025 schiffte Knut zur Ostsee und lieferte den Königen von Norwegen und Schweden eine unglückliche Schlacht auf Schonen, in welcher sein Schwager, der Jarl Ulf (Wolf), der durch seinen ihm von Knut's Schwester geborenen Sohn Sven der Stammvater der nachfolgenden Könige Dänemarks wurde, seinem königlichen Schwager das Leben rettete. Unmuthig kehrte der König nach Seeland zurück, wo Jarl Ulf durch ein zu Roeskild veranstaltetes Festmahl ihn zu erheitern suchte. Der einsilbige König, dem Becher sich entziehend, spielte Schach mit dem Gastgeber, dem während des Spieles ein hastiges Wort über

*) Diese gelangten schon im Jahre 1055 als Geschenke, welche dem Bischofe Aldred von Worcester gemacht wurden, nach England zurück. Die angelsächsische Handschrift erschwerte vermuthlich das Lesen, die Sprache das Verständniß derselben.

die Schlacht von Helga entfuhr. Die gedoppelte Schmach vermochte Knut nicht zu ertragen, und Ulf fiel durch die Hand eines in St. Luciens Kirche ihm nachgesandten Kämmerlings.

Ein ruhiger Zeitpunkt war jetzt eingetreten, in welchem Knut einen längst gehegten, oft aufgeschobenen Wunsch ohne Besorgniß für seine Staaten ausführen konnte. In der letzten Hälfte des Jahres 1026 verließ er Dänemark, kam als Pilger durch Flandern, Frankreich und Burgund nach Rom, nach dem Beispiele ehrwürdiger angelsächsischer Vorgänger und ward der erste König Dänemarks, welcher dem Nachfolger des heiligen Petrus seine Huldigungen selbst darbrachte. Er verweilte bis zum Osterfeste des folgenden Jahres in Rom, um bei der Kaiserkrönung seines Freundes und Verbündeten, Konrad's II., dort gegenwärtig zu sein. Vom Kaiser wurde Knut mit vielen und kostbaren Gaben, goldenen und silbernen Vasen und prachtvollen Gewändern beschenkt. Vielleicht wurde hier die Vermählung der Kinder beider Fürsten beschlossen. Knut's junge Tochter, Gunhilde, wurde nämlich dem Sohne Konrad's II., Heinrich, dem nachmaligen Kaiser, vermählt. Seine Nichte Gunhilde hatte er früher dem Sohne seines aus einem Theile Norwegens (durch Olav) vertriebenen Schwagers Erich verheißen. Für diesen Neffen, Namens Hakon, forderte er von Olav, der durch die eifrige Verfolgung des Heidenthums bei einem großen Theile des Volkes verhaßt war, Norwegen zurück. Im Jahre 1028 bemannte er 50 Schiffe und fuhr gen Norwegen, wo es ihm leicht gelang, Olav bald zu vertreiben. Knut ließ sich zum Oberkönige von Norwegen von den Häuptlingen und Geistlichen erwählen und kehrte nach England heim, nachdem er Jarl Hakon zu seinem Stellvertreter in diesem Reiche bestellt hatte.

Die letzte Befriedigung seines Ehrgeizes erhielt Knut durch die Unterwerfung der nordbritischen Reiche Schottland und Cumberland. Bisher hatten nur die Fürsten des südlichen Schottlands ihm gehuldigt, während Duncan, König von Cumberland, und Malcolm II. den dänischen Oberherrn anzuerkennen sich geweigert hatten. Ein glücklicher Feldzug gegen Duncan, welchem sein Oheim Malcolm vergeblich zu Hülfe herbeieilte, endete in der Vereinigung auch dieser Staaten, so wie der untergeordneten Könige Maelbätha (der durch Shakspeare's Dichtung verewigte Macbeth) und Jehmarc mit der nordischen Herrscherkrone. Knut genoß dieser vereinten Ehren nicht lange mehr. Er wurde von unheilbarem Siechthum ergriffen und starb im Jahre 1035 am 11. November zu Shaftesbury. Die Geschichte, so wie sie ihn als den mächtigsten Herrscher des nördlichen Europa's kennt, würde ihn als einen der größten Regenten ehren, wenn grenzenlose Herrschsucht und ungezähmte Leidenschaft ihn nicht zu manchem Frevel hingerissen hätten. Sein großes Reich war bald nach seinem Tode wieder zerspalten. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er, nach den Sitten jener Zeit, den Prinzen ein Königreich zu ertheilen, seinem Sohne Knut dem Harten (hardi bedeutet den Gestrengen, aber auch bloß den Tapfern) Dänemark und

(nach Hakon's Tode) seinem natürlichen Sohne Sven Norwegen übertragen. Dem erstern hatte er wahrscheinlich auch die englische Krone bestimmt, aber da dieser zur Zeit des Todes seines Vaters in Dänemark abwesend war, auch nicht die Gunst der dänischen Bevölkerung Englands besaß, so erklärten sich die Häupter des ganzen nördlich von der Themse belegenen Landes für seinen ältern Bruder Harold, dem jedoch schon nach drei Jahren (März 1039) Knut der Harte folgte, aber ebenfalls nur drei Jahre (bis Juni 1042) regierte.

60. Rückkehr und Untergang der angelsächsischen Dynastie.

(Nach J. M. Lappenberg, Geschichte von England, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem Knut der Harte oder Harthaknut bei einem Hochzeitsfeste, mitten unter den Zügen aus dem Pokale, vom Schlagflusse getroffen und bald darauf kinderlos verschieden war, kehrten die Angelsachsen zu ihrem alten Herrscherhause zurück, welches noch in den Nachkommen Edmund's Eisenseite in Ungarn (s. S. 269) und in dessen Bruder Edward fortlebte. Letzterer ward sofort in London als König ausgerufen.

Edward hatte in früheren Jahren die Krone oft begehrt und selbst mit Waffengewalt erstreben wollen, doch sich an den Gedanken längst gewöhnt, auf dieselbe zu verzichten. So sehr war er sich bewußt, daß andere Kräfte als die seinigen erforderlich wären, alle Gegner und nicht minder gefährlichen Freunde zu lenken und zu beherrschen, daß er die verhängnißvolle Gabe abzulehnen geneigt war und verzagt seinem Schwiegervater, dem mächtigen Godwine, zu Füßen stürzte, ihn um Hülfe zur Rückkehr in die Stille eines normannischen Klosters anzuflehen. Nur die kräftigste Ueberredungsgabe Godwine's hatte ihn zur Annahme vermocht. Der schlaue Earl erkannte leicht, daß Edward, stark in der durch so viele Leiden gestählten Liebe seines Volkes, so wie durch die Verbindungen des königlichen Hauses mit vielen Fürsten des Festlandes, schwach durch Charakter und Erziehung, Mangel an kriegerischen Gaben und seine frühe Entfremdung vom vaterländischen Boden, in den Händen des geschickten Lenkers, gleich seinem Vater Aethelred, das gefügigste Herrscherwerkzeug werden müsse. Daß er selbst und seine kraftvollen Söhne die Zügel der Regierung ergreifen und sich erhalten würden, daran durfte Godwine wenig zweifeln; doch unterließ er nichts, sich den Erfolg seiner Pläne zu sichern. Seine Söhne erhielten vergrößerte oder neue Provinzen und Würden. Godwine's eigenes Earlthum umfaßte Sussex, Kent und den größten südlichen Theil von Wessex. Von seinen Söhnen besaß Harold Ostanglien und Essex, Swegen (Sven) erhielt das nördliche Wessex, welche Provinzen neben einander gelegen die reichste und größte Hälfte Englands bildeten. Doch nicht minder

als durch seine Söhne wollte Godwine auch durch seine Tochter Edgythe herrschen, welche der König zu seiner Gemahlin zu erheben versprach. Edgythe besaß nicht gewöhnliche Geistesgaben, wahre Frömmigkeit und viel Liebreiz, welche ihr, der Schwester der Godwinssöhne, das Lob der Rose unter den Dornen erworben haben. Doch gewann sie nie ihres Gemahls Zutrauen und Liebe, welcher wahrscheinlich in Beobachtung alter strenger Gelübde von seiner Gemahlin sich abschied.

Edward hatte nicht nur die Jünglingsjahre, welche den Neigungen und dem Charakter ihre feste Richtung zu geben pflegen, sondern auch die folgenden in einem durch Klima, Sitte, Sprache von seinem Vaterlande nicht wenig verschiedenen Lande zugebracht. Je höher die geistigen Genüsse ihn erhoben, welchen er in seiner friedlichen, mußevollen Stellung sich hingeben durfte (und eine hingebende erleuchtete Frömmigkeit war es, welche ihm nach seinem Tode den Beinamen des Bekenners verdiente), desto stärker mußte bei ihm die Ueberzeugung sich gestalten, daß die Theilnehmer der ihn beseligenden Stimmungen auf sein ganzes Zutrauen ein Anrecht hätten. Die rohen Sitten der anglodänischen Magnaten widerten ihn an; der unabhängige Sinn der angelsächsischen Geistlichkeit, welche durch Sprache und alte Traditionen von der römischen Kirche stets getrennt blieb, erschien dem rechtgläubigen Katholiken nicht viel besser als Ketzerei. Vor Allem bemühte sich daher Edward, normännische Geistliche in sein Reich zu ziehen und dasselbe dadurch dem römischen Stuhle näher zu bringen. Die Nation hätte die allmähliche Einsetzung fremder Prälaten vielleicht ertragen, wenn nicht auch die mächtigen weltlichen Herren des Landes durch die fremden Günstlinge des Hofes beschränkt worden wären. Diesen fremden Rathgebern gelang es nicht nur, Godwine und dessen Söhne vom Hofe zu entfernen, sondern sie bewogen den König auch, sich von seiner Gemahlin, der Tochter Godwine's, zu trennen, die er zu seiner Schwester in ein Kloster schickte. Doch erkämpften die Godwine's mit Waffengewalt sich eine triumphirende Rückkehr, Alle wurden in ihren früheren Besitz wieder eingesetzt und auch die Königin zu ihrem Gemahle zurückgeführt.

Die Herstellung der Ordnung im Innern zeigte auch bald glückliche Folgen in den nachbarlichen Verhältnissen. Macbeth, welcher den milden König Duncan 1039 hatte ermorden lassen, war, vermuthlich wegen verweigerter Huldigung, in ein feindseliges Verhältniß zu England gerathen. Bei ihm hatten geflüchtete Normannen willkommene Aufnahme und Schutz gefunden. Schotten und Normannen fochten vereint gegen Siward, den Earl von Northumbrien, welcher durch riesenhaften Körperbau und Kraft der Gesinnung die Helden der Vorzeit vergegenwärtigend, auf des Königs Edward Geheiß mit beträchtlichen Reiterschaaren und einer Flotte den Usurpator in seinem Reiche angriff (1055). Viele Tausende von Schotten, alle normannischen Truppen fielen. Doch auch viele von Siward's und des Königs Haustruppen waren tapfer kämpfend auf der Wahlstatt geblieben. Duncan's Sohn,

Malcolm Canmore, der bisher nur die Krone von Cumberland getragen hatte, empfing Schottland zu Lehen vom König Edward.

Bei der Kinderlosigkeit des Königs machte auf den englischen Thron Ansprüche Herzog Wilhelm von der Normandie als Neffe der Mutter Edward's, und die Normannen behaupteten, Edward habe dem Herzoge Wilhelm durch Harold, Godwine's Sohn, die Versicherung geben lassen, daß er ihn zum Erben der englischen Krone ernannt habe, was wenig wahrscheinlich ist, da der König den rechten Erben (Edgar, Edmund's Eisenseite Enkel) aus Ungarn hatte herbeiführen lassen. Als nun Edward bei seinem Tode 1066, auf Ansuchen seiner Barone, der Königin Bruder, Harold, zu seinem Nachfolger bestimmte, rüstete sich Herzog Wilhelm zur Eroberung des ihm angeblich vererbten Reiches. Wilhelm war in seinem Parke bei Rouen mit Pirschen beschäftigt, als das Schreiben eines Normannen zu London ihm den Tod des vorigen Königs und die Erwählung Harold's meldete. Der Bogen entfiel seiner festen Hand; in der heftigsten Gemüthsbewegung riß Wilhelm bald den Mantel auf, bald knüpfte er ihn wieder zu. Schweigend fuhr er auf der Seine nach seinem Palaste zu Rouen zurück, wo die staunenden Hofleute den Fürsten zu befragen nicht wagten. Nur der später ankommende Seneschal wußte sein Stillschweigen zu brechen, indem er von der wohlerrathenen Ursache desselben zu sprechen begann. Wilhelm's Wünsche reiften durch Fitz-Osbern's Vorstellungen zu Entschlüssen, deren Ausführung mit der größten Besonnenheit vorbereitet wurde. Gesandte wurden an Harold entboten, um ihn an die dem Herzoge gegebenen Versprechungen zu erinnern und zu deren Erfüllung aufzufordern. Als Harold jene Aufforderung ablehnte und, auf die Drohung eines Krieges, nunmehr auch die letzten in England zurückgebliebenen Normannen aus seinem Reiche jagte, so erklärte Wilhelm seinen Brüdern so wie seinen übrigen mächtigen Vasallen den Plan, seine Rechte auf England zu erfechten.

Im Monate August war die Flotte zu St. Valery versammelt; doch widrige Winde hielten sie dort vier Wochen auf. Der unerwartet günstige Zeitpunkt zu einer Landung, welchen die Entfernung Harold's und der englischen Flotte aus den südlichen Häfen darbot, schien zu verschwinden; der Unterhalt des großen Heeres von mehr als 50,000 Kriegern wurde sehr schwierig und die bisher gehandhabte Strenge der Disciplin war kaum länger zu behaupten. Da ließ der Herzog die Reliquien des Schutzpatrones jener Stadt, des heiligen Valerius, in einer Procession herumtragen, um die unruhige Masse zu zerstreuen und zu ermuthigen. Der nächste Sonnenuntergang brachte den günstigsten Wind und der Morgen des anbrechenden 27. Septembers sah das Gewimmel unzähliger Schiffe sich auf der Rhede entfalten und auf das hohe Meer hinbewegen. Ein Theil der Flotte landete, ohne Widerstand zu finden, zu Pevensey, der andere Theil zu Hastings. Dieses geschah am St. Michaelistage des Jahres 1066, über 1100 Jahre nachdem C. Julius Cäsar die Römer, über 600 Jahre nachdem Hengist die

Sachsen in dieses Land, um es zu beherrschen, geführt hatte. Ein Heer von 60,000 Mann wurde jetzt ans Land gesetzt, des Krieges gewohnt, nach Beute begierig, unter einem Führer, dessen Muth und Geistesgegenwart unerschütterlich war. Die Schiffe ließ er sofort auf das Land ziehen, abtakeln und unter sichere Obhut stellen, damit weder Feige sie zur Flucht mißbrauchen, noch die englische Flotte sich leicht derselben bemächtigen könnte.

Die Normannen verheerten von Hastings aus die umliegende Gegend so sehr, daß dieselbe nach zwanzig Jahren noch wüste und öde lag. Die Nachricht von diesen Freveln gab Harold's Schritten Flügel und schon am 13. October traf er bei seinem in Eilmärschen herbeigerückten, und durch von König Svend gesandte dänische Hülfstruppen vermehrten Heere ein, welches auf den Hügeln unweit Hastings sich gelagert hatte. Das Heer der Normannen unterschied sich von dem der Engländer besonders durch bessere Reiterei, in welcher letztere sehr zurückgeblieben waren, während jene sogar eine große Anzahl guter Rosse über das Meer mitgebracht, ferner auch durch wohlgeübte Bogenschützen. Das englische Heer war größtentheils mit Streitäxten bewaffnet, in deren Gebrauche es sich auszeichnete; doch entbehrten viele in demselben eigentlicher Kriegswaffen und waren nur mit Kolben, eisernen Furken, Schleudern und Knüppeln gerüstet. Die Normannen rückten heran, Harold erwartete sie kühn und ruhig, doch als ihre großen Massen, besonders die Reiterschaaren sich entfalteten, hätte ihn bald seine Fassung verlassen, da er keine so große Zahl der Feinde erwartet hatte. Man hörte die Angelsachsen Gott und Christum anrufen. Sogleich entbrannte der Kampf auf drei Stellen. Der erste Schlag war durch einen edlen, kunst- und sangreichen Ritter, den das Geschmeide des Waffenschmieds, wie das des Dichters zierte, gefallen; Taillefer war der Name, unter dem das Heer ihn kannte. Er hatte vom Herzoge sich diese Gunst erbeten und ritt vor demselben her, mehrere in der Morgensonne strahlende Schwerter spielend in die Höhe werfend und auffangend, und mit laut hinschallender Stimme das Heldenlied von Roland und dem großen Karl, Oliver und den Tapfern, welche zu Roncevál gefallen, singend. Eines der Schwerter war nicht in seine Hand zurückgefallen, doch war es geschickt geworfen, ein englischer Bannerträger, von demselben getroffen, sank zu Boden. Mit dem zweiten Schwerte hatte er nicht schlechter gezielt. Der Schrecken, welchen diese kühne That verbreitete, war dem ersten Angriffe der Normannen günstig, doch währte es nicht lange, bis sie von dem starken Arme der Angelsachsen zurückgedrängt wurden. So groß die Tapferkeit einzelner Normannen war, so unermüdlich Herzog Wilhelm, Bischof Odo und andere hochgestellte Männer in begeisternden Reden und im hartnäckigsten Kampfe sich bewährten, so siegte dennoch die größere Einheit und Ordnung der Angelsachsen. Das herrliche spanische Roß, welches eine von St. Jago di Compostella heimgekehrte Pilgerin dem Herzoge aus Galizien mitgebracht hatte, hernach zwei andere Rosse wurden dem küh-

nen Kämpfer an jenem Tage verwundet, man hielt ihn für erschlagen. Graf Eustaz von Boulogne rettete ihn aus den feindlichen Schaaren. Hier bewährte sich die vereinte Kaltblütigkeit, Energie und der Schnellblick des Feldherrn, der Reiche zu erobern versuchen durfte. Er eilte mit zurückgeworfenem Helme zu den Fliehenden, gab sich zu erkennen als lebend und zuversichtlich siegend; ihrer Ehre, ihrem Antheile des Sieges bat er sie nicht zu entsagen und unvermeidlichem Verderben sich schmählich zu überliefern. Der Angriff wandte sich sofort gegen das Hauptheer der Engländer. Schon war die dritte Nachmittagsstunde gekommen, als Wilhelm erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, die festen Mauern der angelsächsischen Schlachtordnung umzuwerfen. Mit ungebändigtem Siegesjubel verließen jetzt die Angelsachsen ihre Reihen und stürzten, in vielen kleinen Schaaren sich vereinzelnd, von ihrem höheren Standpunkte in die Ebene herab, hinter den nach allen Seiten eilenden Feinden voll Hohnes her. Da erscholl der Ruf der normannischen Hörner, die Feinde wandten sich um, die Reiter derselben fielen in den Rücken der zerstreuten Engländer, deren Tod und Niederlage entschieden war. Die Normannen, welche nicht mit unerbittlicher Verfolgung der Engländer beschäftigt waren, übernachteten auf dem Schlachtfelde. Wilhelm ließ, wie in England schon König Knut seine Schlachtfelder geweiht hatte, eine reich begabte Abtei daselbst errichten, welche den Namen La Bataigle, Battle Abbey führte.

Gythe, Harold's Mutter, bot dem Herzoge für die Leiche ihres Sohnes deren Gewicht in reinem Golde, doch schlug dieser die Bitte ab, da dem, welcher so vieler Mitmenschen Elend durch seinen Treubruch veranlaßte, kein Ehrengedächtniß werden dürfe. Nach anderen späteren Nachrichten haben Mönche den Körper des Königs in ihre von Harold gestiftete Abtei getragen und daselbst bestattet. Eine dunkle Sage erhielt sich bei dem Volke, daß ihr König noch nicht gestorben, sondern vom Schlachtfelde gerettet sei, in einer Eremitenzelle zu Chester lange gelebt habe und in der dortigen St. Johanniskirche begraben sei. Es ist schwer, hierin mehr als die Sehnsucht des unterdrückten Volkes, den König ihrer Nation wieder zu finden, zu erkennen, eine Sehnsucht, welche oft in ähnlichen Lagen die auffallendsten Täuschungen und den festesten Volksglauben hervorgebracht hat, wobei wir an Sebastian von Portugal, den deutschen Kaiser Friedrich und andere kaum zu erinnern brauchen.

---

61. Das Khalifat der Omajaden in Spanien 756—1031.

(Nach Friedr. Wilh. Lembke und Heinr. Schäfer, Geschichte von Spanien und Wilh. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Auf den Leichen der Omajaden hatten die Abbasiden den Thron ihres Khalifates errichtet (s. S. 123); jede Spur dieses Geschlechtes suchten sie zu vertilgen; allein mächtiger als ihr blutgieriger Wille rettete das

Schicksal den letzten Sprößling Omaja's, den Abderrahman. Als 20jähriger Jüngling entfloh er durch die Wüste nach Aegypten, und auch hier den Verfolgungen seiner Feinde zu sehr ausgesetzt, weiter hin nach Barka. Als er aber erfuhr, daß man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, begab er sich zu den Söhnen der Wüste, den Berbern. Gastfreundlich nahmen sie den edlen Flüchtling auf, dessen Mutter ihnen verwandt war. Ihr Oberhaupt gewährte ihm Schutz und entzog ihn den Nachstellungen der selbst in die Wüste ihm folgenden Kundschafter. Als diese einst in sein Zelt traten, verbarg sein Weib den edlen Jüngling unter ihren Gewändern und entzog ihn ihren spähenden Blicken. Hier aber ereilte ihn der treue Freigelassene seines Vaters, Bedr, von der Schwester mit Geld und Edelsteinen ihm zur Hülfe gesandt. Als er das Ufer des Meeres erreichte und von dem Zustande der gegenüberliegenden Halbinsel unterrichtet ward, ahnte er, dort eine neue Heimat zu finden.

Keinen günstigeren Zeitpunkt konnte Abderrahman für das Gelingen seiner Pläne finden. Ueberdrüssig der Verheerungen des Bürgerkrieges welcher ehemals blühende Gegenden in Wüsteneien verwandelte, das Land entvölkerte und den Christen die Bahn zur Wiedererlangung des Verlorenen öffnete, hatte sich eine Anzahl verständiger, durch Adel des Geschlechtes wie der Sitten gleich ausgezeichneter Moslemen in Cordova vereinigt, um über die Mittel zur Abhülfe so vielfachen Leidens zu berathen. Der Zustand des Khalifates, der blutige Untergang des Hauses Omaja entriß ihnen jede Aussicht auf Hülfe von Osten; auf sich selbst beschränkt, mußte es ihnen vielmehr einleuchten, daß die Errichtung eines unabhängigen Reiches in der Halbinsel die Aufgabe sei, welche sie zu lösen hätten. Der Mann war gefunden, welcher Alles in sich vereinte, um die zahlreichen, wiewohl unterdrückten Anhänger des Hauses Omaja für sich zu begeistern. Nicht nur war durch seine Abkunft das Recht, sein Erbtheil sich zu erkämpfen, ihm beurkundet; der Ruf seiner persönlichen Eigenschaften, welcher ihm voran ging, die Kunde selbst, von dem wunderbaren Entkommen des letzten Sprößlings seines Stammes, ließen in ihm den rechtmäßigen, von der Vorsehung begünstigten Herrscher erblicken. Mit allgemeinem Jauchzen ward er von den Einwohnern empfangen; von ihm erwarteten sie das Ende ihrer Leiden, von ihm die Wiederherstellung des blühenden Zustandes der Halbinsel. Auf die großen Thaten seiner Ahnherren wie auf ein Vorbild hingewiesen, erkämpfte er nun mit den Waffen den Besitz einer Herrschaft, die er als sein rechtmäßiges Erbe sich vorenthalten sah.

Nur wenige der Omajaden erscheinen als dem Sinne des Volkes widerwärtig; dagegen ausgestattet mit allem, was der spanische Araber liebte, und zum Theil mit echter Menschen- und Fürstentugend, die große Mehrzahl der übrigen. So schon Abderrahman I. (755—788), der edlen Anstand und ein schönes, anmuthiges Ansehen, große, blaue und lebhafte Augen, aus denen Hoheit hervorleuchtete, einen hohen,

schlanken und majestätischen Wuchs hatte und durch seine Leutseligkeit die Herzen gewann. Sein Sohn Hescham I. (788—796) wird als gleich stattlich im Aeußeren, als sanftmüthig, gottesfürchtig, rechtliebend und aufrichtig gerühmt; er war wohlthätig gegen die Armen, auch die nicht muselmännischen, lös'te Gefangene aus Feindes Hand und sorgte für Wittwen und Waisen gefallener Krieger. Abderrahman II. (822—852), schön wie sein Vater und Großvater, war eben so herzhaft gegen den Feind, als im Frieden menschenfreundlich und mild, ein Vater der Bedrängten und Dürftigen, von ausgezeichnetem Verstande und großer Gelehrsamkeit, glücklicher Dichter, herrlich und prachtvoll in der äußeren Ankündigung, freigebig gegen Statthalter, Feldherren, Leibwache und Arme; alles Volk beweinte seinen Tod. Abderrahman III., der länger als irgend ein Omajade, 50 Jahre lang (912—961), den Thron inne hatte und am Abende seines Lebens erklärte, daß er kaum 14 Tage reiner Glückseligkeit als Khalif erlebt habe, war von ungemeiner Herzensgüte, seltenen Geistesgaben und freundlich und herablassend. Sein Sohn Hakem II. (961—976) übertraf alle seine Vorfahren in Liebe zu Poesie und Gelehrsamkeit und war leidenschaftlicher Sammler von Bibliotheken, ohne die Sorgen des Thrones von sich fern zu halten. Der große Feldherr Almanzor stiftete eine gelehrte Gesellschaft, besuchte die Schulen und Moscheen, setzte sich unter die Schüler und theilte den Fleißigen Lohn aus. Nicht aber war diese Ausstattung der Fürsten mit wackerem Sinne bloße Gunst der Natur: preiswürdige Sorge für Erziehung und Unterricht der Fürstensöhne ist eine herrliche Blume in dem Kranze der Tugenden jener Khalifen. So wird insbesondere von Abderrahman's Erziehung gerühmt, daß ihn von seiner Kindheit an die ausgezeichnetsten Lehrer unterweisen mußten; schon vor dem achten Jahre hatte er die Lehren des Koran auswendig gelernt, dann betraf der Unterricht die Sonna, Grammatik, Dichtkunst, arabische Sprichwörter, Lebensbeschreibungen von Fürsten, Staatsverwaltung und andere wissenschaftliche Gegenstände; daneben lernte der Knabe ein Roß tummeln, Bogen, Lanze und Schwert gebrauchen. Derselbe ließ nachher zur Unterrichtung seines Sohnes Hakem den geistreichsten und gelehrtesten aller Muselmänner, Ismail ben Casim Abu Aly el Cali aus Bagdad unter den glänzendsten Versprechungen einladen. Hakem berief zur Bildung seines Sohnes Hescham II. (976—1009) die berühmtesten Gelehrten des muselmännischen Abend- und Morgenlandes. Haremserziehung fällt zuerst bei dem letzten Khalifen, Hescham III. (1026—1031), in's Auge.

Von dem, was aus solcher Sinnesart der Khalifen hervorging, fallen am glänzendsten ins Auge die Bauten und die Anstalten für Pflege des Geistes und Wissens. Cordova wurde eine der prächtigsten Städte Europa's jener Zeit und außer Constantinopel ist ihr keine gleichzustellen. Hier wurde eine große Moschee von Abderrahman I. und Hescham I. erbaut, die alle im Orient befindlichen an Größe übertraf; im Inneren derselben waren 1390 Säulen, von verschiedenfarbi-

gem Marmor und kunstreicher Arbeit, 4700 Lampen erhellten sie bei nächtlichem Gebet. Abderrahman II. sorgte für Brunnen, Wasserleitungen, Bäder, Brücken und Landstraßen und ließ in den großen Städten Paläste bauen, in Cordova die Straßen pflastern und Prachtgebäude aufführen. Abderrahman III. erbaute 5 Meilen von Cordova den Guadalquivir abwärts den berühmtesten aller Paläste (Alcazars) in Spanien, den Azzahra, an dem 4312 künstlich ausgehauene Säulen sich befanden, die Wände und Fußböden auf das künstlichste getäfelt oder mit Marmor bekleidet waren, das Dach himmelblau mit Gold übermalt war und alle Pfosten aus Cedernholz mit dem reichsten Schnitzwerk bestanden. In den Sälen waren Springbrunnen, deren Wasser in Marmorbecken aufgefangen wurde; im Hauptsaale war ein Springbrunnen aus Jaspis, woran ein goldener Schwan, in Constantinopel gefertigt. Um den Azzahra prangten Obstbäume, Myrten- und Lorbeerhaine; mitten in dem Parke stand ein Lustschloß auf weißen Marmorsäulen mit vergoldeten Knäufen, darin war eine große Muschel aus Porphyr, gefüllt mit Quecksilber, das ab- und zufloß und im Sonnen- oder Mondlichte einen blendenden Glanz verbreitete. Die Tapeten, aus Seide- und Goldstoff, waren mit künstlich gewebten Bildern geziert. Der Reichsverweser Almanzor hinterließ in einer Menge von Städten Andenken durch die Werke, die er zur Sicherheit und Bequemlichkeit in denselben erbauen ließ. Dem Sinne des Volkes entsprachen ohne Zweifel dergleichen Prachtbauten der Khalifen vollkommen; kein Volk Europa's hat so rasch und mit so großartigen Gestaltungen vom Naturleben sich zum städtischen gewöhnt; es war doch gewiß nicht Zwang der Khalifen, daß außer Cordova eine Menge stattlicher Städte in Spanien gefunden wurden und sicher sind unabhängig von ihrem Gebote oder Wunsche der Prachtgebäude in Cordova und anderen Städten gar viele entstanden.

Fand nun die Masse Beschäftigung, Lebensunterhalt und auch geistige Befriedigung bei den Bauten, so war reicher noch das Wohlgefallen bei den Gebildeten an der Vorliebe der Khalifen für geistreiche und gelehrte Männer und an ihren Anstalten für Geist, Unterricht und Gelehrsamkeit. Hier war die Entwickelung des arabischen Volksthums noch glänzender als in den Bauten. Poesie war die innerste, üppig gefüllte und lebendig wallende Herzensader des arabischen Lebens auch in Spanien; jegliche Erscheinung wurde durch sie verherrlicht; der Khalif wurde poetisch begrüßt und gab poetischen Gegengruß, Dichter begleiteten das Heer, eine Hauptzierde der Ritterlichkeit war Poesie, am Hofe der Khalifen war eine Akademie der Dichtkunst, in der poetische Wettstreite Statt fanden, und nicht selten sangen auch Dichterinnen. Die arabische Poesie war ausschließlich lyrisch, die epische und dramatische war ihnen fremd. Hand in Hand mit der Poesie ging die Pflege der Tonkunst; Abderrahman II. brachte durch Verheißungen und Geschenke den berühmtesten Tonkünstler Persiens, Aby ben Zeriab, nach Spanien und dieser ward hier Gründer einer Schule, die von keiner

im Orient übertroffen wurde, und in der wahrscheinlich schon die Musiknoten (Erfindung Aby ben Zeriab's?) gebraucht wurden, so daß diese und die arabischen Zahlzeichen vielleicht in derselben Zeit und durch denselben Mann, Gerbert (Papst Sylvester), nach Italien gekommen sein mögen. Ungebundene Rede und wissenschaftliche Forschung war aber dem Araber eben so werth und geläufig, als Verse; daher ein Hauptstück in dem geistigen Geschmeide, von dem der Khalifenhof glänzte, die Versammlungen ausgezeichneter Männer um den Khalifen zu geistreichen Gesprächen, gelehrte Gesellschaften, zu denen für große Summen die berühmtesten Vertreter muselmännischer geistiger Bildung berufen wurden. Zu den Lieblingsunterhaltungen am Hofe gehörte außerdem Schachspiel. Aber nicht bloß der Hof glänzte in der Verherrlichung der Geisteskräfte; nach dem Beispiele der Khalifen begünstigten auch die Wali's, Veziere und Scheikhs die Gelehrten und bewiesen ihnen Ehre und Achtung; durch das gesammte Land waren Schulen zahlreich und der höheren Lehranstalten, an deren Spitze die Universität von Cordova stand, wurden siebzehn gezählt. Bibliotheken waren vorhanden siebenzig an der Zahl; Hakem II. sammelte mit leidenschaftlichem Eifer Bücher; in Bagdad und anderen Orten waren Abschreiber für ihn beschäftigt, die Bibliothek zu Cordova enthielt 600,000 Bände. Die wissenschaftliche Forschung der Araber in Spanien richtete sich außer den Studien der Grammatik, Metrik und Rhetorik, Geschichte und Geographie, Theologie und kanonischen Rechtes, vorzüglich auf Mathematik, Astronomie mit Astrologie, Medicin, Chemie, auch auf Alchemie und Magie.

Daneben finden wir große Thätigkeit in aller Art von Gewerben und hohe Empfänglichkeit für die edleren Interessen des Lebens nebst kriegerischer Rüstigkeit. Die Bevölkerung des muselmännischen Spaniens genau zu schätzen, ist unmöglich, sie aber für doppelt so stark, als die des heutigen gesammten Spaniens anzunehmen, wohl nicht übertrieben. Längs dem Guadalquivir wurden viele tausend (12,000?) Dörfer gezählt. Die einfachen Gewerbe, Acker- und Gartenbau, mögen hinter den künstlicheren des Bergbaues, Fabrikwesens und Handels nicht zurückgestanden haben. Der Boden war auf's herrlichste bebaut, über den Ackerbau wurden Bücher geschrieben, Reis und Zuckerrohr waren unter den üblichen Gewächsen, Abderrahman I. selbst pflanzte die erste Palme, die vornehmsten Ritter hatten ihr Vergnügen daran, mit eigener Hand in ihren Gärten zu arbeiten; im Frühling und Herbste verließ man die Stadt, auf Landhäusern zu wohnen; keins der Gewächse der damaligen Cultur wurde in Spanien vermißt. Doch aber fällt das städtische Leben mehr ins Auge. Wenn die Hauptstadt Cordova, zugleich eine Stadt des regsten Verkehrslebens, auch nur die Hälfte der Häuserzahl, welche die Araber angeben*), enthalten haben mag, so gränzt

*) Es lautet: 60,000 öffentliche Gebäude, 212,000 Wohnhäuser, 85,000 Buden 2c. oder auch zusammen 262,300 Häuser.

dies an das Wunderbare; der großen Städte waren gegen 80, der kleinen gegen 300 vorhanden. Von den Gewerben, die nicht mit der Bebauung von Grund und Boden zu thun haben, blühten Seiden-, Wolle-, Leder- und Eisenbearbeitung; hochberühmt waren die spanisch-arabischen Waffen und Schleier und sehr geschätzt die mit Indigo blaugefärbten Zeuge. Aber auch Baumwollen- und (seit dem 12. Jahrhunderte?) Leinenpapier ward in Menge bereitet. Ein Theil der Araber beschäftigte sich mit der Viehzucht, und gleich den Beduinen der Wüste wanderten sie mit ihren Herden.

Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die bis ins Kleine getriebene Bearbeitung desselben (eine Ursache und Folge der dichten Bevölkerung), die große Thätigkeit und Betriebsamkeit dieser Bevölkerung in der Landwirthschaft wie in den Gewerben, neben der natürlichen Frugalität des Arabers mußten eine außerordentliche Masse von Natur- und Kunsterzeugnissen hervorbringen, die den eigenen Bedarf weit überstieg. Den Ueberfluß auszuführen, lud die Lage des Landes ein, seine zahlreichen Häfen, seine Küsten in der weiten Ausdehnung vom Osten bis zum Westen der Halbinsel. Leicht konnte der andalusische Moslem die Früchte seines Fleißes zum nahen Meere bringen und die Verbindung mit seinen Glaubensgenossen in den Ländern, die von demselben Meere bespült werden, zu Handelszwecken benutzen.

Wie in allen muselmännischen Dynastieen hatte dem Khalifen ein Reichsgehülfe, Vezier, Hadschib genannt, nahegestanden, aber 220 Jahre lang dies der Thronmacht der Khalifen keine Gefährde gebracht. Dagegen trat Hescham II., freiwillig, wie es scheint, und im Bewußtsein seiner Nichtigkeit, zurück von der Staatsverwaltung, bloß den Genüssen der Serails zu leben; der Hadschib Almanzor hatte und übte die höchste Staatsgewalt so lange er lebte und der Staat hatte dessen sich zu erfreuen. Als Almanzor, der Reichsverweser für Hescham II., gestorben war (1002), begann blutige Parteiung und Fehde. Nach einer Reihe sehr stürmischer Jahre und mehreren Gewaltkämpfen um den Thron zwischen empörten Feldherren besaß ihn von 1026—1031 Hescham III., der nach seiner Entthronung noch 6 Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit lebte. Die großherzige und rührende Bitte eines Jünglings aus dem Geschlechte der Khalifen, ihn zu seinem Rechte und auf den Thron gelangen zu lassen, möge man auch Tags darauf ihn umbringen, ward nicht beachtet; der Staat zerfiel in so viele Theile, als Zwingherren Anmaßung und Macht genug besaßen, sich als selbständige Herrscher zu behaupten; es entstanden Königreiche von Cordova, Sevilla, Granada, Toledo, Valencia, Zaragoza &c.

62. Die christlichen Reiche in Spanien.

(Nach F. W. Lembke und Heinr. Schäfer, Geschichte von Spanien und Wilh. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Asturien (Leon).

Von jeher waren die Gebirge Asturiens und Cantabriens die Sitze freier, ihre Unabhängigkeit theuer verkaufender Völkerschaften gewesen; Phönizier und Karthager hatten nicht in ihr Inneres dringen können; Rom unterwarf sie erst nach 200jährigem Kampfe, und den Gothen selbst war es nur nach wiederholten Anstrengungen gelungen, in jenen Gegenden sich festzusetzen. Jetzt sollte die Abgeschiedenheit dieser Berge den vor dem Schwerte der Araber geflohenen Christen zum Schutze dienen; von hier aus sollten sie nicht mehr für ihre Rettung, sondern für die Ausbreitung ihres Glaubens und die Wiedererlangung des Verlorenen erfolgreich kämpfen, und diese steilen, schneebedeckten Berge sollten die Wiege der wiederaufblühenden Freiheit, den Keim mächtiger christlicher Reiche in sich tragen.

Pelayo, ein Verwandter Roderich's, beschloß nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (s. S. 78) in den ihm wohlbekannten Gebirgen Asturiens mit seinen Getreuen eine Schutzstätte zu suchen, um von dort aus die Gelegenheit zur Rache und Bekämpfung der Araber zu erwarten. In der Nachbarschaft von Pelayo's Aufenthalte, in Gijon, an der Küste des cantabrischen Meeres, war Munuza Befehlshaber der moslemischen Macht. Von Liebe zu Pelayo's reizender Schwester entbrannt, wußte er kein Mittel, seinen Zweck zu erreichen, so lange jener selbst ihm im Wege stand. Er heuchelte also Freundschaft zu ihm und wußte ihn zu einer Reise nach Cordova zu überreden. Während seiner Abwesenheit setzte er sich in den Besitz der Begehrten. Als aber Pelayo diese That vernahm, eilte er zurück und riß seine Schwester aus den Armen des Munuza. Dieser sann nun auf die Gelegenheit zur Rache und forderte den Statthalter von Cordova auf, eine hinreichende Macht auszurüsten, um den letzten Ueberresten der in Asturiens Gebirgen hausenden Christen ein Ende zu machen. Ein mächtiges Heer der Moslemen brach unter Alchamas Anführung auf. Pelayo verbarg sich auf die Kunde des Anrückens der Araber mit einigen seiner Leute in einer Höhle; die übrigen legte er in die Waldungen der Berge als Hinterhalt. Als nun die Moslemen in diese Gegend kamen, staunten sie ob der geringen Zahl des Feindes; doch Entsetzen ergreift sie, da Fels und Wald sich zu beleben scheinen; bestürzt weichen sie zurück, aber des Thales Enge gewährt ihnen keinen Ausgang; in dem Gewühle der Fliehenden stürzt Mann gegen Mann, der Nachfolgende erdrückt den Vorauseilenden; den Christen erhöht sich der Muth; nicht mehr um die eigene Rettung, um den Untergang des Feindes kämpfen sie; aus der Höhle des Felsen, Pelayo an ihrer Spitze, brechen sie hervor, von den Gipfeln der Berge rennen sie herab, und bringen Tod und Ver-

derben in die Reihen des in die Schluchten des Thales verirrten Feindes. Von dem ganzen moslemischen Heere sollte kein Mann entrinnen, um als Bote der Niederlage die Heimat zu erreichen. Als nun Munuza in Gijon die Nachricht von dem Untergange seiner Landsleute vernahm, hielt er sich nicht mehr für sicher, sondern ergriff die Flucht. Allein die Asturier verfolgten ihn und machten ihn mit seiner Mannschaft nieder. Den Pelayo aber rief das Volk Asturiens zu seinem Könige aus, welcher 19 Jahre regierte.

Seine Nachfolger setzten den Kampf fort und schritten zum Angriff; der Erfolg war glücklich; schon am Ende des 8. Jahrhunderts reichte das Gebiet der asturischen Könige im Westen bis zur Meeresküste, im Süden über die Ebene südlich von dem asturischen Gebirge hin bis zum Duero. Nach der ersten Erweiterung des christlichen Gebietes war Oviedo statt Gijon Königssitz geworden, nach dem Gewinn der Ebene bis zum Duero, die die bedeutsame Benennung gothische Felder erhielt, wurde Leon, am Südabhange des Gebirges gelegen, Hauptstadt, und davon nun das Königreich benannt; Vorburg gegen die Araber aber ward nun Zamora, dessen Mauern der Duero bespülte. Unkriegerisch waren von Pelayo's Nachfolgern nur wenige; vorzüglich rüstige Streiter Alfons I., der Eroberer Galiziens und der gothischen Felder, Alfons II., der bis Lissabon streifte, Alfons III. der Große, der bis zum Guadiana vordrang und Burgos zu einem Hauptbollwerke gegen die Araber befestigte, Ordonno II. und Ramiro II., der im Jahre 939 einen großen Sieg über Abderrahman III. erkämpfte.

Schon gegen Ende dieses Jahrhunderts, unter Bermudo II. (982—999), sehen wir das Reich in der kläglichsten Erniedrigung und Zerrüttung, des Landes Schutzwehren, die Festen, gebrochen und geschleift, viele Städte, selbst die Hauptstadt in Trümmern, zahllose Dörfer verbrannt, die Fluren, große Landstrecken vom Feinde verheert, Kirchen und Klöster in Schutt gelegt, den öffentlichen Gottesdienst beinahe aller Orten eingegangen; und inmitten dieser allgemeinen Noth, dieser Drangsale des Vaterlandes, die Großen und Adeligen unter einander in Fehden, häufiger noch verschworen, ja, im offenen Kampfe wider den Thron, den eigenen König dem Feinde ihres Glaubens und Vaterlandes verrätherisch die Hand bietend, wenn er die christlichen Länder verheerte, die christliche Bevölkerung niedermachte oder ihre Blüte in Sclaverei fortschleppte.

Bermudo III. (1028—1037) war der letzte König von Leon. Dessen Minderjährigkeit benutzte der herrschsüchtige König Sancho Mayor von Navarra, nachdem er sich bereits in den Besitz von Castilien gesetzt hatte, zur Eroberung Leons (1034). Doch nur ein Jahr übte er die höchste Gewalt im Reiche Leon und nach seinem bald darauf (1035) folgenden Tode erscheint Bermudo wieder als König von Leon. Allein im Kampfe mit Sancho's Söhnen fiel er, und mit ihm erlosch die männliche Linie der Könige, da sein einziger Sohn bald nach der Geburt gestorben war. So kam Leon an Sancho's jüngeren Sohn,

Ferdinand, dem bei der Theilung der väterlichen Länder auch die Grafschaft Castilien zugefallen war.

2. Die Markgrafschaft Barcelona (Catalonien).

Während im Westen der Halbinsel ein Königreich sich erhob, seine Grenzen fortdauernd erweiterte und zur inneren Festigkeit strebte, unter schweren Kämpfen, bildete sich im Osten der Halbinsel in anderer Weise ein kleiner Staat oder Staatenverein, früh und eigenthümlich. Schon im 8. und 9. Jahrhundert regte sich hier ein frischer, rühriger Geist unter einer Bevölkerung, die von der Lage des Landes begünstigt und zur Thätigkeit angereizt, aus dem nahen Frankreich und über das nahe Meer aus anderen Ländern am Mittelmeere manche neue Elemente empfing und in sich aufnahm. So entwickelte sich in Catalonien, auf diesem Vorsprung der Halbinsel, zwischen den schützenden Pyrenäen und dem belebenden Meer, eine Nationalität, deren Wesen, mit fremden Elementen gemischt und verschmolzen und durch fremde Einflüsse zu größerer Thätigkeit und Unruhe angeregt, der schroffen Eigenthümlichkeit der Spanier gegenüber, den Uebergang zu anderen Nationalitäten bildet.

Im Jahre 778 drang Karl der Große in Spanien ein, und es entspann sich in der von Karl unterworfenen, aber nach seiner Heimfahrt von den Arabern wieder besetzten Landschaft zwischen den Pyrenäen und dem Ebro ein vieljähriger Kampf zwischen Franken und Arabern, an dem mehr und mehr auch die dort wohnenden christlichen Spanier Theil nahmen. Nachdem die Araber fast das gesammte Land bis zu den Pyrenäen wieder in Besitz genommen hatten, wiederholten sich die fränkischen Heerfahrten; und durch diese erst wurde die spanische Mark eigentlich gewonnen. In Barcelona zog Ludwig (der Fr.) (801) ein und setzte Bera zum Grafen; längs dem Meere reichte die Mark bis Tortosa, landeinwärts bis in die Ebene von Huesca; in unsicherem Besitze der Franken war auch das gebirgige Navrara und ein Theil der Ebene gegen Pamplona. Bis 865 wurde die spanische Mark zusammen mit der Nordlandschaft der Pyrenäen, Septimanien, verwaltet, auch hatten beide das Erzbisthum zu Narbonne mit einander gemein, dann bestand jedes für sich und Vifred der Behaarte wurde der erste Erbgraf in der spanischen Mark, die bald nachher Grafschaft Barcelona und Catalonien genannt wurde und seit dem Ende der Karolingischen Herrschaft in Frankreich (987) einen selbständigen Staat bildete. Die Erbgrafen von Barcelona, besonders Raymund Berengar (1076), gehören zu den wackersten Vorfechtern der Christenheit gegen die spanischen Muselmänner; letzterer empfing Zins von 12 arabischen Häuptlingen. Die Mark wurde 1137 mit Aragon vereinigt.

3. Navarra.

In der Mitte des Königreiches Leon und der spanischen Mark, an der Südseite der Westpyrenäen, wohnten die Basken, von denen, seit

einigen Jahrhunderten losgerissen, die Stammväter der französischen Gascons sich nordwärts von den Pyrenäen angesiedelt hatten und ihren Brüdern jenseits des Gebirges mehr und mehr sich entfremdeten. Die spanischen Basken hatten zuerst den Kampf der Freiheit gegen die Araber bestanden; dieselben aber kehrten ihre Waffen auch gegen die Franken und gegen die asturischen Könige, so oft sich Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Lüsternheit nach Raub darbot, oder der Franken oder der Gothen Herrschaft ihnen lästig wurde. Im Jahre 812 waren die Basken im Aufstande gegen Ludwig, im Jahre 824 erlitten die Franken eine zweite Niederlage in den Thälern von Ronceval. So war das Baskenland zwischen Arabern, Gothen und Franken streitig und thatsächlich frei geblieben. Als nun unter Karl dem Kahlen die fränkische Herrschaft an den Pyrenäen nichtig wurde, gegen 857, erhob sich Graf Garcias als der mächtigste Herr im Baskenlande und in dem nachbarlichen Navarra, versuchte sich im Kampfe gegen die Araber der Ebene und gewann Land von diesen. Nur kurze Zeit dauerte die Abhängigkeit von den asturischen Königen und diese traf auch die Gebirgslandschaft nicht mit; als selbständiger Fürst trat zuerst auf Sancho, (905—920), eroberte Pamplona und das Land von Najera bis Tudela, desgleichen die Grafschaft Jaca, welche, Aragon von dem gleichnamigen Flusse benannt, nun zuerst in der Geschichte vorkommt. Pamplona war Hauptort des neuen Staates Navarra, dessen Oberherrn sich eine Zeit lang Könige von Pamplona nannten. Als einer der bedeutendsten unter den christlichen Fürsten Spaniens dieses Zeitraumes erscheint Sancho Mayor (1000?—1035), der seit 1011 gewinnreichen Krieg gegen die Araber führte, 1028 Castilien besetzte und ein Stück von Leon eroberte, sich König von Pamplona, Aragon, Sobrarbe und Castilien, vielleicht auch Kaiser von Spanien, nannte. So mächtig als er, war noch keiner der christlichen Fürsten in Spanien, seit der Begründung neuer Staaten daselbst, gewesen. Er gebot von den Grenzen Galiziens bis zum Gipfel der Pyrenäen hinauf. Von dieser Höhe, auf welche Sancho der Große sein Reich erhoben hatte, zog er selbst es wieder herab, indem er es vor seinem Tode, im Jahre 1035, unter seine Söhne theilte: Garcias, der Erstgeborne, erhielt Navarra, nebst dem bisher mit Catalonien verbundenen Biscaya; Ferdinand die Grafschaft Castilien; Ramiro, ein natürlicher Sohn Sancho's, die Grafschaft Aragon.

4. Aragon.

Die Grafschaft Aragon, dieses ursprünglich so kleine Ländchen, ist die Wiege eines Volkes, dem an Interesse, das es erregt, im östlichen Spanien in anderer Weise nur der Catalonier gleichkommt. Obgleich beide, die Aragonier und Catalonier, neben einander wohnten und später unter einem Scepter vereinigt lebten, ist ihre Volksthümlichkeit noch verschiedener, als die Lage und Natur ihres Landes. Während der lebhafte Catalonier, mehr dem städtischen Leben und der Gewerb-

thätigkeit zugewandt und von der ewig unruhigen Welle des Meeres zur Thätigkeit auf dem Markte des Handels und Weltverkehres angereizt, auf diesem sich gern bewegt und an Cataloniens Küsten frühzeitig Schifffahrt und Seehandel sich regen, bildet sich in der Einsamkeit der Berge und Thäler Aragoniens, im langen Kampfe mit den Mauren und fast allein durch diesen mit den Grenzländern verkehrend, ein Volksstamm, der, dem feineren Genusse und Schmuck des Lebens fremd, in stolze Unabhängigkeit nach außen und innen seinen Adel setzte, entwickelte sich eine Verfassung, die durch die seltsame Vertheilung und Stellung und die noch seltsamere Ueberwachung und Begrenzung der Staatsgewalt einsam dasteht in der Halbinsel, wie im ganzen Mittelalter. Es ist schon oben (S. 285) erwähnt worden, wie der erste König von Navarra, Sancho Garcias, die Grafschaft Aragon mit seinem Reiche vereinigte, und wie sie durch die Theilung Navarra's unter die 3 Söhne Sancho Mayor's (1035) ein besonderes Reich wurde.

Seitdem Aragon, so gering sein Umfang noch war, ein Reich für sich bildete und Ramiro nach des Vaters Hinscheiden den Königstitel annahm, führte es Kriege mit den Moslemen zur Erweiterung des christlichen Gebietes. Wenn jene Kämpfe nicht von dem erwarteten Erfolg gekrönt wurden, so lag der Grund davon meist in der kräftigen Persönlichkeit der Wali's von Zaragoza und später in dem frischen Aufschwung, den die Morabethen und ihre neue Herrschaft der moslemischen Sache gaben.

Diese Kämpfe unterbrach ein Ereigniß, das dem Könige von Araganien eine schnellere Erwerbung größerer Besitzungen versprach, als der hartnäckige Krieg mit den Ungläubigen. König Sancho von Navarra wurde von seinem herrschbegierigen Bruder Ramon ermordet (1076). Da Sancho's zwei Söhne noch unmündig waren und der Brudermörder die über seine That empörten Unterthanen zu den seinen zu machen nicht vermochte, so konnten die Könige von Aragon und Castilien, Sancho's Vettern, das hauptlose, verwirrungsvolle Reich um so leichter besetzen. Schon im Juli desselben Jahres hielt Sancho Ramirez, König von Aragon, seinen Einzug in Pamplona. Seitdem blieb Navarra bis zum Ebro mit Aragonien vereinigt (bis es 1134 durch den König Garcia Ramirez von diesem Reiche wieder getrennt wurde) und vermehrte nun die Hülfskräfte Sancho's, der, sobald er sich des neu erworbenen Staates versichert hatte, gegen die Mauren sich wandte. Er führte seine Schaaren gegen Huesca, schlug in dessen Nähe ein starkes moslemisches Heer in die Flucht und schritt sofort zur Belagerung dieser Stadt, in welche sich die Fliehenden mit dem Emir von Zaragoza gerettet hatten. Während der Belagerung wurde der König durch einen Pfeil von feindlicher Hand tödtlich verwundet (1094). Sterbend empfahl er dem Thronfolger, die Belagerung fortzusetzen. Die Erwerbung Huesca's wurde nun Pedro's Lebens- und Herrscheraufgabe, eine Pflicht der Pietät. Auf diese Stadt, das Bollwerk der moslemischen Macht im östlichen Spanien, waren die Blicke, bald die gewaltigsten Anstrengungen der Christen und der Moslemen gerichtet. Selbst christ-

liche Streiterhaufen zogen zum Beistande heran. Pedro brachte den gemischten, eines gemeinschaftlichen Anführers und der Einheit ermangelnden Heerhaufen eine schwere Niederlage bei. Die einbrechende Nacht verhüllte die große Menge der Todten und Verwundeten und erleichterte den Uebrigen die Flucht; wenige Tage darauf ergab sich Huesca den Christen (Nov. 1096). Der Besitz dieses wichtigen Platzes erleichterte die Eroberung von Zaragoza, welche aber erst dem Nachfolger Pedro's gelang.

Pedro starb schon 1104. Die Chronisten rühmen seine Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und ausgezeichnete Tapferkeit.

5. Castilien.

Vom Königreiche Leon riß sich los der Graf von Burgos oder Castilien (benannt von den Castellen, welche die Christen in diesem, den feindlichen Einfällen so sehr ausgesetzten Landstriche anlegten), Ferdinand Gonzalez († 970), ausgezeichnet durch seine Stärke und Ritterlichkeit; seine Nachkommen behaupteten die Selbständigkeit der Grafschaft; nach dem Tode des Grafen Garcias (1028) besetzte König Sancho Mayor von Navarra, Gemahl von Garcias' Schwester Munia Elvira, die Grafschaft; sein Sohn Ferdinand bekam im Jahre 1034 Castilien und ein Stück von Leon als Königreich Castilien und nach dem Tode des Königs Bermudo III. von Leon, dessen Schwester Sancha an Ferdinand vermählt war, wurde 1037 Leon mit Castilien vereinigt. König Ferdinand I. war gewaltig und glücklich in Waffen gegen die arabischen Häuptlinge, die nach dem Ende des Khalifates der Omajaden kleine Staaten beherrschten; die von Toledo, Sevilla, Badajoz und Zaragoza wurden ihm zinsbar, die Stadt Coimbra 1064 von ihm eingenommen, und nun der größere Theil Portugals Bestandtheil des castilischen Königreiches. Von seinen drei Söhnen Sancho, Garcias und Alfons, kam nach blutigem Bruderkriege der letzte, Alfons VI., 1073 in Besitz der gesammten väterlichen Erbschaft.

Alfonso VI. erneuerte den Kampf gegen die Moslemen. Er eroberte die große und stark befestigte Stadt Toledo, „das Haupt von Spanien", fiel mit einem starken Heere in Andalusien ein und zog unter furchtbaren Verheerungen gegen Zaragoza. Diese Drangsale bewogen die spanischen Emire, die Morabethen (d. h. die im Dienste des Glaubens Kämpfenden), oder Almoraviden und ihren mächtigen Herrscher Jusuf, den Eroberer Mauretaniens, aus Afrika zu Hülfe zu rufen, wie wohl sie sich die Gefahren einer solchen Hülfe nicht verhehlten, wie denn auch wirklich Jusuf aus ihrem Retter ihr Beherrscher wurde.

Als sich 1086 die Kunde von Jusuf's Ueberfahrt nach Spanien, angeblich mit 400,000 Mann (?), schnell bis ins Lager der Christen vor Zaragoza verbreitete, hob Alfonso VI. die Belagerung auf, rief den König von Aragon und den Grafen von Barcelona zu Hülfe und führte aus Toledo ein Heer von 100,000 Mann Fußvolk und über 80,000

Reitern in die Ebene von Salaka am Guadiana, wenige Stunden von Badajoz. Der heißeste Kampf entzündete sich zwischen beiden Heeren, das Blut floß in Strömen. Jusuf rief seinen Gläubigen begeisternde Worte zu und gab selbst das Beispiel des höchsten Muthes und heldenmäßiger Todesverachtung; alle verlangten nach der Märtyrerkrone, nach den Genüssen des Paradieses siegender Moslemen. Bald neigte sich der Sieg entschieden auf die Seite der Moslemen. Das entsetzliche Morden dauerte bis nach Sonnenuntergang, und Alfonso, von den Morabethen verfolgt, mußte sich glücklich schätzen, mit 500 Reitern unter dem Schutze der Nacht zu entkommen. Die Sieger verweilten die Nacht unter den Leichen der Christen, plünderten, sammelten Beute, machten Gefangene; sie sangen Loblieder auf die Gottheit und hielten ihr Morgengebet mitten auf dem Schlachtfelde.

Zum Glücke für die Christenheit traf den Sieger wenige Tage nach der Schlacht ein Unfall, der ihn von der Bahn der Eroberung, die er ohne Zweifel mit glänzendem Erfolg verfolgt haben würde, augenblicklich wegriß. Noch ertönte der Siegesjubel der Moslemen, als ihren Herrscher die Trauerbotschaft erreichte, daß sein geliebter Sohn in Marokko gestorben sei. Sogleich schiffte sich der tiefgebeugte Vater dahin ein, nachdem er zur Fortsetzung des Krieges den Oberbefehl über die Heere in Spanien seinem Feldherren Sir Ben Ebubekr übergeben hatte. Doch bald kehrte Jusuf nach Spanien zurück und unterwarf die Emire Andalusiens; ganz Südspanien gehorchte den Morabethen, nur der Osten der Halbinsel war von ihnen verschont geblieben. Als aber hier 1092 Valencia durch Verrath eingenommen war, vereinigten sich Moslemen und Christen zur Wiedereroberung unter Anführung des Cid Ruy Diaz. Dieser setzte der Stadt so zu, daß ihr Wali sich genöthigt sah, sie zu übergeben. Man bewilligte ihm Sicherheit für seine Person und Familie, wie für alle Einwohner, keinerlei Gefährdung an Leib und Gut unter irgend einem Vorwand; Ruy Diaz versprach selbst, die Stelle, die er bekleidete, ihm zu lassen. Darauf zog der Cid mit seinen Verbündeten in Valencia ein (Mai 1094). Christen und Moslemen lebten ruhig und der Kadi el Kodat verwaltete zufrieden sein Amt ein Jahr lang, als ihn mit seiner ganzen Familie der Cid plötzlich einkerkern ließ. Als Grund wird angegeben, daß er sich geweigert habe, anzugeben, wo der Emir Alkadir seine Schätze versteckt habe. Weder Bitten noch Drohungen vermochten, jenen zum Geständnisse zu bewegen. Da ließ der Cid mitten auf dem Platze der Stadt ein großes Feuer anzünden und den gefesselten Ahmed Wali mit seiner Familie dahin führen, um sie sämmtlich zu verbrennen. Alle Anwesende, Christen wie Moslemen, flehten jammernd, er möge wenigstens der unschuldigen Familie verzeihen, was der Cid nach langem Widerstreben that. Darauf befahl er, den Wali in eine neben dem Holzstoß gegrabene Grube bis an den Gürtel zu stellen, ihn ringsum mit Holz zu umgeben und dies anzuzünden. Es geschah so. Der Unglückliche bedeckte sein Angesicht und empfahl sich der Barmherzigkeit

Gottes. Bald schlugen die Flammen über seinem Haupte zusammen und verzehrten schnell seine Leiche (Mai 1095)*).

Erst nach dem Tode des Cid gerieth Valencia wieder in die Gewalt der Morabethen. Nachdem Valencia zurückerobert und ganz Südspanien den Almoraviden gesichert war, ging Jusuf in seinem 97. Lebensjahre zum vierten Male nach Spanien, um seine neuen Besitzungen zu bereisen, und durchzog alle Provinzen des Landes, sich ergötzend an seiner Herrlichkeit. Dann berief er die Scheiks und Häuptlinge der Morabethen nach Cordova, besprach mit ihnen sein Vorhaben, seinen jüngeren Sohn, Abul Hasan Ali, zum dereinstigen Thronfolger zu ernennen, und forderte sie auf, ihm Gehorsam zu schwören und ihn nach dem Ableben des Vaters als ihren Herrn anzuerkennen. Die Huldigung erfolgte mit großer Feierlichkeit und unter dem Zusammenfluß der Edeln und Ritter des moslemischen Spaniens und des nördlichen Afrika's (December 1103).

Nachdem Jusuf diese wichtige Angelegenheit erledigt hatte, setzte er nach Ceuta über und zog sich von den Regierungsgeschäften zurück. Seine Kräfte nahmen sichtbar ab, bis er zu Ende September 1106 in einem Alter von 100 Mondjahren in Marokko verschied. Jusuf war einer der ausgezeichnetsten Fürsten der Moslemen und seiner Zeit. Seine Eroberungen zeigen den beherzten und tapferen Krieger, den unternehmenden, kühnen und zugleich besonnenen, vorsichtigen Feldherrn, der durch seine Persönlichkeit, wie durch seine Gabe der Rede eine ungemeine Gewalt über die Gemüther seiner Soldaten ausübte. Nachdem er das durch Parteien, Stammes- und Glaubensverschiedenheit zerrissene Nordafrika zur Einheit unter den Morabethen verbunden und deren Herrschaft auch über die Südhälfte Spaniens ausgebreitet hatte, bewährte er nicht weniger Tüchtigkeit für die Verwaltung und Erhaltung seiner Eroberungen.

Bald darauf verschied Alfonso VI. (29. Juni 1109). Seine 44jäh-

*) Mit einer gewissen Wehmuth haben wir oben nur das Wenige und sogar wenig Rühmliche über den Helden niedergeschrieben, den sein Volk mit allem, was es selbst Edles und Ehrenhaftes, Tapferes und Ritterliches in sich trägt, ausgestattet und geschmückt, zum Inbegriff aller Heldentugenden und zur Krone der Ritterlichkeit erhoben hat; von dem die dichtenden Volkssagen in herrlichen Romanzen, des Spaniers Stolz und Freude, weit über die Pyrenäen hinaus auch bei anderen Völkern Anklang gefunden haben, und durch Herder's bildsamen Geist und Namen eine Perle auch unserer Literatur geworden sind. Das schöne Bild eines solchen Helden zu zerstören oder auch nur zu trüben, ist immer ein widerwärtiges und undankbares Geschäft des Geschichtschreibers, vollends wenn er, von echten Berichten der Nationalschriftsteller über den Helden entblößt, die Verunglimpfungen des Helden von National- und Glaubensfeinden desselben anzunehmen genöthigt ist. Und doch ist es nicht anders; denn wir haben mehr Grund, den arabischen Berichten, obgleich sie Unrühmliches vom Cid erzählen, Glauben beizumessen, als den christlichen, die seines Lobes voll sind. (Schäfer.) Vgl. Jos. Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. I. S. 119—121.

rige Regierung füllten großentheils Kriege und Siege, und sein Ruhm als „Schild der Spanier“, wie ihn Zeitgenossen nannten, hat in seiner und der späteren Zeit heller geglänzt, als sein unläugbares Regentenverdienst. Denn wie sein großer Gegner Jusuf nicht allein als Krieger, Feldherr und Eroberer sich auszeichnete, sondern auch ein kluger Ordner seines Staates war, wirthschaftlich in seinem und seines Reiches Haushalt und auf Handhabung des Rechtes bei seinen Unterthanen bedacht, Alles gewissenhaft nach dem Geiste des Islam, so bezeugen Alfonso's tüchtige Regierungsthätigkeit viele Ortsrechte, die er den Gemeinden ertheilte, und zahlreiche Verfügungen, die er zum Besten seiner Unterthanen, namentlich für eine bessere Rechtspflege, erließ. Zugleich wird er, im Geiste des Christenthums seiner Zeit, von seinem Chronisten „als der Vater und Beschützer aller spanischen Kirchen“ gepriesen.

63. Die Gründung des Königreiches Portugal.

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden.)

Schon in früher Zeit, unter der Herrschaft der Carthager und Römer, unterschied man von den Hispaniern die Lusitanier, die westlichen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel von der Mündung des Anasflusses (Guadiana) bis zur Mündung des Duero. Bei der Einwanderung der deutschen Völkerschaften in die Halbinsel theilten sich die Sueven, Vandalen und Alanen in Lusitanien, indem erstere die Gegenden am Duero besetzten, die Alanen am Tajo, die Vandalen an der Guadiana sich niederließen. Als der Vandalenkönig Geiserich sein Volk nach Afrika führte, breiteten die Sueven ihre Herrschaft über ganz Lusitanien aus. Erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts entschied das Kriegsglück für die Gothen und ihre burgundischen Kriegsgenossen, welche in der Nähe von Astorga den Sueven eine blutige Niederlage beibrachten (456) und ganz Lusitanien mit der Hauptstadt Merida besetzten. Lusitanien bildete unter dem Namen Merida eine von den sechs großen Provinzen des westgothischen Reiches bis auf die Ankunft der Mohammedaner auf der Halbinsel (im Jahre 711, s. S. 78). Dann schlug ein Wali oder Statthalter seinen Wohnsitz in Merida auf, und unter der Herrschaft der Omajaden in Spanien wurden von den Wali's von Merida viele, wenn auch vergebliche Versuche gemacht, sich unabhängig zu machen, unterdessen die christlichen Könige, welche Asturien, Galizien und Leon beherrschten, nicht nur das Land bis an den Duero eroberten, sondern auch ihre Streifzüge bis an den Tajo und darüber hinaus ausdehnten und die Städte Coimbra, Lissabon, Sintria &c. häufig zwischen christlicher und mohammedanischer Herrschaft wechselten.

Als das Omajadenreich von Cordova sich in eine Menge einzelner Herrschaften aufgelös't hatte, erhob sich im südlichen Lusitanien, so weit es noch mohammedanisch war, von den Arabern Algarbe genannt, die Herrschaft der Beni Alaftas, welche den Sitz ihrer Regierung nach Badajos verlegten und nicht nur das Flußgebiet der Guadiana, sondern auch einen Theil des unteren Tajo mit Lissabon beherrschten. Das am Duero gelegene Land von Lusitanien bis an den Fluß Mondego und bis nach Coimbra hatte der König Ferdinand den Mohammedanern entrissen. Unter dem Namen Portugal (von der Hafenstadt Porto Calle, an der Mündung des Duero, genannt) hatte er es als eine Markgrafschaft einem Statthalter (Consul, Comes oder Princeps), dem Sisinandus, übertragen, später aber, kurz vor seinem Tode, dem Königreiche Galizien einverleibt und es seinem jüngsten Sohne Garcias als besonderes Reich gegeben (1065) zugleich mit der Oberhoheit über die zum Tribut gezwungenen Beni Alaftas in Algarbien oder im südlichen Portugal.

Portugal und Galizien wechselten schnell nach einander die Herren; Garcias ward, wie sein Bruder Alfonso, König von Leon, von dem ältesten Bruder Sancho, König von Castilien, aus dem Reiche vertrieben, und dieser herrschte nun auch über die beiden Königreiche seiner Brüder. Sein Tod bei der Belagerung von Zamora (1072) führte die vertriebenen Brüder wieder in ihre Königreiche zurück; Alfonso aber, nicht damit zufrieden, zu Leon noch Castilien erhalten zu haben, bemächtigte sich seines Bruders mit List, besetzte dann ohne Schwierigkeit Galizien und Portugal, und übertrug die Sicherung der Grenzen des letzteren Landes, das damals wenige Orte auf dem linken Mondego-Ufer in sich begriff, gewiß aber nicht bis an den Tajo reichte, einem Markgrafen aus der Familie des im Anfange des 11. Jahrhunderts in Galizien und Portugal mächtigen Herzogs Menendus.

Zur Eroberung Toledo's, wodurch Alfonso VI. seinen Kriegsruhm so hoch steigerte, und bei der Gefahr, welche die Siege der Almoraviden in Spanien der christlichen Herrschaft auf der Halbinsel brachten, zogen viele Ritter und Grafen aus dem südlichen Frankreich über die Pyrenäen ihren Glaubensbrüdern zu Hülfe, unter diesen auch die burgundischen Grafen Raymund und Heinrich, welche dem Könige Alfonso in den Kriegen gegen die Saracenen die wesentlichsten Dienste leisteten. Beide stammten von einer Seitenlinie der französischen Capetingischen Könige; daher hielt sie der König für würdig, sie mit seiner Familie näher zu verbinden, indem er zugleich ihre Verdienste um sein Reich belohnte. Raymund, der Sohn Wilhelm's, Grafen von Hochburgund (der heutigen Franche-Comté), ward der Gemahl seiner Tochter Urraca, und da er sich besonders im Kriege gegen die Saracenen in Portugal ausgezeichnet hatte, wo er denselben im Jahre 1093 Santarem, Lissabon und Sintria weggenommen hatte, so setzte er ihn dahin als Statthalter und unterordnete ihm den Suario Menendez, der früher an dieser Grenze befehligt hatte.

Nicht sehr lange blieb Raymund in Portugal; ihm wurde zur Verwaltung das Königreich Galizien übertragen; sein Nachfolger aber in der Grenzgrafschaft Portugal war sein Verwandter Heinrich (Ende 1094), ein burgundischer Graf von Besançon, Enkel Robert's von Niederburgund. Alfonso VI. hatte ihn mit seiner natürlichen Tochter Theresia verheirathet und gab ihm die Grafschaft Portugal, d. h. die zwischen dem unteren Tajo und dem Minho gelegenen Landstriche, zwar nicht als unabhängige Herrschaft, aber als ein Lehen des castilischen Reiches, das sich auf seine Nachkommen vererben sollte. Heinrich's Gemahlin aber führte als königliche Prinzessin den Namen Königin; denn so nannte man nicht nur die Schwestern der castilischen Könige, sondern auch die Töchter. Hauptstadt der Grafschaft war Coimbra.

Das Testament Alfonso's VI. bestätigte Heinrich als Grafen von Portugal und sicherte das Land seinen Nachkommen zu, ob mit oder ohne Abhängigkeit von Castilien, ist ungewiß, aber höchst wahrscheinlich ist, daß über die Lehensunterwürfigkeit Portugals nichts von Alfonso VI. in dem Testamente ausdrücklich war verfügt worden.

---

64. Das byzantinische Reich.

(Nach W. Assmann, Geschichte des Mittelalters, und W. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Das Fortbestehen des byzantinischen Reiches schien in den Jahrhunderten von Karl dem Großen bis auf den Anfang der Kreuzzüge noch weit mehr gefährdet, als in den Zeiten der Völkerwanderung, deren Richtung sich glücklich genug von demselben abgewandt hatte, und an deren Schlusse die Regierung Justinian's dem Reiche neuen Glanz verlieh. Denn seitdem war die Zerrüttung im Innern, wie die Gefahren von außen in beständiger Zunahme. Die Thronwechsel waren größtentheils gewaltsam und erst seit dem Jahre 867 vermochte die macedonische Dynastie den Thron auf längere Dauer zu behaupten (bis 1056).

Der Bilderstreit (725—842) ging noch unmittelbarer von den Inhabern des Kaiserthrones aus und griff tiefer in den Volksglauben ein als die früheren dogmatischen Zwistigkeiten; und während diese noch durch ökumenische Concilien ausgeglichen waren, kam es nun zu einer immer weiteren Trennung der griechischen Kirche von der römischen (861 und 1054), womit zugleich der Gegensatz zwischen dem Osten und dem germanischen Westen befestigt wurde. Seit der Stiftung des Islam (622) wurden die Gefahren, die dem Reiche von den fanatisirten Arabern drohten, immer dringender; alsbald aber begannen die Einfälle der Barbaren aus dem Norden, der Bulgaren, welche seit 679 Mösien besetzt hatten, und der Russen, seitdem diese 862 ihre Herrschaft über Rußland ausbreiteten.

Daß das griechische Reich sich dennoch lange über diese Zeiten hinaus erhielt, erklärt sich nur aus den Vorzügen, die es noch immer der überkommenen Cultur verdankte; hauptsächlich der ausgebildeten Kriegskunst, der festen Staats- und Kirchenordnung, dem Reichthum und der wissenschaftlichen Bildung. Constantinopel behauptete sich gegen die Angriffe der Araber wie der Russen nicht bloß durch seine sichere Lage, sondern vorzüglich durch die Seemacht, die erst allmählich von den Arabern überflügelt wurde, und durch die Erfindung des griechischen Feuers. Die Landangriffe aber, insbesondere der Bulgaren, wurden durch die überlegene Taktik der Griechen zurückgewiesen. Die Thronwechsel, welche öfters durch die äußeren Bedrängnisse hervorgerufen wurden, brachten auch immer noch manche ausgezeichnete Feldherren und Herrscher an die Spitze. Allmählich freilich steigerte sich mit zunehmender Verderbniß der Despotismus immer höher, und bei dem Mangel einer geordneten Verfassung war auf die Herstellung eines kräftigen Staatsvereins niemals mehr zu rechnen.

Nach mehreren raschen Thronwechseln schwang sich der Feldherr des Ostens, Leo III. der Isaurier, welcher das Reich gegen die Araber decken sollte, zum Kaiser auf (717). Er führte Ordnung und Zucht in die Heere zurück, er war es aber auch, welcher den Bilderstreit begann, der erst 842 sein Ende erreichte. Leo schritt zuerst (725) mit vorbereitenden und sanften Maßregeln gegen die Bilderverehrung ein; der Widerstand aber, den ihm der Volksglaube und insbesondere die Mönche (die auch zum Theil von der Bildermalerei lebten) entgegen stellten, reizte ihn zur Härte. Die Hinneigung zu Parteiungen, die tief in dem gesammten Zustande des Reiches, insbesondere in der Ausschließung des Volkes von geregelter Thätigkeit bei den öffentlichen Angelegenheiten, begründet war, warf sich jetzt vor Allem auf diesen Streitpunkt. Alsbald bildeten sich zwei mächtige Parteien, der Bilderverehrer (Ikonodulen) und Bilderstürmer (Ikonoklasten), die einen fast ununterbrochenen Zustand der Gährung und Empörung erhielten. Der Sohn Leo's III., Constantin V. Kopronymus, war ein tüchtiger Herrscher (741—775), der die äußeren Feinde kräftig im Zaum hielt, endlich aber gegen die Bulgaren fiel. Nach der kurzen Regierung seines schwächlichen Sohnes Leo IV. führte dessen Gemahlin Irene, zuerst (seit 780) als Vormünderin ihres Sohnes, Constantin's VI. (den man durch den Beinamen Porphyrogenitus zu ehren meinte) die Regierung, wurde später wegen ihrer Herrschsucht verwiesen, bald von dem unselbständigen Sohne zurückgerufen, ließ diesen endlich blenden und schaltete mit ihren Günstlingen nach Willkühr. Sie hatte sich von Anfang auf die Bilderverehrer gestützt und ließ von einer Synode zu Nicäa 787 die Bilderverehrung genehmigen. Irene's Despotismus führte ihren Sturz durch den von ihr selbst erhobenen Schatzmeister Nikephorus herbei (802), worauf sie alsbald in Mangel auf Lesbos starb. Nikephorus I., wie sein Sohn (Staurakius) und dessen Schwager (Michael I. Rhangabe), vermochten das Reich nicht gegen die

Bulgaren, die damals die Blüte ihrer Macht erreichten, zu beschützen und herrschten nicht lange. Von den Legionen gezwungen, bestieg 813 Leo V. der Armenier, den Thron, führte militärische Strenge in die bürgerliche Verwaltung ein und hielt die Bulgaren wie die Araber im Zaum. Da er aber — seit Irene zuerst — wieder gegen die Bilderverehrung einschritt und dabei die gewaltsamsten Mittel anwandte, so erhob eine mächtige Gegenpartei seinen Feldherrn, Michael II., auf den Thron (829), welcher Creta an arabische Seeräuber einbüßte, wie auch Sicilien schon fast gänzlich an dieses Volk verloren ging. Die Gemahlin seines Sohnes (Theophilus), Theodora, ließ endlich als Vormünderin ihres Sohnes, Michael's III., auf einer neuen Kirchenversammlung zu Nicäa 842 die Bilderverehrung wieder einführen. Theodora wurde später von ihrem eigenen ehrgeizigen Bruder Bardas, welchem ihr ausschweifender Sohn alle Gewalt überließ, in das Kloster gesteckt (856). Jener Bardas führte, als kaum der Bilderstreit sein Ende erreicht hatte, die offene Spaltung zwischen der griechischen und römischen Kirche herbei. Denn als der Patriarch Ignatius dem Bardas, der ein öffentliches Aergerniß gegeben hatte, die Zulassung zum Abendmahle verweigerte, ließ er statt desselben den Photius erwählen. Dieser erhielt aber nicht die Anerkennung des Papstes Nikolaus I. Bardas wurde unter dem von ihm hervorgerufenen Kirchenzwiste das Opfer des elenden Michael III., der statt seiner einem Günstling von niederer Abkunft, dem kräftigen und weisen Basilius I., dem Macedonier, die Regierung überließ, der später, nachdem der Kaiser durch eine Verschwörung gefallen war, selbst den Thron erhielt.

Basilius wurde 867 Begründer der macedonischen Dynastie, die, obwohl nicht ohne Unterbrechung, fast zwei Jahrhunderte im byzantinischen Reiche geherrscht hat (bis 1056).

Obwohl von jetzt an bei der gesicherten Thronfolge manche Unordnungen, insbesondere die Parteiungen des Circus, abnahmen, so trat doch hiermit zugleich größere Erschlaffung der Herrscher ein. Die Erziehung in der Kaiserfamilie beruhte mehr auf wissenschaftlichem Unterricht, als auf Charakterbildung; mehrere Kaiser des macedonischen Hauses zeichneten sich durch Schriftstellerei, aber in geistloser Weise, weniger durch kriegerische Tüchtigkeit aus; eben deßhalb wurde auch die Thronfolge dieser Dynastie mehrmals durch Erhebung siegreicher Feldherren unterbrochen. Der Despotismus wurde im Laufe dieser Zeit mit zunehmender Erschlaffung des Volkes immer schrankenloser, die alten, freilich schon längst bedeutungslosen Formen wurden jetzt völlig abgeschafft. Basilius' Sohn, Leo VI. der Philosoph, theilte sein Leben zwischen Ausschweifungen und Schriftstellerei. Constantin's VII. Porphyrogenet's Vormund, Romanus I., war ein Schwächling, Constantin selbst, bei hohem Eifer für Literatur, Pedant und Wüstling; das letztere aber mehr, als er, sein Sohn und Mörder Romanus II. Die zwischen diesem und dessen Söhnen den Thron bestiegen, Nikephorus II. Phokas und der Armenier Johannes Tzimisces,

waren tapfere Degen; auf dem zweiten, der als Feldherr und Staatsmann dem erstern vorzuziehen ist, haftet die Schuld des Mordes, durch den er den Vorgänger bei Seite schaffte. Von Romanus' Söhnen, Basilius II. und Constantin VIII., die zusammen regierten, hatte jener die Tapferkeit des Ahnherrn seines Hauses, aber zugleich barbarische Wildheit; sein Beiname Bulgaroktonus kündigt das Gräßlichste an, er ließ von 15,000 gefangenen Bulgaren 14,850 blenden, und von den übrigen 150, denen ein Auge gelassen war, und von denen jedes Hundert der Geblendeten einen zum Führer bekam, heim geleiten; sein Bruder Constantin VIII., ein markloser Schlemmer, war der letzte Kaiser des macedonischen Hauses. Aber des letztern Throngewalt dauerte noch in der weiblichen Nachkommenschaft fort. Constantin's ältere Tochter, Zoe, nahm mit Romanus III. Argyrus, welcher der 48jährigen Fürstentochter unter Zwange Constantin's vermählt worden war, den Thron ein, schaffte ihn aber bald durch Gift bei Seite, um ihren Liebling, Michael IV. den Paphlagonen, zu erheben. Nach dessen Tode glücklich in Behauptung des Thrones gegen dessen Neffen Michael den Kalfaterer nahm sie zum dritten Gemahl Constantin IX. Monomachus, einen eben so unbedeutenden Menschen, als seine beiden Vorgänger, und um nichts vorzüglicher, als alle drei war der Gemahl Theodorens, der jüngeren Schwester Zoe's, die jener auf dem Throne folgte, Michael VI. Stratiotikus. Es war die höchste Zeit, daß wieder tüchtige Männer auf den Thron kamen; mit Isaak Komnenus, den das Heer im Jahre 1057 zum Kaiser ausrief, beginnt eine neue Ordnung der Dinge, von der zu reden bis zum folgenden Zeitraume verschoben wird.

Die Bekehrung der Russen ist offenbar der großartigste Erfolg für die spätere Entwicklung der Menschheit, den das byzantinische Reich in dieser Zeit gehabt hat. Allmählich hatte sich aber auch der Gegensatz des germanisch-romanischen Abendlandes, das unter dem Einflusse Deutschlands und Roms stand, zu dem Osten Europa's bestimmter herausgebildet; und da die Stellung des Papstthums den getrennten Reichen des Westens gegenüber immer selbständiger wurde, während die Geistlichkeit der griechischen Kirche in strenger Abhängigkeit von dem Staate gehalten wurde, so konnte es endlich an einem Anlaß zu völliger Trennung der abendländischen und morgenländischen Kirche nicht fehlen. Unter Constantin IX. Monomachus hatten sich einige griechische Bischöfe durch die herrschende Spannung verleiten lassen, die römisch-katholische Kirche wegen einiger abweichenden Gebräuche in einer heftigen Schrift anzugreifen, worüber das ganze Abendland erbittert wurde. Alsbald trat der Patriarch Cerularius als Verfechter seiner Kirche auf, Papst Leo IX. aber vertheidigte in einer höchst gründlichen Gegenschrift die römisch-katholischen Gebräuche (insbesondere das ungesäuerte Brod im Abendmahle). Nach vergeblichen Unterhandlungen sprachen endlich römische Abgesandte über den hartnäckigen griechischen Clerus in der Sophienkirche zu Constantinopel selbst

den Bannfluch aus, 1054. Die ganz neue Stellung, welche das Papstthum bald darauf, seit Gregor VII., erhielt, mußte die beiden Kirchen für immer trennen.

---

65. Blüte und Verfall des Khalifats unter den Abbasiden.

(Nach Johann Gottfried Eichhorn, Weltgeschichte, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Zur Zeit der Thronbesteigung der Abbasiden waren die Khalifen die mächtigsten und unumschränktesten Monarchen der Erde. Ihr Reich erstreckte sich von den Grenzen der Tatarei und Indiens bis an die spanische und afrikanische Küste des atlantischen Meeres. Diese Ausdehnung*) hatte die Herrschaft der Araber schon im zweiten Jahrzehend des 8. Jahrhunderts erreicht. Um diese Zeit aber stockte bereits der reißende Strom des arabischen Kriegsglücks im Osten und Westen, dort bei dem zweimaligen vergeblichen Versuche, Constantinopel zu stürmen (siehe S. 120 und 122), hier bei dem Vordringen in das fränkische Reich (s. S. 89). Mit dem Sturze der Omajaden 752 (s. S. 123) beginnt auch der Abfall einzelner Länder, zunächst der entferntesten im Westen, indem Abderrahman, der einzige Omajade, welcher dem über sein Geschlecht verhängten Blutbade entronnen war, ein unabhängiges Khalifat in Spanien gründete (755) und die Edrisiden, ein Zweig der Nachkommen Ali's, die sich abermals von dem Khalifat ausgeschlossen sahen, im Jahre 789 Mogreb (jetzt Fez und Marokko) losrissen und ein Reich stifteten, welches zwar nur 152 Jahre (789—841) dauerte, aber nie wieder mit dem Khalifat von Bagdad vereinigt worden ist. Im Jahre 800 machte sich, während die Brüder Amin und Mamum um das Khalifat stritten, Ibrahim, der Statthalter von Kairwan (Cyrene), in Afrika unabhängig und stiftete den Staat der Aglabiden, der über 100 Jahre dauerte (von 800—908) und ebenfalls auf immer von dem Khalifat zu Bagdad getrennt blieb. Nach diesen Trennungen im Westen war das arabische Reich noch immer ein ungeheueres Kaiserthum, das Riesenarme erforderte, wenn es zusammengehalten werden sollte. Aber bald begannen auch die Verluste im Osten durch die Unvorsichtigkeit der Khalifen selbst. Im Jahre 820 räumte Mamum seinem tapfern Feldherrn Taher zu große Gewalt über Chorasan ein, mit welcher Statthalterschaft zugleich die Hoheit über die zinsbaren Länder der Türken jenseits des Gihon verbunden war; und seitdem waren Chorasan und diese Länder für das Khalifat verloren und in dasselbe den Türken der Weg geöffnet.

Doch stand jetzt das Khalifat, wenn es gleich an Länderumfang

---

*) Eine geographische Skizze des Reiches der Araber siehe in meinem historisch-geographischen Schulatlas II. S. VII.

abgenommen hatte, in seinem schönsten Glanze. Die Omajaden hatten bloß als Barbaren erobern und zerstören lassen, die ersten Abbasiden suchten die eroberten Länder zu bilden und zu veredeln; jene hatten bloß, bei ihrem Hang zu Luxus und morgenländischer Pracht, Handel und Künste befördert, welche diesen befriedigen konnten; diese fügten noch Anstalten zur Beförderung gelehrter Kenntnisse (etwa seit 813) hinzu, um ihre barbarischen Araber wissenschaftlich zu bilden, und in dieser Rücksicht werden die Namen Almansor, Harun al Raschid, Mamun unvergeßlich bleiben. Der Handel verknüpfte den äußersten Osten vom Indus und Oxus, mit dem Westen bis zum atlantischen Meere. Bassora (von Omar am Zusammenfluß des Euphrats und Tigris erbaut), Damaskus mit seinem prachtvollen Hof der Omajaden, Bagdad, der reiche Sitz der Abbasiden wurden zugleich die großen Handelsniederlagen. Alle Hauptstädte des großen Reiches und unzählige kleine Städte und Flecken waren der Sitz der Industrie und ihre Fabrikate wurden zu Wasser und zu Lande, durch Karavanen und auf Schiffen nach allen Küsten des großen arabischen und selbst des griechischen Reiches verschickt. Unter den ersten Abbasiden waren die Araber die größte Handelsnation der Welt. Und unter ihnen erhoben sie sich auch, während die ganze übrige Welt in Unwissenheit immer tiefer versank, zu Gelehrten, die in ihrem Zeitalter ihres Gleichen nicht hatten. Erst nahmen sie selbst Unterricht bei den Griechen in Mathematik, Medicin, Astronomie, Naturgeschichte und Philosophie, dann bereicherten sie die Wissenschaften mit neuen Entdeckungen, sogar mit neuen Theilen; zuletzt wurden sie über Spanien die ersten Lehrer von Europa in den Wissenschaften. So hatten sie den Ruhm der größten Eroberer mit dem noch schöneren der Lehrer der Welt vereinigt.

Der kriegerische Enthusiasmus der früheren Generationen war durch allmähliche Veredelung und Verfeinerung des gesellschaftlichen Zustandes gemäßigt und gemildert worden, und seitdem durch die Herabsetzung des Soldes der Truppen der Soldatenstand an Schätzung und Wichtigkeit verloren hatte, war auch das letzte Interesse an dem Kriegsdienste bei den Eingebornen verschwunden und die Khalifen mußten die Vertheidiger ihres Reiches im Auslande suchen. Nun waren den Arabern bei ihren Kriegen eine große Menge türkischer Sclaven zugefallen, die sich durch Wohlfeilheit und persönliche Tapferkeit vor anderen zu Miethsoldaten empfahlen; und Motassem, der gegen die Untreue seiner mißvergnügten Araber und zur Vertheidigung seiner Person und seines Reiches fremde Hülfe suchte, umgab sich mit 50,000 Türken aus der Bucharei, die er in seine Hauptstadt Bagdad aufnahm, um sie zu seinen Diensten in der Nähe zu haben. Aber statt das Khalifat zu befestigen, wie heftig erschüttern sie es in seinem Innersten! Als undisciplinirtes, kriegerisches Volk überließen sich gleich Anfangs diese Miethlinge den gröbsten Ausschweifungen, die bei ihrer großen Anzahl, in der sie auf einmal in das Herz des Staates aufgenommen worden waren, schon Motassem in Sorgen setzten, welche der Erfolg nur als zu gegründet

rechtfertigte. Aus Furcht vor ihrem Ungestüm sah ihnen die Regierung nach, und so kamen ihre Anführer in kurzer Zeit zu einem Gefühl von Macht, so daß sie nicht nur nach allen Regierungsgeschäften griffen, sondern auch die Besetzung des Khalifats von sich abhängig zu machen suchten. Solche Anmaßungen konnten nicht ohne Widerstand bleiben, und dieser führte wieder zu heftigen inneren Kämpfen und zu großen Zerrüttungen des Reiches.

Von Anfang an hatte die Provincialverwaltung den Fehler einer zu großen Ausdehnung der Statthalterschaften, die meistens für kleine Reiche gelten konnten, um so weniger ließen sich die Statthalter der entlegenen Provinzen in strenger Abhängigkeit erhalten. Die Türken gingen unter der Regierung des Khalifen Almotaz (von 866—869) den übrigen Statthaltern mit einem verführerischen Beispiele gelingenden Ungehorsams voran, und noch waren keine zwei Jahrhunderte verflossen, so war der sonst so länderreiche Khalife auf den bloßen Besitz von Bagdad und der umliegenden Provinz beschränkt. Die schönen Länder im Osten waren nach und nach der Raub türkischer Feldherren und Statthalter und einzelner kühner Insurgenten aus den Einwohnern der Provinzen geworden. Alle diese glücklichen Länderräuber erkannten zwar den Khalifen dem Namen nach für ihr geistliches und weltliches Oberhaupt und ließen sich von ihm mit den ihm entrissenen Ländern belehnen, aber ohne ihm die geringste weltliche Gewalt in ihrem Gebiete einzuräumen.

Mit dem Anfang des Abfalls der Provinzen traf ein neuer Prophet zusammen, dessen Lehre und Anhang das Khalifat in seinem Innersten erschütterte. Karmath lehrte die Einwohner von Kufa, unter denen er im Jahre 890 auftrat, den buchstäblichen Sinn des Koran mit einem geistigen vertauschen, befreite seine Anhänger von der Strenge, mit welcher bisher auf Buße, Fasten und Wallfahrten gehalten worden war und fesselte dadurch schon bei seinen Lebzeiten das Volk an seine Partei. Nach seinem Tode zerstreuten sich seine 12 Apostel unter die Beduinen und zogen auch diese von dem Khalifen ab. Umsonst waren lange Zeit seine Versuche, die neue Partei zu unterdrücken, die Soldmiliz der Khalifen wurde wiederholt von den Karmathiern und ihren Generalen geschlagen, Baalbek, Kufa und Bassora wurden von ihnen (im Jahre 929) erobert und geplündert, Mekka mit Sturm eingenommen und mit seinen Heiligthümern entweiht. An die Heiligkeit des Namens und der Person des Khalifen wurde immer weniger geglaubt und damit der Zerstörung seiner Macht vorgearbeitet.

Diese weltliche Ohnmacht der Khalifen nahm mit Alrhadi (regierte 934—940) ihren Anfang durch die Erschaffung eines Emir Al Omrah. Alle Abbasiden, von dem Stifter dieses Regentenhauses an, hatten der Reihe nach herab unter dem Beistande eines Großwesirs regiert, dessen Macht jedesmal von der Persönlichkeit des Khalifen abhing. Sie wuchs unaufhaltsam, seitdem die Abbasiden selbst unter den Gelehrten ihres Reiches glänzen wollten und sich lieber mit Wissenschaften als mit der

Regierung beschäftigten. Diese Großwesire hätten nun das Reich gegen die Untreue der Statthalter, gegen die Verwegenheit der Türken, gegen neue Propheten und die Erschütterungen verschiedener Religionsmeinungen schützen sollen; aber bald selbst zu eigennützig oder zu schwach, bald von ihren schwachen Herren in ihren raschen Vorkehrungen zur Unzeit aufgehalten, vermochten sie bei aller ihnen überlassenen Macht nicht, das Khalifat gegen so häufige und heftige Anfälle zu vertheidigen und es ging nach und nach immer in mehrere Theile. Die vielen innern und äußern Feinde, gegen die er sich selbst nicht zu rathen und die eben so wenig sein Großwesir abzutreiben wußte, brachten endlich den Khalifen Alrhadi zu dem Entschluß der Verzweiflung, im Jahre 935 einen Türken Ebn Rajek, damals schon Herr von Basra, unter dem Titel Emir Al Omrah, oder des höchsten Fürsten im Reiche, über seinen Großwesir zu setzen und ihn mit völlig unumschränkter Gewalt in allen Staatsgeschäften zu bekleiden. Im Gefühl ihrer Allmacht warfen sich diese obersten Staatsbeamten gleich nach ihrer Einführung zu den eigentlichen Oberherren des Staates auf und schränkten die Khalifen bloß auf ihre geistliche Functionen ein. Seitdem der Khalife bloß das Gebet in der Moschee verrichtet und Fluch und Segen ausspricht, ist die Geschichte des Khalifats eine Geschichte der Emir Al Omrah's oder der Fürsten, die in der Gegend um Bagdad herrschten, und deren Oberherrschaft sich auch der Khalife gefallen lassen mußte.

Der zum bloßen Schreiber herabgesetzte Großwesir ertrug diese Demüthigung nicht gleichmüthig, sondern kochte Rache. Er rief die Buiden zu Hülfe, drei Brüder von türkischer Abkunft, Söhne eines armen Fischers Bujah aus Dilem, die sich durch persönliche Tapferkeit im Kriege emporgeschwungen hatten, und seitdem ihre Genealogie nicht mehr auf einen armen Fischer, sondern auf den persischen König Sapores zurückführten. Sie zogen mit ihrem Heer nach Bagdad und stürzten den bisherigen Emir Al Omrah, nicht aber, um den Khalifen frei zu machen und den ehemaligen Großwesir in seine Würde wieder einzusetzen, sondern sich selbst zu den ersten Fürsten (Emir Al Omrah) im Khalifat aufzuwerfen, was ihnen vollkommen gelang. Die errungene Herrschaft blieb auch bei ihren Nachkommen 110 Jahre (von 945 bis 1055).

Unter ihrer Reichsverwaltung versuchten die tapfern Fremdlinge, die sich auf den byzantinischen Thron (von 963—976) geschwungen hatten, Nikephorus Phokas und Johann Tzimisces, die ehedem an das Khalifat verlorenen Inseln und Länder zurückzuerobern; Phokas eroberte Creta und machte den Seeräubereien, die auf dieser Insel ihren Sitz genommen hatten, ein Ende; Tzimisces überschwemmte Vorderasien und vertrieb die mohammedanischen Fürsten aus ihren kleinen Reichen; er wäre bis nach Bagdad vorgedrungen, wenn ihn nicht die Steppen von Mesopotamien und die Furcht vor Hunger und Durst davon zurückgehalten hätten. Nach seiner Rückkehr nach Constantinopel kehrten zwar die meisten kleinen Fürsten in ihre Residenzen und ihre Unterthanen unter

ihre Herrschaft zurück, aber Antiochien, die Städte von Cilicien und die Insel Cypern blieben doch dem griechischen Reiche.

Ein anderer Sturm traf während ihrer Herrschaft mehr die Person des Khalifen und dessen Priesterwürde. Die Fatimiden, vorgebliche Nachkommen des Ali, die seit 908 in Kairwan geherrscht hatten, gründeten im Jahre 972 das Khalifat von Aegypten und machten donnernde Manifeste gegen die Khalifen zu Bagdad als Usurpatoren der heiligen Priesterwürde bekannt. Um die Fatimiden zu besänftigen, entschlossen sich die Hohenpriester zu Bagdad zu der Demüthigung, diese ihre Rivalen eine Zeit lang in das öffentliche Gebet in der Moschee zu Bagdad einzuschließen. In andern günstigern Zeiten suchten sich die Abbasiden gegen die Fatimiden mit dem Bann zu schützen, durch die gegenseitige Verketzerung sank Ansehen und Achtung des Khalifen immer tiefer.

Die Macht der Buiden erschütterte zuerst Mahmud Gasni. Er brachte seit 997 durch eine Reihe von Siegen nach und nach ein Reich zusammen, das von Transoxiana bis Ispahan und von der Küste des kaspischen Meeres bis an die Mündung des Indus reichte. Ein so mächtiger Fürst schien einen neuen Ehrentitel zu verdienen und man erfand für ihn den Namen eines Sultans, den er zuerst unter den asiatischen Fürsten führte. Seit 1029 sahen die Buiden ihre Macht durch das Reich Gasna sehr eingeschränkt. So geschwächt konnten sie sich gegen den Angriff der Seldschuken, 26 Jahre nachher, nicht erhalten.

Die Turkomannen hatten sich in den Zeiten des Mahmud Gasni und unter seiner Begünstigung aus Turkestan in die Ebenen von Transoxiana und Chorasan mit ihren Herden gezogen; aber nach seinem Tode hatten sie unter seinem schwachen Sohne Massud nach einer ihm beigebrachten Niederlage (1038) sich in den Besitz von Persien gesetzt. Dort wählten sie den berühmten Togrulbek, Seldschuk's Enkel, zu ihrem Könige. Zu ihm nahm der Khalife Kajem, als ihn einst sein buidinischer Emir Al Omrah verjagt hatte, seine Zuflucht. Togrul ergriff für ihn die Waffen und setzte ihn nach der Besiegung der Buiden in Bagdad im Jahre 1055 wieder ein.

Die Seldschuken bemächtigten sich nun (von 1055—1195) der Einkünfte und der Kriegsgewalt des Khalifats; schon Togrulbek behandelte den Khalifen als seinen Unterjochten. Sein Nachfolger Alp Arslan (von 1063—1072) setzte als ein Recht durch, daß sein Name immer hinter dem Namen des Khalifen in der Moschee genannt werden mußte. So lange die ursprüngliche Größe und Macht des seldschukischen Kaiserthums dauerte, war es dem Khalifen unmöglich, das ihm aufgelegte Joch der Knechtschaft zu lüften.

Togrulbek hatte schon Chorasan, Parthien, Medien, Armenien und die Länder des Khalifen in ein Kaiserthum gesammelt und hieß schon Kaiser des Orients und Occidents; Alp Arslan hatte noch Georgien erobert, Malekschah (oder Dschelaleddin) schlug noch Syrien und Klein-Asien zu dieser Ländermasse.

Aber die Schwäche, in welche das seldschukische Kaiserthum durch

vorgenommene Theilungen fiel, und der Kampf, in welchen es mit dem neu entstandenen Staat von Chowaresm verwickelt wurde, machte endlich doch den Khalifen von den Seldschuken im Jahre 1153 frei. Ihre Stelle ersetzte kein neuer Emir Al Omrah, und der Khalife erfreute sich von dieser Zeit an, als Herr von Bagdad und den nächstgelegenen Ländern, wieder einiger weltlichen Macht, die nach dem Vernehmen, in dem er mit seinen mächtigen Nachbarn stand, bald größer, bald geringer war.



Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Kreuzzüge, 1096—1273.

66. Der erste Kreuzzug.

(Nach Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, und Heinr. v. Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, bearbeitet vom Herausgeber.)

So wie das Christenthum in den Gemüthern Eingang fand, erzeugte sich auch die Liebe zu seinem Stifter, und die Verehrung der Stadt und des Landes, wo er geboren ward, lehrte und für das Heil der Menschen starb.

Schon Constantinus ließ, als erster christlicher Kaiser, in Jerusalem eine prachtvolle Kirche des heiligen Grabes aufführen, seine Mutter Helena wallfahrtete in hohem Alter dahin und ihrem Beispiele folgten Viele während der römischen Herrschaft. Auch nachdem die Araber Palästina erobert hatten (siehe S. 115), dauerten die Wallfahrten dahin ungehindert fort; der Khalife Omar gestattete nicht nur christlichen Gottesdienst, sondern stellte auch den Tempel wieder her, den Titus zerstört hatte. Die Lage der Christen blieb aber nicht gleich zu den verschiedenen Zeiten des Khalifats; günstiger als je wurden sie behandelt unter der Regierung Harun al Raschids, denn sein Gemüth und seine Freundschaft für Karl den Großen (siehe S. 152) verstatteten keinen Druck. Auch hatten die Araber damals die höchste Bildung erlangt, deren sie überhaupt fähig waren.

Im Anfange des 10. Jahrhunderts begründete Abu Mohammed Obaidalla (der gemeinen Meinung nach ein Abkömmling des Ali und der Fatime) die Herrschaft der Fatimiden im nordwestlichen Afrika. Diese eroberten Aegypten 968 und später sogar Mekka, Medina und einen großen Theil von Syrien und Palästina. Hakem, der sechste

Khalife aus der Dynastie der Fatimiden, zerstörte die Auferstehungskirche in Jerusalem und untersagte bei schwerer Strafe allen christlichen Gottesdienst. Da verschworen sich endlich einige Heerführer und sogar seine Schwester wider ihn und erhoben seinen Sohn Taher, welcher sogleich die Herstellung jener Kirche und des Gottesdienstes erlaubte.

Noch weit ausgebreiteter als die Herrschaft der Fatimiden war die der Seldschuken (siehe S. 300). Unter Malek, dem größten unter allen seldschukischen Herrschern, wurde Kleinasien bis zu den Meeresküsten und Damascus nebst einem großen Theile Syriens erobert. Als der Sultan 1092, drei Jahre vor dem Ausbruche der Kreuzzüge, starb, huldigte man ihm von den Grenzen China's bis zum Mittelmeere, und von Samarkand bis zu der südlichen Spitze Arabiens. Gleich nach seinem Tode aber brachen innere Kriege aus, in welchen sich Brüder und Verwandten nicht schonten, und Mohammedaner unter einander auf's äußerste verfolgten; wie viel weniger durften Christen und Pilger auf eine irgend gemäßigte Behandlung rechnen!

In dem Maße aber als jetzt, und überhaupt seit der türkischen Herrschaft im vordern Asien, die Gefahren für die Pilger zunahmen, wuchs die Liebe zu den Pilgerungen. Denn in christlichen Ländern fanden jene überall gastfreundliche Aufnahme und sicheres Geleit; auch war man mehr als je überzeugt, daß die Wallfahrten als Bußübungen von großer Schuld lös'ten. Hierzu kam die ganz außerordentliche Vorliebe für Reliquien aus Palästina und Jerusalem, so wie der Umstand, daß die italienischen Freistaaten, nebst den Seestädten des südlichen Frankreich einen wichtigen Handel nach den syrischen Küsten begannen und die Pilger gern für einen mäßigen Lohn dahin übersetzten. Aber wenn sogar diese Meerfahrt ihnen oft den Untergang brachte, wie viel gefährlicher war da nicht der Landweg! Und diejenigen, welche alle Gefahren des Weges glücklich überstanden, fanden sich zuletzt am Ziele getäuscht. Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerissen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hülfe eilten; es war zweifelsohne ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu Kraft und Geschicklichkeit gegeben ist.

Um diese Zeit, im Jahre 1093, trat die Wallfahrt an Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester. Er zahlte den Zins und betrat die heilige Stadt, er hörte, was die Christen litten und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an: er möge Hülfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Peter verlangte Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten, er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte der Pa-

triarch Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um Christus anzuflehen für das Unternehmen, welches seine ganze Seele füllte. Er sah die ungeheuren Schwierigkeiten, die einem unbekannten Pilger entgegen standen, welcher sich vornahm, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen; es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Stehe auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was Dir auferlegt worden, ich werde mit Dir sein, denn es ist Zeit, daß das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Petrus erwachte gestärkt, er fühlte die Kraft in sich, das Größte zu unternehmen.

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban II., dann über die Alpen zu Fürsten, Prälaten und zu allem Volke. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung und seine Hoffnungen wuchsen. Bereits Gregor VII. hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im Morgenlande aufgefordert, allein die Kriege gegen Heinrich IV. hemmten die Ausführung dieser Pläne, und erst jetzt bot sich eine dringendere Veranlassung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza wurde, neben anderen wichtigen Dingen, auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hülfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherrschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, welche sich im November des Jahres 1095, nach Urban's dringender Ladung, zu Clermont in der Auvergne einfanden: es war der Hauptzweck des Papstes, hier für die Rettung des heiligen Landes zu wirken. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme: „Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde. Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat. Und diese Stadt, die Heimat Jesu Christi, die Wiege unseres Heiles, ist nicht mehr theilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreinigt würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet. Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubniß, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheil nicht steuern; besser ist sterben, als der Brüder Untergang länger zu dulden!“

Noch hatte der Papst seine Rede nicht beendet, als die ganze Versammlung wie mit einer Stimme ausrief: „Gott will es!“ Es nahte sich ihm Ademar von Monteil, Bischof von Puy, und bat niederknieend um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen;

ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter, als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Nach der Rückkehr in ihre Heimat predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung in allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern, der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Herde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung.

Den größten Eingang fanden die Kreuzpredigten in Frankreich und Italien, wo manche innere Uebel jeden Wechsel erwünscht machten; geringeren Beifall in Deutschland, weil der Streit Kaiser Heinrich's IV. und seiner Anhänger gegen den römischen Hof noch fortdauerte. Spanien, durch Saracenen selbst bedrängt, konnte am wenigsten unmittelbar an den morgenländischen Pilgerungen Theil nehmen; leicht verbreitete sich hingegen der Eifer von Frankreich nach England, ja bis in den Norden Europa's.

Weil nun aber, wie gesagt, Kaiser Heinrich IV. den Papst befehdete, Philipp von Frankreich wegen der Trennung von seiner Gemahlin im Banne lag und auch sonst mehr den Genüssen, als den Geschäften lebte, weil König Wilhelm II. von England kein Freund weitaussehender Unternehmungen, sondern auf seine nächsten Pflichten und Vortheile bedacht war: — so konnte kein gekröntes Haupt an die Spitze des Kreuzzuges gestellt werden. Auch der Papst, obgleich feierlich zur Führung eingeladen, lehnte den Antrag ab, denn es drohe im Abendlande der römischen Kirche noch Gefahr, und ihm komme es zu, für das Wohl der ganzen Christenheit zu wachen, nicht persönlich einzelne Unternehmungen zu vollbringen. Er ernannte den Bischof Ademar von Puy zu seinem Stellvertreter bei dem heiligen Zuge.

In vielen Fürsten fand sich hingegen das Geschick und die Neigung, ihre ansehnlichen, durch Gesetze oft eingeschränkten Kräfte auf irgend eine Art mit freier Thätigkeit zu verwenden; und doppelt willkommen erschien ihnen eine so heilige Veranlassung. Von allen denen, welche das Kreuz nahmen, verdient zuerst Erwähnung Gottfried, nach dem Stammschlosse seines Hauses von Bouillon genannt. Er hielt sich zur Partei Heinrich's IV. und gewann binnen kurzer Zeit so allgemeine Achtung, daß man ihm, als dem Würdigsten, die Reichsfahne in der entscheidenden Schlacht wider Rudolf, den Gegenkönig, anvertraute. Diesem Vertrauen entsprechend, drang er kühn voraus in das feindliche Heer und stieß Rudolf den Schaft seines Banners so tief in die Brust, daß er wenige Tage nachher in Merseburg starb. Später begleitete

Gottfried den Kaiser auf dem Zuge wider Gregor VII. und erstieg zuerst die Mauern Roms. Zu Gottfried gesellten sich seine Brüder Balduin und Eustathius. Robert, Graf von der Normandie, Sohn Wilhelm's des Eroberers, Bruder König Wilhelm's des Rothen von England, war an Geschlecht und Reichthum größer als Gottfried, geringer aber an Herrschergeist und an christlichen Tugenden. Für 10,000 Mark überließ er seinem Bruder Wilhelm die Normandie auf fünf Jahre. Robert, Graf von Flandern, hatte schon vor 12 Jahren das heilige Grab besucht, von den Bedrückungen der Christen erzählt und zur Annahme des Kreuzes ermuntert. Hugo, Graf von Vermandois, der Bruder König Philipp's von Frankreich, war dem Geschlechte nach der erste unter den Pilgern, und stand auch an Rechtlichkeit und Sitte hinter keinem zurück. Der mächtigste und reichste Fürst Frankreichs, Raimund, Graf von Toulouse, veräußerte seine meisten Besitzthümer, damit er die große Unternehmung desto nachdrücklicher zu befördern im Stande sei. Boemund, Fürst von Tarent, welcher seinem Vater Robert Guiscard in Allem ähnlich, in jeder Hinsicht ein Normanne war, verband großen Muth und Kriegsgeschick mit noch größerer Gewandtheit und Verschlagenheit. Tankred, sein Neffe, übertraf die jüngeren Genossen an Kühnheit der Waffenführung, die älteren Männer an besonnenem Ernste. So waren die Häupter der Kreuzfahrer; und an sie schlossen sich nun unzählige Ritter und Edle an.

Der Winter des Jahres 1095 verfloß unter großen Vorbereitungen; Pferde, Waffen und Gepäck wurden angeschafft, und das Reisegeld durch Beiträge der Zurückbleibenden und durch den Verkauf eigener Besitzungen verstärkt. Sobald das Frühjahr eintrat, sah man keine Stadt, kein Dorf, wo sich nicht Pilger sammelten, kein Feld, wo nicht Zelte aufgeschlagen waren; manche Familie hatte all ihre Habe in der Hoffnung besseren Erwerbes veräußert, und trat den Kreuzzug an, ohne Ausnahme eines einzigen Gliedes. Unkundig über den Umfang und das Ziel des Unternehmens, fragten Viele bei jeder Stadt, bei jeder Burg, die sie erreichten, ob hier nicht Jerusalem sei! Erzählungen von Wundern erhöhten die Begeisterung des Volkes, und blutige Wolken, Gefechte in den Lüften und alle Erscheinungen ähnlicher Art galten für Andeutungen und Weisungen zu dieser neuen Völkerwanderung.

Die Fürsten waren nicht minder thätig als das Volk; doch mußten hier die Vorbereitungen umfassender, die Ueberlegungen besonnener, die Entschlüsse gemeinsamer sein, wenn der Plan, das Morgenland durch die Kräfte des Abendlandes zu retten, nicht mißlingen sollte. Viele Pilger, denen dieses Verfahren der Fürsten nur als tadelnswerthe Zögerung erschien, oder die von ihnen als untauglich zu der Wallfahrt abgewiesen wurden, vereinigten sich in großen Schaaren unter selbstgewählten Anführern.

Schon im Mai des Jahres 1096 brach Walter, genannt Habenichts, auf, und zog mit Peter dem Einsiedler bis Köln; hier aber

blieb dieser zurück, um ein größeres Heer zu sammeln, während jener unvorsichtig nach Ungarn voran eilte. Als aber die Bulgaren, deren Reich nordöstlich durch die Sau begrenzt ward, den Verkauf von Lebensmitteln verweigerten, so griffen die Kreuzfahrer nothgedrungen Belgrad an, raubten und begingen manche Grausamkeiten, bis ein schnell gesammeltes bulgarisches Heer die Unvorsichtigen überraschte und besiegte; 140 wurden in einer Capelle eingeschlossen und verbrannt. Bei Constantinopel empfing Kaiser Alexius die Pilger mit großer Milde und sorgte, daß sie gegen baare Zahlung Lebensmittel erhielten. Sie beschlossen, hier die Ankunft Peter's des Einsiedlers abzuwarten. Dessen Ansehen wuchs täglich unter dem Volke, er ward geehrt gleich einem Heiligen und schlichtete durch sein bloßes Wort den hartnäckigsten Streit. Schon am Rheine hatte er 15,000 Pilger durch rastloses Predigen um sich versammelt; sie mehrten sich auf dem Zuge durch Franken, Baiern und Oesterreich bis auf 40,000.

Vor Constantinopel fanden sie den Ueberrest der Schaaren, welche Walter Habenichts angeführt hatte. Unerwartet sahen sie sich von Elchanes, einem Emir des Sultans von Iconium, eingeschlossen und geriethen, weil alle Versuche, sich durchzuschlagen, keinen glücklichen Erfolg hatten, in solche Noth, daß man, beim Mangel an Nahrungsmitteln und an Wasser, das Ekelhafteste genoß, das Blut getödteter Thiere trank und frische Erdschollen zur Kühlung auf die erschöpfte Brust legte. Deßhalb schloß Rainald einen heimlichen Vertrag mit den Türken, und ging, unter dem Vorwande eines Ausfalles, nebst einem Theile der Besatzung zu ihnen über, wogegen alle Zurückgebliebenen und alle gewissenhaftere Bekenner ihres Glaubens umkamen oder in Gefangenschaft geriethen.

So war das Schicksal der ersten Heere. Es deutete den nachfolgenden gleiches Unglück; denn Ungarn, Bulgaren, Griechen und Türken waren den Pilgern gleich abgeneigt, und alle gedachten mehr des Widerstandes, als der Unterstützung oder der Unterwerfung. Und dennoch läßt sich behaupten, das Verderben der Einen habe den Sieg der Anderen begründet. Man hatte durch schwere Erfahrungen die unentbehrliche Einsicht gewonnen, daß die Ueberzahl keine Uebermacht gewährt, wenn Gehorsam und besonnene Einheit mangelt. Wenn aber jetzt die größeren Heere gleichzeitig aufgebrochen und eine Straße gezogen wären, so würde nothwendig Unordnung und Mangel an Lebensmitteln eingetreten sein; deßhalb beschloß man vorsichtig, daß der Herzog Gottfried von Lothringen durch Ungarn und der Graf von Toulouse durch Dalmatien ziehen, alle Uebrigen aber den Weg nach Apulien einschlagen, und dann zu Schiffe über das adriatische Meer setzen sollten.

Dem gemäß versammelte Gottfried von Bouillon sein Heer am Rheine, um die Mitte des Monates August 1096. Er zog die Donau hinab und ohne bemerkenswerthe Ereignisse bis an die Grenze des byzantinischen Reiches. Hier (in Nissa) wurde er von einer Gesandtschaft des Kaisers Alexius begrüßt, welche die beste Aufnahme verhieß und

um gute Behandlung des Landes bat; die Verpflegung des Heeres sollte in jeder Weise erleichtert werden. Aber der Kaiser gedachte, sich berufend auf die alte Herrschaft über Kleinasien und Syrien, mit den Kreuzfahrern wenigstens das Anrecht auf die künftigen Eroberungen zu theilen; diese sollten ihm Lehnstreue geloben für die den Türken zu entreißenden Länder und dieselben als Theile des byzantinischen Reiches anerkennen. Nach mehrfachen Unterhandlungen und einigen unbedeutenden Feindseligkeiten leisteten alle fränkischen Anführer den verlangten Lehnseid, mit Ausnahme von Raimund, der, eigensinnig und störrisch, jedes Nachgeben, jedes augenblickliche Opfer heftig zurückwies und so bei jedem Schritte seine Erfolge verminderte, im geraden Gegensatze zu Boemund, der, stets das Ganze im Auge, sich in allen kleineren Dingen fügte, wenn er dadurch zum Zwecke gelangte.

In den letzten Tagen des April 1097 brach das vereinigte lothringische und italienische Heer von Chalcedon auf und richtete seinen Marsch auf Nikomedien. Hier fand man Peter den Einsiedler mit dem sehr geringen Ueberreste seiner Gefährten. Er erzählte betrübt, wie ihre eigene Schuld sie ins Verderben gestürzt habe; doch mußte die Freude über den unermeßlichen Fortgang seines Unternehmens bei ihm jenen Schmerz überwiegen; denn eine Zählung ergab, daß an den Küsten des Bosporus, mit Inbegriff der Weiber und Kinder, an 600,000 Menschen versammelt waren. Darunter befanden sich 300,000 zum Kampfe fähige Fußgänger und 100,000 geharnischte Ritter. Niemals hat ein freier Entschluß Völker von so verschiedenen Sitten und Sprachen, in solcher Zahl zu einem Zwecke vereinigt. Des Xerxes Zug gegen Griechenland erscheint zwar noch ungeheurer und die Zusammensetzung seines Heeres noch mannichfaltiger; allein gewaltige Willkühr zwang dort jeden Widerstrebenden zur Theilnahme, wogegen alle Pilger zur Annahme des Kreuzes nur durch freien Entschluß bestimmt wurden.

Ein Nebenzweig der Seldschuken, die Sultane von Ikonium, hatten den größten Theil Kleinasiens von den Griechen erobert. Ihnen dieses Land mit Hülfe der Kreuzfahrer wieder abzunehmen, war der Plan des Kaisers Alexius. Deßhalb, und weil die Pilger alle Ungläubigen für Feinde hielten, kam es nicht zu Unterhandlungen über einen friedlichen Durchzug nach Syrien, sondern man beschloß, Nicäa, die nächste beträchtliche Stadt im türkischen Gebiete, zu belagern.

Kilidsch Arslan kam auf die erste Nachricht von der Gefahr seiner, auf drei Seiten durch sumpfige Vertiefungen, auf der vierten Seite durch den ascanischen See geschützten Hauptstadt, ihr mit einem beträchtlichen Heere zu Hülfe, allein durch das unerwartete Eintreffen der Provenzalen unter Raimund wurde sein Angriff mit schwerem Verluste zurückgeschlagen. Er erkannte jetzt die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte und daß diese christlichen Heere sehr von den ungeordneten Schaaren Peter's verschieden wären. Er konnte Nicäa nicht entsetzen und mußte es den Bewohnern und der Besatzung überlassen, welche Beschlüsse sie zu ihrer Rettung fassen wollten. Diesen wuchs jedoch der

Muth und die Beharrlichkeit in dem Maße, als die Gefahr zunahm, und sie gedachten nur der angestrengtesten Vertheidigung; wogegen aber auch die, nunmehr von allen äußeren Gefahren befreiten Kreuzfahrer die Belagerung mit verdoppeltem Eifer betrieben. Ueberdies mehrte sich ihre Macht durch die Ankunft des Grafen von der Normandie, Stephan's von Blois und anderer Schaaren, welche erst um diese Zeit von Constantinopel anlangten. Aber von einem festen Plane der Belagerung war keine Rede, jeder einzelne Fürst oder Ritter versuchte an seiner Stelle in die Stadt zu dringen und wurde mit Verlust zurückgetrieben. Auch fehlte es den Kreuzfahrern an Schiffen, um den See zu sperren, der den Belagerten einen offenen Weg zur Verproviantirung darbot. Deßhalb wandten sie sich an den Kaiser Alexius, der die nöthigen Fahrzeuge um so lieber schickte, weil er so Gelegenheit erhielt, in den Lauf der Ereignisse einzugreifen. Wirklich unterhandelte auch der Anführer dieser kleinen Flotte (Butumites) mit den Einwohnern über eine unmittelbare Uebergabe der Stadt an den Kaiser, der so mit geringen Opfern seinem Reiche den wichtigsten Waffenplatz wiedergewann; die abendländischen Christen erhielten zwar Geschenke als Entschädigung für die ihnen entgangene Plünderung, jedoch blieb Groll und Aerger über die bittere Täuschung und den Verlust größerer Vortheile zurück.

Auf dem weiteren Zuge durch Phrygien und Cilicien nach Syrien gerieth das Heer aus einander (nicht etwa der leichteren Ernährung wegen, wie Albert von Aachen angibt, sondern) durch Unbekanntschaft mit dem vorliegenden Lande und durch die Dunkelheit der Nacht; die normannischen Fürsten schlugen eine weiter südlich führende Straße ein und stießen bei Dorylänm (südöstlich von Nicäa) auf den Feind. Es war Kilidsch Arslan, der nach seiner ersten Niederlage von allen Seiten her Verstärkungen an sich gezogen hatte und nun, 150,000 Mann stark, die Eroberung seiner Hauptstadt zu rächen gedachte. Von der Trennung der Pilger unterrichtet, benutzte er den günstigen Moment zu einem Angriffe auf die normannische Reiterei, deren ganze Linie in gefährlicher Unordnung zurückwich. Doch Boemund fand Gelegenheit, die andere Hälfte des Heeres von dem erfolgten Angriffe in Kenntniß zu setzen, und die Ankunft des deutschen und französischen Heeres entschied nach kurzem, aber heftigem Handgemenge den Tag für die Christen; der Sieg war glänzend, wenn auch theuer erkauft, und in seinen Folgen wichtig; denn Kilidsch Arslan wagte seitdem nicht mehr, den Franken den Durchzug durch sein Land streitig zu machen, sondern beschränkte sich darauf, ihren Marsch durch Verwüstung des Landes und Wegschaffung aller Lebensmittel zu erschweren.

Iconium, die spätere Hauptstadt des gleichnamigen Emirates, öffnete ohne Widerstand seine Thore. An den Gebirgspässen Ciliciens angekommen, beschlossen die Fürsten mit dem Hauptheere auf der Nordseite des Taurus so weit gegen Osten vorzudringen, daß man mit einer einzigen Gebirgspassage nach Commagene gelangte, und nach Cilicien (über den Taurus) eine abgesonderte Schaar unter Tankred und Balduin zu

entsenden, wo man auf eine Erhebung der armenischen Bevölkerung gegen die Türken rechnete, und zwar, wie der Erfolg zeigte, nicht ohne Grund. Eben so fand das Hauptheer auf seinem Marsche durch das südöstliche Cappadocien die Armenier überall in offenem Kampfe mit den Türken. Der Uebergang über den Taurus nach Commagene wird als höchst gefahrvoll und mühsam geschildert. Graf Balduin traf hier, aus Cilicien anlangend (also nach einer zweiten Gebirgspassage, nämlich über das amanische Gebirge), mit dem Hauptheere zusammen, trennte sich jedoch alsbald wieder von demselben, um durch eine zweite Seitenexpedition den Rest von Commagene zu befreien und so mit dem armenischen Edessa eine Verbindung herzustellen. Balduin's Unternehmen gelang vollständig, die Bevölkerung von Edessa vertrieb ihren Fürsten und übergab dem Balduin die Herrschaft, welcher durch weitere Eroberungen im Norden und Süden sich die Verbindung einerseits mit Armenien, andererseits mit dem großen Kreuzheere vor Antiochien eröffnete.

In Syrien machte die bloße Ankunft des Hauptheeres der türkischen Herrschaft ein Ende; alle Ortschaften innerhalb des Antiochenischen Gebietes, mit Ausnahme der Hauptstadt, wurden von fränkischen Abtheilungen genommen oder von den eingebornen Christen ihnen überliefert. Dagegen zog sich die Belagerung von Antiochien sehr in die Länge. Bei dem Mangel an Ordnung in der Verpflegung des Heeres waren die Vorräthe schon nach einem Monate erschöpft und man mußte zu den schlechtesten Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen; Blätter, Baumrinde und das Fleisch der gefallenen Pferde und Rinder wurden verzehrt. Und in dieser Lage trat die üble Jahreszeit ein; die Zelte wurden vom Sturme fortgerissen oder verfaulten in der Nässe; Mangel, Strapazen und die Menge dicht zusammengedrängter Menschen erzeugten eine tödtliche Epidemie, der der siebente Mann in allen Heeresabtheilungen unterlag. Doch das gute Vernehmen mit der armenischen Bevölkerung und mit den cilicischen Fürsten half wenigstens der drückendsten Noth und der unnatürlichen Lebensweise ab. Auch erschien im Winter ein genuesisches Geschwader an der syrischen Küste und brachte reichliche Zufuhr. Es gelang den Kreuzfahrern allmählich, die Stadt nach allen Seiten einzuschließen und die Kräfte der Belagerten durch täglich wachsenden Mangel zu lähmen, doch die endliche Einnahme derselben verdankten sie dem Verrathe eines armenischen Renegaten, Pyrrhus (Firuz), dem nach seinem Uebertritte zum Mohammedanismus die Bewachung eines wichtigen Thurmes auf der Abendseite Antiochiens anvertraut war, und der den Emir von Antiochien, Bagi Sejan, haßte, weil ihn dieser hart behandelt und gezwungen hatte, die, nur für seinen eigenen Gebrauch aufgehäuften Vorräthe unter alle Bedürftige zu vertheilen. Die Uebergabe jenes Thurmes (und damit der Stadt) an die Christen zeigte dem Pyrrhus die Gelegenheit zu sicherer Rache, und die Aussicht auf sehr große Belohnungen. Er ließ in der Nacht ein Seil in die Tiefe hinab, daran ward eine Strickleiter gebunden, hinaufgezogen, befestigt. Fulcher von Chartres stieg kühn den übrigen voran. Nun

folgten mehrere, der Graf von Flandern, auch Boemund. Die übrigen, hiervon benachrichtigten Christen sprengten eine kleine Pforte, drangen in großer Zahl ein, hieben die Besatzung nieder und öffneten den Eingang für das ganze Heer. Zu spät hörten die Bewohner Antiochiens den Lärm, und erst mit dem Anbruche des Tages erkannten sie die Ursache, blutrothe christliche Fahnen wehten von den Mauern herab! Vergeblich war nun aller Widerstand der Türken, vergeblich ihre Bemühung, sich zu verbergen; denn auch die armenischen und syrischen Christen ergriffen die Waffen, führten die Kreuzfahrer in die Häuser der Reichsten und Vornehmsten, und zeigten jeden Schlupfwinkel. Man verschonte weder Greise, noch Weiber, noch Kinder, allgemein und schrecklich war Mord und Plünderung; 10,000 sollen gefallen sein an diesem einzigen Tage.

Inzwischen hatte, als Balduin an den Grenzen des Emirates von Mosul erschien, Kerbuga, Emir von Mosul, ein Heer von 300,000 Mann (nach Anderen gar von 600,000 Mann) aufgeboten, dessen größter Theil aus Reiterei bestand. Aber anstatt damit schleunig den Entsatz von Antiochien auszuführen, verlor er drei Wochen über der Belagerung Balduin's in Edessa. Dieses rettete das fränkische Hauptheer, denn unterdessen fiel Antiochia durch den Verrath des Pyrrhus, und als Kerbuga vor der Stadt erschien, erfuhr er, daß hier nicht von Rettung sondern nur noch von Rache die Rede sein könnte. Die Christen aber sahen sich plötzlich in der bedenklichsten Lage; vor sich den übermächtigen Feind, innerhalb der Vertheidigungslinie die Citadelle noch von einem starken türkischen Posten besetzt, dabei gänzlichen Mangel an allem Nöthigen, Aussicht auf Entsatz in ungewisser Ferne. Daher folgte dem Jubel ein Uebermaß von Elend, Gefahr und übermenschlicher Anstrengung, ohne einen Moment der Ruhe und der Erleichterung während beinahe 3 Wochen.

Die Türken schlugen sich heldenmüthig, wobei ihre Ueberzahl und gute Verpflegung ihnen allen denkbaren Vortheil gewährte; die Franken dagegen behaupteten jeden Tag ihre Stellung, sahen aber an jedem Abende ihre Kräfte im Abnehmen, ihre Zahl verringert, ihre Hoffnung geschwächt. Wer hier vom ersten Tageslichte an mit Aufbieten des letzten Athemzuges gekämpft hatte, mußte mit dem Einbruche des Dunkels zur Wache; dann am Morgen sahen sie neue Gegner und unbekannte aber stets verstärkte Feinde vor sich. Dazu kam nun, daß in den ersten Tagen die geringen Vorräthe erschöpft waren, und mit einem Schlage eine drückende Hungersnoth hereinbrach, in welcher höchstens die Fürsten und Vornehmen sich auf eine Weile zu fristen vermochten. Nachdem man einige Tage ausgehalten hatte, warf sich die Menge des Volkes mit wüthender Begier auf die ekelhaftesten Dinge, wenn sie nur verzehrbar schienen, Gras, Baumrinden, Schuhsohlen, Panzerriemen; das Aas gefallener Pferde und Lastthiere erschien bei solchem Mangel als die kostbarste Speise. Und bei allen Entbehrungen mußte man kämpfen, streiten und alle Kräfte eines Gesunden übertreffen. Daß solche Anstrengungen nicht ohne Wirkung blieben, war zu erwarten. Bei

aller Tüchtigkeit und aller Verzweiflung zeigte sich doch Muthlosigkeit unter einem großen Theile der Truppen und wuchs bald zu gefährlicher Höhe an. Seit dem Beginne der Belagerung hatte man einzelne Ausreißer, deren Zahl sich in jeder Nacht auf das Bedenklichste vermehrte. Viele gingen zu den Türken über, die durch solche Berichte von dem Zustande des Heeres in Kenntniß gesetzt, ihre Anstrengungen natürlich verdoppelten. Andere ließen sich an Stricken von der Mauer hinab und suchten in heimlicher Flucht ihre Rettung.

Da wachte die ganze Fülle des ascetischen Sinnes, auf dem der Kreuzzug überhaupt beruhte, eine Weile durch die neuen Eindrücke der Fremde, durch die irdischen Sorgen des Krieges zurückgedrängt, gewaltig wieder auf. Peter Bartholomäus, ein geringer Provenzale, kam zu dem Grafen Raimund und meldete, der heilige Andreas habe ihm die Lanze gezeigt, mit der man Christi Leib am Kreuze durchstochen; in der Peterskirche sei sie vergraben, in ihrem Besitze werde man von aller Noth befreit werden. Man ließ zwölf Männer einen ganzen Tag lang graben; endlich Abends fand man die Lanze, nicht weit von den Stufen des Hochaltares, tief in der Erde versteckt. Für einen Augenblick verbreitete sich hierauf Begeisterung und Muth durch alle Schaaren, aber bei allem Enthusiasmus wurde die Lage stündlich trostloser, und die Noth täglich dringender. Die Unmöglichkeit, länger noch innerhalb Antiochiens auszudauern, hatte den Entschluß herbeigeführt, bald möglichst und um jeden Preis diesen Zustand zu beendigen. Man ordnete Alles zum Kampfe; von geistlicher Seite wurde ein dreitägiges Fasten anbefohlen und dann das Abendmahl dem gesammten Heere verabreicht. Eine vollständige Begeisterung herrschte in allen Schaaren; in Gebet und Buße bereitete man sich zu dem Treffen vor; nach besten Kräften, so gering sie auch waren, rüstete sich ein Jeder, und die Fürsten, Boemund vor Allem, entwarfen den Plan der Schlacht. Raimund von Toulouse, damals erkrankt, sollte zurückbleiben zur Deckung gegen die Citadelle, mit 200 Mann, denn mehr glaubte man nicht erübrigen zu können. Graf Robert von Flandern war so schwach, daß er nicht zu Pferde sitzen konnte, als aber Boemund auch ihm ein Commando in der Stadt antrug, raffte er sich auf und erklärte, er vermöge nicht zurückzubleiben, er werde mit hinausziehen. Das gesammte Heer theilte man darauf in sechs Schaaren, deren letzte unter Boemund's eigener Führung stand; endlich, am 28. Juni, nachdem man alle Vorbereitungen beendet hatte, erging der Befehl zum Ausrücken unter dem Jubel aller Schaaren. Tankred, der Führer der fünften Abtheilung, war im Begriffe, seine Stelle in der Linie neben Ademar einzunehmen; als plötzlich eine starke Schaar türkischer Reiterei neben der christlichen Linie vorüberbraus'te und mit aller Macht auf die rechte Flanke der Provenzalen und in den Rücken der Normannen und Boemund's fiel; indeß Boemund hielt die Schlacht aufrecht, ging bald darauf mit großem Nachdrucke zum Angriffe über, und warf, vor Allem durch Tancred unterstützt, die Gegner in aufgelös'te Flucht. Die Turkmanen des Heeres

verließen ihre Stellung; sie ergriffen die Flucht oder wandten ihre Waffen gegen die saracenischen Schaaren selbst. Dies entschied auf dem linken Flügel ihrer Schlachtordnung, den Provenzalen gegenüber, wo sogleich alle Abtheilungen der verbündeten Emire ohne Aufenthalt die Flucht ergriffen. Zu gleicher Zeit vereinigte sich Boemund mit den beiden Roberten und Gottfried; sie drangen in geschlossener Linie und vollem Rosseslaufe vor, und hierauf gab, ehe es zu rechtem Schlagen gekommen war, Kerbuga den Befehl zum Rückzuge. Dieser erfolgte auch hier, ohne alle Ordnung, in wildem Getümmel; christlicherseits wurde, wohl mit starker Uebertreibung, der eigene Verlust auf 10,000, der der Gegner auf 69,000 Mann geschätzt. So unwürdig endete diese gewaltige Erhebung der ganzen seldschukischen Macht.

Die einzelnen Emire gingen in ihre Heimat zurück, Kerbuga erreichte Aleppo, sammelte hier seine Mannschaft und zog dann nach Mosul. In der ganzen Umgegend von Antiochien stand die christliche, armenisch-syrische Bevölkerung unter den Waffen; sie erschlugen jeden Türken, der ihnen in die Hände fiel, und hatten bald das Land vollkommen gereinigt. Noch ehe das fränkische Heer wieder in die Stadt zurückkehrte, bot Ahmed Ebn Merwan die Uebergabe der Citadelle dem Grafen von Toulouse an. Ahmed selbst, nachdem er die Burg überliefert, ließ sich mit einem Theil seiner Mannschaft taufen und blieb in Antiochien.

Nachdem die Fürsten siegesfroh in die Stadt zurückgekehrt waren, gönnte man sich zunächst Ruhe und Erholung nach so viel Mühseligkeiten. Antiochien wurde von allen Resten der türkischen Besatzung gesäubert, die Kirchen neu geweiht, der Patriarch wiedereingesetzt.

Während dieser Zeit der Ruhe entstanden unter den Führern des Heeres Streitigkeiten über den Besitz des Eroberten, denn da der byzantinische Kaiser Alexius seinen Versprechungen, gegen die Herausgabe aller ehemals römischen Besitzungen den Pilgern mit Heeresmacht zu Hülfe zu kommen, nicht nachgekommen war, so hielt man sich von allen Verpflichtungen gegen denselben entbunden. Boemund erhielt das Fürstenthum Antiochien. Gerade in diesem Zeitpunkte, als weltliche Interessen und offener Zwiespalt die Verbindung des Kreuzheeres aufzulösen drohte, starb an einer in Antiochien ausgebrochenen Epidemie, Bischof Ademar von Puy, welcher bisher auf Thätigkeit und Eintracht der Fürsten den größten Einfluß geübt und die geistliche Einheit des Zuges aufrecht erhalten hatte. Der Zwist der Fürsten und der ungesunde Aufenthalt in Antiochien begann aber die Truppen zu ermüden und immer lauter äußerte sich das Verlangen, Jerusalem, das eigentliche Ziel des Kreuzzuges, zu erreichen. Diese Stadt war, während die Christen in Antiochien ausruhten, den Seldschuken von den in Aegypten herrschenden Fatimiden entrissen worden (August 1098).

Der Zug nach Jerusalem ging der Meeresküste entlang bis in die Nähe von Joppe, dann landeinwärts über Ramla, wo man den ersten lateinischen Bischof im gelobten Lande einsetzte; Tankred nahm Bethlehem

für sich in Besitz. Als man von einer Anhöhe zuerst die Thürme Jerusalems erblickte, stürzten Alle auf die Knie und priesen unter Freudenthränen den Herrn, der sie bis hierhin geleitet hatte. Mit verdoppeltem Eifer zog man dann in die Ebene hinunter, um den Lohn so vieler Beschwerden mit einer letzten Anstrengung dahinzunehmen.

Die Kreuzfahrer umlagerten Jerusalem von drei Seiten her. Vor der nördlichen Mauer nahmen die beiden Roberte ihre Stellung, an sie schlossen sich der Westseite gegenüber Gottfried und Tankred an, den Rest der westlichen und einen Theil der südlichen bis an den Fuß des Berges Zion erfüllten dann die Provenzalen. Die Ostseite der Stadt, wo jenseits des Baches Kidron und des Thales Josaphat der Oelberg sich erhebt, blieb unbesetzt. Am 13. Juni unternahm man den ersten Angriff auf die Stadt, mit enthusiastischem Muthe, aber mit Vernachlässigung aller Vorbereitungen. Unaufhaltsam drangen die Franken vor und einige Außenwerke wurden sogleich genommen. Nun aber stand man vor der inneren höchsten Mauer, nur mit einer einzigen Leiter versehen, aber ohne Bedenken wurde sie angelegt und eine Anzahl Franzosen kletterte hinan. Der oberste war Reimbold von Estourmel, der auch unversehrt bis zur Höhe der Zinnen gelangte; schon hatte er die Mauerkrone ergriffen, da trennte ein feindlicher Hieb seine Hand vom Rumpfe. Man sah ein, daß auf solche Weise Jerusalem nicht zu erobern war und beschloß jetzt keinen Angriff weiter zu wagen, bis man die nöthigen Maschinen erbaut hätte, traf dann auch alle Anstalten zu diesem Zwecke, sah sich aber bald in zahlreiche Schwierigkeiten verwickelt. Zunächst stellte sich drückender Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser heraus; das Land um Jerusalem ist dürr und unfruchtbar. Der Bach Kidron war, wie es fast in jedem Sommer geschieht, ausgetrocknet. Dazu kam, daß die Saracenen in häufigen Ausfällen die Fouragirungen hinderten und die Gegend völlig verwüsteten. Noch schlimmer war, daß man mit allen Nachforschungen kein Material für den Maschinenbau entdeckte, so weit man die Gegend umher durchspürte, fand man niedriges Gesträuch in Fülle, aber keinen Hochwald, keinen Baum und keinen brauchbaren Stamm. Doch eine im Hafen von Joppe gelandete genuesische Flotte — dieselbe, die schon vor Antiochien so gute Dienste geleistet hatte, brachte Lebensmittel, Arbeitsgeräthe und tüchtige Werkmeister, die im Angesichte einer ägyptischen Flotte schnell ausgeladen und in das Lager vor Jerusalem geschafft wurden. Auch entdeckte man jetzt in einiger Entfernung gewaltige Baumstämme, die zur Erbauung von Belagerungsthürmen dienten. Die Nachricht von dem Herannahen eines großen ägyptischen Heeres zum Entsatze von Jerusalem, beschleunigte den Beschluß, die Stadt zu bestürmen. Der erste Sturm geschah am 8. Juli 1099 an der Nordseite, aber ohne Erfolg, denn die Festungswerke waren gerade an dieser Seite im besten Zustande. Daher wurden am 9. die Maschinen auseinandergenommen, während der Nacht auf die Ostseite hinübergetragen und wieder zusammengesetzt. Erstaunt sahen die Mohammedaner beim Anbruche des Ta-

ges, daß des Herzogs Lager verschwunden war und wähnten, er sei davon gezogen; bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle.

Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Glut, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art, konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen, daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfried's von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles.

Auch erneuerte sich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch, als am vergangenen Tage; denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahnten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk, oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt, wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs Gottfried auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken; zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten, aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustathius, sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!" stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Toulouse, an der anderen Seite der Stadt, auf das Aeußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David's gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eile drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechszehn von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte er-

stimmt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor Allem an 10,000 in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht so viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils, damit sie nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils, weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden. Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. So ward Jerusalem erobert am 39. Tage der Umlagerung, am 15. Juli 1099.

Wenn aber die christliche Herrschaft im Morgenlande nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung werden sollte, so mußte nunmehr eine feste Verwaltung und bestimmtere Leitung der sich zersplitternden Kräfte eintreten. Was früher, als ein unzeitiger Vorschlag, nicht zur Ausführung kam, das erschien den Fürsten nunmehr durchaus nöthig, nämlich die Wahl eines Oberhauptes.

Bei der Königswahl sollten aber, nach dem Willen der Fürsten, nicht bloß diejenigen Eigenschaften den Ausschlag geben, welche als die glänzenderen auf dem langen gemeinsamen Zuge Jedem bekannt geworden, sondern auch solche, welche selten in dem öffentlichen Leben unmittelbar kund werden. Deßhalb vernahm man eidlich die Diener und Hausgenossen aller Fürsten, über deren Sitten und häuslichen Wandel. Da erzählten des Grafen Raimund's Diener, dem man die Krone anbot, manches Nachtheilige von ihm; doch wurde behauptet, daß sie, aus Furcht, länger von der Heimat entfernt zu bleiben, wenn er König würde, arglistig die Beschuldigungen erfunden hätten. Der schon bejahrte Graf theilte indeß ihre Gesinnungen und erklärte öffentlich: er wolle nicht König werden in Jerusalem. Auch Robert von der Normandie trachtete keineswegs nach dieser Würde: ihm schien sein Erbtheil wichtiger, und er fürchtete Anstrengung und Gefahr. Die Diener Her-

zog Gottfried's von Lothringen sagten dagegen aus, unter allen Handlungen ihres Herrn scheine ihnen nur eine unverständig; daß er nämlich selbst nach Beendigung des Gottesdienstes noch in der Kirche verweile, und die Kundigen über jedes Gemälde und jede heilige Geschichte so lange befrage, bis diese nicht minder, als die Diener selbst, Ueberdruß und Ungeduld ergreife. Zu diesem Tadel, der den Wählern als großes Lob erschien, kam, daß Keiner, wie er, das Geschick besaß, Franzosen und Deutsche zu lenken; denn an den Grenzen beider Reiche geboren und erzogen, gehörte er gewisser Maßen beiden Völkern an und kannte die Sprache beider. Aus solchen Gründen, um öffentlicher und häuslicher Tugenden willen, wählte man am 22. Juli 1099 einstimmig den Herzog Gottfried von Lothringen zum Könige von Jerusalem. Aber eine feierliche Salbung und Krönung fand nicht Statt, denn der Herzog weigerte sich, an dem Orte, welcher zur tiefsten Demuth verweise, wo man dem Könige der Ehren, dem Herrn des Himmels, nur Dornen um die Schläfe gewunden habe, anmaßlich Zeichen und Titel irdischer Größe anzunehmen. Deßhalb haben Viele, nur das Zeichen würdigend, Gottfried nicht den Königen von Jerusalem beigezählt.

Die Eroberung der, auch den Mohammedanern heiligen Stadt, hatte unter diesen so allgemeinen Schrecken und so große Theilnahme veranlaßt, daß selbst viele sunnitische Türken zu dem Heere eilten, welches der ägyptische Khalif Mosta zur Wiedereroberung Palästina's sammelte. Ueber die Stärke dieses Heeres lauten die Nachrichten höchst widersprechend; wir hören von 200,000, ja von 500,000 Mann; von „zahllosen Streitern“ in den Reihen des ägyptischen Heeres, dagegen von 10,000 und 20,000 auf Seiten der Christen. Was die Beschaffenheit beider Heere betrifft, so war Bewaffnung, Verpflegung, Pracht und Reichthum ohne Zweifel auf Seiten der Aegyptier überwiegend, allein Consistenz und innere Kraft fehlte diesem Heere, wie den verbündeten Seldschuken vor Antiochien; in demselben befanden sich schwerbewaffnete Aethiopen, arabische Horden und seldschukische Schaaren vereinigt. Es fehlte an allem Gemeingefühl, an jeglichem Enthusiasmus für den Heerführer und seine Sache.

Schlacht bei Askalon. Am 14. August 1099 hatte man christlicherseits alle Vorbereitungen zum Schlagen getroffen. Als man sich auf Bogenschußweite zu Gesicht bekommen, standen die Christen einen Augenblick still unter leisem Gebet, welches die Saracenen ungewiß und unbeweglich abwarteten. Dann aber drang die christliche Linie mit allen Schaaren unaufhaltsam vor. Eine Zeitlang standen die Aethiopen, welche den Mittelpunkt der ägyptischen Schlachtreihe bildeten, unerschütterlich; bald aber fiel Gottfried in ihre Flanke und zugleich durchbrachen Tankred und Eustachius den Mittelpunkt der feindlichen Linie. Das Joppe'sche Thor Askalon's liegt nicht weit vom Meere, dorthin drängte mit wilder Gewalt die ganze Masse der Fliehenden; aber hart waren die Christen hinter ihnen und an der Küste empfing sie bereits das Schwert der Provenzalen. Der Verlust der Geschlagenen belief sich

nach den geringsten Angaben auf 30,000 Mann, wovon 2000 in dem Thore erstickt und zertreten und mehr noch in den Meereswogen umgekommen sein sollen. Das Lager fiel auf der Stelle in christliche Hände mit allen Vorräthen, Schätzen und Kriegsgeräth. Der Sieg war in jeder Hinsicht entscheidend.

Nachdem den fränkischen Waffen vor Antiochien das seldschukische Heer, und nach dem Falle Jerusalems der Wesier von Aegypten unterlegen war, hatte der Kreuzzug sein Ende erreicht. Alle feindliche Gewalten waren gebrochen, der Boden war erobert, auf welchem ein christlicher Staat auferbaut werden sollte. Seit dem Tage von Askalon begannen die Einrichtungen, alle Keime wurden gelegt, aus denen das Geschick dieser Fürstenthümer erwachsen ist. Wir sind nicht eben vollständig über die Regierungsweise Herzog Gottfried's und deren Resultate unterrichtet, und vor Allem der innere Zustand des Reiches ist durch den Mangel beglaubigter Nachrichten unseren Blicken entzogen, da der bald (18. Juli 1100) erfolgte Tod des Herzogs den Berichterstattern Lust oder Stoff zu weiteren Mittheilungen benommen hat. Unter seinem Bruder und Nachfolger, Balduin I., hob sich die Macht des Reiches von Jahr zu Jahr. Außer seiner persönlichen Thätigkeit, kann man als allgemeine Ursachen davon den steten Zufluß abendländischer Pilger, den Beistand der italienischen Flotten und die engere Verbindung mit Antiochien, Edessa und Tripolis bezeichnen, sowie andererseits die Spaltungen unter den seldschukischen Fürstenthümern und der Verfall des ägyptischen Reiches die Aussichten der Saracenen mehr und mehr verringerten. Es wäre ungerecht, Gottfried aus seinen geringen Erfolgen einen Vorwurf zu machen, aber das Verdienst seiner Nachfolger würde man ebenso grundlos beeinträchtigen, wenn man ihn, und nicht Balduin I. für den rechten Gründer, sowie Balduin II. für den Vollender dieser Monarchie ansehen wollte.

---

67. Verfassung des Königreiches Jerusalem. Die Ritterorden.

(Nach Friedr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.)

Schon Gottfried von Bouillon ließ von kundigen Pilgern die Rechtsgewohnheiten der verschiedenen Völker sammeln, welche am ersten Kreuzzuge Theil genommen hatten, und das, was hiervon den geistlichen und weltlichen Großen zweckmäßig dünkte, erhielt für das Reich Jerusalem Gesetzeskraft. Allen Einrichtungen lag das Lehnswesen zu Grunde, und in dem Könige, als dem obersten Lehnsherrn, fand sich der Mittelpunkt der höchsten Gewalt. Hingegen war die Frage über das Erbrecht der Krone Anfangs nicht bestimmt entschieden, und für die späteren Zeiten erscheint es wohl als ein Unglück, daß man es in den vier größeren christlichen Staaten des Morgenlandes auch auf die weiblichen Nachkommen ausdehnte. Der König ward vom Patriarchen gekrönt

und empfing die Krone, das Schwert, den Ring, das Scepter und den Reichsapfel als Zeichen der Würde, der Pflicht, die Gläubigen zu schützen, der Treue, der Strafgewalt und der Regierung des Landes. Auf die Krönung folgte ein großes Fest im Tempel Salomons oder im königlichen Palaste, wo die Ritter mit aßen, die Einwohner Jerusalems aber aufwarteten. Dem Könige zunächst standen die vier höchsten Kronbeamten: der Seneschall oder Landeshauptmann, der Connetable oder Kronfeldherr, der Marschall und der Oberkammerherr. Der Seneschall hatte die oberrichterliche Gewalt, die Verwaltung der königlichen Einkünfte und die Aufsicht über Schlösser und Festungen; er zahlte den Sold aus, vertrat in der Abwesenheit des Königs seine Stelle und trug ihm an festlichen Tagen die Krone vor. Der Connetable hingegen trug ihm die Fahne vor, hatte die erste Stelle im Gerichtshofe der Großen des Reiches und die höchste Gewalt im Heere nächst dem Könige. Er bot in seiner Abwesenheit die Mannen auf und entschied alle Klagen wegen nicht bezahlten Soldes. Der Marschall schlichtete Streitigkeiten zwischen den Herren und den Waffenknechten, empfing den Eid derjenigen, welche im Solde des Königs blieben, theilte die Beute, sorgte für die Wohnungen und Nachtlager, stand aber, bei allem großen Ansehen, doch in einem abhängigen Verhältnisse zum Kronfeldherrn. Weit weniger innere Wichtigkeit hatten endlich die Geschäfte des Oberkammerherrn, welcher an feierlichen Tagen, bei Huldigungen, Aufzügen u. s. w. für die äußere Würde und Ordnung Sorge tragen mußte.

Die Gesetze unterschieden drei Abtheilungen von Lehnsmannen: unmittelbare des Königs, mittelbare und solche, die erst von mittelbaren ihre Lehen empfangen hatten. Sie genossen in ihren Bezirken Rechte, welche denen das Ganze umfassenden des Königs glichen; aber selbst die mittelbaren Mannen waren ihm unbedingt zur Treue verpflichtet, und Niemand durfte, ohne seine Zustimmung, Lehne verkaufen oder anderweit verleihen. Diese gingen bald nur auf unmittelbare Nachkommen, bald auch auf die Seitenverwandten über. Die Zahl von Rittern und Fußgängern, welche das Königreich Jerusalem zu einem einfachen Aufgebote stellen sollte, war ansehnlich genug und ward in größerer Gefahr sehr erhöht, so daß, wenn die drei übrigen Staaten (Tripolis, Antiochien und Edessa) stets in gleichem Verhältnisse unweigerlich beigetragen hätten, das christliche Heer gewiß mächtiger gewesen wäre, als das eines einzelnen mohammedanischen Herrschers. Aber der Umfang der christlichen Staaten war nur kurze Zeit so groß, wie bei dem Tode König Balduin's II. In kirchlicher Hinsicht zerfielen die Länder in die Sprengel der Patriarchen von Jerusalem und Antiochien.

Den später sowohl über die geistlichen als weltlichen Einrichtungen hereinbrechenden Verfall hemmten lange Zeit hindurch die großen Ritterorden der Johanniter und Templer. Von dem Ritterwesen im Mittelalter überhaupt wird an anderer Stelle (Nr. 76) gesprochen werden: bei diesen Orden ist aber außerdem die eigenthümliche Weise höchst merkwürdig, wie die Pflichten des Ritters, des Christen und des

Mönches verkettet und in einander geschmolzen sind, wie ihre Macht von den geringsten Anfängen durch freie Entwicklung zu der Wichtigkeit von Königreichen heranwächs't, und in die Geschichte mit entscheidendem Nachdrucke eingreift.

Kaufleute aus Amalfi, welche im 11. Jahrhunderte großen Handel nach Palästina trieben, errichteten zu Jerusalem, nahe bei der Auferstehungskirche, ein Mönchskloster zu Ehren der Jungfrau Maria, wo Benedictiner nach lateinischem Kirchenbrauche Gottesdienst hielten. Bald nachher entstand mit Erlaubniß des ägyptischen Khalifen ein Nonnenkloster zur heiligen Maria Magdalena; endlich erbauten der Abt und die Mönche jenes Klosters ein Haus für die Aufnahme und Pflege der Pilger und nannten es das Hospital zum heiligen Johannes. Hier wurden Pilger, Kranke und Hülfsbedürftige der verschiedensten Religionsparteien gepflegt und unterstützt, und so wohlthätig fand Gottfried von Bouillon diese Einrichtungen, daß er ihr Dasein nicht von der ungewissen Freigebigkeit der benachbarten Einwohner oder der Amalfier abhängig lassen wollte, sondern ihnen beträchtliche Grundbesitzungen schenkte. Nunmehr trennten sich unter Gerhard, ihrem Führer, die Pfleger des Hospitals von jenem Kloster, nahmen die Regel und die Kleidung der geregelten Augustiner-Chorherren an und hefteten ein weißes Kreuz mit acht Spitzen auf die linke Seite ihres schwarzen Mantels. So streng war die Zucht der Hospitaliter, so heilsam ihre Thätigkeit, daß sie schnell Reichthum und Ansehen gewannen und Papst Paschalis II. schon im Jahre 1113 ihre Einrichtungen, ihre gegenwärtigen und künftigen Besitzungen bestätigte und ihnen das Recht ertheilte, sich selbst einen Vorsteher zu wählen.

Der nach Gerhard's Tode gewählte Vorsteher Raymund Dupuy gab im Jahre 1118 der Genossenschaft die ersten vollständigeren Grundgesetze. Zufolge derselben sollte der Aufzunehmende von christlichen Eltern geboren, wenigstens 13 Jahre alt, nicht in einem anderen Orden, nicht leibeigen oder verheirathet sein. Er leistete die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth.

Um dieselbe Zeit, als Raymund Dupuy den Hospitalitern Gesetze gab, bildete sich ein neuer Ordensverein durch Hugo von Payens, Gottfried von St. Omer und sieben andere Edle. Aber die drei großen Mönchsgelübde dünkten ihnen nicht Alles zu erschöpfen, was ein christlicher Ritter in jenen Zeiten der Unsicherheit und Gefahr zu unternehmen verpflichtet und zu vollbringen im Stande sei; deßhalb fügten sie das vierte Gelübde hinzu: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Ein solcher Beschluß mußte dem Könige Balduin I., dem Patriarchen, ja allen Christen höchst willkommen sein, und so erhielten die armen Ritter theils augenblickliche Beisteuern, theils Anweisungen auf wiederkehrende Einnahmen, endlich, weil ihnen eine Wohnung und Kirche fehlte, vom Könige einen Theil seines Palastes und einen freien Platz nahe beim Tempel Salomons; hiervon entstand der Name Templer oder Tempelherren. Neun Jahre nach ihrer

Entstehung hatten die Ritter nicht allein manches Gut, sondern auch einen so großen Ruf erworben, daß sie König Balduin dem Papste Honorius II. empfahl, und der überall thätige Bernhard von Clairvaux ihr lauter Vertheidiger und Lobredner ward. Ohne Schwierigkeit erhielten sie daher auf der Kirchenversammlung von Troyes 1128 die Bestätigung ihres Ordens und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugenius III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die weiße Farbe deutete ihre eigene Unschuld an und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Martyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen. Das Siegel des Ordens, zwei Ritter auf einem Pferde, erinnerte wohl an die anfängliche Armuth und Einigkeit; und die Inschrift des schwarz und weiß getheilten Banners forderte zur Demuth auf: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gebührt die Ehre!"

An der Spitze der Ritterschaft des Tempels stand der (durch mehrfach indirecte Wahl) gewählte Großmeister, aber keineswegs mit so unbedingten Rechten, als in der Regel der Abt eines Klosters, oder der Obere eines Mönchsordens. Die Templer waren dem Großmeister zwar Gehorsam schuldig, aber die Mehrheit der Stimmen im Rathe entschied auch gegen ihn. Er durfte ohne dessen Zuziehung keine hohen Ordensbeamten ernennen, keine Grundstücke veräußern, nicht über Krieg oder Frieden beschließen, nicht große Summen anleihen oder ähnliche wichtige Dinge vornehmen. Dennoch blieb ihm sehr großer Einfluß: er hatte den äußeren Rang eines Fürsten, vertheilte die Pferde und Waffen, besetzte die niederen Würden und Ordenspfründen, wählte die außer den höheren Ordensbeamten in den Rath aufzunehmenden Ritter, übte eine sehr große Gerichtsbarkeit über die zum Orden gehörigen Geistlichen, war Bevollmächtigter des Papstes in Beziehung auf die Templer, hatte die Aufsicht des Schatzes u. s. w.

Außer den (adeligen) Rittern gehörten zum Orden aus dem Bürgerstande die Geistlichen und Capelläne und die dienenden Brüder. Die letzteren zerfielen wiederum in zwei Abtheilungen, die geehrteren Waffenbrüder und die Handwerksbrüder. Jene bildeten eigene Schaaren im Kriege, erhielten mehrere niedere Aemter, selbst Priorate und hatten dann Sitz und Stimme in der allgemeinen Ordensversammlung; ja vier der Wähler des Großmeisters mußten aus ihrer Mitte genommen sein. Die Handwerksbrüder, welche die Gewerbe und häuslichen Geschäfte des Ordens trieben, standen natürlich in geringerem Ansehen, erhielten aber doch, durch das Anschließen an eine so großartige und großgesinnte Körperschaft, eine solche Stellung und Bedeutung, wie sie der Einzelne in jenen Zeiten sonst zu erwerben nicht im Stande war.

Die hohen Würden im Orden waren, mit Ausnahme der Visitatoren, wohl lebenswierig: der Seneschall vertrat in der Abwesenheit des Meisters seine Stelle, der Marschall stand an der Spitze des Kriegswesens, der Comthur des Königreichs Jerusalem war Schatzmeister, vertheilte die Wohnungen und hatte die Aufsicht über die Güter

und Meiereien. Alle Besitzungen des Ordens wurden nach Landschaften mit besonderen Vorstehern abgetheilt; als solche finden wir erwähnt: Jerusalem, Antiochien, Tripolis, Cypern, Portugal, Castilien und Leon, Aragonien, Frankreich und Auvergne, Normandie, Aquitanien oder Poitou, Provence, England, Deutschland, Ober- und Mittel-Italien, Apulien und Sicilien.

Die sehr ins Einzelne gehenden Vorschriften über das Leben der Ordensritter zeigen die glückliche Mischung geistlicher und kriegerischer Pflichten. Diese entsprach ganz den Ansichten und Gesinnungen des Zeitalters, und der Großmeister Hugo, welcher gleich nach der Kirchenversammlung von Troyes einen Theil von England und Frankreich durchreis'te, gewann so viele Ritter für seinen Orden, ihr wohlverdienter Ruhm stieg so schnell und ungewöhnlich, daß die Johanniter, deren bloß mildthätige Geschäfte weniger ansprachen, eine Abänderung ihrer ersten Gesetze vornehmen mußten. Denn die Templer, welche in ihrer Anfangs ärmlichen Zeit manche Unterstützung von den Johannitern empfingen, würden ihnen an Reichthum, Macht und Ansehen noch weit mehr zuvorgeeilt sein, wenn diese nicht ebenfalls eine Abtheilung kriegerischer Ritter gegründet, sie von den geistlichen und pflegenden Genossen geschieden und dienende Brüder als unterstützend hinzugefügt hätten. Innocenz II. bestätigte diese neuen Grundsätze im Jahre 1130 unter großen Lobeserhebungen.

So waren die Grundlagen und Grundgesetze der christlichen Orden, und man kann nicht verkennen, daß Aufopferungen und Entbehrungen, Glaubensmuth und Kriegsmuth in einem Grade verlangt und geübt wurden, zu welchem sich selten eine Zeit erhoben hat.

---

68. Bernhard von Clairvaux und der zweite Kreuzzug.

(Nach C. Wernicke, die Geschichte des Mittelalters.)

Die Blüte des Königreiches Jerusalem war nur von kurzer Dauer. Schnell hatte sie sich entfaltet; noch schneller wurde sie vernichtet. Balduin II. hinterließ bei seinem Tode 1131 das Reich in jeder Beziehung wohlgeordnet dem 60jährigen Fulco von Anjou, dem Gemahl seiner Tochter Melisende. Aber schon zeigte sich im Inneren der Beginn des Sittenverfalles, und von außen her wurden die Grenzen bedrängt durch die Assassinen *) und durch Zenki, den Statthalter von

*) Die Assassinen oder Ismaeliten, eine gegen Ende des 11. Jahrhunderts entstandene mohammedanische Secte, oder vielmehr ein Bund von Meuchelmördern, hatten unter Leitung eines Oberhauptes, das Anfangs unter dem Namen des „Alten vom Berge", später unter dem eines Sultans die unbeschränkteste Macht ausübte, sich wie in Irak, so auch im Antilibanon, zwischen der Grafschaft Tripolis und dem Fürstenthum Antiochia, einer Anzahl fester Bergschlösser bemächtigt, und wurden durch ihr Schreckensystem so-

Mosul. Dieser hatte sich daselbst zum unabhängigen Herrscher gemacht, und wußte alle kleineren türkischen Reiche vom Tigris bis Edessa unter seine Herrschaft zu vereinigen. Als Fulco 1143 starb und nur einen 13jährigen Sohn, Balduin III., als Nachfolger hinterließ, schien es Zenki die günstigste Zeit, auch Edessa, diese wichtige Vormauer der christlichen Besitzungen, selbst anzugreifen. Graf Joscelin von Edessa lebte inzwischen ganz seinem Vergnügen, ohne sich um die wachsende Macht und die Absichten Zenki's zu kümmern. Im November 1144 erschien dieser vor Edessa; bereits im December war die Stadt in seinen Händen und viele von den Einwohnern wurden ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht niedergemetzelt. Damit fielen alle Besitzungen der Christen auf dem linken Ufer des Euphrat in die Gewalt des Siegers, und schon bedrohte derselbe das Königreich Jerusalem, als er plötzlich 1146 von einem Sclaven in seinem Bette ermordet wurde. Die Christen jubelten, daß sie von dem gefährlichen Feinde befreit waren, und leicht gelang es Joscelin, sich wieder in den Besitz von Edessa zu setzen; aber nur zu bald sollten sie erkennen, daß sie an Zenki's Sohne und Nachfolger Nureddin einen noch gefährlichern Feind erhalten hatten. Derselbe war nach den übereinstimmenden Berichten der Christen wie der Mohammedaner ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann. Er war von hoher majestätischer Gestalt und blondem Haupthaar; einfach in seiner Kleidung, tapfer im Kriege und ein kluger Feldherr, wie sein Vater, übertraf er denselben noch an jeglicher anderen Tugend, an Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Er erbaute Moscheen, Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser, legte Schulen an und beförderte die Wissenschaften. Mit großer Freigebigkeit sorgte er für seine Krieger, desto sparsamer aber war er in seinem Hauswesen. Sechs Tage nachdem Joscelin sich wieder in den Besitz von Edessa gesetzt hatte, erschien Nureddin vor der unglücklichen Stadt. Joscelin, ohne Hoffnung, sich halten zu können, versuchte, sich mit der Besatzung durchzuschlagen, und die von allem Schutze verlassenen Bewohner der Stadt suchten mit ihm zu entkommen. Aber dies gelang ihnen nicht. Sie wurden umringt, und wer nicht durch das Schwert fiel, gerieth in die traurigste Gefangenschaft; die Stadt aber wurde von Grund aus zerstört (1147).

Die Kunde von dem Falle Edessa's durch Zenki rief im ganzen Abendlande die größte Bestürzung hervor, und wie in den Zeiten Peter's von Amiens, so erwachte auch jetzt in vielen Gemüthern der begeisterte Entschluß, nach dem Morgenlande zu ziehen, und im Kampfe gegen die Ungläubigen dem Heilande sein Leben zu weihen. Diese Begeisterung

wohl den Mohammedanern als den Abendländern furchtbar. Sie behaupteten sich unter acht nach einander folgenden Herrschern während des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge (1090—1272), bis endlich die hereinbrechenden Mongolenhorden sie in Medien (1257, also fast gleichzeitig mit dem Sturze des Khalifats) ausrotteten und der Mamelukensultan (Bibars) von Aegypten auch den Banditen in Syrien ein Ende machte (1272).

wurde noch mehr angefacht durch einen höchst merkwürdigen Mann, den Abt Bernhard von Clairvaux.

Bernhard war 1091 zu Fontaines unweit Dijon in Burgund geboren und gehörte einer altadeligen Familie an. Seine fromme Mutter Aleth brachte ihre sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter, gleich nach der Geburt zum Altare, um sie Gott zu weihen. Bernhard war der dritte unter diesen Söhnen, und schon früh zeigte sich bei ihm ein ernster, religiöser Sinn, den seine Mutter mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte. Nach dem Tode derselben gerieth er zwar in leichtfertige Gesellschaften, aber die Eindrücke, welche er von seiner Mutter empfangen hatte, machten sich bald mit um so größerer Gewalt wieder geltend, und er beschloß, sich ganz von der Welt zurückzuziehen. Seine Brüder suchten ihn davon zurückzuhalten, aber sein Entschluß war nicht zu erschüttern, und noch nicht 23 Jahre alt trat er in das Kloster Citeaux, welches in einer wilden Einöde bei Dijon lag und das, obgleich schon im Jahre 1098 gegründet, doch erst wenige Mönche hatte, weil die außerordentliche Strenge der Regel des Cistercienser-Ordens die meisten zurückschreckte. Und er trat nicht allein in den Orden; fortgerissen durch die Glut seiner frommen Begeisterung und die Gewalt seiner Beredtsamkeit, folgte ihm eine große Zahl von Verwandten und Freunden, so wie alle seine Brüder, außer dem jüngsten, der fast noch Kind war. Schon nach dreijährigem Aufenthalte zu Citeaux wurde er selbst zum Abt eines Cistercienserklosters gewählt, das in Clairvaux, einem öden, wilden Bergkessel im Bisthume Langres, neu gegründet war, und sein Beispiel wirkte mit solcher Gewalt, daß seitdem Männer aus allen Ständen, Ritter und Gelehrte, sich zu dem Cistercienser-Orden drängten, daß die Strenge, welche sonst Alle zurückgeschreckt hatte, jetzt nur ein neues Reizmittel für sie wurde, und daß 37 Jahre nach der Gründung von Citeaux dem Abte desselben nicht weniger als 67 Klöster untergeordnet waren. Durch rastlose Thätigkeit erwarben die Mönche von Clairvaux so viel, daß sie zur Zeit einer Hungersnoth mehrere Monate lang 2000 Arme mit Nahrungsmitteln versorgen konnten, ungerechnet die vielen Almosen, welche sie sonst noch vertheilten, und so konnte es denn nicht fehlen, daß man dieses Kloster bald als ein Muster betrachtete, und daß nach allen Ländern Europa's von dort aus Colonien verlangt wurden, um ähnliche Stiftungen zu gründen. Bei Bernhard's Tode, am 20. August 1153, waren bereits 160 solcher Klöster gestiftet worden, und alle betrachteten ihn als ihren Vater und Lehrer. Auf solche Weise gewann er überall den größten Einfluß; die Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste nahmen seine Hülfe in Anspruch, um Streitigkeiten zu schlichten, Unruhen beizulegen und ihnen Rath zu ertheilen. Er benutzte diesen großen Einfluß, um Unterdrückten und Unglücklichen beizustehen; er begeisterte Viele zu wohlthätigen Unternehmungen, er trat dem Schlechten überall, wo er es fand, ohne Scheu entgegen. Dabei war er fern von jeglicher Selbstüberhebung. In vielen großen Städten verlangte man ihn zum Bischof, aber er schlug es aus.

Allgemein war der Glaube verbreitet, er thue Wunder, und er selbst war überzeugt, daß Gottes Gnade Großes durch ihn wirke.

Als die Briefe, in welchen der König und die Barone von Jerusalem die Bedrängnisse der Christen im Morgenlande schilderten, nach Europa kamen, erhielt Bernhard vom Papste den Auftrag, die Christen des Abendlandes zu ermahnen, daß sie zur Buße und zur Vergebung ihrer Sünden nach dem Orient zögen, um ihren bedrängten Brüdern zu helfen oder für sie zu sterben. Viele, deren Gewissen von schwerer Sündenschuld belastet war, hatten ohnehin schon diese Absicht, namentlich König Ludwig VII. von Frankreich. Derselbe hatte im Kriege gegen den Grafen von Champagne und Blois die Stadt Vitry erobert, und bei dieser Gelegenheit war von seinen rohen Kriegern eine Kirche mit 300 Unglücklichen, die daselbst Zuflucht gesucht hatten, verbrannt worden. Er wandte sich an Bernhard, und dieser begab sich, als er vom Papste den Auftrag erhalten hatte, das Kreuz zu predigen, freudig nach Frankreich. Zu Vezelay wurde im März 1146 eine große Versammlung gehalten, auf welcher Ludwig nebst seiner Gemahlin, seinem Bruder und vielen Bischöfen, Rittern und Edlen das Kreuz nahm. Von Bernhard's begeisterter Rede ergriffen, forderten Alle das Kreuz; er mußte die mitgebrachten Kreuze viel mehr ausstreuen, als vertheilen, und da sie nicht ausreichten, mußte er sogar noch sein eigenes Gewand zu Kreuzen zerschneiden.

Nun wandte er sich auch nach Deutschland. In dringenden Briefen forderte er die Deutschen auf, nicht hinter ihren Brüdern zurückzubleiben; er ermahnte sie, ihren Kriegen unter einander ein Ende zu machen und in den heiligen Krieg zu ziehen, wo Siegen Ruhm, Sterben Gewinn sei. Seine Körperschwäche vergessend, reis'te er hier, wie in Frankreich, überall umher, und weit mehr noch, als sein Schreiben, wirkte seine Rede. Eine eigenthümliche Anmuth lag in dem Tone seiner Stimme, eine unwiderstehliche Gewalt in dem Feuer der Begeisterung, das sich in seinen Worten, in den Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes, in seiner ganzen äußeren Erscheinung aussprach. Selbst solche, die seine Worte nicht verstanden, wurden so mächtig ergriffen, daß Thränen ihren Augen entströmten und daß sie in reuiger Zerknirschung an ihre Brust schlugen, und von allen Seiten brachte man Kranke herbei, in der festen Zuversicht, daß sie durch den heiligen Mann Genesung erlangen müßten. Solche glänzende Erfolge ließen ihn aber nie die nöthige Besonnenheit vergessen. So warnte er die Deutschen, sie sollten nicht, einzelnen Schwärmern folgend, die des Krieges unkundig wären, zu früh aufbrechen, und er hielt ihnen das Beispiel Peter's von Amiens vor.

Zu Frankfurt suchte Bernhard auch den deutschen König Konrad III. für den Kreuzzug zu gewinnen; doch dieser, der schon früher in Palästina gewesen war, erklärte, er habe durchaus keine Neigung dazu, und Bernhard war klug genug, zu erwiedern, es zieme ihm nicht, ungestüm in den König zu dringen. Dagegen benutzte er eine große Feierlichkeit

zu Speier, bei welcher er mit dem Könige zusammentraf, um ihm nach der Messe nochmals die Theilnahme am Kreuzzuge in eindringlichen Worten ans Herz zu legen. Er sprach von den großen Wohlthaten, die Gott dem Könige erwiesen, er solle nicht undankbar für dieselben sein, sonst werde dereinst am jüngsten Tage Rechenschaft von ihm gefordert werden. Alle waren tief erschüttert; der König selbst, zu Thränen gerührt, rief aus: „Ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes, und ich will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Demüthig empfing er am Altare aus Bernhard's Händen das Kreuz und das Banner des heiligen Krieges.

Im Frühling des Jahres 1147 brach Konrad mit einem zahlreichen Heere von Deutschland auf und nahm seinen Weg durch Ungarn. Auf demselben Wege folgte ihm Ludwig im Juni von Metz aus nach, und beide Heere kamen glücklich nach Constantinopel. Der damalige Kaiser Manuel I., obgleich mit Konrad nahe verwandt, indem er mit der Schwester von Konrad's Gemahlin vermählt war, wurde doch von Mißtrauen ergriffen, als das 90,000 Mann starke deutsche Heer vor Constantinopel rückte, und erst nachdem er sich hatte den Friedenseid schwören lassen, gab er Schiffe zur Ueberfahrt über die Donau. Dennoch kam es bald zu blutigen Streitigkeiten mit den Griechen, und Konrad war froh, als er endlich Asien erreicht hatte. Er nahm jetzt, sei es durch seine Kühnheit oder durch treulose Rathschläge der Griechen verleitet, den kürzern aber gefahrvollen Weg durch das Gebiet des Sultans von Ikonium. Sie kamen durch die öden Gegenden Phrygiens, und mit jedem Tage wuchs ihre Noth. Die Städte, bei denen sie vorüberkamen, verschlossen ihre Thore, verweigerten ihnen oft die Lebensmittel, oder vergifteten sie mit Kalk. Viele starben vor Hunger oder verschmachteten vor Durst. Plötzlich sahen sie sich inmitten einer wüsten Ebene von ihren treulosen Führern gänzlich verlassen, und von allen Seiten schwärmten die Reiterschaaren der Saracenen herbei und griffen die Verschmachtenden an. Diese leisteten heldenmüthigen Widerstand, aber dennoch erlitten sie eine furchtbare Niederlage, und nur mit 7000 Mann gelang es Konrad, nach Constantinopel zurückzukommen, wo er jetzt von seinem Schwager aufs freundschaftlichste aufgenommen und mit Geld und Geschenken überhäuft wurde.

Zu derselben Zeit, wo Konrad's schönes Heer in Phrygien seinen Untergang fand, traf auch Ludwig mit 60,000 streitbaren Kriegern in Constantinopel ein, von wo er weiter nach Asien zog, nachdem er geschworen hatte, alle ehemals griechischen Orte, die er erobern würde, an den Kaiser zurückgeben zu wollen. In Asien erfuhr er das Schicksal des deutschen Heeres, dessen Reste sich mit ihm vereinigten. Er schlug den gefahrloseren Weg an der Seeküste ein, aber auch er mußte die Treulosigkeit der Griechen erfahren, welche die unglücklichen Kreuzfahrer in die Hände der Türken überlieferten und sie ausplünderten, so daß Viele lieber freiwillig sich in türkische Gefangenschaft begaben, um nur

den Griechen zu entgehen. Ludwig selbst kam indessen mit seinen Edlen glücklich nach Antiochia und eilte von dort nach Jerusalem, wo einige Tage vorher auch Konrad von Constantinopel her angekommen war. Andächtig besuchten beide Könige die heiligen Orte und beriefen dann alle Fürsten und Edlen nach Acco, um zu beschließen, was weiter geschehen sollte. Die Zahl der Kreuzfahrer hatte sich inzwischen durch Neuangekommene wieder vermehrt, und man beschloß, das wichtige Damascus anzugreifen. Konrad und seine Deutschen bewiesen im Kampfe den größten Heldenmuth, er selbst schlug einem Türken mit einem gewaltigen Hiebe den Kopf und die linke Schulter ab, so daß die Feinde erschreckt in die Stadt zurückflohen. Schon sannen die Belagerten auf Mittel zur Flucht; aber dennoch mißlang die Belagerung durch den Verrath der orientalischen Christen eben so wie der darauf unternommene Angriff auf Askalon. Erbittert über solche Treulosigkeit, beschlossen Konrad und Ludwig, nach Europa umzukehren. Konrad schiffte sich bereits im September 1148 von Acco nach Griechenland ein, wo er sich seiner Gesundheit wegen noch einige Zeit bei dem Kaiser Manuel aufhielt, mit dem er ein Bündniß schloß. Dann begab er sich nach Deutschland; viele Deutsche aber litten auf der Rückreise Schiffbruch. Einige Zeit nach Konrad verließ auch Ludwig Palästina und kehrte nach Frankreich zurück.

So war also der ganze Kreuzzug, den zwei so mächtige Fürsten mit so bedeutenden Heeren unternommen hatten, völlig gescheitert. Der Eifer für Unternehmungen gegen das Morgenland war dadurch vollständig erkaltet, und allgemein wurde der Unwille gegen den heiligen Bernhard laut, der durch seine zuversichtlichen Verheißungen eines siegreichen Ausganges so viel zu dem Unternehmen beigetragen hatte. Man nannte ihn offen einen falschen Propheten, der durch trügerische Wunder die Christen ins Verderben gelockt habe. So groß auch sein Schmerz über das Mißlingen des Zuges war, ließ er sich dadurch doch in seinem Glauben nicht irre machen. In einer Schrift an den Papst berief er sich auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Fügungen. Auch Moses, obgleich sein Werk sicher Gottes Werk war, habe doch die Juden nicht in das Land der Verheißung führen können. Wenn nun die Juden wegen ihrer Gottlosigkeit umgekommen wären, sei es nicht zu verwundern, daß es den Kreuzfahrern, die nicht besser wären, als jene, eben so erging; und allerdings steht es nach den Berichten solcher, die am Zuge Theil nahmen, fest, daß Mangel an Vorsicht, Uebermuth und Zügellosigkeit der Kreuzfahrer an dem unglücklichen Ausgange des Unternehmens nicht geringere Schuld trugen, als der Verrath der Griechen und morgenländischen Christen.

69. Untergang des Königreiches Jerusalem und der dritte Kreuzzug.

(Nach Jos. Krebs, deutsche Geschichte, mit einem Schluß nach Reinhold Pauli, Geschichte von England.)

Nach dem erfolglosen Zuge der beiden Könige Konrad und Ludwig hatte König Balduin III. von Jerusalem 1143—1162 die Herrschaft mit Kraft und Ruhm geführt. Durch die Eroberung Askalons entriß er den Fatimiden den Schlüssel zu Syrien und kämpfte mit Erfolg gegen den gewaltigen Nureddin, der in dem Jahre nach dem Falle Askalons Damaskus erobert und dadurch dem christlichen Reiche sich doppelt furchtbar gemacht hatte. Ihm folgte sein Bruder Amalrich 1162—1173. Dieser wandte seine Kraft gegen Aegypten, welches den schuldigen Tribut verweigerte; die Unruhen in diesem Lande erregten sogar die Hoffnung, dasselbe zu erobern. Doch Nureddin vereinigte die mohammedanische Macht zur Behauptung Aegyptens und wenn auch Amalrich durch glänzende Thaten den Ruhm der christlichen Waffen wahrte, so scheiterte doch sein Plan, Aegypten mit Palästina zu vereinigen. Er starb in demselben Jahre, in welchem Nureddin ins Grab sank. Da Amalrich einen 13jährigen Sohn, Balduin IV., 1173—1185, Nureddin einen 12jährigen Sohn, Ismael, als Nachfolger hinterließ, fand Saladin, Ejub's Sohn, nachdem er nach dem Tode des fatimidischen Khalifen sich auf den Thron Aegyptens geschwungen und damit die Dynastie der Ejubiden gegründet, ein weites Feld zur Ausbreitung seiner Macht. Zwar erlitt er, als er Askalon belagerte, unweit dieser Stadt, bei Ramla, durch Balduin IV., der trotz seiner Krankheit an die Spitze seiner schwachen Streitkräfte sich gestellt hatte, mit seinem weit überlegenen Heere eine furchtbare Niederlage, also daß er der Gefangenschaft kaum entging; dafür aber einigte er die Macht der Mohammedaner im Osten und Süden durch Eroberungen; Aleppo, Cäsarea, Damaskus und viele andere Städte kamen in seine Gewalt, und in weitem Bogen umschloß seine Herrschaft von der Sahara bis zum Tigris das Königreich Jerusalem. Einer solchen Macht waren die Christen nicht gewachsen. Dazu kamen die traurigen Verhältnisse in der königlichen Familie; der Aussatz machte den König Balduin IV. zur Regierung unfähig, und er legte die Krone zu Gunsten Balduin's V., des 5jährigen Sohnes seiner Schwester Sibylla, nieder. Nach dem baldigen Tode Balduin's V. (1186), bewirkte Sibylla, daß ihr zweiter Gemahl, Veit von Lusignan, zum Könige gekrönt wurde. Nun hielt es Saladin an der Zeit, seinen lange vorbereiteten Vernichtungsplan auszuführen. Einige erzählen, Rainald von Chatillon habe zu dem Ausbruch dadurch Anlaß gegeben, daß er Saladin's Mutter, die während eines Waffenstillstandes mit einer nach Mekka pilgernden Karawane durch das Land der Christen zog, überfiel und ausplünderte. Saladin hatte

der Mohammedaner gesammte Macht zum heiligen Kriege aufgerufen. Von Norden, Osten und Süden brachen die Schaaren sengend und brennend in das Land. Die Christen, welche, eingedenk der großen Gefahr, keineswegs die Vertheidigungsanstalten vergessen hatten, stellten sich, 20,000 Mann stark, voran der König nebst den Großen des Reiches, bei Hittin, am See Tiberias, dem Feinde entgegen (4. Juli 1187). Vom Morgen bis zum Abende währte der blutige Kampf. Die Christen verrichteten Wunder der Tapferkeit. Aber was half die übermenschliche Tapferkeit und die religiöse Begeisterung gegen die zahllosen Feinde, die das christliche Häuflein, jeder Hülfe und jeder Erquickung beraubt, eingeschlossen hielten! Am folgenden Tage ging das Würgen wieder an. Endlich erlagen die Christen; die einen fanden den gewünschten Tod, die anderen, unter ihnen auch König Veit, wurden gefangen; das Kreuz des Herrn fiel den Feinden in die Hände. Verwüstend durchzog der Sieger nun das Land, und alle Städte an der Küste von Tripolis bis Askalon kamen in seine Gewalt; ihre Bewohner wurden ermordet und weggeführt. Nach der Einnahme von Askalon, dessen Uebergabe er gegen das Versprechen, den König Veit freizulassen, erlangte, wandte er sich gegen Jerusalem. Dort hatten sich die Flüchtigen gesammelt, und diese, so wie zahlreiche andere Kämpfer, waren, angeführt von Balian von Ibelim, bereit, sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, als dieselbe auf Gnade zu übergeben. Verzweifelt stürzten sie sich in den Kampf, und bald überzeugte sich Saladin, daß Jerusalem nur als Schutthaufen zu erobern sei. Daher ließ er sich willfährig mit Balian wegen bedingter Uebergabe der Stadt in Unterhandlung ein. Es kam ein Vertrag zu Stande, dem gemäß die Kirche des heiligen Grabes und das Spital des heiligen Johannes unter Saladin's Schutz verbleiben und für jeden Mann zehn, für jede Frau fünf Goldstücke innerhalb vierzig Tage gezahlt werden sollten. Samstags, den 3. October, hielt Saladin seinen Einzug in Jerusalem. Das Kreuz auf dem Tempel Salomon's ward herabgestürzt, der Tempel selbst in eine Moschee verwandelt, alle Glocken zerschlagen, die übrigen Kirchen und ihre Heiligthümer entweiht. So kam die heilige Stadt, nachdem die Christen sie 88 Jahre besessen, wieder in die Hände der Ungläubigen.

Schon vor dem Falle Jerusalems hatten die Päpste die Völker und Fürsten gemahnt, ihren Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen, aber der Kampf Kaiser Friedrich's gegen die Kirche und die lombardischen Städte, die stete Zwietracht der Könige von Frankreich und England, ließen den Hülferuf der Päpste, das Wehgeschrei der morgenländischen Christen erfolglos verhallen. Die Kunde von der Niederlage der Christen bei Hittin, der bald die noch furchtbarere von dem Falle Jerusalems folgte, rief zuerst wieder in Europa die Begeisterung zu einem gemeinsamen, großartigen Unternehmen wach; Papst Urban III. war vor Schmerz über das Unglück der Glaubensbrüder und den Verlust des unter seinem gleichnamigen Vorgänger gegründeten Reiches ge-

storben. Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der selber hülfeflehend im Abendlande erschienen war, predigte in Frankreich im Auftrage des Papstes das Kreuz, und nachdem bereits Richard Löwenherz das Kreuz genommen, folgten auch dessen Vater, König Heinrich II. von England, und Philipp II. August, König von Frankreich; sie schwuren in einer Zusammenkunft auf den Grenzen der Normandie, überwältigt von den lebhaften Worten Wilhelm's, Frieden und vereinigten sich zum Kreuzzuge.

Den Kaiser Friedrich Barbarossa schmerzte es über die Maßen, daß unter seiner Herrschaft und nicht ohne seine Schuld Jerusalem so großes Unglück betroffen. Er wollte es gut machen. Als Einige ihm vorschlugen, statt seiner seine Söhne nach Palästina ziehen zu lassen, erwiederte er: obgleich 67 Jahre alt, habe er doch noch Kraft genug, sich, wie es sein Beruf fordere, als Schirmvogt der Kirche an die Spitze der Christenheit zu stellen. Mit großer Weisheit und Umsicht traf er die nöthigen Vorkehrungen. Gleichzeitig sandte der Kaiser den Erzbischof Konrad von Mainz nach Ungarn, den Grafen Gottfried von Miesenbach nach Constantinopel, den Grafen von Dietz an den Sultan von Ikonium, um wegen des freien Durchzugs und Verkaufes von Lebensmitteln zu unterhandeln. Aus allen drei Ländern kehrten die Gesandten mit günstigen Nachrichten heim.

Zum festgesetzten Tage, 23. April 1189, erschienen in Regensburg, dem Sammelplatze, die Herzöge Friedrich von Schwaben, des Kaisers zweiter Sohn, und Berthold von Meran, Markgraf Hermann von Baden, Landgraf Ludwig von Thüringen, die Grafen von Nassau, von Holstein und viele andere nebst ihren reisigen Schaaren. Die gesammte Streitmacht zählte 90,000 Mann. Ungefährdet ging der Zug die Donau abwärts, theils zu Wasser, theils zu Lande, durch Ungarn, wo dem Kaiser ein prächtiger Empfang von dem Könige Bela bereitet ward, bis Belgrad. Hier hielt Barbarossa Heerschau und festliche Kampfspiele. Jenseits der Donau begannen die Angriffe der von dem treulosen byzantinischen Kaiser Isaak aufgestachelten wilden Völker, und nur unter Kämpfen und Nachstellungen vermochte das Kreuzheer vorzudringen. Der Kaiser hatte kurz vorher eine zweite Gesandtschaft, den Bischof Hermann von Münster und die Grafen von Nassau und Dietz, an den byzantinischen Kaiser geschickt; doch dieser, nunmehr im Bunde mit Saladin, ließ dieselben gefangen nehmen, indem er vorgab, die Deutschen wollten sein Reich zerstören und den Herzog Friedrich von Schwaben zum Kaiser der Griechen erheben. Zornerfüllt vernahm Kaiser Friedrich die Kunde und rückte ohne Verzug auf Philippopel; die Einnahme dieser wichtigen Stadt bewog den Kaiser Isaak, die deutschen Gesandten freizulassen.

Im November wandte sich der Kaiser gegen Adrianopel. Als nach der Einnahme auch dieser Stadt Friedrich sich zur Eroberung Constantinopels rüstete, bat Kaiser Isaak um Frieden; er gelobte freien Durchzug, Schiffe zur Ueberfahrt nach Asien, Wegweiser und Lebensmittel

und stellte zur Sicherheit Geißeln. Herzog Friedrich an der Spitze, das Gepäck und die Schwachen in der Mitte, der Kaiser beim Nachtrab, gelangte der Zug, hier und da von türkischen Reiterschaaren umschwirrt und beunruhigt, über Sardes und Philadelphia in das Gebiet des Sultans von Ikonium. Malekschah, von Saladin gewonnen, erwies sich noch treuloser, als Kaiser Isaak; denn während die Grenzstädte Lebensmittel billig und reichlich überließen, um die Kreuzfahrer desto sorgloser zu machen, nahten auf dem weiteren Zuge von allen Seiten zahllose Türkenhaufen auf ihren flinken Rossen, griffen bald vorn, bald hinten an, und waren, ehe sie zum Kampfe gebracht werden konnten, auf und davon. Wenige Tage darauf stießen die Kreuzfahrer auf das Heer des Sultans, welches 30,000 Mann zählte. Die Christen durchbrachen seine Reihen und sprengten es in die Flucht; 10,000 Türken bedeckten die Wahlstatt. Aber schlimmer als der Feind, war die öde Gegend. An Wasser fehlte es gänzlich, und dies, sowie der Mangel an Lebensmitteln in dem wüsten Lande rafften Menschen und Pferde in großer Zahl dahin. Das Fleisch und Blut getödteter Pferde diente Vielen, den Hunger und Durst zu stillen. Unter unsäglichen Drangsalen, die aber mit einer beispiellosen Geduld und Gottergebenheit ertragen wurden, langten die Kreuzfahrer endlich vor Ikonium an. Diese Stadt, welche ein damaliger Berichterstatter an Größe der Stadt Köln gleichstellt, lag in einer fruchtbaren Ebene und enthielt Ueberfluß an allen Lebensmitteln; dort hofften die Kreuzfahrer Stärkung und Erquickung zu finden. Der Kaiser theilte das Heer. Die eine größere Hälfte unter seiner Führung stellte er gegen das unweit der Stadt lagernde Heer der Saracenen auf, während mit der anderen Hälfte Herzog Friedrich den Sturm auf die Stadt unternahm. Mit Ungestüm warfen sich die Türken, 60,000 Mann stark, auf des Kaisers Schaaren, schon wankten Viele vor der Ueberzahl, als der Heldengreis seine Stimme laut erhob und sprach: „Was zögern wir und sind betrübt? Christus siegt, Christus regiert, Christus gebietet!" Und damit spornt er sein Roß gegen den Feind, ihm nach seine Mannen; vor dem gewaltigen Andrang ergreifen die Türken die Flucht. Inzwischen hat auch der Kaisersohn den Sturm auf die Stadt ruhmvoll ausgeführt: nach sechsstündigem Kampfe wehte die christliche Fahne auf den Mauern von Ikonium. Unermeßlich waren die Schätze und der Vorrath an Lebensmitteln, an Rossen und Maulthieren, welche die Christen erbeuteten.

Nach kurzem Aufenthalte in Ikonium, dessen Sultan Friede gelobte und zwanzig Fürsten als Geißeln stellte, ging der Zug ungefährdet weiter nach Cilicien, einem christlichen Lande, wo damals Leo unter dem Namen eines Fürsten von Armenien herrschte. Nach einem höchst mühsamen Wege über den hohen und wilden Bergrücken des Taurus gelangten sie in die Ebene von Seleucia; fröhlich errichteten sie auf den Wiesen das Lager, denn nun glaubten sie alle Gefahren überstanden. Doch die Freude verwandelte sich in tiefe Trauer; plötzlich verbreitet

sich die Kunde: „der Kaiser ist todt!“ In den Wassern des Kalykadnus hatte er sein Leben ausgehaucht, sei es nun, daß er, wie Einige berichten, baden, oder, wie Andere erzählen, schwimmend über den Fluß setzen wollte. Unsäglich war der Jammer und der Schmerz bei dem Tode des Kaisers; das ganze Heer weinte und wehklagte. Viele kehrten, uneingedenk ihres Gelübdes, nach Europa zurück; die Uebrigen aber schwuren Treue dem Herzog Friedrich. Dieser führte das Heer gegen Antiochien, die Leiche seines theuren Vaters mit sich führend. Aber auf dem Zuge erkrankte er, viele seiner Kampfgenossen erlagen, aufgerieben durch Anstrengung und Seuche. Friedrich zog über Tyrus, wo Barbarossa's Gebeine ihre Ruhestätte fanden, nach Akkon, welches damals von König Veit belagert ward. Doch die Seuche forderte auch hier ihre Opfer, unter ihnen das schmerzlichste, von allen Pilgern am tiefsten beklagte, den Heldenjüngling Friedrich selbst. Aber bevor er schied, verewigte er sein Andenken durch die Stiftung des deutschen Ritterordens (s. Nr. 70).

Um dieselbe Zeit, als Kaiser Friedrich sein Leben schloß, traten die Franzosen und Engländer die Kreuzfahrt an; nachdem die beiden Könige von Vezelay zusammen bis Lyon gezogen waren, wandte sich König Philipp über die Alpen nach Genua, von wo er auf den Schiffen dieser Stadt nach Messina, dem bestimmten Sammelplatze, segelte, während König Richard von Marseille aus dorthin gelangte.

Während Jener glücklich in Akkon landete, erlitt dieser bei Cypern, welches damals Isaak, aus dem byzantinischen Kaisergeschlechte der Komnenen beherrschte, mit einem Theile seiner Flotte Schiffbruch. Isaak nahm die Schiffbrüchigen gefangen, beraubte und mißhandelte sie. Da nahte Richard mit der Hauptmacht, und als Isaak Genugthuung verweigerte, erstürmte er den Hafen Limasol und nahm nach kurzem Kampfe die ganze Insel in Besitz; Isaak ward nach Tripolis geführt, zwei Rittern als Statthaltern alle Gewalt übertragen und in die Burgen Besatzung gelegt. Anfangs Juni landete Richard vor Akkon.

Die Ankunft der Könige von Frankreich und England erfüllte die Belagerer von Akkon mit großer Freude und neuer Kraft. Nutzlos waren Saladin's Anstrengungen, die für ganz Syrien und Palästina so wichtige Stadt zu entsetzen. Endlich ward sie auf Bedingungen den Kreuzfahrern übergeben; die Ungläubigen erhielten freien Abzug, doch ohne Waffen, ohne Hab und Gut, sie mußten Geißeln stellen, bis Saladin 200,000 Goldstücke gezahlt, die gefangenen Christen freigelassen und das heilige Kreuz, welches er in der Schlacht bei Hittin erbeutet, zurückgegeben haben würde. Am 12. Juli zogen die Kreuzfahrer als Sieger mit großem Jubel in die Stadt. Leider störte König Richard die allgemeine Freude durch eine beschimpfende That; als Herzog Leopold V. von Oesterreich, einer der wackersten Kämpfer während der schweren Belagerung, sein Banner auf einen Thurm pflanzte, riß er es herunter und warf es in den Koth. Zorn-

erfüllt verließ der Herzog die Stadt und kehrte bald darauf zurück nach der Heimat.*)

Die Eifersucht zwischen den beiden Königen wuchs von Tag zu Tag, und der schlaue Philipp kehrte bereits im August unter dem Vorgeben einer Krankheit nach Europa zurück. Der Vortheil ward dadurch zwar erreicht, daß nun Einer die kriegerischen Unternehmungen leitete, aber Richard war, wenn auch ein ritterlicher Held, doch ohne jene Eigenschaften, die ihn zu einem großen Feldherrn gemacht hätten. Bald nach dem Abzuge seines Nebenbuhlers führte er die christliche Streitmacht von Akkon nach Süden, in der Absicht, Jerusalem zu erobern. Da nahte ein ägyptisches Heer. Schnell eilte er nach Askalon mit einer auserlesenen Schaar, warf sich mit Ungestüm in die Feinde, jagte sie in die Flucht und machte eine ungeheure Beute. Jerusalem ward jedoch zum großen Verdruß der Pilger nicht belagert, wie es scheint, wegen Zwistigkeiten, die unter den Führern obwalteten; der Kriegsrath erklärte, in gegenwärtiger Jahreszeit sei bei dem Wassermangel an eine Belagerung nicht zu denken. Mit Saladin ward ein Vertrag beschworen, dem gemäß auf 3 Jahre Waffenstillstand geschlossen wurde; dem Könige von Jerusalem, zu welcher Würde inzwischen Graf Heinrich von Champagne, ein Neffe der Könige von England und Frankreich, erhoben war, während Veit von Lusignan das Königreich Cypern als englisches Lehen erhielt, wurden die Küstenstädte von Tyrus und Joppe und das Land bis Ramla und Lidda eingeräumt; allen Pilgern ward ungehinderte Wallfahrt zugesichert, den Christen nach Jerusalem, den Mohammedanern nach Mekka. Askalon ward geschleift. Im October fuhr König Richard, der Schrecken der Ungläubigen, der Heimat zu. Fünf Monate nach Richard's Abfahrt sank Saladin ins Grab.

Als Richard von Akkon in See stach, wußte er vermuthlich selbst nicht, welchen Heimweg er nehmen sollte; den sichersten, ganz zu Wasser, verschmähte er; in allen europäischen Ländern hatte er sich Widersacher und erbitterte Feinde erweckt. So überließ er sich denn, wie es seine Art war, dem Geschick und den Wellen und war glücklich, wenn die Reise nicht ohne Abenteuer blieb. Sechs Wochen lang warfen ihn Stürme auf dem Meere umher. Von der Küste der Berberei, wo er einmal landete, hätte er in 3 Tagen Marseille erreichen können, doch getraute er sich nicht, ohne ein Heer durch seine eigenen Länder und

*) Nach den neuesten Forschungen von Jäger (s. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. Jahrg. 1856, Heft 3, 4) hat zwischen Herzog Leopold und König Richard nie eine Ursache zur Rache, nie eine Beleidigung Statt gefunden. König Richard wurde von Herzog Leopold nur aus Gefälligkeit für den Kaiser Heinrich VI. um den Preis des Herzogthums Steiermark gefangen genommen. Grund zur Feindschaft hatte der Kaiser, weil Richard auf der Seite der Welfen stand u. s. w.; den großen Dienst, welchen ihm Leopold bei der Verhaftung des englischen Königs leistete, vergalt ihm der Kaiser dadurch, daß er ihm (gegen die hohenstaufische Politik) die Vereinigung der beiden Herzogthümer Steiermark und Oesterreich auf dessen Lebenszeit gewährte.

das Gebiet des Königs von Frankreich zu ziehen. Er bestieg daher sein Schiff wieder und fuhr ins adriatische Meer. An dem Ufer zwischen Aquileja und Venedig strandete das Schiff; der König aber und seine Begleiter entgingen der Gefahr. Herzog Leopold hatte inzwischen alle Straßen besetzen lassen und hoffte den verhaßten Fürsten, von dem er so viel Schimpfliches erfahren, zu ergreifen. Drei Tage war dieser ohne Nahrung umhergeirrt, bis er endlich in der Nähe von Wien, in dem Dorfe Erdburg einkehrte. Von hier aus sandte er seinen Diener, welcher Deutsch verstand, zur Stadt, um Speisen einzukaufen; doch das fremde griechische Gold, die feinen Speisen, das auffallende Benehmen des Boten und seine öftere Wiederkehr erregten bald Verdacht. Vergebens gab er sich für den Diener eines reichen Kaufmannes aus; eines Tages, am 21. Dec., verriethen ihn die Handschuhe seines Herrn, die er im Gürtel trug; auf der Folter gab er die Herberge des Königs von England an. Richard wollte sich nur dem Herzog Leopold persönlich ergeben, und als dieser sich einfand, überreichte er ihm sein Schwert und ließ sich nach der Burg Dürrenstein bei Krems, am nördlichen Donauufer, oberhalb Wien, abführen, wo er in der strengsten Haft gehalten wurde. Kaiser Heinrich VI. feierte eben das Weihnachtsfest zu Regensburg und Leopold versäumte nicht, ihm dort seinen Gefangenen, nach dessen Ankunft man längst verlangt hatte, vorzuführen. Da es ihm jedoch nicht schicklich schien, daß ein König in der Haft eines Herzogs verbleibe, nöthigte er diesen, ihm Richard gegen die Zusage einer hohen Summe auszuliefern, und den 23. März 1193 fand die Uebergabe zu Mainz Statt. Von hier brachte man den König zuerst nach Trifels und späterhin nach Worms. Er wurde aber seinem Stande gemäß und mit Achtung behandelt. Nachts jedoch durfte Keiner der Seinen bei ihm bleiben; Gewaffnete standen an seinem Bette. Dessenungeachtet verließ ihn seine gute Laune niemals; bald scherzte er mit seinen Wächtern oder spottete ihrer, bald machte er sie trunken oder entsetzte sie durch seine gewaltige Leibeskraft. Ganz Europa erfuhr die Kunde von der Gefangennehmung Richard's Löwenherz mit Spannung. Seine romantische Persönlichkeit, sein Schicksal erregte überall Mitgefühl und Sage und Dichtung entstanden dem Geiste der Zeit gemäß.*)

*) Die Erzählung von Blondel de Nesle aus Arras und seinem Gesange ist nicht historisch zu begründen; sie ist französischen Ursprungs und gehört dem 13. Jahrhundert an. S. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 102. Die Sage lautet also: Richard war Anfangs spurlos verschwunden, und Niemand wußte, wo er gefangen gehalten wurde, ja, ob er überhaupt noch am Leben sei. Da durchwanderte sein treuer Diener und Sangmeister, Blondel de Nesle, ganz Palästina und einen großen Theil von Deutschland, um ihn aufzusuchen. Endlich kam er auch nach Oesterreich in die Nähe von Dürrenstein. Er hörte, daß man daselbst einen vornehmen Gefangenen bewache, und weil er es nicht für unmöglich hielt, daß derselbe sein geliebter Herr sein könne, trat er in Dienst bei dem Burgvogt, dessen Zutrauen er bald gewann. Vergeblich suchte er den Gefangenen zu sehen. Da stellte er sich eines Tages dem stark vergitterten Fenster des Thurmes gegenüber,

Nach längerem Zögern entschloß sich Heinrich VI., als Kaiser über Richard zu Gericht zu sitzen. Vermuthlich fand dasselbe auf dem zu Speier gehaltenen Reichstage Statt. Hier standen sich denn die beiden mächtigen Fürsten der Christenheit gegenüber, als Richter und Gefangener, als Kläger und Angeklagter. Wie verschiedenartig sie auch in Wesen und Geschichte sein mochten, ihre Interessen, ihre Neigungen waren mehrfach dieselben. Beide Fürsten waren Dichter, Richard hatte seinen Platz unter den Troubadours, Heinrich unter den Minnesängern. Beide scheuten sich nicht, zur Ausführung ihrer Kriegszüge auf dem schlechtesten Wege zu Gelde zu gelangen. Nur dies bezweckte der Kaiser, als er sich den gefangenen König hatte ausliefern lassen; Englands Reichthum war weltberühmt. Mit dem Mantel der alten kaiserlichen Weltherrschaft gedachte er nur deßhalb den Mangel an allem Recht zu bedecken, wenn er einen unabhängigen König vor sein Tribunal forderte. Alle nur erdenklichen Anklagen wurden diesem vorgehalten; er habe Tankred, den unrechtmäßigen König von Sicilien, unterstützt, den Kaiser Isaak von Cypern, der mit Heinrich und dem Herzoge von Oesterreich verwandt, vertrieben und gefangen genommen; er habe den Markgrafen Konrad von Montferrat ermorden lassen, das Banner des Herzogs von Oesterreich in den Koth getreten, die deutschen Kreuzfahrer in Palästina stets verspottet und beleidigt; er habe das heilige Land an Saladin verrathen und habe sich oft gegen seinen Lehnsherrn, den König von Frankreich, vergangen.

Gegen diese Anklagen nun trat Richard selbst auf; frei und offen verantwortete er sich über eine jede. Der Kaiser wurde von seiner Beredtsamkeit so ergriffen, daß er den Thron verließ, um ihn zu umarmen, die ganze glänzende Versammlung war tief bewegt, der Herzog von Oesterreich soll sogar Thränen vergossen haben. Bald war von den Beschuldigungen keine Rede mehr; sie hatten nur als Vorwand gedient, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Damit dieses so hoch als möglich werde, wußte Heinrich die politischen Verhältnisse geschickt zu benutzen und die Haft in die Länge zu ziehen.

Endlich am 29. Juni unterzeichneten die beiden Fürsten einen Vertrag des Inhaltes, daß Richard sich verpflichtete, 100,000 Mark Silber kölner Währung als Lösegeld und 50,000 Mark als Beisteuer zu dem beabsichtigten Zuge des Kaisers nach Apulien bezahlen zu wollen.

Bei aller Begeisterung für Richard und trotz des großen Reichthums in England, erschien die geforderte Summe dennoch ungeheuer. Es dauerte mehrere Monate, bis das Geld zusammenkam. Von jedem Ritterlehen erhob man 20 Schillinge; die Laien mußten den vierten Theil ihrer Einkünfte hergeben, von den Geistlichen einige den vierten, andere

in welchem sich der Gefangene befinden sollte, und stimmte ein provenzalisches Lied an, welches seinem Herrn wohl bekannt war. Kaum hatte er die erste Strophe geendigt, so begann eine Stimme im Thurme die zweite Strophe; der treue Diener hatte seinen König gefunden und eilte voll Freude nach England, um die Befreiung desselben zu bewirken.

den zehnten. Darüber war aber doch der Winter herbeigekommen und der gefangene Fürst machte seinem gedrückten Herzen in unwilligen Versen Luft:

Freund' hab' ich viel, doch sind die Gaben klein,
Schmach ihnen, daß um Lösgeld ich allein
Zwei Winter lieg' in Haft.

---

70. Der deutsche Orden.

(Nach Joh. Voigt, Geschichte Preußens.)

Schon hatten sich die beiden Ritterorden der Johanniter und der Templer in ihrer eigenthümlichen Verfassung für Krankenpflege und ritterlichen Kampf ziemlich ausgebildet, als ums Jahr 1128 ein frommer Deutscher, tief gerührt vom jammervollen Elende der Pilgrime seines Volkes, aus seiner Habe in Jerusalem ein Pilgerhaus erbauen ließ und es der Pflege der erkrankten Deutschen widmete. Man nannte es bald das deutsche Haus, das deutsche Hospital zu Jerusalem; es war die erste Wiege des deutschen Ordens. Mit einem Bethause versehen und unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt, erweiterte sich bald sein Umfang und seine Wirksamkeit in der vermehrten Zahl der Pilgrime und derer, die sie pflegten. Durch einen weißen Mantel sich vor den übrigen deutschen Pilgern auszeichnend, nannten sie sich Brüder des St.-Marien-Hospitals zu Jerusalem. Die Regel des heiligen Augustinus bestimmte ihre Lebensweise. Da bald auch deutsche Ritter und andere Edle aus deutschen Landen in den Brüderverein eintretend zur Zeit dringender Noth das Schwert zur Vertheidigung des heiligen Landes ergriffen, so näherten sich die deutschen Brüder in ihrer Bestimmung und Wirksamkeit mehr und mehr den Orden der Templer und Johanniter, und diese wurden ihnen Vorbild und Muster in ihrer Lebensweise und ihren Pflichten. Bald wurde ihnen auch höhere Gunst zu Theil. Kaiser Friedrich I. unterstützte das milde Hospital durch Geschenke zur Erweiterung seiner Wirksamkeit. Der Papst Cölestin II. stellte es unter die Aufsicht und Obhut des Großmeisters des Johanniterordens. Fast 60 Jahre wirkte so die fromme Stiftung des deutschen Brüdervereins zur Linderung menschlichen Elendes fort, von der Geschichte der Zeit in ihrem stillen Leben kaum beachtet, als mit dem Verluste der heiligen Stadt an Saladin, auch ihr der Untergang drohte. Zwar durften die Hospitalbrüder auf Saladin's Erlaubniß auch fernerhin in Jerusalem verweilen, so lange noch die Pflege und Wartung der Kranken und Unglücklichen dort ihre Gegenwart verlangten; allein der größere Theil verließ mit den übrigen Christen die heilige Stadt, um fortan mit dem Schwerte die Sache Christi zu vertheidigen.

Sie lagen mit den Rittern des Tempel- und Johanniterordens vor Akkon, als Herzog Friedrich von Schwaben, Kaiser Friedrich's I. Sohn,

im Herbste 1190 dort mit einem neuen Pilgerheere ankam. Die Stadt, von einer starken türkischen Besatzung vertheidigt, ward vom christlichen Heere belagert. Alles aber, was menschliches Elend und Unglück heißt, Hungersnoth und Verzweiflung, Seuchen und Tod, erfüllten bald das christliche Lager. Am meisten litten die deutschen Pilger, die durch die Mühseligkeiten, Gefahren, Entbehrungen und Kämpfe auf der Pilgerfahrt ermüdet, entkräftet und erkrankt, vor Akkon endlich angelangt, dort nicht einmal eine Erleichterung und Hülfe fanden, wie die Tempelherren und die Brüder des Johanniterordens sie den Pilgern aus Frankreich und Italien zu Theil werden ließen, denn die geringe Zahl von Brüdern des deutschen Hospitals zu Jerusalem, die unter den Johannitern mit vor Akkon gezogen waren, vermochte wenig zur Milderung des Elendes zu wirken.

Da traten zuerst einige Bürger aus Lübeck und Bremen, die unter der Kreuzfahne des Grafen Adolf von Holstein mit ins heilige Land gepilgert waren, voll christlichen Mitleides zusammen, um unter dem Schutze ihrer Schiffssegel, die sie als Zelte aufgeschlagen, kranke deutsche Pilger zu pflegen und zu erquicken, so viel es ihnen möglich war. Mit ihnen aber verbanden sich bald zum christlichen Werke des Mitleides und der Liebe auch die Brüder des deutschen Hospitals zu Jerusalem, so viele ihrer im Lager waren. Je schöner und erfreulicher der Geist reiner menschlicher Liebe und christlicher Milde in dem frommen Werke lebte und wirkte, mit um so größerem Wohlgefallen sah auch Herzog Friedrich von Schwaben auf dasselbe hin, und hinblickend auf die beiden schon bestehenden Ritterorden, auf den der Templer, der zumeist für die Pilger aus Frankreich, und auf den der Johanniter, der für die aus Italien gestiftet und bestimmt war, faßte er den Gedanken auf, auch für die Deutschen eine ähnliche Stiftung zu begründen.

In einer Rathsversammlung von Fürsten und Bischöfen, des Königs und des Patriarchen von Jerusalem, der beiden Meister vom Tempel- und Johanniterorden und vieler Herren des Abend- und Morgenlandes, sprach Herzog Friedrich seinen Entschluß zur Stiftung des neuen Ordens aus. Er fand Beifall und Billigung. Alsbald erhielten die Meister der beiden genannten Orden, der Patriarch von Jerusalem und andere hohe Geistliche den Auftrag, sich über Regel und Gesetz des neuen Ordens zu berathen, und sie fanden für zweckmäßig, für ihn die Regeln und Gesetze der Templer und Johanniter also zu verbinden, daß die Ritterbrüder des neuen Ordens als Kämpfer und Streiter für die Sache Christi und der Kirche an das Gesetz und die Ordnung der Tempelherren gehalten, ihre Pflichten aber in christlicher Mildthätigkeit und Pflege der Unglücklichen und Leidenden nach den Regeln der Johanniter geordnet sein sollten. Die Jungfrau Maria sollte auch fortan ihre Schutz- und Schirmherrin sein; darum sollten auch die Glieder des Ordens „Ritter unserer lieben Frauen" oder „Brüder des Hospitals unserer lieben Frauen der Deutschen zu Jerusalem" genannt werden. Und als 1191 der Papst Clemens III. und der deutsche König

Heinrich VI. der ritterlichen Stiftung ihre Bestätigungen ertheilt hatten, erfolgte die förmliche Einweihung von vierzig Rittern edlen Stammes und frommen Wandels, die den ersten ritterlichen Brüderverein bildeten. Der Patriarch legte ihnen als Ordensgewand ein geweihtes weißes Ritterkleid mit einem schwarzen Kreuze an und erklärte den Orden mit allem seinem Besitze in den Schutz des heiligen Petrus. Der König von Jerusalem aber schrieb ihnen im Auftrage des Papstes und des römischen Königs als die wichtigsten ihrer Pflichten vor: ritterlichen Dienst zum Schutze und zur Vertheidigung des heiligen Landes, unablässigen Kampf gegen die Feinde Christi, Beschirmung der Kirche und ihrer Diener, mildreiche Hülfe gegen Wittwen und Waisen und Pflege der Kranken und Leidenden. Darin solle für alle Zeiten der Orden seine unabänderliche Bestimmung erkennen. Ein Meister des Ordens sollte zur Obhut über Ehre, Ordnung und Zucht stets an seiner Spitze stehen. Der fromme und tapfere Ritter Heinrich Walpot von Bassenheim aus den Rheinlanden war es, den man als den Würdigsten zuerst zum Meister erkor.

So war der deutsche Orden vor Akkons Mauern entstanden, der, wie er damals den Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande als Pflicht auf sich nahm, so nachmals die Heiden in Preußen überwältigen und der christlichen Kirche zuführen sollte.

---

71. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

(Nach Fr. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Kaiser Heinrich VI. gedachte das Werk seines Vaters und seines Bruders Friedrich, welche beide ihren Tod auf dem dritten Kreuzzuge gefunden hatten, fortzusetzen. denn noch immer war Jerusalem in den Händen der Saracenen. Er sandte neue Schaaren von Kreuzfahrern von Apulien aus nach Syrien, welche auch, ohne Rücksicht auf den Waffenstillstand, Sidon, Thrus und Berytus gewannen, aber der Kaiser selbst blieb in Sicilien und die meisten Deutschen kehrten nach dem mit einem inneren Kriege bedrohten Heimatlande zurück.

König Amalrich von Cypern übernahm die Leitung der syrischen Angelegenheiten, und war froh, einen neuen Waffenstillstand mit den Saracenen abzuschließen. Unter den Christen selbst konnte er jedoch die Einigkeit nicht herstellen, denn die großen Orden waren in leidenschaftlichen Streit verwickelt, und jeder einzelne schloß für sich Verträge, gab Handelsfreiheiten und machte den unabhängigen Herrn, ohne Rücksicht auf das Ganze. Es bedurfte einer großen, folgerecht und tüchtig geleiteten Anstrengung des Abendlandes, wenn die Verhältnisse des christlichen Orientes eine irgend befriedigende Gestalt annehmen sollten; und wem konnte die Erneuerung und Erweiterung christlicher Herrschaft in

jenen Ländern wichtiger sein, als dem Papste Innocenz III.? Auch wirkte er für diesen Zweck nach seiner gewöhnlichen, Alles umfassenden Thätigkeit, sowohl in Asien, als in Europa. Er und die Cardinäle gingen mit gutem Beispiele voran und bestimmten ein Zehntheil aller ihrer Einnahmen für die Rettung des heiligen Landes.

Die Vorrechte, welche man den Pilgern schon früher bewilligt hatte, wurden erneuert und noch vermehrt. Zugleich stand in Frankreich ein Mann auf, welcher zwar nicht durch eigene Anschauung des Morgenlandes befeuert war, wie Peter von Amiens, oder durch Gewandtheit und Gelehrsamkeit unterstützt, wie Bernhard von Clairvaux, aber für den Kreuzzug dennoch sehr vortheilhaft wirkte. Schon seit langer Zeit durchzog Meister Fulko predigend das Land und erschien auf dem Turniere, welches Graf Theobald von Champagne (der Bruder des in Akkon umgekommenen Heinrich) zu Escry, einem Schlosse an der Aisne, veranstaltete. Von einer Erhöhung herab sprach Fulko mit solchem Nachdruck für die morgenländischen Christen, daß viele Anwesende zu einem ritterlichen Zuge das Kreuz nahmen. Allmählich wuchs auch die Zahl der geringeren Kreuzfahrer; sechs Barone, welchen man auf einer in Soissons gehaltenen Versammlung unumschränkte Vollmacht zu allen weiter nöthigen Verhandlungen gab, eilten voraus nach Venedig und schlossen folgenden Vertrag: „Die Venetianer stellen Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger; sie liefern Lebensmittel für Menschen und Thiere auf neun Monate. Hiefür zahlen jene noch vor der Abfahrt 85,000 Mark Silber kölnischen Gewichts. Alle binnen Jahresfrist zu machenden Eroberungen werden getheilt und etwaige Streitigkeiten durch sechs von jeder Seite erwählte Richter geschlichtet. Um Johannis 1202 segelt die Flotte mit dem Heere ab und richtet ihren Lauf gen Aegypten, dessen Unterwerfung die Freiheit des heiligen Landes unmittelbar begründet."

Unter Leitung des Markgrafen Bonifaz von Montferrat zogen die französischen Pilger durch Burgund und die Lombardei nach Venedig, die Deutschen trafen etwas später über Basel und Trient dort ein. Allein Vielen waren schon auf dem Wege bis dahin die Mittel ausgegangen, und diese verlangten nun, daß man sie unentgeltlich mitnehmen oder daß die Wohlhabenden für sie zahlen möchten, während Andere verlangten, daß jene zurückbleiben und die richtig Bezahlenden allein voraussegeln sollten. Der 94jährige Doge Heinrich Dandolo, der durch eine Wunde, oder, nach Anderen, durch die Grausamkeit des byzantinischen Kaisers Manuel den Gebrauch der Augen verloren hatte, vermittelte die Sache so, daß die Kreuzfahrer den Venetianern zur Wiedereroberung der zum Könige von Ungarn abgefallenen Stadt Jadera (Zara) in Dalmatien Hülfe leisten sollten. Das geschah, die Stadt ward erstürmt (24. Nov. 1202) und aus der auf die Franken fallenden Beute ward ein Theil ihrer Schuld an die Venetianer abgetragen. Während die Flotte (von 480 Schiffen) in Dalmatien überwinterte, erhielt der weitere Zug unerwartet ein ganz anderes Ziel.

Kaiser Isaak Angelus, welcher den letzten Comnenen Andronicus gestürzt und dessen beide Söhne geblendet hatte, wurde nach einer fast zehnjährigen, sehr schlechten Regierung, im Juni 1195, durch seinen eigenen Bruder Alexius vom Throne gestoßen und ebenfalls geblendet. Alexius dem jüngern, dem Sohne des abgesetzten Isaak, gelang es dagegen, nach einiger Zeit zu entfliehen und auf einem pisanischen Schiffe Italien zu erreichen. Seine Abgesandten erschienen in Zara und bewiesen, daß den Kreuzfahrern, die so Großes und Schwieriges für Recht und Gerechtigkeit zu thun gelobt hätten, auch obliege, diese Frevel zu bestrafen und den gestürzten Isaak wieder auf den Thron zu setzen. Weit entfernt, daß diese Unternehmung ihren Hauptzweck störe, werde er dadurch vielmehr erst erreichbar: denn Alexius wolle mit ihnen einen Vertrag eingehen, vortheilhafter als je einer in der Welt geschlossen worden. Er zahlt, so sprachen jene, 100,000 Mark den Venetianern, 100,000 den Franken, gibt Lebensmittel für die Zeit des Zuges, sendet 10,000 Mann auf ein Jahr zur Eroberung Aegyptens, unterhält, so lange er lebt, 500 Ritter auf seine Kosten in Syrien und unterwirft sein Reich dem römischen Stuhle!

Sobald diese Anerbietungen im Lager bekannt wurden, erklärten sich einige aufs lebhafteste gegen, Dandolo, die Grafen von Flandern, Montferrat, St. Paul und Blois für ihre Annahme. Diese schlossen, aller Widersprüche ungeachtet, auf jene Bedingungen mit den Gesandten einen Vertrag, nahmen bald nachher Alexius unter großen Ehrenbezeigungen im Lager auf und segelten zu Anfang April 1203 nach Corfu, welches sich diesem willig unterwarf. Um Pfingsten brachen Alle von Corfu auf und erreichten ohne Unfall die Propontis. Jetzt enthüllte sich vor ihren Augen jener Wunderreichthum unvergleichbarer Naturschönheiten, welcher von jeher selbst Unempfindliche hier tief ergriffen hat: es stieg Constantinopel allmählich aus den Wellen empor und erhöhte ihr Staunen und ihre Bewunderung durch die Pracht seiner Paläste, die Herrlichkeit seiner Kirchen, die Zahl seiner Thürme und die Höhe seiner Mauern. Unzählige Menschen standen auf den Zinnen, Steine und Pfeile flogen selbst bis in die Schiffe, die Ritter aber hatten mit Schilden, Waffen und anderen Mitteln eine Art von schützender Mauer um die Verdecke gezogen. Sie stellten den jüngeren Alexius auf das Verdeck des ersten Schiffes der Flotte, segelten dann längs der Mauer Constantinopels hin und riefen den am Ufer und auf den Zinnen zahlreich versammelten Griechen zu: „Seht hier euren natürlichen Herrn! Verlaßt den Frevler, der ihn vertrieben hat! Wir sind nicht gekommen, euch zu bekriegen, sondern euch beizustehen; wenn ihr aber gegen Recht, Vernunft und Gott handelt, so werden wir euch so viel Böses anthun, als wir irgend können." Diesen Aufforderungen ungeachtet trat aber zu allgemeinem Erstaunen auch nicht ein einziger Grieche auf die Seite des jüngeren Alexius, und so erfuhren die Franken — wie so Viele nach ihnen, daß Hoffnungen, von Vertriebenen erregt, sehr selten in Erfüllung gehen. Die meisten hatten sich, wie gewöhnlich, in das Bestehende ruhig ge-

funden, alle endlich haßten die römisch-katholischen Fremden und wollten sich von ihnen weder belehren noch beglücken lassen.

Hätte der unwürdige Kaiser Alexius, welcher früh genug von der ihm drohenden Gefahr Nachricht erhielt, nur irgend tüchtige Vertheidigungsanstalten getroffen, so würden die Franken nie durch den Hellespont eingedrungen sein. Während sich der Unverstand und die Lässigkeit des Kaisers auf solche Weise kund gab, arbeiteten die Franken und Venetianer eifrig an der Fertigung von Kriegszeug aller Art, denn es ward beschlossen, daß jene Constantinopel zu Lande, diese mit der Flotte bestürmen sollten. Dandolo setzte Preise aus für diejenigen, welche zuerst die Mauern ersteigen würden, und noch mehr als diese Belohnungen reizte und befeuerte sein eigenes Beispiel. Denn obgleich alt und blind, ließ er sich in voller Rüstung auf die Spitze seines Schiffes hinstellen, nahm die Fahne des heiligen Marcus in die Hand und rief den Seinen laut und drohend zu, sie sollten gerade auf das Ufer lossteuern. Die ganze Flotte folgte, und so wurde nicht allein die Landung erzwungen, sondern es gelang auch den Venetianern, an einer Stelle die Mauer zu ersteigen und 25 Thürme zu erobern. Der unthätige, feige Kaiser entfloh in der Nacht mit zusammengerafftem Gute, und die Franken, welche schweren Kämpfen entgegen sahen, erstaunten, als die Botschaft eintraf, der geblendete Isaak sei wieder auf den Thron gesetzt worden und erwarte seinen Sohn und dessen großmüthige Beschützer. So sehr sich diese nun auch hierüber freuten, vergaßen sie doch der nöthigen Vorsicht nicht und ließen dem Kaiser melden, daß sie seinen Sohn erst frei geben würden, wenn er alle von diesem geschlossene Verträge bestätige. Theils aus Noth und Furcht, theils aus Dankbarkeit ward der Vertrag bestätigt, und Alexius von den Franken, unter dem höchsten Jubel der Einwohner, zum kaiserlichen Palaste geführt. Am 19. Juli 1203 wurde der neue Kaiser feierlich gekrönt und machte einen Anfang mit Bezahlung des versprochenen Geldes. Alexius sah indeß sehr wohl ein, daß er sein Versprechen unmöglich in der ihm gesetzten Frist erfüllen könne, und, sobald die Franken sich entfernten, in Gefahr bleibe, Reich und Leben zu verlieren. Deßhalb bat er diese, sie möchten bis zum nächsten Frühjahre verweilen, binnen welcher Zeit er Alles so zu ordnen hoffe, daß er ihren Forderungen genügen könne und von seinen Unterthanen nichts mehr zu befürchten habe.

Nunmehr durchzog Alexius, in Begleitung des Markgrafen von Montferrat und anderer Grafen und Edeln, sein Reich, brachte auch den größten Theil desselben zum Gehorsam und kehrte stolz und erfreut nach Constantinopel zurück. Der Wahrheit nach hatten sich aber seine Verhältnisse weder zu den Griechen noch zu den Franken gebessert und die Einigkeit zwischen diesen beiden Völkern verschwand sogar bis auf den Schein. Die Griechen sahen nicht bloß geldgierige Krieger, sondern auch Ketzer in den Franken. Ihre seit Jahrhunderten erwiesene heilbringende Lehre solle die rechtgläubige griechische Kirche als thörichten Irrthum feige aufgeben, weil ein vertriebener, unwissender Jüngling es

in eigennütziger Uebereilung versprochen habe? Bei dem täglich steigenden Hasse der Griechen gegen die Franken, hielt es Alexius für geratheuer, eine offene Fehde mit seinen Unterthanen, denn mit den Kreuzfahrern zu vermeiden, um so mehr, da er voraussah, daß er die eingegangenen Versprechungen ohnehin niemals erfüllen könne. Die Fürsten waren aber keineswegs gesonnen, hiervon das Geringste nachzugeben oder sich durch künstliche Unterhandlungen täuschen zu lassen, sondern schickten, des Zögerns überdrüssig, Gesandte an Alexius, welche ihm rund heraus sagten, wenn er nicht unverzüglich allen fälligen Bedingungen genügte, so würden sie ihn auf jede Weise bekriegen. Der Kaiser und noch mehr die vornehmsten Griechen fanden dies sehr anmaßlich, und jener ertheilte eine unangenehme ablehnende Antwort, worauf aber die Pilger, wie sie gedroht, sogleich die Feindseligkeiten begannen.

Anstatt daß Isaak und Alexius jetzt einig und kräftig gegen die kühnen Ankömmlinge hätten wirken sollen, waren sie zerfallen und schmähten sich wechselseitig nicht ohne Grund. So unwürdiger Verhältnisse überdrüssig, empörte sich das Volk am 25. Januar 1204 und verlangte von den Senatoren und hohen Geistlichen, sie sollten einen neuen Kaiser wählen. Alexius glaubte, er könne sich nur durch die Franken retten und befahl, daß ihnen zu seiner Sicherung und zu ihrer Beruhigung der feste Palast Blachernä eingeräumt werde. Die hierzu erforderlichen Vorbereitungen sollte Alexius Dukas treffen, welcher von zusammengewachsenen Augenbraunen den Namen Murzuflos trug. Murzuflos beschloß bei dieser Gelegenheit, den Jämmerlichkeiten der jetzigen Regierung auf byzantinische Weise ein Ende zu machen. Er ging in der Nacht zu Alexius, schreckte ihn zuerst durch Erzählungen von den furchtbar anwachsenden Gefahren und bat ihn dann unter den höchsten Versicherungen von Treue und Anhänglichkeit, den Maßregeln zu vertrauen, welche er bereits für seine Rettung getroffen habe. Sobald aber Alexius aus dem Palaste hervortrat, ward er gefesselt, und weil das ihm gegebene Gift, nach genommenem Gegengifte, unwirksam blieb, später, am 8. Februar 1204, erdrosselt. Sein Vater Isaak starb vor Gram und Schrecken. Murzuflos, welcher nunmehr den Purpur selbst annahm, behauptete zwar, die Kaiser wären beide natürlichen Todes gestorben und ließ sie feierlich begraben. Niemand aber wurde dadurch getäuscht, am wenigsten die Franken.

Mit verdoppeltem Ernste wandten sich diese zum Kriege, nicht allein, weil alle Verträge und Versprechungen durch Murzuflos' Thronbesteigung aufgelös't erschienen, sondern auch, weil sie an Frevel dieser Art nicht gewohnt waren und sich vielmehr für verpflichtet hielten, sie zu rächen und zu bestrafen. Allein ungeachtet aller Tapferkeit und Ausdauer wurden sie von den Griechen mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Doch bei einem zweiten Sturme suchte Murzuflos vergebens, die Griechen zum Widerstande zu bewegen; vergebens erinnerte er sie, daß der Kampf für die Lateiner in der ihnen unbekannten feindlich gesinnten Stadt doppelt gefährlich sei, er sah sich in der allgemeinen Flucht

mit fortgerissen, und so ohne Maß war nach dem kurzen Uebermuthe der letzten Tage der Schrecken der Einwohner, daß, nach griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her jagte. Es entstand in der Nacht eine große Feuersbrunst und bei der hierdurch erhöhten Furcht und Verwirrung verzweifelte auch Murzuflos und entfloh heimlich durch das goldene Thor. Sobald dies mit dem Anbruche des Tages bekannt wurde, zankten die Griechen unter einander, ob sie an Theodor Dukas oder Theodor Laskaris ein Kaiserthum geben sollten, das nicht mehr vorhanden war, als die Kreuzfahrer schon herzudrangen, alle auseinander sprengten und sich nun nach vollkommenem Siege in der ganzen Stadt verbreiteten. Selbst für Kirchen und Kirchengut zeigte Keiner Achtung. Man nahm alles, was Werth hatte, warf die Hostien aus den Kelchen und zerschlug die schönsten Kunstwerke und Altäre, um sie zu theilen. Nur die Venetianer scheinen dafür einigen Sinn gehabt und manches Vortreffliche, gleich den vier berühmten Pferden, ohne viele Worte und Anfragen in ihre Vaterstadt gesandt zu haben. Sonst wurden die meisten Kunstwerke aus Erz und Metall ohne Bedenken eingeschmolzen und das Unschätzbare in geringes Kupfergeld verwandelt. Aber der Zorn über die Thaten der Franken wird freilich gemildert, wenn man bedenkt, daß 400,000 Einwohner ihre aufs trefflichste befestigte Stadt von 20,000 Ankömmlingen erobern und so behandeln ließen.

Nachdem endlich die Beute gesammelt und wieder vertheilt war, kam es vor Allem darauf an, einen Kaiser zu ernennen. Sechs venetianische Edle und sechs Geistliche schwuren auf das Evangelienbuch, nach bestem Wissen und Gewissen zu wählen. Alle Stimmen vereinigten sich für Balduin von Flandern, weil man durch seine Verbindungen größere Unterstützung aus Frankreich und Deutschland erwartete. Man setzte ihn auf einen Schild, trug ihn zur Kirche und der Markgraf von Montferrat erwies ihm vor allen Anderen die gebührende Ehre. Am 23. Mai 1204 fand die feierliche Krönung in der Sophienkirche Statt.

Durch die unerwarteten Siege der Franken waren die Griechen in so grenzenlose Furcht gesetzt worden, daß unglaublich kleine Abtheilungen von jenen die Eroberung ganzer Landschaften wagten und vollbrachten. Alle wurden jetzt vertheilt: der Markgraf von Montferrat erhielt das zum Königreich erhobene Thessalonich mit den umliegenden Gegenden und veräußerte das ihm gleichfalls überwiesene, aber noch nicht eroberte Candia an die Venetianer. Diese, vorzugsweise ihre Handelszwecke im Auge behaltend, empfingen oder unterwarfen nach und nach einen Theil der Hauptstadt, viele Küstenländer und Inseln, so den Peloponnesus, Euböa, Aegina, Corcyra, Melos, Paros, Andros, Zakynthos.

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen und Maßregeln gründete Theodor Laskaris, der Schwiegersohn Kaisers Alexius des älteren, ein Reich zu Nicäa, Alexius, der Enkel des Kaisers Andronicus, ein Reich zu

Trapezunt, und Michael, ein unehelicher Abkömmling aus dem Hause der Angeli, ein Reich in Epirus und Aetolien. Nur den Venetianern blieb ein dauernder Vortheil. Denn sie erhielten zuvörderst neben der eigenen auch den größten Theil der fränkischen Beute als Zahlung für die große Frachtschuld; ferner waren ihre Inseln gegen Anfälle gesicherter, als das feste Land, und endlich kam der Handel nach allen diesen wichtigen Ländern in ihre Hände.

---

72. Der Kreuzzug der Kinder.

(Nach Friedr. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.)

Die Theilnahme an den Schicksalen des heiligen Landes, welche Innocenz III. durch seine rastlose Thätigkeit unterhielt und stets von Neuem wieder anregte, zeigte sich zu dieser Zeit in einer eben so seltsamen als unerwarteten Erscheinung. Während man in mehreren Ländern der christlichen Kirche stets von Kreuzfahrten redete, die Ausführung derselben aber bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande unterließ oder verschob, wurde plötzlich die Jugend in Frankreich und Deutschland von der Begeisterung für das heilige Grab ergriffen, und Knaben faßten den kühnen Entschluß, die heilige Stadt Jerusalem wieder aus der Gewalt der Heiden zu befreien. Ein Hirtenknabe, mit Namen Stephan, aus einem Dorfe in der Gegend von Vendome an der Loire, soll der erste gewesen sein, welcher es unternahm, die Begeisterung der französischen Jugend für das heilige Grab zu erwecken. Indem er vorgab, daß der Heiland selbst in der Gestalt eines armen Pilgers sich ihm offenbart, als Prediger des Kreuzes für die Jugend ihn bevollmächtigt und ihm einen Brief an den König von Frankreich eingehändigt hätte, beredete er viele andere Hirtenknaben seines Alters zur Annahme des Kreuzes; und die Wunder, welche er vornehmlich zu St. Denis verrichtet haben soll, gaben seinen Ermahnungen ein solches Ansehen und eine solche Wirksamkeit, daß in kurzer Zeit eine große Zahl von Knaben um ihn sich versammelte. Selbst manche Erwachsene gaben der eitlen Hoffnung Raum, daß Gott durch die Jugend, welche aus eigenem Antriebe sich für den Heiland zu waffnen anfing, große Dinge auf der Erde zu bewirken im Begriffe wäre.

Die Begeisterung, welche die französischen Knaben ergriffen hatte, verbreitete sich auch zu der Jugend in Burgund und Deutschland, und vornehmlich in den Rheinlanden bezeichneten sich mit dem Kreuze viele Knaben und nicht nur die Söhne geringer Leute, sondern auch aus edlen Geschlechtern. Sehr bald aber mischten sich unter die Knaben ruchlose und boshafte Menschen, welche, die Unerfahrenheit der jugendlichen Kreuzfahrer benutzend, ihnen das raubten oder entwandten, was die Mildthätigkeit mitleidiger und frommer Christen denselben gespendet

hatte und dann mit ihrem Raube davon gingen; einer solcher Bösewichte aber wurde zu Köln ergriffen und büßte sein Leben am Galgen.

Die französischen und deutschen Pilgerknaben vereinigten sich nicht auf ihrer Wallfahrt, sondern wählten verschiedene Wege. Mehrere tausende deutscher Knaben und Mädchen mit langen Pilgerröcken, welche mit Kreuzen bezeichnet waren, bekleidet und Pilgerstäbe und Pilgertaschen tragend, begaben sich unter der Anführung eines Knaben mit Namen Nikolaus auf den Weg nach Italien; aber noch ehe sie die Alpen erreichten, kamen ihrer viele in Wäldern und Einöden durch Hunger, Durst und Hitze um, andere fielen jenseits der Alpen in die Hände lombardischer Räuber und kamen nackt und bloß, nicht lange nach ihrem Auszuge, zurück in ihre Heimat. Eine große Zahl von solchen irre geleiteten, zum Theil 12jährigen Kindern, welchen auch viele erwachsene Pilger, Männer und Weiber, sich angeschlossen hatten, erreichte jedoch im August 1212 Genua, wo ihr Erscheinen nicht nur großes Aufsehen, sondern sogar Besorgnisse erregte; denn da die Genueser in dem damaligen Streite des Kaisers Otto mit dem Papste Innocenz die Partei des römischen Stuhls genommen hatten, so erweckte eine so wunderbare und befremdende Erscheinung den Verdacht feindseliger und arglistiger Absichten. Auch fürchtete der hohe Rath von Genua, daß Mangel an Lebensmitteln eintreten möchte, wenn einer solchen Menge der Aufenthalt gestattet würde. Den Genuesern war unter solchen Umständen es nicht zu verargen, daß sie das Heer der Knaben nöthigten, ohne Verzug ihr Gebiet zu verlassen; doch wurde einer nicht geringen Zahl von erwachsenen Pilgern sowohl als Kindern beiderlei Geschlechts, welche ihres Irrthums inne geworden waren, die Aufnahme in der Stadt Genua gewährt, und mehrere edle genuesische Geschlechter leiteten noch in späterer Zeit ihre Abstammung von deutschen Pilgerknaben ab, welchen damals in Genua eine neue Heimat und späterhin nicht nur bürgerliche Rechte, sondern auch die Vorzüge und Vorrechte des genuesischen Adels bewilligt wurden. Die übrigen setzten, nachdem sie nur eine Nacht in der Stadt sich ausgeruht hatten, ihren Weg fort, indem ihre Zahl mit jedem Tage sich minderte und viele in den italienischen Städten und Ortschaften, welche an ihrem Wege lagen, zurück blieben und froh waren, wenn die Einwohner derselben sie als Knechte oder Mägde in ihren Dienst nahmen. Das ganze Heer der deutschen Knaben löste sich endlich auf; einzeln und beschämt, verspottet und verlacht, barfuß und hungrig, kehrten die jungen Pilger, welche wenige Wochen zuvor in feierlichen Aufzügen und mit Gesang und Klang durch die Städte und Weiler gekommen waren, zurück in ihre Heimat.

Noch schlimmer war das Schicksal der französischen Pilgerknaben, welche, obgleich mit leeren Taschen, doch mit großen Hoffnungen, ungefähr 30,000 an der Zahl, um für die Fahrt nach dem heiligen Lande sich einzuschiffen, nach Marseille zogen. Die unglücklichen Knaben wurden von zwei ruchlosen Sclavenhändlern zu Marseille auf boshafte Weise betrogen, indem diese sich erboten, unentgeltlich und um Gottes-

willen auf ihren Schiffen das jugendliche Heer nach Syrien zu führen. Von sieben großen Schiffen, auf welchen die Knaben die Meerfahrt antraten, scheiterten nach zweitägiger Fahrt, als ein furchtbares Ungewitter sich erhoben hatte, zwei an einem Felsen bei der Insel San Pietro in der Nähe von Sardinien und alle auf denselben befindliche Knaben fanden ihren Tod in den Wellen. Die übrigen fünf Schiffe entgingen zwar der zerstörenden Gewalt des Sturmes; die beiden ruchlosen Sclavenhändler aber richteten die Fahrt nicht nach Syrien, sondern nach Aegypten und verkauften die Knaben und übrigen Pilger, welche in ihrer Gewalt waren, zu Alexandria als Sclaven. Einer dieser Pilger, welcher nach 18jähriger Sclaverei in seine Heimat zurückkehrte, erzählte, daß keines der in die Dienstbarkeit der Ungläubigen gerathenen Pilgerkinder, weder durch Verheißungen und Drohungen, noch durch Marter und Liebkosungen zum Abfalle vom christlichen Glauben sich hätte bewegen lassen. Die beiden ruchlosen Sclavenhändler ließ späterhin der Kaiser Friedrich II., als sie der verbrecherischen Absicht überführt wurden, ihn in die Hände des saracenischen Emirs von Sicilien zu liefern, nebst diesem Emir und dessen beiden Söhnen an einem Galgen aufhängen.

---

73. Der Kreuzzug des Kaisers Friedrich II.

(Nach C. Wernicke, Geschichte des Mittelalters.)

Ueber der Eroberung Constantinopels hatte man Palästina, das eigentliche Ziel des Kreuzzuges, ganz vergessen, und ungeachtet aller Bemühungen des Papstes geschah für die syrischen Christen von Europa aus nichts. Denn ein Zug, den König Andreas II. von Ungarn 1217 in Begleitung der Herzöge Leopold von Oesterreich und Otto von Meran, des Erzbischofs von Salzburg und vieler, besonders deutscher Bischöfe und Großen unternahm, mißlang gänzlich. Er kam über Cypern nach Acre und drang, Alles verwüstend, bis zum galiläischen Meere vor; aber bald mußte er sich wegen Mangels an Lebensmitteln nach Acre zurückziehen und kehrte wegen Krankheit und wegen schlechter Nachrichten aus der Heimat wieder in sein Reich zurück, das er erst nach manchen Unfällen erreichte.

Das erste bedeutendere Unternehmen zur Befreiung des gelobten Landes ging wieder von Deutschland aus. Der deutsche Kaiser Friedrich II. hatte schon im Juli 1215 bei seiner Krönung zu Aachen mit vielen Fürsten das Kreuz genommen; er verschob aber unter allerlei Vorwänden die Ausführung des Zuges von Jahr zu Jahr, so sehr auch Papst Honorius III., welcher auf Innocenz folgte, ihn deßhalb drängte. Auf Anstiften des Papstes vermählte er sich im Jahre 1225 mit Jolanta, der Tochter des französischen Grafen Johann von Brienne, der dem Namen nach König von Jerusalem war und sich damals in

Italien aufhielt, um die Hülfe der europäischen Christen nachzusuchen. Dadurch erhielt Friedrich Ansprüche auf das Königreich Jerusalem, und wirklich nahm er seit seiner Vermählung mit Jolanta den Titel eines Königs von Jerusalem an und gelobte gleichzeitig, nach zwei Jahren bestimmt den Kreuzzug anzutreten. Der neue Papst Gregor IX., welcher im März 1227 auf Honorius folgte, mahnte ihn dringend an die Erfüllung seines Versprechens. Im Sommer versammelten sich zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern, namentlich Deutsche und Engländer, in Apulien; aber bald erzeugte die ungewohnte Glut des süditalienischen Sommers unter ihnen ansteckende Krankheiten. Gleichwohl wurden 40,000 Pilger vorläufig eingeschifft; auch Friedrich selbst, obgleich sich angeblich unwohl fühlend, folgte ihnen endlich nach, mit ihm sein Freund, der Landgraf Ludwig von Thüringen. Aber schon am dritten Tage ließ sich Friedrich bei Otranto wieder ans Land setzen, um zunächst in den Bädern von Puzzuoli seine Gesundheit herzustellen. Dadurch wurden die Pilger völlig entmuthigt. Die, welche sich noch nicht eingeschifft hatten, zerstreuten sich nach allen Richtungen; auch die Vorausgeschickten kamen meistens zurück und gingen aus einander. Gregor erklärte die Krankheit des Kaisers für bloße Verstellung und sprach über ihn den Bann aus. In einem ausführlichen Schreiben an die Christenheit rechtfertigte er seinen Schritt und suchte nachzuweisen, daß Friedrich der Kirche, die ihn mit so vielen Anstrengungen und Aufopferungen gehegt und erzogen, mit mehr Undank gelohnt habe, als ein Kind gegen seine Mutter bezeigen könne. Friedrich erließ nun ebenfalls ein Rechtfertigungsschreiben an die Christenheit, in welchem er das Verfahren des Papstes schonungslos angriff, und obgleich er sich im Banne befand und der Papst die Unterthanen des Kaisers vom Eide der Treue entband, so rüstete sich doch Friedrich gerade jetzt mit dem größten Eifer zum Zuge. Wiewohl Jolanta gerade damals starb, schiffte er sich doch am 11. August 1228 ein und kam nach einer glücklichen Fahrt am 8. September nach Acre. Mit lautem Jubel wurde er empfangen; aber bald änderte sich Alles. Der Papst sprach von Neuem den Bann über ihn aus und verbot dem Patriarchen, den Rittern, ja allen Christen, ihm zu gehorchen. Friedrich suchte sich zwar zu rechtfertigen, aber nur die Deutschen, die Pisaner und die Genueser kehrten sich nicht an den Befehl des Papstes. Ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse erlangte indessen Friedrich, was Andere vor ihm mit vielem Blutvergießen nicht hatten erringen können. Der Sultan Kamel schloß mit ihm am 18. Februar 1229 einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. In demselben wurden Jerusalem, Bethlehem, Nazareth mit ihren Gebieten, so wie alle Städte und Landschaften, die auf den Wegen zwischen den Küstenstädten und Jerusalem lagen, an die Christen abgetreten. Die Moscheen aber sollten unverletzt, die in den überlassenen Orten wohnenden Mohammedaner ungefährdet bleiben. Auch sollte denselben der Zutritt zum Tempel gestattet sein, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen; nur müßten sie unbewaffnet erscheinen

und außerhalb Jerusalem wohnen. Am 17. März 1229 hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Am folgenden Tage wohnte er zwar dem Gottesdienste nicht bei, weil er noch im Banne war, aber doch begab er sich im kaiserlichen Schmucke in die Kirche des heiligen Grabes, nahm die Krone vom Altare und setzte sie sich selbst auf das Haupt. Darauf verließ Friedrich Jerusalem und begab sich nach Joppe, nachdem er seinem Marschall die Verwaltung des Reiches übertragen hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Ptolemais, welches der Patriarch ebenfalls mit dem Interdict belegte, eilte er zur Hülfe seiner bedrängten Staaten nach Europa zurück und erreichte glücklich bei Brundusium die Küste von Italien.

---

74. Die beiden Kreuzzüge Ludwig's IX., des Heiligen.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Das Kreuz hatte Papst Gregor IX. schon 1235 in Frankreich predigen lassen, und der König Theobald I. von Navarra, der Herzog von Burgund und viele andere französische und flandrische Herren und Ritter hatten sich mit demselben bezeichnet; aber erst im Jahre 1239 traten sie die Meerfahrt an. Ungeachtet seiner großen Zahl, ungeachtet der inneren Verwirrung der Reiche von Damaskus und von Aegypten, richtete auch dieses Pilgerheer wenig aus, weil es demselben an Einigkeit unter sich und mit den morgenländischen Christen und an geschickter Anführung fehlte. Graf Richard von Cornwall, der Bruder des Königs von England, welcher sehr bald nach ihrem Aufbruche, im October 1240, ankam, überzeugte sich sogleich, daß es ihm, obwohl er eine große Zahl trefflicher Ritter und große Geldsummen mit sich führte, nicht möglich sein werde, die Parteiung auszugleichen, durch welche die Ritter des Königreiches Jerusalem und die fremden Pilger gespalten wurden; er verließ schon im Mai 1241 Palästina wieder, und bald darauf kehrten auch der Herzog von Burgund und die übrigen französischen Kreuzfahrer nach Frankreich zurück.

Gegen die Christen und den mit ihnen verbündeten Sultan von Damaskus rief der Sultan von Aegypten 1244 die türkischen Horden zu Hülfe, welche nach der Zerstörung des Reiches von Chowaresm oder Charism, durch den mongolischen Eroberer Tschingiskan und seine Söhne, unter dem Namen Chowaresmier am Euphrat und Tigris umherzogen, vom Raube lebten, und demjenigen Fürsten dienten, welcher ihnen Sold bot. Sogleich drangen sie, mehr als 10,000 Reiter, über den Euphrat in Syrien ein; sie fanden nirgends Widerstand, da ihr Angriff den Christen ganz unerwartet war, und bemächtigten sich im August 1244 der Stadt Jerusalem, deren Einwohner zum Theil nach Joppe geflüchtet waren, zum Theil in die Hände der wilden Feinde fielen, ermordeten die Geistlichen, Greise und Kranken, welche in der Kirche des hei-

ligen Grabes eine Zuflucht zu finden gehofft hatten, und zerstörten das heilige Grab. Durch sie und das mit ihnen vereinigte ägyptische Heer erlitten bei Gaza die Christen, deren saracenische Verbündete schon beim Heranrücken der Feinde die Flucht ergriffen, eine solche Niederlage, daß die Blüte der drei geistlichen Ritterorden vernichtet wurde und daß die wehrlosen christlichen Besitzungen zum Theil ohne Schwertstreich in die Hände der Sieger fielen und nur Joppe, Ptolemais, Nazareth und einige Burgen behauptet werden konnten. In der Zeit, als Nachrichten von der schrecklichen Verheerung des heiligen Landes durch die Chowaresmier nach Europa gekommen waren, wurde Ludwig IX. von einem heftigen Fieber ergriffen; die Gefahr, in welcher der König sich befand, erfüllte alle Bewohner Frankreichs mit Trauer und Schmerz und schon beklagte man, durch eine tiefe Ohnmacht getäuscht, seinen Tod, als Besinnung und Sprache zurückkehrten und er sogleich, in lebhafter Erinnerung an die Leiden des heiligen Landes und zum Danke gegen Gott, verlangte, mit dem Kreuze bezeichnet zu werden; vergeblich baten ihn seine Mutter und seine Gemahlin, ein solches Gelübde wenigstens bis zur völligen Genesung zu verschieben, er beharrte bei seinem Entschlusse und bald war seine Gesundheit wiederhergestellt. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung, welche der Papst Innocenz IV. zu Lyon, wohin er vor des Kaisers Friedrich II. Macht geflüchtet war, eröffnete, und auf welcher er (1245) den Kaiser aller seiner königlichen und kaiserlichen Ehren entsetzte, wurde auch berathen, wie dem heiligen Lande schleunige Hülfe verschafft werden könne. Der Papst und das Concil bestimmten, die Prälaten und die anderen Geistlichen sollten das Kreuz predigen und alle Könige, Fürsten und Herren, sowie auch die Communen der Städte und Flecken eindringlich ermahnen, daß diejenigen, welche nicht selbst zur Beschützung des heiligen Landes ausziehen könnten, eine angemessene Anzahl von Streitern auf drei Jahre ausrüsteten; ein allgemeiner Friede sollte von allen Christen vier Jahre hindurch gehalten werden.

Ludwig's Gelübde hatte indeß nur geringe Nachfolge gefunden; die Begeisterung, welche seit anderthalb Jahrhunderten zahllose Schaaren nach Palästina geführt hatte, war meistens erloschen. Nur die beredten Kreuzpredigten eines päpstlichen Legaten, nur die Ermahnungen des Königs und die Meinung, daß die Ehre es erfordere, seinem Beispiele zu folgen, bewog endlich eine nicht geringe Zahl geistlicher und weltlicher Herren, das Kreuz zu nehmen, jedoch sah er sich genöthigt, diese Zahl noch durch eine List zu vermehren. Es war nämlich Sitte, daß der König am Weihnachtsfeste die in seinem Dienste sich befindenden Edeln mit Mänteln beschenkte; Ludwig ließ solcher weit mehr als gewöhnlich anfertigen und insgeheim ein Kreuz auf dieselben heften; er lud dann die an seinem Hofe versammelten Ritter ein, mit ihm die Messe noch vor Anbruch des Tages zu hören. Sie empfingen jene Mäntel und sahen zu ihrer Ueberraschung sich alle, da es hell wurde, mit dem Kreuze bezeichnet; jedoch hielten sie es für ungeziemend und entehrend, dasselbe wieder abzulegen, und sie nannten scherzend den König einen Pilgerjäger

und einen neuen Menschenfischer. Der Beginn des Zuges wurde indeß noch längere Zeit verzögert durch die Nothwendigkeit, für die Dauer desselben die Ruhe Frankreichs zu sichern, und durch den immer erbitterteren Streit zwischen dem Kaiser und dem Papste.

Auf einer Reichsversammlung zu Paris, in der Mitte der Fastenzeit 1247, wurde beschlossen und festgesetzt, daß der Kreuzzug vor dem Johannisfeste des folgenden Jahres angetreten werden solle. Nachdem Ludwig seine Rüstungen vollendet hatte, ernannte er seine Mutter für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin des Reiches. Am 12. Juni 1248 empfing er zu St. Denis Pilgerstab und Pilgertasche, und er brach sodann von Paris auf. Am 25. August 1248 schiffte er sich, auch von seiner Gemahlin begleitet, ein, und nach einer glücklichen Fahrt erreichte er am 17. September die zum Sammelplatze bestimmte Insel Cypern. Der König derselben, Heinrich von Lusignan, und fast alle Prälaten und Edlen nahmen das Kreuz und schwuren, dem Könige von Frankreich gegen die Saracenen zu folgen, wohin er sie führen werde; indeß beschloß man, den Aufbruch bis zum Frühlinge zu verschieben, weil der Winter schon nahe war und viele Kreuzfahrer und Schiffe, welche das Kriegszeug führten, noch nicht angekommen waren. Die Besitzungen der Christen in Syrien wurden damals nicht mehr durch die Chowaresmier bedroht, da diese durch einige syrische Fürsten vernichtet worden waren; allein weil zuvor mit ihrer Hülfe der Sultan von Aegypten sich auch der Stadt Damaskus bemächtigt hatte, so beschloß Ludwig, durch einen Angriff auf Aegypten das heilige Land zu erobern, und dem Heere wurde bekannt gemacht, daß der Zug gegen die Stadt Damiette gerichtet werden solle. Im Mai 1249 schifften sich die Kreuzfahrer ein, ungünstige Winde hemmten die Ueberfahrt und zerstreuten die Schiffe, und nur mit dem dritten Theile des Heeres erreichte Ludwig die Küste Aegyptens. Der Sultan hatte Damiette, welches er mit Recht zunächst bedroht glaubte, in Vertheidigungszustand gesetzt und ein zahlreiches Heer am Ufer aufgestellt, um den Feinden die Landung zu verwehren. In kleinen Fahrzeugen, wegen der Seichtigkeit des Meeres, näherten sich die Kreuzfahrer dem Ufer, sie landeten trotz der Pfeile und anderer Geschosse der Feinde, trieben diese nach nicht langem Widerstande zurück und nahmen das von seiner Bevölkerung und Besatzung verlassene Damiette ein. Der Fortgang des Unternehmens entsprach indeß nicht dem wunderbar glücklichen Beginn. Ludwig unterließ es, die Bestürzung zu benutzen, welche der Verlust von Damiette und die steigende Krankheit des Sultans bei den Saracenen verbreiteten; die Kreuzfahrer gaben sich dem zügellosen Genusse der gewonnenen Beute hin. Am 20. November brach das Kreuzheer von Damiette auf, um über Mansurah gegen Kairo vorzudringen. Ein Angriff, welchen die Saracenen mit ihrer ganzen Macht auf das christliche Lager unternahmen, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe zurückgeschlagen, aber die Kreuzfahrer versäumten, durch die Eroberung Mansurah's ihre Stellung zu sichern und die feindliche Flotte, welche unter den Mauern der Stadt

lag, zurückzutreiben; ihre eigene Flotte wurde bald darauf vernichtet, die Schiffe, welche ihnen Lebensmittel zuführen sollten, weggenommen, und ihnen alle Verbindung mit Damiette abgeschnitten; der Genuß schädlicher Fische, der Geruch der Leichname und gänzlicher Mangel an Regen erzeugten ansteckende und schnell tödtende Krankheiten. Nur noch eine Rettung blieb übrig, nämlich ein schneller Rückzug nach Damiette. In der Nacht vom 5. zum 6. April wurde derselbe, aber ohne die nöthige Vorsicht, angetreten. Die meisten Schiffe der Kreuzfahrer fielen in die Gewalt der feindlichen Flotte, und viele von den Kranken wurden getödtet, viele mit den Schiffen verbrannt. Das Heer sah sich auf allen Seiten von den Saracenen umringt und angegriffen und der König, welcher selbst durch Krankheit so geschwächt war, daß er sich außer Stande befand, den Zug fortzusetzen,. mußte sich mit allen Kreuzfahrern ergeben. Die Geringeren derselben, welche ihren Glauben nicht abschwören wollten, wurden niedergehauen, der König und die Herren vom Sultan selbst aufgefordert, über ihre Befreiung zu unterhandeln. Es wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand unter den Bedingungen geschlossen, daß den Christen in Syrien während desselben alles blieb, was sie daselbst zur Zeit der Ankunft Ludwig's besaßen, daß alle Christen, welche seit dem zwischen dem Sultan Kamel von Aegypten und dem Kaiser Friedrich II. im Jahre 1229 geschlossenen Waffenstillstand in Aegypten und Syrien gefangen worden seien, und so auch alle saracenische Gefangene ihre Freiheit wieder erhalten und Ludwig für die Freilassung der Christen und als Ersatz für Kriegskosten und den von den Kreuzfahrern angerichteten Schaden Damiette zurückgeben und 400,000 Livres zahlen solle. Nachdem die Hälfte der versprochenen Geldsumme — 100,000 Livres fanden sich noch im Schatze des Königs, 30,000 nahm auf Geheiß desselben Joinville aus den Geldkisten der Templer, welche unter dem Vorwande, daß ihr Eid es ihnen verbiete, diese Summe zu leihen verweigerten — entrichtet war, schiffte sich Ludwig nach Syrien ein. Die unter den Saracenen ausgebrochene Zwietracht schien indessen einer Erneuerung des Krieges Erfolg zu versprechen. Ludwig mußte sich aber wegen seiner geringen Kriegsmacht begnügen, den Besitz der seinen Glaubensgenossen noch gebliebenen Städte Ptolemais, Cäsarea, Joppe und Sidon zu sichern, und auf seine Kosten ließ er sie befestigen oder ihre Befestigungen herstellen und erweitern. Der Tod seiner Mutter Blanka und die Besorgniß, daß die Jugend seines erst 11jährigen Sohnes, in dessen Namen die Regierung geführt wurde, innere Unruhen und äußere Gefahren für sein Reich veranlassen könne, nöthigten ihn endlich zur Heimkehr; er schiffte sich gegen das Ende des Aprils 1254 in Ptolemais ein, erreichte erst nach einer längeren, nicht gefahrlosen Fahrt die französische Küste, landete im Hafen von Hieres und hielt am 7. September seinen Einzug in Paris. Die Pracht desselben und die Freude, mit welcher ihn die Bewohner seiner Hauptstadt begrüßten, ließen ihn nicht den tiefen Schmerz über den unglücklichen Ausgang seines Zuges vergessen und er sprach

seine Trauer auch dadurch aus, daß er jeden Schmuck und selbst die helleren und kostbareren Kleider ablegte und ferner nur einfache und dunkelfarbige trug.

Der Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, hatte die französische Herrschaft in Constantinopel durch die Eroberung dieser Stadt 1261 vernichtet; um Hülfe zu suchen, hatte sich der vertriebene Kaiser Balduin II. nach dem Abendlande begeben, allein er fand nur Mitleid, keinen Beistand. Tieferen Eindruck machten die Unglücksbotschaften, welche bald darauf aus Asien kamen. Der Anführer der Mameluken, Bibars, ein eben so tapferer als grausamer Krieger, ward von dem ägyptischen Heere und darauf auch in Syrien als Sultan anerkannt, das Ziel seiner rastlosen Thätigkeit wurde die Vernichtung der Herrschaft der Christen in Syrien und 1268 eroberte er Joppe und Antiochien. Ludwig IX. hatte fortwährend seit seiner Rückkehr aus Palästina die Absicht gehegt, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen, weil er durch den ersten sein Gelübde noch nicht erfüllt und seinem Reiche mehr Schmach als der Kirche Christi Nutzen gebracht zu haben glaubte; die Nachrichten von der Bedrängniß der Christen im Morgenlande bewirkten in ihm den Entschluß, sein Vorhaben nunmehr auszuführen. Er berief im Frühjahre 1267, ohne jedoch den Zweck der Berufung anzugeben, die Prälaten, Barone, Ritter und andere Männer seines Reiches in großer Zahl nach Paris. Die Versammelten ermahnte er dringend, die Beleidigungen zu rächen, welche dem Erlöser seit langer Zeit in dem heiligen Lande zugefügt seien, und nachdem auch der anwesende päpstliche Legat im gleichen Sinne zu ihnen geredet hatte, nahm er selbst, seine drei älteren Söhne, Philipp, Johann und Peter, und mehrere Barone das Kreuz. Die Vorbereitungen zu dem Zuge dauerten mehrere Jahre; auch des Königs von England Sohn, Eduard, und Karl von Anjou versprachen dem Könige zu folgen. Die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit übertrug er zwei Männern, welche sein ganzes Vertrauen besaßen und dessen würdig waren, dem Abte Matthäus von St. Denis und dem Ritter Simon von Nesle. Im März 1270 begab er sich in Begleitung seiner Söhne und vieler angesehenen Herren nach St. Denis; er empfing die Oriflamme, die Pilgertasche und den Pilgerstab vom Altare und empfahl dem Schutze des Heiligen sein Reich. Erst nach längerer, durch widrige Winde aufgehaltener Fahrt erreichte die Flotte den ihr zunächst bestimmten Sammelplatz, den Hafen von Cagliari. In einer Berathung über die Fortsetzung des Zuges, zu welcher der König hier die Barone des Heeres versammelte, wurde beschlossen, zuerst nach Tunis zu schiffen, denn Glaubwürdige versicherten, der Fürst dieser Stadt habe die Absicht, sich zum Christenthume zu bekennen, die Erscheinung des zahlreichen Kreuzheeres werde ihm es möglich machen, seine Absicht ohne Furcht vor seinen Glaubensgenossen auszuführen und alsdann werde der christliche Glaube in den Gegenden wieder erstehen, in welchen er einst zur Zeit Augustin's und anderer Kirchenlehrer so herrlich geblüht habe; sollte aber der Fürst von Tunis

das Bekenntniß des Christenthumes verweigern, so werde sein Land eine leichte Eroberung sein und der unermeßliche Reichthum, welchen man dadurch gewinnen würde, nachdrücklichere Unterstützung des heiligen Landes möglich machen. Die Kreuzfahrer landeten, ohne daß die über den unerwarteten Angriff bestürzten Saracenen ihnen den geringsten Widerstand leisteten; allein statt diese Bestürzung zu benutzen und die Stadt Tunis, bevor sie in Vertheidigungszustand gesetzt war, anzugreifen, beschloß Ludwig den Angriff erst nach der Ankunft seines Bruders Karl, welcher täglich erwartet wurde, zu unternehmen. Diese Zögerung gab den Saracenen wieder Muth; unaufhörlich beunruhigten sie die Kreuzfahrer, so daß oft an einem Tage mehrere Male zu den Waffen gerufen wurde, und wenn dieselben in Schlachtordnung gegen sie anrückten, zogen sie sich schnell zurück. Weit verderblicher wurde den Christen aber noch die glühende Hitze des Augusts, der durch heftige Winde aufgeregte Staub und der Mangel an gesunder Speise und trinkbarem Wasser; Krankheiten waren die Folge davon und indem die Luft durch die Leichname verpestet wurde, nahm die Sterblichkeit mit jedem Tage zu; zahllose geringere Kreuzfahrer, nicht weniger angesehenere, selbst der päpstliche Legat und Ludwig's Sohn, Johann Tristan, starben bereits im Anfange des Augusts; auch der König, dessen Kräfte schon vor dem Antritte des Kreuzzuges sehr gesunken waren, erkrankte. Auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Arme kreuzweis über die Brust gelegt und die Augen gegen Himmel gerichtet, starb er am 25. August 1270. Im Jahre 1297 wurde er von dem Papste Bonifacius VIII. unter die Heiligen der Kirche aufgenommen.

---

75. Die Folgen der Kreuzzüge.

(Nach A. H. L. Heeren, Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, gekrönte Preisschrift, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Kreuzzüge waren die Frucht des erwachten Heldengeistes und der Religiosität der fränkisch-germanischen Nationen, die Heldenperiode des Christianismus. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dem Gesichtspunkte ihres Zeitalters, verschwindet von selbst der so oft ihnen gemachte Vorwurf sinnloser Unternehmungen. Dem kalten Raisonnement ist es leicht, zu zeigen, daß ein kleines Land nur ein kleines Land sei, daß seine Eroberung mehr kosten werde, als sie eintragen könne. Aber jenes Zeitalter rechnete anders und mußte anders rechnen. Der Boden, wo der Keim ihrer Religion zuerst gelegt wurde und aufsproßte, wo ihr Stifter wandelte, war stets den Völkern heilig, so lange noch die Religion selbst in ihren Augen ihre Heiligkeit nicht verlor. Der Jude blickt noch jetzt mit Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter, der Mohammedaner wendet bei jedem Gebete seine Augen nach den heiligen Orten. Konnte es bei den Christen anders sein? Konnten die Heilig-

thümer, zu denen sie seit Jahrhunderten schon zu wallfahrten gewohnt waren, und zu denen man ihnen den Zugang versperren wollte, in ihren Augen ohne Werth, der Weg zu ihnen ungestraft verschlossen bleiben? Unstreitig erhalten, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Kreuzzüge jenen ehrwürdigen Charakter, der ihrem Umfange und ihrer Größe angemessen ist; aber das hohe historische Interesse, welches ihre Geschichte für alle Jahrhunderte wichtig macht, erreichten sie weniger durch sich selbst, als durch ihre Folgen. Sie umfaßten den Occident und den Orient, von den Ufern des Tajo bis zu denen des Nils und des Euphrats; sie bestimmten die Schicksale ganzer Völker und Reiche; sie bereiteten für die Nachwelt die wichtigsten Veränderungen vor, welche in den Verfassungen und in dem gesellschaftlichen Zustande späterer Jahrhunderte vorgehen sollten! Nicht die einzelnen Züge brachten diese Wirkungen hervor, sondern die diesen ganzen Zeitraum fortdauernde Verbindung zwischen dem Morgen- und Abendlande.

I. Politische Folgen.

a. Folgen für die Geistlichkeit.

1. Die Kreuzzüge beförderten die Erhebung der päpstlichen Macht über die weltliche. Es waren Unternehmungen, welche die weltliche Macht ausführen mußte, aber im Interesse der Kirche. Die Päpste als Urheber und Lenker dieser Unternehmungen wurden auf eine ganz neue Weise der Mittelpunkt der christlichen Welt. Sie ließen das Kreuz predigen, sie erhoben die Abgaben zur Ausführung entweder selbst oder erlaubten den Fürsten, sie von den geistlichen Gütern zu erheben, sie ertheilten den Mitziehenden Vorrechte, wodurch sie gewissermaßen der Oberherrschaft ihrer Fürsten entzogen wurden, um unter die der Päpste zu kommen. Sie hießen Soldaten Christi, d. h. seiner Stellvertreter in Rom; sie waren verpflichtet, ihr Gelübde zu erfüllen; kein Gläubiger in der Heimat durfte sie daran verhindern, und während ihrer Abwesenheit standen sie und ihre Güter unter dem Schutze der Kirche.

Noch mehr wuchs das Uebergewicht der päpstlichen Macht, seitdem die Regenten selbst einen Antheil an diesen Zügen nahmen. Dies lag in der Unwiderruflichkeit der einmal übernommenen Verpflichtung, die bei dem König so groß wie bei dem gemeinen Krieger war. Der eine, sowie der andere, war von dem Augenblick, wo er das Kreuz nahm, Soldat der Kirche und ihres Oberhauptes; die Erfüllung des Gelübdes konnte mit dessen Bewilligung aufgeschoben, aber nicht aufgehoben werden.

2. Die Kreuzzüge beförderten die päpstliche Gewalt über den Clerus. Sie haben einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des päpstlichen Legatenwesens gehabt. Da die Anordnung und Leitung dieser Züge den Päpsten zukam, so gaben sie ihnen von selbst die Gelegenheit, Legaten zu senden, entweder, um zu den Un=

ternehmungen aufzufordern, oder auch, was das gewöhnlichste war, um die Abgaben zu den heiligen Unternehmungen zu bewilligen und zu erheben. Die Gewalt der Metropolitane und Bischöfe wurde dadurch geschmälert. Sie kamen nicht etwa als bloße Gesandte, sondern sie kamen, um im Namen des Papstes zu handeln.

Eine zweite Folge der Kreuzzüge auf die innere Organisation des Clerus war zufällig, indem sie die Veranlassung zu der Einführung der bischöflichen Vicarien gaben. Da so viele Bischöfe den Zügen zum heiligen Lande selbst beiwohnten, deren Stellen in ihrer Abwesenheit ihnen blieben, so mußten die Geschäfte unterdessen von Anderen besorgt werden. Dazu kam, daß man im Orient Bisthümer errichtete, die Länder und Städte aber allmählich wieder in die Hände der Saracenen fielen und so die bloßen Titel übrig blieben. Daher entstanden die Episcopi in partibus infidelium.

b. Folgen für die Macht der Fürsten.

Bei dem unglücklichen Ausgange, den fast jede dieser Unternehmungen hatte, war der Glanz des Ruhmes wenig blendend, und da der Schauplatz so entfernt war, im Vaterlande wenig bemerkt. Wenn also die Kreuzzüge zur Vergrößerung der königlichen Macht etwas beitrugen, so konnte es nur mittelbarer Weise geschehen.

Die Kreuzzüge konnten die Erweiterung der Kronländer begünstigen, indem sie die Veranlassung zu der Erledigung und Einziehung vieler Kronlehen wurden. Es war vorzugsweise der Adel, der höhere sowohl als der niedere, der einen thätigen Antheil an diesen Zügen nahm. Wie viele seiner Mitglieder kamen aber nicht auf dem Wege oder in den Gefechten ums Leben; wie viele Geschlechter mußten nicht, wenigstens dem Mannesstamme nach, zu Grunde gehen! Nun war es ein allgemein angenommener Grundsatz der Politik, daß eröffnete Kronlehen nicht wieder vergeben, sondern mit den Kronlanden vereinigt wurden. In dem deutschen Reiche fiel dieses aber von selbst weg durch den Wechsel der Häuser, die den Kaiserthron besaßen. In England wurde während der Kreuzzüge die Macht des Adels viel zu groß, als daß die Könige solche Grundsätze mit Stetigkeit hätten befolgen können. Es blieb unter den Hauptstaaten von Europa also nur noch Frankreich übrig. Nur von den größeren Kronvasallen haben wir die Geschichte, wie viele der kleinen mögen in den ersten Kreuzzügen umgekommen, ihr Gebiet zum Kronlande geschlagen sein, von wie Manchen, die Geld zu ihren Zügen brauchten, mögen es die Könige käuflich oder pfandweise erstanden haben, ohne daß die Geschichte es aufgezeichnet hat? Aus dem dritten Kreuzzuge ging die ganze Reihe der Verhältnisse und Kriege mit England hervor, die Philipp August dazu benutzte, die englischen Besitzungen in Frankreich wieder an die Krone zu bringen. Unter keiner Regierung aber trugen die Kreuzzüge so viel zu der Erweiterung des Krongutes bei, als unter der des heiligen Ludwig. Wurden auch von ihm und einigen seiner Nachfolger einzelne dieser ein-

gezogenen Kronlehen wieder an nachgeborne Prinzen weggegeben; so hatte doch das Krongebiet sich fast verdoppelt und was noch wichtiger für die Folge ward, das Consolidiren war nun zur Sitte geworden.

c. Folgen für den Adel.

Wenn der Adel derjenige Stand war, welcher an den Kreuzzügen den größten und lebhaftesten Antheil nahm, so läßt es sich auch im voraus erwarten, daß dieselben zunächst wieder auf ihn zurückwirken mußten.

Die Kreuzzüge waren es, welche dem Ritterwesen seinen Geist einflößten. Aus dem, was unten (Nr. 76) über das Ritterwesen im Allgemeinen gesagt wird, erhellt, daß man Unrecht haben würde, die Kreuzzüge als die Ursache des Ritterwesens anzusehen. Aber ohne die Kreuzzüge hätte es sich nicht fortbilden können. Sie entzündeten und erhielten den Enthusiasmus, der das Wesen des Rittercharakters ausmachte.

Es bedurfte, als die Kreuzzüge begannen, keiner Aufmunterung des kriegerischen Muthes überhaupt, aber es bedurfte eines Gegenstandes, der diesem Muthe seine Richtung gab. Dieser Gegenstand wurde die Eroberung des heiligen Landes. Wie ganz anders wurde bei dem Ritter die Erwartung gespannt, wie viel höher mußte sein Geist sich heben, wenn er sein Schwert umgürtete, um zum Kampfe mit den Ungläubigen nach dem Oriente zu ziehen, als wenn es bloß eine Fehde mit seinem Nachbarn galt? Die Länge des Weges, die Menge der neuen Gegenstände, die Pracht der Städte, der Anblick der fremden Völker, Alles trug dazu bei, die Spannung zu erhalten, und die Art des Kampfes selbst, den er dort zu bestehen hatte, wo der persönliche Muth Alles entschied, war recht dazu geeignet, dem Hange zu außerordentlichen Unternehmungen, zu Abenteuern, seine Nahrung zu geben.

Der Gegenstand, dem die Kreuzzüge gewidmet waren, war kriegerisch, aber er war auch zugleich religiös. Nicht zunächst für ihren Vortheil, für den Vortheil der Kirche, für die Sache Christi und Gottes, wie sie es nannten, fochten die Kreuzfahrer, fochten vor Allen die Ritter, welche ihre Stütze und ihre Zierde waren. So erhoben sie sich über das persönliche Interesse; und die Erhebung über dieses ist es, was die Grenzlinie des Gemeinen und des Großen und Edlen bestimmt. Will man diese Bemerkungen in einem der hervorstechendsten Charaktere der Periode der Kreuzzüge bestätigt sehen, so werfe man einen Blick auf den Helden, der zuerst an ihrer Spitze stand. Der Charakter von Gottfried von Bouillon ist das wahre Ideal des Rittercharakters seiner Zeit, die volle und ungeschwächte Heldenkraft, aber gemildert und gezügelt durch Religiosität. Welche Uneigennützigkeit bei dem Anfange, welche Aufopferungen bei der Ausführung, welche Demuth und Mäßigung, als er am Ziele stand! Daß nicht alle Ritter des Heeres eine gleiche Uneigennützigkeit, einen gleichen Edelmuth besaßen, ist bekannt genug; aber indem sie alle freiwillig ihn als den Ersten

unter sich anerkannten, gaben sie den Beweis, daß sie in ihm das Ideal verwirklicht sahen, welches das Zeitalter sich von dem vollendeten Heldencharakter bildete. Dieser, durch die Kreuzzüge dem Rittercharakter eingeprägte Zug der Religiosität machte seitdem einen seiner wesentlichsten Bestandtheile aus. Indem die Achtung und Scheu vor dem Heiligen erhalten wurde, ward dadurch der Rohheit der einzige Zügel angelegt, der ihr angelegt werden konnte. Die Beleidigung des Schwachen, des Wehrlosen, ward zum Verbrechen, seine Vertheidigung ward dem Ritter zur Pflicht gemacht.

Indem die Kreuzzüge einen so großen Einfluß auf alle Hauptzüge des Rittercharakters hatten, kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß derselbe durch sie seine Ausbildung erhielt. War aber diese Erscheinung überhaupt nicht die schönste und glänzendste, welche das Mittelalter aufzuzeigen hatte? Man nehme sie weg, was bleibt übrig? Halbbarbaren, die in ewigen Fehden sich unter einander aufreiben. Aber so wie jener Geist sich ausbildete, veredelte sich die ganze höhere Classe der Gesellschaft, weil ihre Art zu empfinden sich verfeinerte. Dazu kam noch ein anderer, größerer Gewinn! Die Muse des Gesanges erwachte; und auch dazu trugen die Kreuzzüge bei, indem sie ihr den reichsten und passendsten Stoff darboten. Das Zeitalter des Enthusiasmus wurde das Zeitalter des Gesanges in vaterländischer Mundart. Die Höfe von Philipp August in Frankreich, von Richard I. in England, der Hohenstaufen in Deutschland waren die Lieblingssitze des Gesanges; und welcher Ritter hielt nicht bald seine Burg dadurch geehrt, wenn die Lieder berühmter Dichter in ihr erschallten? Indem auf diese Weise das Ritterwesen die Poesie erzeugte, ward wiederum die Poesie die Stütze des Ritterwesens.

Wenn aber die Kreuzzüge so wesentlich darauf einwirkten, dem Ritterwesen den Geist einzuhauchen, der es belebte, so wirkten sie nicht weniger auf die Bildung der festeren Formen des Adels ein. Dies geschah auf einem dreifachen Wege, durch ihren Einfluß auf die Ausbildung des Geschlechtsadels durch Geschlechtsnamen und Wappen; durch ihren Einfluß auf die Turniere und auf die Entstehung der Ritterorden.

So große, und aus vielen Völkern zusammen gebrachte Menschenmassen, als die Heere der Kreuzfahrer bildeten, hatte man noch nicht in Europa versammelt gesehen. Es war Bedürfniß, sich von einander unterscheiden zu können, sich genauer zu bezeichnen. Wie hätte man mit den alten Benennungen ausgereicht, die nur in unseren Vornamen bestanden? so mußten also Beinamen gegeben werden, hergenommen von den Orten, wo man her war, von dem Gute, dessen Besitzer man war, von dem Amte, das man bekleidete; — und von wie vielen anderen Dingen? Daß auf diese Weise die Zunamen sich bildeten, ist bekannt und die Zunamen selbst tragen großentheils davon noch jetzt die Spuren. Was indeß die Kreuzzüge dazu beitragen konnten, war nur, daß sie das Bedürfniß fühlbarer und die Sitte allgemein machten.

Eben solche Bedürfnisse verursachten durch die Kreuzzüge die Entstehung der Wappen. Vor ihrem Zeitalter gab es eben so wenig Staats- als Familienwappen; und auch sie gingen aus den äußeren Abzeichen hervor, wodurch man sich unterschied. Das Kreuz selbst, womit sich gleich bei der Eröffnung des ersten Zuges alle Theilnehmer bezeichneten, gab dazu die natürlichste Veranlassung. Kein anderes Zeichen kam daher auch nachmals so häufig in die Wappen. Als bei dem dritten Zuge mehrere Nationen zugleich daran Antheil nahmen, unterschieden sie sich durch die Farbe; die fränkischen Kreuzfahrer durch rothe, die englischen durch weiße, die flandrischen durch grüne Kreuze. Aber mit diesen allgemeinen Zeichen reichte man nicht aus. Es kam hauptsächlich darauf an, daß die einzelnen Heerführer dergleichen hatten, um von ihren Begleitern bald erkannt zu werden; keine leichte Sache bei Rittern, die über und über geharnischt waren. Was war also natürlicher, als daß die Abzeichen auf den schon vorher gewöhnlich gemalten Schilden jetzt anfingen, gewöhnlich zu werden; meist sinnbildliche Gegenstände, die den Muth, die Raschheit u. s. w. bezeichnen sollten. Allerdings waren dies noch keine Wappen im späteren Sinne des Wortes, allein sie legten den Grund dazu. Wie natürlich war es, daß die Ritter, die auf den heiligen Zügen ihr Wappenzeichen durch ihre Thaten verherrlicht hatten, auch nach ihrer Rückkunft dasselbe beibehielten; wie natürlich, daß ihre Söhne diese Denkmäler des Muthes und der Frömmigkeit der Väter auf die Nachkommen fortzubringen strebten? Auch hier waren es dieselben Ursachen, wodurch die Zunamen Familiennamen wurden, welche auch jene Wappen zu Familienwappen machten, da man durch sie das Alter des Adels bewies und turnierfähig wurde.

Der Einfluß, den die Kreuzzüge auf die Turniere hatten, war mehr mittelbar als unmittelbar. Sie waren in Frankreich bereits vor dem Anfange dieser Unternehmungen entstanden; allein sie wurden durch sie theils allgemeiner, theils prächtiger. Indem der Adel verschiedener Länder sich näher kennen lernte, wurde dadurch der Geschmack an gleichen Vergnügungen allgemeiner und zugleich die Nacheiferung entflammt.

Wenn nun die Turniere den Kreuzzügen ihre schnellere und weitere Verbreitung verdankten, so verdankten sie ihnen auch einen großen Theil ihres Glanzes. Erst seitdem man die Pracht des Orientes kennen lernte, konnte diese auch auf diese Ritterspiele übertragen werden. Sie waren es, bei denen der Reichthum und die Prachtliebe der fürstlichen und edlen Häuser sich zeigte; und so wie der Reichthum sich mehrte, stieg auch ihr Glanz, der selbst noch fortdauerte und gewisser Maßen am größten ward, als der Geist des Ritterwesens schon erstarb, im 15. und selbst noch im 16. Jahrhundert. Sie waren die eigentlichen Stützen des Ritterwesens und wirkten auf das vielfältigste und kräftigste auf die Erhaltung des Rittergeistes, von seiner schönern Seite betrachtet, zurück.

Auch die Ritterorden wurden eine Stütze des Adels und trugen wesentlich dazu bei, den neuen Formen desselben eine größere Festigkeit

zu geben. Um in dieselben aufgenommen zu werden, mußte man von Adel sein und die Forderung, von altem Adel zu sein, ward bald zur unerläßlichen Bedingung. Und wie oft wurden sie nicht auch Stützen der Familien, indem die jüngeren Söhne hier Aufnahme und ehrenvolle Versorgung fanden? Ferner wurden die in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden die Vorbilder anderer ähnlicher in Europa und dadurch die Veranlassung der neuen Ritterorden überhaupt. Das dort gegebene Beispiel ward zuerst in Spanien nachgeahmt, wo die geistlichen Ritterorden von Alcantara (1156), von Calatrava (1158) und von St. Jago di Compostella (1160) entstanden. Die später entstandenen weltlichen Ritterorden, unter denen der des heiligen Georg in England, oder der des blauen Hosenbandes der erste ist, 1349 gestiftet, verdankten den Kreuzzügen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar ihren Ursprung. Endlich hatten die Ritterorden einen großen politischen Einfluß; sie waren unabhängig von der weltlichen Macht der Fürsten, und die Abhängigkeit vom Papste war mehr dem Namen als der Sache nach vorhanden; doch konnten die Päpste sich ihrer im Kampfe gegen die weltliche Macht bedienen und ein Grund wenigstens, weßhalb Philipp IV. den Tempelherrnorden vernichtete, lag darin, daß er in ihm eine Opposition gegen die Allgewalt, wonach er strebte, erblickte. Aber bald lernten die Könige es einsehen, welchen Nutzen sie von diesen Corporationen ziehen konnten, indem sie sich selbst an ihre Spitze stellten. Sowohl in Spanien, als in Portugal, wurden die Könige die beständigen Großmeister der in ihren Reichen errichteten geistlichen Ritterorden, sie erhielten dadurch nicht nur die Einkünfte dieser Orden zu ihrer Disposition, sondern auch vielfältige Mittel, sich Freunde und Anhänger, besonders in den ständischen Versammlungen, zu machen und dadurch ihre Macht zu erweitern und zu befestigen. Wenn der Adel aber durch die Kreuzzüge großentheils seinen Geist und seine Form erhielt, so verlor er auf der anderen Seite auch wieder an Macht, da sie nicht weniger dazu beitrugen, daß die niederen Stände der Gesellschaft sich hoben, auf welche wir jetzt unsere Blicke richten müssen.

d. Einfluß auf Städte und Bürgerstand.

Der Zustand der Städte nach den Kreuzzügen ist ein ganz anderer als vor denselben: die Ringmauern waren meistens erweitert, sie umschlossen nicht mehr eine Volksmasse, die aus halben und ganzen Unfreien bestand, sondern eine Bürgerschaft, die ihre Rechte hatte, die, aus kleinen Corporationen (Zünften) zusammengesetzt, eine große bildete, die von einem eigenthümlichen Geiste, dem der Freiheit, beseelt wurde, der aber nicht gegen die Könige, sondern gegen die kleinen Tyrannen gerichtet war.

Dieses Entstehen der Communen mag leicht als die wichtigste und folgenreichste Veränderung angesehen werden, welche die Periode der Kreuzzüge erzeugte. Die Freiheiten der Communen werden durch Privilegien erlangt, deren erste Gegenstände waren: Zusicherung

persönlicher Freiheit, das Aufhören von halber und ganzer Leibeigenschaft, das Recht, über sein Vermögen zu verfügen, Sicherheit vor willkührlichen Abgaben, vor Allem aber das Recht, sich aus eigener Mitte seine Richter und Magistrate zu wählen; bald kam man dahin, daß man vorzüglich dieses letzte Recht als den eigentlichen Charakter von Communen betrachtete. Die Erwerbung solcher Privilegien geschah allmählich und auf verschiedene Weise; meistens wurden sie erkauft, wenn die Herren in Geldverlegenheit waren, und dabei so viele Vortheile ausbedungen, als nur immer erpreßt werden konnten.

Mit dem Bürgerstande bildete sich erst eigentlich eine Nation im politischen Sinne des Wortes: in ihm erhielten die Könige erst wahre Unterthanen, statt bloße Vasallen und Knechte. Die frei gewordenen Städte (besonders in Frankreich) entzogen sich darum ihrer Oberherrschaft nicht, sondern suchten darin eben ihre Stütze, um ihre von den Großen erworbenen Rechte auch behaupten zu können, und so kam es bald dahin, daß alle Städte, welche Communen bildeten, als unabhängig von ihrem Lehnsherrn und als den Königen unmittelbar unterworfen angesehen wurden.

Diese große Veränderung ward durch die Kreuzzüge theils unmittelbar, theils mittelbar herbeigeführt: unmittelbar durch die Entfernung so vieler Tyrannen, besonders während der Abwesenheit der französischen Könige; mittelbar durch die Kreuzzüge stieg der Handel (s. unten), durch diesen der Reichthum, daher war man um so eher im Stande, sich neue Privilegien zu kaufen.

e. Folgen für den Bauernstand.

Als eine der wohlthätigsten Folgen der Kreuzzüge gilt allgemein die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Schöpfung eines freien Bauernstandes. Es durfte Niemandem verwehrt werden, das Kreuz zu nehmen, und damit waren also auch durch einen Schlag alle Bande gelös't, welche den Hörigen, den Leibeigenen an das Gut, den Boden seines Herrn knüpften. Dadurch aber ward noch kein freier Bauernstand in Europa gegründet, denn von dem niederen Volke kehrte nur ein sehr geringer Theil in sein Vaterland zurück, und die, welche zurückkehrten, hatten kein Geld zum Ankaufe von Grundstücken, weßhalb gewiß die Meisten wieder in die Leibeigenschaft zurückgingen, um nur Herrn zu haben, die ihre Ernährung übernahmen. Wenn aber auch nicht unmittelbar, so beförderten die Kreuzzüge doch mittelbar das Aufkommen eines freien Bauernstandes. Durch diese Züge und in Deutschland zugleich durch die Kriege mit den slavischen Völkern, entstand ein Mangel an Menschen, welche für die Herren den Ackerbau betrieben. Daher bildete sich im nördlichen und mittleren Deutschland, so wie in den Rheingegenden eine Klasse freier Landleute, denen die Großen ihre Ländereien, wenn sie sie nicht wüste liegen lassen wollten, gegen gewisse Bedingungen übergeben mußten. Ferner gaben manche Herren aus Furcht, ihre Leibeigenen durch die Flucht zu verlieren, manchen die

Freiheit. Auch das Emporkommen der Städte trug zur Verminderung der Leibeigenschaft viel bei, indem viele Leibeigene vom platten Lande ihren Herren entliefen, in den Städten Aufnahme und Schutz fanden und dort städtische Gewerbe trieben. Aber man ging noch weiter. Viele der Außenwohnenden suchten und erhielten das Bürgerrecht in den benachbarten Städten, und so entstand die Classe der Pfahlbürger, die als Schützlinge außerhalb der Mauern in ihren Wohnsitzen blieben. Doch muß man die Wirkungen der Kreuzzüge auf den Bauernstand nicht zu hoch anschlagen, denn die Lage der Landleute selbst wurde durch die Freilassungen wenig gebessert und die Bauern machten noch lange nach den Kreuzzügen gewaltsame Versuche, ihre Lage zu bessern; Beispiele sind in Frankreich der Bauernaufstand (die Jaqurie) unter Johann dem Guten 1357 und in Deutschland der Bauernkrieg 1525, wobei die Aufhebung der Leibeigenschaft eine ausdrückliche Forderung der Insurgenten war.

II. Folgen für Handel und Kunstfleiß.

Wenn es zuerst die Kreuzzüge waren, welche im Mittelalter dem Abendlande das Morgenland eröffneten, so geschah dies weniger durch die Eroberungen und Besitzungen der Kreuzfahrer in Palästina, als durch die Eroberung Constantinopels auf dem sogenannten vierten Kreuzzuge und durch die Theilung des byzantinischen Reiches. Die Venetianer, welche schon früher, im Kampfe der Byzantiner mit den Normannen in Unteritalien und Sicilien, dem griechischen Kaiser die Seemacht gestellt und dafür die ausgedehntesten Privilegien in den Haupthäfen und den wichtigsten Binnenstädten des griechischen Reiches erlangt hatten, erhielten bei jener Theilung des Reiches, außer ihrem schon bisher besessenen Quartier in der Hauptstadt, alle Küstenländer vom Hellespont bis zum jonischen Meere, die Halbinsel Morea, alle wichtigen Inseln, Negroponte, Candia, Corfu und viele kleinere. Herren der Länder, waren sie durch ihre Flotten zugleich Herren der Meere, und daß dadurch für ihren Handel die wichtigsten Folgen sich ergeben mußten, bedarf nicht erst eines Beweises.

Die erste dieser Folgen war die Entstehung eines Colonialsystems. Der Theil von Constantinopel, der den Venetianern gehörte, war ganz eine Colonie nach dem Muster des Mutterstaates, mit einem Podestà (statt des Dogen), einem größern und kleinern Rath, worin jener den Vorsitz führte. Aehnliche Niederlassungen wurden auf den Hauptinseln Candia, Corfu und auf Morea gestiftet.

Der Wachsthum und die viel weitere Verbreitung des Handels war eine zweite Folge. Dieser äußerte sich vor allen dadurch, daß die Venetianer, im Besitze der Küsten des Hellesponts, den freien Eingang nach dem schwarzen Meere hatten. Der Handel auf diesem Meere war von hoher Wichtigkeit, theils weil die Nordländer, die es begrenzten, die Kornkammer für Constantinopel waren, theils weil ein Hauptarm

des asiatischen und indischen Handels über dasselbe damals lief. Die Venetianer haben allerdings nicht erst seit der Einnahme der Hauptstadt sich den Weg dahin gebahnt, aber mit dem Falle Constantinopels erhielten sie die Herrschaft dieses Meeres. Die Folge davon war eine Niederlassung an der Mündung des Don oder Tanais, welche daher Tana hieß, das jetzige Asow. Diese Colonie wurde der Stapelplatz für den Handel des entfernten Asiens und Indiens. Die Straße desselben lief von Indien her über den Oxus und das caspische Meer nach Astrachan, von wo die Waaren auf Kameelen nach Tana gebracht und von hier weiter verführt wurden. Nicht weniger wichtig war der Verkehr der Venetianer in den Häfen an der Seeküste des schwarzen Meeres, wie Trebisonde u. a. Auf diese Plätze lief ein anderer Arm des indischen Handels, der auch über das caspische Meer, aber nach der Westküste und von da über Albanien ging. Noch wichtiger war aber der armenische Handel, dessen Hauptstadt Tauris der Mittelpunkt für den ganzen persischen Handel, so wie für den mit Bagdad und Bassra war.

Aber dieser gewaltige Verkehr sollte bald eine Veränderung erleiden. Im Jahre 1261 ward auf den Rath der Genueser das byzantinische Reich durch Michael Paläologus, den Herrscher von Nicäa, wieder hergestellt und die Venetianer aus der Hauptstadt vertrieben, die Genueser erhielten nicht nur hier das Uebergewicht (die Vorstadt Pera ward ihnen eingeräumt), sondern auch im schwarzen Meere und machten die Krim (wo sie Kaffa gründeten) zu einem Stapelplatze für den Pelzhandel des Nordens, die seidenen und baumwollenen Gewänder aus den persischen Provinzen und die Erzeugnisse Indiens, die auf dem oben beschriebenen Wege von Astrachan dahin gelangten.

Auf diese Weise kam ein wichtiger Zweig des Welthandels in die Hände der Genueser, aber ihre Rivalen suchten und fanden dafür auf einer anderen Seite Entschädigung. Waren jene die Verbündeten der Griechen geworden, so wurden sie die Verbündeten der Saracenen und schlossen mit diesen Handelsverträge, trotz der Verbote der Kirche, von denen sie zuletzt durch Geld sich Dispensation zu verschaffen wußten. Die Frucht davon war ihr Handel theils nach Alexandria, theils nach anderen saracenischen Plätzen und Ländern. Und welches Land konnte sie mehr anziehen als Aegypten, wo sie die Schätze zweier Welttheile, und von den indischen Produkten gerade die in Europa am meisten gesuchten Specereien fanden? Der Weg, auf dem diese letzteren kamen, war der uralte über das glückliche Arabien. Dieser schon an sich so einträgliche Handel mit Aegypten trug wiederum dazu bei, auch ihren Verkehr mit den übrigen saracenischen Staaten an der Nordküste von Afrika, mit Tunis und Tripolis, zu knüpfen und zu erweitern. Aber auch an den Küsten blieben diese unternehmenden Kaufleute nicht stehen, sondern an dem Karawanenhandel des innern Afrika's nahmen sie Antheil.

Wenn die Rivalität jener Republiken die Mutter vieler Kriege ward,

so erzeugte sie doch auch eine edle Frucht, die Annahme eines Seerechts. Das Consolato del mar entstand zwar nicht zuerst durch die Kreuzzüge, aber es ward dadurch verbreitet.

Seitdem die Heere der Kreuzfahrer auf der Donaustraße nach Constantinopel und dem Morgenlande zogen, wurde dieser Weg eine viel betretene Heerstraße, und die Hauptorte an derselben, wie Wien und Regensburg, natürliche Stapelplätze des Landhandels zwischen Orient und Occident, besonders seitdem Constantinopel in die Hände der Franken gefallen war. Doch nahm dieser Waarenzug eine etwas veränderte Richtung, als die Venetianer aus Constantinopel vertrieben wurden und die indischen Produkte von Alexandria holten. Da fanden auch die deutschen Städte, wie Augsburg und Nürnberg, es am bequemsten, jene Produkte aus Venedig zu holen, und die Donaustraße verlor an Bedeutung.

Unter den Gegenständen des Kunstfleißes, welche das Abendland unbezweifelt dem Morgenlande durch die Kreuzzüge verdankte, stehen die Webereien und zwar die Seidenwebereien oben an, die von Griechenland (um 1150) und Constantinopel nach Sicilien und von da nach Mittel- und Oberitalien verpflanzt wurden. Damit steht in der genauesten Verbindung die Verbreitung der Färbereien. Durch die Kreuzzüge soll der Safran, der Alaun, vielleicht auch der Indigo nach Europa gekommen sein. Fast von noch größerer Wichtigkeit für den Welthandel ward die Verpflanzung des Zuckerrohrs aus der Levante nach dem Occident. Schon bei dem ersten Zuge lernten es die Kreuzfahrer in der Gegend von Tripolis kennen und schätzen; und noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts ward es schon in Sicilien in Menge gebaut.

Der unermeßliche Gewinn, den Europa durch die Kreuzzüge aus der Belebung der Industrie und des Handels zog, hatte nicht sowohl seinen Grund in der Einführung neuer Produkte der Kunst und der Natur, als in der allgemeinen Verbreitung derselben. Seidene Kleider, Gewürze und Rauchwerke des Orients kamen auch im Karolingischen Zeitalter nach Europa, allein sie wurden nur an die Höfe und einzelne Sitze der Großen gebracht. Wie ganz anders war es jetzt, wo die Städte die Sitze des Wohllebens geworden waren, und Tausende und Hunderttausende der Gegenstände bedurften, deren sonst nur Einzelne bedurft hatten! Die gänzliche Umänderung des häuslichen Lebens, nicht bloß in der höhern, sondern in der mittlern Klasse der Gesellschaft war davon die Folge. Das Wohlthätige dieser Veränderung lag aber nicht in dem erhöhten Wohlleben, sondern in der dadurch beförderten Industrie. Die Kunstprodukte Italiens, Deutschlands und der Niederlande fanden bald ihren Weg so gut nach dem Orient, als die des Orients nach diesen Ländern. Endlich wurden der so gewaltig verbreitete Handel und der dadurch geschaffene Wohlstand die Stützen der bürgerlichen Freiheit, die in den Communen, wie oben gezeigt ist, sich entwickelt hatte. Seitdem sich in ihnen das Gefühl des Wohlstandes,

des Reichthums mit der Freiheit verband, war auch diese gesichert, denn man hatte die Mittel, wodurch man sie vertheidigen konnte, wenn die Noth dazu zwang.

III. Folgen für die wissenschaftliche Bildung.

Dieser Gewinn mußte aus mehr als einer Ursache sehr beschränkt bleiben. Die Franken wie die Saracenen waren beide Halbbarbaren, und besonders die ersteren (die theologische Gelehrsamkeit abgerechnet) ohne alle höhere wissenschaftliche Bildung. Sie gingen nicht nach dem Oriente hin in der Absicht, zu lernen; was sie lernten, war gelegentlich. Religion und Sprachverschiedenheit zogen eine fast undurchdringliche Scheidewand und erschwerten jeden Austausch ihrer Kenntnisse und Ideen. Gleichwohl konnte der Wachsthum an Wissenschaft nicht ganz fehlen, ein so langer Verkehr mußte auch in dieser Rücksicht Spuren zurücklassen, denn man lernte oft auch, ohne lernen zu wollen. Aber der Wissenschaften, worin dies geschah, konnten nur wenige sein.

Die Kreuzzüge trugen dazu bei, der klassischen Literatur für folgende Jahrhunderte ihre Sitze im Occident vorzubereiten. Wenn Italien durch sie in die große Verbindung mit dem Orient gerieth, war es nicht diese Verbindung, welche die Einwanderung der griechischen Musen dahin, als sie im griechischen Reiche keinen Zufluchtsort mehr fanden, möglich machte? Erst am Ende des 14. Jahrhunderts wanderte der erste Grieche Manuel Chrysoloras, dem bald eine Menge seiner Landsleute folgte, als Lehrer seiner Sprache und Literatur, nach Italien; und wenn er hier den Boden für diese fremde Pflanze empfänglich fand, so waren es die Kreuzzüge, welche ihn dazu fähig gemacht hatten.

Die geographischen Kenntnisse gewannen zwar durch die Kreuzzüge, aber bei wenig cultivirten Völkern darf man sich diesen Gewinn nicht größer denken, als daß allgemeine Nachrichten und Kenntnisse von entfernten Ländern sich verbreiteten. Die Kreuzzüge öffneten den Orient nicht allein dem Handel, sondern auch der Religion. Die Hoffnung, mongolische Fürsten zum Christenthume zu bringen, die Sage von einem mächtigen christlichen Monarchen im fernsten Orient, der unter dem Namen des Priesters Johannes in ganz Europa bekannt war, ohne daß jemand bestimmt seinen Sitz angeben konnte, bewogen die Päpste, Missionare nach jenen entlegenen Weltgegenden zu senden, deren Reisebeschreibungen lange Zeit die Quellen waren, aus denen man die Kunde des Orients schöpfte. Diese Missionare übertraf an Muth ein Kaufmann, der Venetianer Marco Polo, der 26 Jahre lang Asien durchzog und fast alle Länder von Mittel- und Südasien kannte. Er war der erste Europäer, der, so viel wir wissen, die Inselwelt des jenseitigen Indiens und China sah. Sein Werk blieb lange das Handbuch der Geographie des Orients. Die Masse der geographischen Kenntnisse wurde auf diese Weise sehr vermehrt, allein bei dem Mangel der mathematischen Hülfskenntnisse blieben die Begriffe über die Gestalt der Länder, ihre gegenseitige Lage

und über die Form des ganzen Welttheils noch sehr beschränkt. Die deutlichsten Beweise davon geben die Versuche, Landkarten zu entwerfen, auf denen die Merkwürdigkeiten der Länder abgebildet zu sein pflegten. Es war eine herrschend gewordene Meinung, daß die Stadt Jerusalem im Mittelpunkte des Erdkreises liege und danach wurde die Lage der anderen Länder vorzüglich bestimmt.

Große Weltbegebenheiten bieten dem Geschichtschreiber seinen Stoff dar und wirken dadurch auf die Geschichte zurück. Auch die Kreuzzüge erzeugten ihre Geschichtschreiber (Wilhelm von Tyrus u. A.), wichtiger aber ist, daß sie zuerst die Völker des Occidents lehrten, die Geschichte in der Muttersprache zu schreiben.

Auf die naturhistorischen Kenntnisse und die Medicin wirkten die Kreuzzüge praktisch ein, aber nicht auf ihre Theorie. So lernte man neue Produkte zur Nahrung, zur Pracht, zum Wohlleben, zur Kleidung, zur Bequemlichkeit kennen, ohne daß jedoch die Naturkunde als Wissenschaft Fortschritte gemacht hätte. Eben so war der Gewinn für die Arzneikunde nur ein praktischer. Die Stiftung von Krankenhäusern nahm zu, sowohl im Orient, als im Occident, in diesem war die Pflege der Kranken nicht Aerzten von Profession anvertraut, sondern Brüderschaften vereinigten sich dazu (so die geistlichen Ritterorden). Neue Krankheiten, wie der Aussatz, kamen nach Europa; daher wurden Absonderungs- oder Krankenhäuser nöthig, in welche die Aussätzigen sich zurückziehen mußten. Auch die Quarantaine-Anstalten waren eine Folge zwar nicht unmittelbar der Kreuzzüge, aber der Seuchen, die durch die eröffnete Verbindung mit dem Orient Europa heimsuchten.

Das eigenthümliche Verdienst der Kreuzzüge liegt nicht sowohl darin, daß sie auf einmal eine bessere Welt schufen, als daß sie eine solche vorbereiteten.*)

76. Das Ritterwesen.

(Nach E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Bereits in den Heeren der deutschen Völkerwanderung galt der Kriegsdienst zu Pferde für ehrenvoller, und nur diejenigen, welche zu unbegütert waren, um sich ein Streitroß anzuschaffen, kämpften zu Fuß. Als das Lehnswesen mehr und mehr herrschend wurde, waren es die Lehnsbesitzer, welche den Kriegsdienst zu Pferde leisteten, und das Ansehen dieser Art des Dienstes mußte in demselben Maße steigen, als diejenigen, welchen er eigen war, sich über Unfreie und Freie erhoben. Diesen gegenüber bildeten die berittenen Krieger bald eine gewisse, durch

*) Ratisbonne, vie de St. Bernard, hebt als die directeste und bedeutendste Folge der Kreuzzüge das Wiedererwachen des Glaubens gegenüber dem aufkommenden Nationalismus (eines Abälard u. A.) hervor.

Gleichartigkeit des Dienstes und gemeinsames Selbstgefühl verbundene Gesammtheit; allein ein in sich abgeschlossener **Ritterstand** entstand erst dadurch, daß die Wehrhaftmachung, der Ritterschlag, mit besondern Feierlichkeiten und Gelübden, zu welchen zum Theil Beispiel und anderer Einfluß der Geistlichkeit anregten, verbunden wurde, daß die Kriegsspiele in den Turnieren eine bestimmtere Form erhielten, und daß bei den Kreuzzügen diejenigen, welche den Kriegsdienst zu Pferde thaten, sich, auch wenn sie verschiedenen Nationen angehörten, einander näher traten, als den eigenen Landesgenossen, welche zu Fuß in den Krieg gezogen waren, und daß sie auch der Gesammtheit dieser als ein besonderer Stand, gleichsam als ein abendländischer Ritterstand, gegenübertraten.

Die bei dem **Ritterschlage** Statt findenden Feierlichkeiten waren nicht überall und zu allen Zeiten dieselben; worin sie in Frankreich im 12. Jahrhundert bestanden und wie sie gedeutet wurden, lehrt ein französisches Gedicht aus dem dreizehnten. Derjenige, welcher in den Ritterstand, in den nur Christen der Eintritt gestattet war, aufgenommen werden sollte, wurde, nachdem ihm Bart und Haupthaar geordnet war, in ein Bad gebracht. Aus diesem sollte er, so wie ein Kind rein von Sünden aus der Taufe hervorgeht, ohne allen Makel heraussteigen; er sollte reich sein an ritterlicher Sitte, sich baden in Ehrbarkeit, Rittersitte und Güte, und sich eines Jeden Liebe erwerben. Das schöne Bett, in welches er dann gelegt wurde, sollte ihn daran erinnern, daß er sich durch Ritterlichkeit eine Stätte in dem Paradiese bereite, welches Gott seinen Freunden gewähre. Das weiße Gewand, welches ihm angethan wurde, ermahnte ihn, sich von jetzt an, wenn er zu Gott gelangen wolle, rein zu halten, das rothe Gewand, sein Blut im Dienste Gottes und zur Vertheidigung der heiligen Kirche zu vergießen. Das zweischneidige Schwert, mit welchem er umgürtet wurde, sollte ihm dazu dienen, sich gegen feindlichen Angriff zu sichern und den Armen gegen die Bedrückungen des Reichen, den Schwachen gegen die Mißhandlungen des Stärkern zu schützen. Zuletzt erhielt er einen Schwertschlag in den Nacken zur Erinnerung an denjenigen, der ihn in den Ritterstand aufgenommen hatte. Vier Dinge wurden ihm darauf zur Beobachtung während seines ganzen Lebens vorgeschrieben: zunächst solle er an keinem falschen Gerichte Theil nehmen und jeden Ort, wo Verrath verübt werde, wenigstens sogleich verlassen, wenn er diesen nicht verhindern könne; zweitens solle er Frauen und Jungfrauen nicht seinen Rath und seine Hülfe verweigern, sondern ihnen, wenn sie seiner bedürften, mit allen Kräften beistehen; drittens solle er an jedem Freitag fasten, endlich jeden Tag die Messe hören und auf dem Tische Gottes eine Gabe darbringen. Ueblich wurde es auch, daß der Aufzunehmende am Tage vor dem Ritterschlage fastete, die Nacht in der Kirche im Gebete, allein oder mit einem Priester, zubrachte und am Morgen beichtete, das Abendmahl empfing und eine Messe hörte, und daß der Priester über das Ritterschwert den Segen sprach, daß der Ritterschlag durch drei Schläge mit flachem Schwerte ertheilt wurde, indem derjenige, welcher es that,

die Worte sprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.“ Außer den erwähnten Verpflichtungen wurden von den Rittern bei dem Empfange der Ritterwürde noch manche andere Gelübde abgelegt; sie gelobten unter Anderem: Gott zu fürchten und zu verehren und ihm zu dienen, aus allen Kräften für den Glauben zu kämpfen und lieber tausendmal zu sterben, als dem Christenglauben zu entsagen, das gute Recht der Schwächeren, wie der Wittwen, Waisen und Jungfrauen, aufrecht zu erhalten, sich für sie, wenn es die Nothwendigkeit erheische, der Gefahr entgegenzustellen, wofern es nicht gegen ihre eigene Ehre sei; Niemanden böswilliger Weise zu beleidigen, noch sich das Eigenthum eines Andern anzumaßen, sondern vielmehr gegen diejenigen zu kämpfen, welche dies thun würden; sich nicht durch Habsucht, Belohnung, Gewinn und Nutzen zu irgend einer That bewegen zu lassen, sondern nur durch Ruhm und Tugend; nie, von Andern unterstützt, gegen einen Einzigen zu kämpfen und jeden Trug und jede Arglist zu meiden; ihr gegebenes Wort Jedermann, und besonders ihren Genossen, unverbrüchlich zu halten; sich einander zu lieben und zu ehren, und sich bei jeder Gelegenheit Hülfe und Beistand zu leisten; keinen ehrlichen Kampf zu verweigern, wenn sie nicht durch Verwundung, Krankheit oder ein anderes hinreichendes Hinderniß zurückgehalten würden; vor allen Dingen treu, von ritterlicher Sitte und demüthig zu sein und nie ihr Wort zu brechen, was für Uebel und Verlust ihnen auch dadurch entstehe.

Eine bestimmte Gliederung des Ritterstandes bildete sich, zum Theil wenigstens, nach dem Vorbilde der Abstufungen unter der Geistlichkeit, schon im Laufe des 12. Jahrhunderts; eine längere Vorbereitung, eine Lehrzeit, ging dem Eintritte in den Ritterstand vorauf. Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Aufsicht der Frauen; dann trat er als Edelknabe oder Junker unter die Aufsicht der Männer, und mit dem vierzehnten Jahre wurde er Knappe und empfing den Degen zu fortwährendem Gebrauch. Nicht auf dem Schlosse des Vaters, sondern auf dem eines andern vornehmern Ritters verlebte der Lehrling die Lehrzeit; in Gemeinschaft mit mehreren Altersgenossen bildete er sich zur Rittersitte, zur Courtoisie, indem er gehorchen lernte, indem er den Damen des Hauses diente und ihnen zu gefallen suchte, und sich in der Führung der Waffen und in der Leitung des Pferdes übte. So wurde die frühere Rohheit der Sitte mehr und mehr verdrängt und fast alle Schlösser wurden Schulen des Ritterthums.

Ein besonderer Vereinigungspunkt für die Ritterschaft, eine Gelegenheit für dieselbe, sich in ihrem Glanze zu zeigen, wurden die Turniere. Der Ursprung derselben geht in eine sehr frühe Zeit zurück, insofern man ihn in dem Waffenspiele deutscher Jünglinge, welche nackend zwischen bloßen Schwertern und Lanzen tanzten, suchen kann. Eine weitere Ausbildung dieser einfachen Belustigung zeigen die Waffenspiele, welche 842 bei der Zusammenkunft Ludwig's des Deutschen und Karl's des Kahlen zu Straßburg gehalten wurden; die Heere stellten

sich, nach Nationen geordnet, gegenüber; in gleicher Zahl traten Sachsen und Baskonen, Bretonen und Austrasier einander entgegen; im raschen Laufe stürzten beide Theile auf einander zu, darauf eilte der eine wie geschlagen und sich den Rücken mit dem Schilde deckend, zurück und wandte sich dann wieder, um diejenigen, vor welchen er geflohen, zurückzuwerfen und zu verfolgen, bis endlich die Könige, von zahlreichem Gefolge begleitet, mit gewaltigem Geschrei dazwischen sprengten und bald gegen diese, bald gegen jene, sobald diese flohen, andrängten. Aehnliche Spiele waren auch in der folgenden Zeit das Vergnügen des waffenlustigen Herrenstandes, und wenn Gottfried von Pruilly, welcher im Jahre 1063 starb, als Erfinder der Turniere genannt wird, so wird damit nur gesagt, daß er den üblichen Waffenspielen durch bestimmte Vorschriften und Gesetze eine feste Gestalt gegeben und sie dadurch zu Turnieren ausgebildet habe, deren französischer Ursprung sich auch darin ausspricht, daß sie französische Kämpfe genannt werden. Die Theilnahme an den Turnieren war gewissen Bedingungen unterworfen: Ritterbürtigkeit oder Abstammung von solchen, welche den Kriegsdienst zu Pferde gethan hatten, und ein untadeliger Ruf wurde verlangt; über die Waffen gab es bestimmte Vorschriften; Anfangs war nur der Gebrauch hölzerner Schwerter mit eisernen nicht geschärften Spitzen gestattet, allein bald führte man statt derselben die gewöhnlichen Schwerter ein, nur mit der Beschränkung, daß sie nicht geschliffen sein sollten; neben denselben wurde die Lanze gebraucht; untersagt war es, sich im Sattel anzubinden. Der Kampf selbst bestand vornehmlich im Gefechte ganzer Haufen gegen einander, außerdem in Einzelkämpfen; der Sieg wurde dadurch entschieden, daß der Gegner aus dem Sattel gehoben wurde. Den Dank, gewöhnlich in kostbaren Waffen, in goldenen Arm- und Halsketten, oder in goldenen Ringen bestehend, empfing der Sieger aus der Hand schöner und vornehmer Frauen; Turnierrichter, stets sehr angesehene Ritter, wachten über die Beobachtung der Turniergesetze. Eine zahlreiche Versammlung, besonders die Gegenwart vieler Damen, verherrlichte das Fest, und die Kämpfenden suchten einander auch in dem Glanze der Rüstung und Kleidung und in der Schönheit des Pferdes zu übertreffen. Heftige Begierde, den Sieg zu erringen, erregte indeß bald Leidenschaftlichkeit, auch gegenseitiger Haß suchte Befriedigung, und so wurde das Kampfspiel oft zu einem ernstlichen, blutigen Kampfe, welcher Manchem das Leben kostete.

---

77. Das deutsche Reich unter Lothar III., dem Sachsen.

(Nach Friedr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber, und mit Zusätzen nach Rud. Köpke in W. A. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.)

Die Parteiung, welche sich nur zu oft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland, zwischen den Sachsen auf einer und den Franken und Schwaben auf der anderen Seite gezeigt hatte, mußte nach dem Ausgange der männlichen Linie des fränkischen Kaiserhauses von Neuem hervortreten, und es entstanden die wichtigen Fragen: Welcher Volksstamm wird obsiegen, welche Familie? Offenbar neigte sich das Uebergewicht weltlicher Macht auf die Seite der Hohenstaufen Friedrich und Konrad, denn sie besaßen schon große Allodial- und Lehngüter, und sehr viel von dem Erbe Heinrich's V. kam jetzt in ihre Hände. Ferner war Markgraf Leopold IV. von Oesterreich der zweite Gemahl ihrer Mutter, und Heinrich der Schwarze, welcher im Jahre 1120 seinem Bruder Welf V. im Herzogthume Baiern folgte, war der Schwiegervater Herzog Friedrich's. Zu so viel eigener Macht und so großen Verbündeten, kam bei diesem persönliche Tüchtigkeit und Tapferkeit. In dem Verhältniß aber, als sich die Wahrscheinlichkeit erhöhte, daß die Hohenstaufen deßhalb und als nächste Verwandte und Erben den salischen Franken auf dem deutschen Königsthrone folgen würden, mehrte sich auch der Eifer, die Thätigkeit und die List ihrer Feinde. Der einzige Mann, welchen diese ihnen unter den weltlichen Fürsten entgegenstellen konnten, war Herzog Lothar von Sachsen, ein Sohn des in der Schlacht an der Unstrut getödteten Grafen Gerhard von Supplinburg. Er hatte von Heinrich V. für die ihm gegen seinen Vater Heinrich IV. geleistete Unterstützung im Jahre 1107 das Herzogthum Sachsen erhalten, ward aber deßungeachtet nachher dessen größter Widersacher. Auch jetzt stand Lothar so an der Spitze aller weltlichen, wie Erzbischof Adalbert von Mainz an der Spitze aller geistlichen Gegner der Hohenstaufen. Das von den Saliern beseitigte Recht einer freien Königswahl sollte jetzt gegen die hohenstaufischen Emporkömmlinge geltend gemacht und der Schein des Erbrechtes vertilgt werden.

Am 24. August 1125 versammelten sich bei Mainz, der ergangenen Ladung gemäß, Herzöge, Fürsten, Grafen und Edle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Geistliche, ja die Zahl aller Anwesenden betrug, unter Hinzurechnung der großen Menge von mitgebrachten Streitern, an 60,000. Auf dem linken Ufer*) des Rheines lagerte Herzog Friedrich der Hohenstaufe mit den Schwaben; auf dem rechten Herzog Heinrich von Baiern, Markgraf Leopold von Oesterreich und insbesondere

---

*) Die Bedenken, welche Ph. Jaffe (Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar III., dem Sachsen, S. 28) gegen die gewöhnliche Annahme, daß Friedrich von Hohenstaufen sich auf dem linken Ufer gelagert habe, vorbringt, widerlegt Köpke a. a. O. I. Bd. S. 232.

Die Hohenstaufen.

Friedrich von Staufen,
Herzog von Schwaben seit 1079, † 1105, Gemahlin Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV., † 1143.

- **Herzog Friedrich II.,** † 1147, 1. Gem. Judith, Tochter Heinrich's des Schwarzen, Herzogs von Baiern; 2. Gem. Agnes, Gräfin von Saarbrücken.
  - **Friedrich (III.) I.,** Herzog von Schwaben 1147, König 1152, röm. Kaiser 1155, † 1190; 2. Gem. Beatrix, Gräf. v. Hochburgund.
    - **Heinrich VI.,** Kaiser 1191, König von Sicilien 1194, † 1197; Gem. Constanze, Erbtochter Roger's von Sicilien, † 1193.
      - **Friedrich II.,** König v. Sicilien 1198, röm. König 1212, Kaiser 1220, König v. Jerusalem 1228, † 1250; 1. Gem. Constanze v. Aragonien, † 1222; 2. Gem. Jolante, Erbin v. Jerusalem, † 1228; 3. Gem. Elisabeth v. England, † 1241.
        - **Heinrich,** röm. König 1220, abgesetzt 1235, † 1242.
          - **Heinrich.**
          - **Friedrich.**
        - **Konrad IV.,** röm. König 1237, † 1254, Gemahlin Elisabeth v. Baiern.
          - **Konradin,** † 1268.
        - **Margaretha,** † 1270; Gemahl Albrecht der Unartige, Markgraf von Meißen.
        - **Heinrich,** † 1253.
        - **Enzio,** † 1272.
          - **Magdalena.**
          - **Constanze.**
        - **Manfred,** König von Sicilien 1258, erschlagen 1266.
          - **Constanze,** † 1302; Gemahl Peter, König von Aragonien und seit 1282 von Sicilien.
        - **Friedrich** von Antiochien, † 1258?
          - **Konrad,** enthauptet 1268?
    - **Friedrich V.,** Herzog von Schwaben, † vor Accon 1191.
    - **Konrad,** Herzog von Schwaben seit 1191, † 1196.
    - **Otto,** Pfalzgraf von Burgund, † 1200.
    - **Philipp,** Herzog von Tuscien 1195, von Schwaben 1196, König 1198, † 1208; Gem. Irene (Maria) von Constantinopel, † 1208.
      - **Beatrix,** Gemahl Otto IV. 1212, † 1212.
      - **Kunigunde,** † 1248, Gemahl Wenzel, König von Böhmen.
      - **Maria,** † 1239, Gem. Herzog Heinrich von Brabant.
      - **Beatrix,** † 1234, Gem. Ferdinand, König von Castilien.
  - **Bertha.** Gem. Matthäus, Herzog von Oberlothringen.
  - **Konrad,** Pfalzgraf a. Rhein, † 1195.
- **Konrad III.,** Gegenkönig 1127—1135, König 1138, † 1152; Gem. Gertrud, Gräfin von Sulzbach.
  - **Heinrich,** röm. König 1147, † 1150.
  - **Friedrich IV.,** Herzog von Schwaben 1152, † 1167; Gem. Gertrud, Tochter Heinrich's des Löwen.

Die Welfen.

Welf IV., Herzog von Baiern, † 1101.

- **Welf V.,** † 1120.
- **Heinrich der Schwarze,** Herzog von Baiern, † 1126. — (Gem. Wulfhild, Tochter des **Magnus,** Herzog v. Sachsen.)
  - **Heinrich der Stolze,** Herzog von Baiern und Sachsen, † 1139; Gemahlin Gertrud, Tochter Lothar's des Sachsen.
    - **Heinrich der Löwe,** Herzog v. Baiern und Sachsen, † 1195; 1. Gem. Clementine von Zähringen; 2. Gem. Mathilde von England.
      - **Gertrud,** 1. Gemahl Friedrich IV., Herzog von Schwaben; 2. Gemahl Knut, König v. Dänemark.
      - **Heinrich,** Pfalzgraf am Rhein, † 1227.
        - **Agnes,** Gem. Otto, Herzog von Baiern.
        - **Irmgard,** Gem. Hermann, Markgr. v. Baden.
      - **Lothar,** † 1190.
      - **Otto IV.,** König von Deutschland, † 1218; 1. Gem. Beatrix, Tochter König Philipp's, † 1212; 2. Gem. Maria v. Brabant.
      - **Wilhelm** von Lüneburg, † 1213, Gem. Helene von Dänemark.
        - **Otto das Kind,** Herzog von Lüneburg seit 1235.
  - **Welf VI.,** Markgraf von Tuscien, † 1191.
  - **Judith,** Gem. Friedrich's II., Herzogs von Schwaben.

Magnus, Herzog v. Sachsen.

- **Wulfhild.**
- **Eilika.** — (Gem. des **Graf Otto der Reiche** von Ballenstädt.)
  - **Albrecht der Bär,** Markgr. v. Brandenburg, † 1170.

Herzog Lothar mit den Sachsen. Die Hauptfrage aber: Wer zur Wahl des deutschen Königs berechtigt sei, stand weder urkundlich noch herkömmlich fest. Auch konnten im vorliegenden Falle so viele tausend Gleichberechtigte unmöglich mit Weisheit und Ordnung abstimmen. Deßhalb machte Erzbischof Adalbert von Mainz den mit großem Beifall aufgenommenen Vorschlag, daß man aus den vier Hauptvölkern der Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben vierzig Männer erkiesen und ihnen das Wahlrecht übertragen solle. Diese bezeichneten zuvörderst drei Fürsten wegen ihrer Macht und inneren Trefflichkeit als würdig des Thrones: Lothar den Herzog von Sachsen, Leopold den Markgrafen von Oesterreich und Friedrich den Herzog von Schwaben. Von den beiden ersten, welche allein gegenwärtig waren, lehnte der Markgraf die Krone, wahrscheinlich aus innerer Ueberzeugung, ab; Herzog Lothar's Flehen, ihn damit zu verschonen, war hingegen nur ein Kunstmittel, um das Ziel desto sicherer zu erreichen. Nach dem Rücktritte dieser beiden hielt sich Herzog Friedrich des Thrones für gewiß.

Am folgenden Tage setzte man sich nieder, als solle eine unbefangene Berathung über die neue Wahl beginnen. In diesem Augenblicke riefen aber (schwerlich ohne höhere Weisung und Billigung) viele Laien: „Lothar muß König sein!“ und trugen ihn unter fortdauerndem Geschrei auf ihren Schultern davon. Viele Fürsten und Prälaten, insbesondere die baierischen Bischöfe, erklärten sich aufs strengste gegen ein so gewaltsames und verwerfliches Benehmen; allein sie wurden von ihren Sitzen vertrieben und waren im Begriffe, die Versammlung ganz zu verlassen, als der Erzbischof von Mainz, größere Spaltungen fürchtend, die Thüren verschließen ließ und sie dadurch zum Bleiben zwang. Selbst der Herzog Heinrich der Schwarze von Baiern ließ sich gegen seinen Schwiegersohn Friedrich von Hohenstaufen gewinnen durch die Aussicht, daß sein Sohn Lothar's Erbtochter (Lothar hatte keine Söhne) heirathen, durch die Vereinigung Sachsens mit Baiern der mächtigste Fürst Deutschlands werden und ihm Niemand mit Erfolg die Krone streitig machen könne. Diese Gründe und Aussichten, der Wunsch, Kriege zu vermeiden, die größere Nachgiebigkeit Lothar's gegen alle Forderungen der Prälaten und Fürsten verursachten, daß ihm auch Herzog Heinrich seine Stimme gab, — und hiermit war am 30. August 1125 die Königswahl entschieden. Um auf Kosten des Reiches und seiner Nachfolger über die ihm verhaßte Familie der Hohenstaufen obzusiegen, hatte Lothar in der Wahlcapitulation das aufgegeben, was das Wormser Concordat dem Kaiser erhalten hatte, bei den Wahlen der geistlichen Fürsten gegenwärtig zu sein: er ließ es sich gefallen, die Belehnung mit den Regalien nicht an dem Gewählten, wie es früher festgestellt worden war, sondern erst an dem Geweihten zu vollziehen, wodurch seinem Einflusse noch engere Schranken gesetzt wurden. Ja er ging noch einen Schritt weiter, er erließ den bei seiner Wahl anwesenden Bischöfen und Aebten den Lehnseid, den sie früher geleistet hatten und begnügte sich mit dem Gelübde der Treue, während die weltlichen Fürsten

beides leisten mußten. Damit hatte er den geistlichen Ständen gegenüber das Princip, auf dem das Kaiserthum ruhte, geopfert; er, der oberste Lehnsherr der Christenheit, verzichtete auf den Lehnseid der geistlichen Fürsten, und doch behielten sie die Lehen in Händen, die sie vom Reiche hatten, die Städte, die Herzogthümer, die Markgrafschaften und Grafschaften, das Münzrecht, die Zölle, die Märkte und Gerichte, die Reichsvogteien und Burgen.

Während Lothar für seine Erhebung so des Reiches Macht und Rechte schmälerte, forderte er, um zugleich seine Feinde zu schwächen und sich zu entschädigen, von den hohenstaufischen Brüdern viele Besitzungen als ehemaliges Reichsgut zurück. Diese hingegen behaupteten, Lehen und Eigenthum, Reichsgut und Fürstengut sei oft gar nicht mehr zu sondern, und am wenigsten dürfe man, ohne schreiende Ungerechtigkeit, annehmen, daß, während alle Fürsten die freie Vererbung der meisten ihrer Besitzungen verlangt und durchgesetzt hätten, allein die fränkischen Kaiser, als eigenthums- und habelos, ihren Neffen gar nichts hinterlassen sollten!

Gegen Ende des Jahres 1126 starb Herzog Heinrich der Schwarze und hinterließ Baiern nebst den sächsischen Erbgütern seinem Sohne **Heinrich**, dessen nicht selten in Anmaßung übergehende Tüchtigkeit ihm den Beinamen des **Stolzen** zuzog. Einen solchen Mann fester an sich zu knüpfen, willigte König Lothar nicht bloß in die bisher verschobene Vollziehung der Ehe mit seiner noch sehr jungen Tochter Gertrud, sondern belieh Heinrich den Stolzen auch mit dem Herzogthume Sachsen. Jene Heirath und Belehnung, wozu sich bei der fortdauernden Söhnelosigkeit Lothar's die Aussicht auf die Thronfolge gesellte, wirkten dahin, daß Herzog Heinrich seinen Schwiegervater, bei den lebhafter erneuten Fehden gegen die Hohenstaufen, nachdrücklich unterstützte. Herzog Konrad nahm mit Beistimmung seines Bruders Friedrich und einiger Fürsten, kühn oder übereilt, den Königstitel an, wovon Lothar, zu seinem großen Erstaunen, in Würzburg Nachricht erhielt. Er ächtete den Gegenkönig und bewirkte, daß die Erzbischöfe von Mainz, Salzburg und Magdeburg, nebst ihren Sprengelbischöfen, ihn mit dem Kirchenbanne belegten. Beide Maßregeln waren jedoch in diesem Augenblicke um so weniger von einer entscheidenden Wirkung, da Konrad durch seine Verbindungen in **Italien** obzusiegen hoffte. Hier setzte ihm der Erzbischof Anselm von Mailand die Krone Italiens auf. Auch in Tuscien, welchem Lande Konrad zur Zeit Heinrich's V. einige Jahre als Statthalter vorstand, erklärten sich die meisten für den italienischen König, und schon war dieser im Begriff, nach Rom zu ziehen, als der Papst den Bann über Konrad und dessen Anhänger, insbesondere über den ungehorsamen Erzbischof Anselm, aussprach. Der König mußte beim Mangel genügender Hülfsquellen, um das Ende des Jahres 1129, nach Deutschland zurückkehren.

Die Fehde zwischen den Hohenstaufen und Lothar ruhte einstweilen, weil die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des letztern bald durch eine

zwistige Papstwahl in Anspruch genommen wurde. Am Todestage des Papstes Honorius II. erwählte ein Theil der Cardinäle rasch einen aus ihrer Mitte, einen gebornen Römer, als Innocenz II., zum Papste, um die Wahl des Cardinals Leo aus einer der reichsten und mächtigsten Familien zu verhindern, allein dieser ließ sich, im Vertrauen auf den Einfluß seiner Familie und seiner zahlreichen Anhänger, unter dem Namen Anaclet II. wählen und im Bunde mit Roger II. (seit 1130 König beider Sicilien) zwang er seinen Gegner, Rom zu verlassen und nach Frankreich zu fliehen. Hier wurde Innocenz von einer Synode zu Etampes, durch den Ausspruch des heil. Bernhard von Clairvaux, in dessen Hand die Bischöfe die Entscheidung legten, als der ächte Papst anerkannt; bald erklärten sich auch England und Spanien für ihn. Mit König Lothar traf er in Lüttich zusammen und krönte denselben nebst seiner Gemahlin in der Lambertuskirche. Diese Einigkeit ward aber durch neue Berührung der Frage über die Belehnungen der Geistlichen nicht wenig gestört. Lothar nämlich stellte, erst gemäßigt, dann dringender und heftiger vor, wie viel das Reich durch Entsagung derselben und insbesondere dadurch verloren habe, daß die Weihe der Belehnung voran gehen solle. Er wollte jetzt dasjenige wieder gewinnen, was er früher selbst aus äußeren Rücksichten freiwillig aufgegeben hatte. Innocenz ließ sich jedoch, durch die Furcht vor Anaclet und durch die Hoffnung auf Lothar's kriegerischen Beistand, keineswegs verleiten, die Früchte so schwerer Kämpfe leichtsinnig wegzugeben. Im nächsten Jahre (dahin ging die zwischen dem Papste und dem Könige jetzt getroffene Abrede) sollte der Römerzug angetreten werden, worauf jener einstweilen nach Frankreich zurückkehrte, dieser aber seine ganze Thätigkeit darauf verwandte, daß alle etwa vorhandenen Unbilden und Fehden in Deutschland beseitigt würden und ihm kein gefährlicher Feind im Rücken bliebe. Der Friede mit den Hohenstaufen kam jedoch nicht zu Stande, und in Folge dieser Spaltungen konnte Lothar für seinen Römerzug nur 1500 Ritter um sich versammeln. Papst Innocenz langte bei dem Könige in den roncalischen Ebenen an, und weil die Lombarden, so wenig als die Normannen im südlichen Italien, unter sich einig waren, gelang es den Verbündeten, ohne erheblichen Widerstand bis Rom vorzudringen, wo Innocenz am 30. März 1133 den Lateran und Lothar den Aventin besetzte, während Anaclet noch immer die Peterskirche und einen großen Theil der Stadt inne hatte. Weltliche und geistliche Mittel reichten so wenig hin, ihn aus Rom oder auch nur aus dem Besitze der Peterskirche zu verdrängen, daß Innocenz den König am 4. Juni 1133 in der constantinischen Kirche zum Kaiser krönen mußte.

Bald nach der Kaiserkrönung verließ Lothar, durch Geldmangel, Hitze des Sommers und Widerstand der Römer bedrängt, das mittlere Italien, und nicht lange darauf sah sich auch Innocenz genöthigt, vor Anaclet nach Pisa zu entweichen. Mithin waren die Zwecke des italienischen Zuges kaum zur Hälfte erreicht, und auch in Deutschland, wo Lothar gegen den Herbst 1133 wieder anlangte, fand er noch Vieles

zu thun übrig. Die hohenstaufischen Brüder sahen endlich ein, daß sie ihren Ansprüchen auf die Krone entsagen und sich dem Kaiser unterwerfen müßten, dieser, daß es räthlicher sei, so tüchtige Männer durch eine ehrenvolle Behandlung zu gewinnen, als ihren völligen Untergang zu bezwecken. Im März 1135 gelobte Herzog Friedrich in Bamberg dem Kaiser mit gebeugtem Knie Gehorsam und Unterwerfung, ward dafür von Acht und Bann gelös't und in seinen früheren Besitzungen bestätigt. Um Michaelis desselben Jahres war auch die schwierigere Unterhandlung mit Konrad beendet. Er entsagte der Krone und den aus der salischen Erbschaft in Anspruch genommenen Landschaften und Rechten. Dagegen empfingen beide Brüder dies alles als Lehen zurück, und Konrad ward überdies vom Kaiser geehrt, beschenkt, zum Reichsfahnenträger ernannt und ihm der Vorrang vor allen übrigen Herzögen bewilligt. Hiemit war endlich, nach einem halben Jahrhundert innerer Fehden, Einigkeit und Friede in Deutschland zum Vortheil aller Theile hergestellt.

Nach seiner Aussöhnung mit den Hohenstaufen hielt König Lothar einen Reichstag in Magdeburg, auf welchem die Fürsten den Landfrieden für zehn Jahre beschworen und sich anheischig machten, daß sie alle von ihnen abhängige Personen zu einer ähnlichen Eidesleistung anhalten wollten. Die hieraus entstehende Ordnung und Einigkeit erhöhte sogleich das äußere Ansehen des deutschen Reiches. Mit ganz anderer Macht, als das erste Mal, hoffte Lothar jetzt in Italien für seine und des von ihm beschützten Papstes Rechte aufzutreten. Doch war Anaclet in Rom noch so mächtig, daß man diese Stadt zur Seite liegen ließ und rasch nach der apulischen Grenze zog. Als Roger von der Gefahr Nachricht erhielt, welche größer und schneller, als er geglaubt hatte, auf ihn eindrang, bot er ansehnliche Summen für die Erhaltung des Friedens; aber ohne diesen Antrag zu berücksichtigen, drang Lothar in das apulische Reich ein. Roger ward zur Flucht nach Sicilien gezwungen und allmählich Bari, Neapel, Amalfi und Salerno erobert. Nur noch eine geringe Anstrengung schien nöthig, um ganz Italien wieder mit dem römisch-deutschen Reiche zu vereinigen. Alles versprach mehr als je den glücklichsten Erfolg, allein die Deutschen drangen mit solcher Heftigkeit auf die Rückkehr, daß sie einen Aufstand gegen den Papst, die Cardinäle und den Erzbischof von Trier begannen, weil diesen die Verlängerung des Krieges zur Last gelegt wurde. Zwar stillte Lothar durch Strenge diese Unruhen, aber die Gesinnungen blieben unverändert, und selbst Herzog Heinrich vereinte sich (wie einige behaupten, durch Roger's Geschenke bewogen) mit denen, welche einem längeren Aufenthalte in diesen Gegenden widersprachen.

Weil mit Roger's Sturz auch Anaclet seiner eigenen Stütze beraubt und Innocenz von Lothar selbst nach Rom zurückgeführt ward, ließ sich voraussehen, daß der Kaiser, nach so ruhmvollem italienischen Zuge, in Deutschland mit größerem Nachdrucke werde auftreten können, als manche seiner Vorgänger. Solcher Hoffnung voll, erreichte er über

Bologna und Verona die Stadt Trident, erkrankte aber auf den tyroler Gebirgen, welche Italien von Deutschland trennen, und starb am 3. December 1137 in einer niedrigen Hütte zu Breitenwang oberhalb Hohenschwangau.

Die Regierung Lothar's des Sachsen gehört zu denjenigen im deutschen Reiche, die bald mehr, bald minder übersehen worden sind, und doch sind die Ergebnisse derselben nicht unbedeutend zu nennen; aber er steht allein da, ohne Dynastie. Noch zwei Mal treten uns auf den Wendepunkten der deutschen Geschichte ähnliche Gestalten entgegen, die dasselbe Schicksal hatten, wie Lothar, es sind Konrad I. und Adolf von Nassau, so daß diese drei Regierungen zu einer Parallele aufzufordern scheinen. Nach dem Tode des letzten Karolingers bot man den Sachsen die Krone an, ein fränkischer Herrscher war es, der sie davon trug, um so sicherer war sie nach sieben Jahren des Kampfes das Erbtheil des jetzt noch mächtigern Sachsenstammes. Als Heinrich V. kinderlos gestorben war, fürchteten die Großen nichts mehr, als die aufstrebende Macht des verwandten Hauses der Hohenst.ufen, sie kehrten zu den Sachsen zurück und wählten Lothar. Doch was war die Folge? Nach zehnjährigem Ringen, nach einer augenblicklichen Unterwerfung, traten die Hohenstaufen mit ungeschwächter Kraft wieder auf den Wahlplatz, und zu dem früher gefürchteten und darum abgewiesenen Hause kehrte man jetzt um so lieber zurück, weil sich, wie die Hohenstaufen unter den fränkischen Kaisern, so unter Lothar ein anderes Geschlecht erhoben hatte, das der Aristokratie noch gefährlicher schien, die auf zwei deutschen Herzogthümern und einem italischen Lande (den Mathildischen Erbgütern) ruhende Macht der Welfen. Was Lothar die Krone verschafft hatte, mußte sie seinem Schwiegersohne entreißen; es war dieselbe Politik, die später so oft geübt worden ist und die auch diesmal den Rest der Fürsten bestimmte, sich dem Wahlacte, der die Krone an die Hohenstaufen brachte, ohne Widerspruch anzuschließen. Und nicht anders stand es mit Adolf von Nassau. Dem anwachsenden Uebergewicht des Hauses Habsburg wollten sich die Fürsten entziehen, es wurde von der Herrschaft ausgeschlossen, nur um sie nach einem kurzen Zwischenreich siegreicher, kräftiger wieder zu erlangen.

---

78. Konrad III.

(Nach J. C. Pfister, Geschichte der „Teutschen".)

Wie die Salier das schwäbische Haus adoptirten, so that Lothar mit dem welfischen. Heinrich der Stolze, aus der Hauptlinie des alten, seit der Völkerwanderung bekannten Hauses der Welfen, erhielt zu dem Herzogthum Baiern auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothar's Tod trat er auch in den Besitz der Mathildischen Erbschaft in Italien ein, also daß er der reichste und mächtigste Fürst des Reiches war, der

sich rühmen durfte, daß seine Herrschaft von einem Meere zum anderen reiche*). Doch eben diese Macht wurde nun von Vielen gefürchtet, so daß sie ihn nicht zum Nachfolger Lothar's wünschten. Hatte er auf seinem Römerzuge Manche durch seinen Stolz zurückgestoßen, so gewann dagegen Konrad von Hohenstaufen durch seine Milde und Tapferkeit Achtung und Vertrauen. Auch dem römischen Stuhle bewies Konrad die hergebrachte Ehrerbietung, während Heinrich als Besitzer der Mathildischen Güter nicht viel Gutes erwarten ließ.

Die Fürsten hatten den Wahltag auf Pfingsten 1138 nach Mainz gesetzt. Aber die Kaiserin Wittwe berief schon auf Lichtmeß eine Versammlung nach Quedlinburg für ihren Schwiegersohn Herzog Heinrich. Da trat unvermuthet auch um das Herzogthum Sachsen ein Mitbewerber auf, Markgraf Albrecht der Bär, durch seine Mutter Elike ein Enkel des Herzogs Magnus von Sachsen, wie Herzog Heinrich durch deren Schwester Wulfhild. Wie sein Vater, Graf Otto von Ballenstädt, übergangen worden, da Heinrich V. das Herzogthum Sachsen dem Lothar verliehen, so hatte Lothar auch seine Erwartungen getäuscht durch die Belehnung des Herzogs Heinrich. Er verhinderte den Tag zu Quedlinburg und übte Feindseligkeiten auf den Gütern der Kaiserin. Fast zur nämlichen Zeit, da die Versammlung nach Quedlinburg ausgeschrieben war, versammelten sich die rheinischen Fürsten zu Coblenz. Aus Besorgniß, daß Herzog Heinrich auf dem allgemeinen Wahltage zu Mainz das Uebergewicht behaupten möchte, schritten sie ihrerseits sogleich zur Wahl und erhoben Konrad zum Könige und der päpstliche Legat vollzog ungesäumt die Krönung zu Aachen.

Ehe Heinrich sich zum Widerstande rüsten konnte, hielt Konrad einen Reichstag zu Bamberg, wo ihn alle Fürsten bis auf Heinrich umgaben und also die erste Wahl ergänzten. Heinrich wurde nun auch durch mancherlei Versprechungen bewogen, die Reichskleinodien auszuliefern.

Heinrich der Stolze hatte wohl in keiner anderen Meinung auf die Krone verzichtet, als daß er um so gewisser in dem Besitz seiner großen Reichslehen, der beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen, bleiben würde. Allein seinen Gegnern schien er immer noch zu mächtig. Daher wurde jetzt erst die Frage erhoben: ob ein Fürst nach der Verfassung zwei Herzogthümer zugleich besitzen könne? Da Albrecht der Bär gleiche Ansprüche auf Sachsen machte, so zog man die Sache auf einem Reichstage zu Augsburg in Untersuchung. Herzog Heinrich erschien aber mit so zahlreichem Gefolge am Lech, daß König Konrad die Stadt in der Nacht verließ, um nicht durch Gewalt zu etwas genöthigt zu werden. Als er in Würzburg ankam, sprach er die Acht aus über Heinrich, der sich nicht als einen gehorsamen Fürsten des Reiches bewiesen; dann berief er auf Weihnachten einen Reichstag nach Goslar und übertrug das Herzogthum Sachsen an Albrecht den Bären, indem

---

*) Diese Ausdehnung war jedoch keine ununterbrochene, da Sachsen und Baiern getrennt waren durch Franken und Thüringen.

er Lothar's Belehnung für ungültig erklärte. Diese raschen Schritte, ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen, waren das Zeichen zum offenen Krieg.

Albrecht säumte nicht, die sächsischen Städte und Burgen zu besetzen. Dagegen überzog Herzog Heinrich in Verbindung mit Konrad von Zähringen die hohenstaufischen Erbgüter. Er unterlag aber der Tapferkeit Herzog Friedrich's. Wegen dieses Aufstandes hielt sich nun König Konrad berechtigt, dem Herzoge Heinrich auch Baiern abzusprechen; und um das Urtheil sogleich zur Vollziehung zu bringen, verlieh er dieses Herzogthum seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. Dieser drang dann mit solcher Macht in Baiern ein, daß Heinrich nach unglücklichen Gefechten mit wenigen Getreuen auf seine Erbgüter nach Sachsen floh. Doch im Mißgeschick erhob sich erst seine Kraft wieder, unerwartet für die, welche ihn schon vernichtet glaubten. Es sammelten sich Freunde um ihn, welche über des Königs Machtschritte unzufrieden waren. Bald hatte er sich in Sachsen so verstärkt, daß er Albrecht in die Enge trieb und dieser des Königs Beistand anrufen mußte. Konrad erschien in Begleitung der angesehensten Reichsfürsten bei Hersfeld an der Fulda. Heinrich mit den Seinigen lagerte bei Kreuzburg an der Werra. Da vermittelte der Erzbischof Adalbero von Trier einen Stillstand bis zum nächsten Pfingstfest, wo dann durch den Reichstag zu Worms Heinrich's Sache entschieden werden sollte. Aber der Herzog starb indessen zu Quedlinburg, kaum 37 Jahre alt, und hinterließ einen 10jährigen Sohn gleichen Namens.

Dieser Tod brachte keine Ruhe, sondern größere Verwirrung. Des minderjährigen Heinrich's Mutter und Großmutter, Frauen von männlicher Festigkeit, von den Sachsen geehrt und unterstützt, ließen Albrecht nicht aufkommen. Welf, des verstorbenen Herzogs Bruder, machte Erbansprüche auf Baiern, vertrieb mit seinen Verbündeten Leopold von Oesterreich und zog dann siegreich durch Schwaben herab zur fränkischen Grenze, wo König Konrad nebst Herzog Friedrich die welfische Stadt und Burg Weinsberg belagerten. Welf wurde in die Flucht geschlagen und Weinsberg eingenommen. Der König verhieß bei der Uebergabe, daß jede Frau aus der Stadt mitnehmen dürfe, was sie tragen könnte. Als nun die Thore geöffnet wurden, da kamen die Frauen heraus, jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken tragend. Darüber war denn Herzog Friedrich ungehalten und rief, das sei nicht die Meinung des Vertrages. Der König aber erfreute sich dieser kleinen List und sprach: „ich hab's ihnen versprochen, des Königs Wort darf nicht gebrochen werden." Also kamen die Frauen mit ihren Gatten davon; die Stadt aber wurde dem Kriegsvolk übergeben. Im Munde des Volkes heißt noch bis auf den heutigen Tag die Burg zu Weinsberg „die Weibertreue".

Als im folgenden Jahre das Herzogthum Baiern durch Leopold's Tod erledigt wurde, sah sich Welf wieder zurückgesetzt. Der König

verlieh es Leopold's Bruder, **Heinrich**, genannt Jasomirgott, und vermählte demselben Heinrich's des Stolzen 26jährige Wittwe Gertrud. Dem minderjährigen Heinrich, der hier gegen Mutter und Stiefvater zurücktrat, wurde das Herzogthum Sachsen vorbehalten. Um Albrecht den Bären zufrieden zu stellen, erhielt die Nordmark völlige Unabhängigkeit vom Herzogthum; seitdem heißt das durch seine Tapferkeit erweiterte Fürstenthum **Mark Brandenburg**.

Sieben Jahre dauerte der Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen, worin Konrad diesen that wie Lothar früher seinem Hause. Vier andere Jahre brachte Konrad damit zu, um die übrigen Angelegenheiten zu ordnen und die so häufig übertretenen Gesetze wieder geltend zu machen, jedoch nach solchen Vorfällen nicht ohne manche Schwierigkeit. Wie in Baiern Welf die Fehde gegen Heinrich von Oesterreich fortsetzte, so in Lothringen Graf Heinrich von Namur gegen den Erzbischof von Trier, so Konrad von Zähringen gegen Graf Rainald von Hochburgund. Lothringen und das arelatische Reich fragten überhaupt wenig nach dem deutschen Könige.

Auch in den **italienischen** Städten nahmen Wohlstand und Freiheitsliebe so zu, daß man immer weniger nach dem deutschen Könige fragte. Mit diesem erhöhten Selbstgefühle nahmen aber auch die Fehden überhand; fast jede Stadt hatte eine Nebenbuhlerin, mit der sie beständig im Kampfe lag. Rom, mit Tivoli feindselig, wollte sich zugleich von dem Einflusse des Papstes (wie die anderen Städte von ihrem Bischofe) losmachen, nachdem Innocenz II. kaum durch den Tod seines Gegners Anaclet die Oberhand erhalten hatte. Nicht zufrieden mit der gewöhnlichen Freiheit anderer Städte, erinnerten sich die Römer wieder der alten Größe und Herrlichkeit ihrer Stadt, wählten einen Senat und Patricius und zogen die Regalien an sich. Hierin bestärkte sie hauptsächlich **Arnold von Brescia**, ein Schüler Abälard's, der, als Zeuge des Investiturstreites, Paschal's II. Grundsatz erneuerte, daß der Clerus, ohne Besitz weltlicher Güter und Rechte, bloß mit den ursprünglichen Kirchenstiftungen und Opfern, wie zur Zeit der Apostel, sich begnügen sollte. Unter Innocenz II. wurde er zwar vertrieben und ging nach Frankreich und Oberdeutschland, wo seine Lehren gleichfalls Eingang fanden; auch Papst Cölestin II., selbst ein Schüler Abälard's, verfolgte ihn in der Entfernung; aber die Bewegungen in Rom dauerten fort. Lucius II. suchte vergeblich Hülfe bei König Konrad; er wurde in einem Volksauflauf durch einen Steinwurf getödtet. Unter seinem Nachfolger Eugen III. kehrte Arnold zurück und stellte sich an die Spitze der Volkspartei. Eugen mußte nach Lucca, dann nach Frankreich fliehen.

Weil aber doch die Römer bei ihrem Vorhaben sich zu schwach fühlten, so schrieben sie mehrmals an König Konrad III. und luden ihn ein, den Sitz in Rom, als der Hauptstadt der Welt, zu nehmen, wo er dann Deutschland und Italien freier beherrschen könnte, als seine Vorfahren. Anderthalb Jahrhunderte nach Otto III. erneuerte sich also dieselbe Ansicht, für welche dieser Kaiser sich begeistert fühlte. Kon-

rad III. gab den schönen Worten der Römer weniger Gehör, als den päpstlichen Gesandten. Außerdem stand gegen Arnold von Brescia ein Gegner seines Standes auf, der ihn nicht nur in der Volksführung überbot, sondern auch an Einfluß auf die Fürsten; Bernhard von Clairvaux. (Ueber diesen und Konrad's Kreuzzug s. S. 321 ff.)

Bald nach dem Kreuzzuge erkrankte König Konrad III., ohne Zweifel in Folge der erlittenen Beschwerden. Daher konnten die Beschlüsse in Absicht der ausgebrochenen Fehden nicht zur Ausführung gebracht werden.

Welf begann die Fehde, während Konrad zu Speier krank lag, und belagerte das hohenstaufische Schloß Flockberg bei Nördlingen. Aber der König sandte ihm ein starkes Aufgebot unter seinem Sohne Heinrich entgegen, der ihn in die Flucht schlug. Nun trat Herzog Friedrich (III.) von Schwaben als Vermittler zwischen seine beiden Oheime; seine Mutter Judith war Welf's Schwester, und so gehörte er beiden Häusern an. Er bewog den König Konrad, einige Reichslehen an Welf abzutreten, worauf dieser von Baiern abstand.

Nach dem Kreuzzuge wurde Konrad von den Römern wieder aufgefordert, nach Italien zu kommen. Zu Regensburg und Würzburg wurde der Römerzug auf das nächste Jahr festgesetzt. Im ganzen Reiche sah man Zurüstungen; in Italien war große Erwartung. Indessen erkrankte König Konrad aufs Neue zu Bamberg, wo er noch einen Reichstag erwartete. Nicht lange vorher war sein Sohn, der römische König Heinrich, gestorben. Als er die Annäherung des Todes fühlte und zugleich einsah, daß sein jüngerer, erst siebenjähriger Sohn, Friedrich, gegen so mächtige Fürsten das Reich nicht würde behaupten können, so hielt er es für besser, daß seinem Neffen, dem tapferen Herzog Friedrich (III.) von Schwaben, die Krone zu Theil werden sollte. Er übergab also diesem die Reichskleinodien und befahl, seinem Sohn, wenn dieser zu seinen Jahren kommen würde, zu den fränkischen Erbgütern das Herzogthum Schwaben zu geben. Im dritten Jahre nach der Rückkehr vom Morgenlande starb Konrad III. zu Bamberg, ungefähr 58 Jahre alt.

Zweimal im Morgenlande, als Wallfahrer und als Heerführer, ist er selbst ein Bild seiner für den heiligen Krieg begeisterten Zeit. Er war ein tapferer, verständiger, gerader Fürst, der es in Allem wohl gemeint und nur in dem Benehmen gegen das welfische Haus frühere Beugungen nicht vergessen konnte. Der Papst erkannte in ihm doch den Ghibellinen; und dies Mißtrauen ist die Ursache, warum er in der Reihe der Kaiser von Otto I. bis Friedrich II. der einzige ist, der es nicht zur Krönung in Rom gebracht hat. Dagegen hat Konrad III. das Verdienst, dem hohenstaufischen Hause den Weg zum Throne gebahnt zu haben. Für die deutsche Verfassung aber ist es von den bedeutendsten Folgen gewesen, daß er den Anfang gemacht, das mächtigste Fürstenhaus, die Welfen, zu beschränken, und dagegen dem seinigen, in Verbindung mit dem babenbergisch-österreichischen, die südlichen Herzog-

thümer zuzueignen, somit also den Plan der Ottonen, die Fürsten und Völker in Eine Familie zu bringen, noch einmal zu erneuern.

---

79. Friedrich I. Barbarossa.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, und Friedr. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, mit Zusätzen vom Herausgeber und einem Schluß nach Otto Abel, Philipp der Hohenstaufe.)

Nach Konrad's III. Tode fielen die Stimmen der Fürsten auf dessen Brudersſohn, den jungen Herzog Friedrich von Schwaben, den Konrad selbst auf dem Todtenbette empfohlen hatte. Durch Tapferkeit und Strenge hatte er sich schon vielfach ausgezeichnet, und vor Allem schien in ihm ein Mann gewählt zu sein, der beiden sich seither in Deutschland befehdenden Familien gleich nahe stand, von dem also zu erwarten war, daß er allgemein anerkannt werden, daß er in Frieden das Reich regieren würde.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond und sein Bart röthlich, weßhalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd oder in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalentes sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen; gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam stets von ihm selbst. Auf große Vorbilder früherer Zeiten blickte er mit der Begeisterung hin, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte: ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl der Staaten, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen.

Sofort nach Friedrich's Krönung in Aachen kam ein Römerzug in Vorschlag; Konrad hatte alle Rüstungen und Vorbereitungen dazu getroffen und man konnte Italien nicht länger sich selbst überlassen, wenn man nicht die deutsche Oberherrlichkeit bis auf die letzte Spur vernichten lassen wollte.

Erster Zug nach Italien. Noch ehe Friedrich nach Italien aufbrechen konnte, suchten die Italiener aller Parteien ihn für sich zu gewinnen; er entschied sich hinsichtlich der Lombardei gegen die mailän-

dische Faction, theils weil Mailand am eigenmächtigsten verfahren war und andere Reichsstädte, wie Lodi und Como, unterdrückt hatte, theils weil er, wenn er das mächtige Mailand demüthigte, hoffen durfte, die Lombardei zum Gehorsam zurückzuführen, nicht aber, wenn er Mailand beistand, wodurch diese Stadt nur noch übermüthiger geworden wäre. Ueberhaupt fand Friedrich in Italien alle Verhältnisse, in Vergleich mit der früheren Ordnung der Dinge, auf den Kopf gestellt. Die Städte waren nun schon im Besitz fast aller Hoheitsrechte; die Bischöfe an ihrem Ansehn sehr geschmälert; der dem Könige unmittelbar unterworfene Adel aber, sogar die Markgrafen, hatten sich fast überall benachbarten Städten anschließen und in ihnen Bürgerrechte nehmen, sich ihren Statuten unterwerfen müssen. Im oberen Italien waren die Markgrafen von Montferrat fast noch allein selbständig geblieben.

Im Herbst 1154 brach König Friedrich mit einem bedeutenden Heere von Augsburg nach Italien auf und zog über Brixen und Trident nach dem Gardasee; in den letzten Tagen des Octobers kam er auf der Ebene von Roncaglia an. Viele Beschwerden wurden hier vor ihm, als dem höchsten Richter, erhoben. Zuerst trat Markgraf Wilhelm von Montferrat auf und beschuldigte die Lombarden im Allgemeinen der Geringschätzung seiner und der königlichen Befehle; er klagte namentlich über Chieri und Asti, und der Bischof Anselm, welchen die Bürger der letzteren Stadt vertrieben hatten, stimmte diesen Beschwerden bei. Hierauf erneuerten Lodi, Como und Pavia einstimmig ihre Klagen über Mailand. Mailändische Abgeordnete, welche gegenwärtig waren, entschuldigten und rechtfertigten das Verfahren und die Verbindungen ihrer Vaterstadt so gut als möglich und boten dem Könige 4000 Mark für die Bestätigung ihrer Herrschaft über diese Städte. Ein solcher Versuch, ihn für das Ungerechte durch Antheil an der Sündenbeute gleichsam zu erkaufen, erzürnte den edlen Friedrich. Er gab den mailändischen Gesandten den Bescheid: in ihrem eigenen Gebiete und an Ort und Stelle werde man die Verhältnisse näher prüfen und jeden Berechtigten mit größerem Nachdrucke schützen können. Doch hielt es der König jetzt nicht für gerathen, den schweren Kampf mit Mailand zu bestehen, sondern zog seitwärts zum Ticino. Manche Stadt öffnete ihm freiwillig die Thore und sandte Geschenke; andere Orte wurden im raschen Anlaufe oder nöthigenfalls durch förmlichen Angriff genommen; die härteste Strafe endlich erlitten Chieri und Asti, für das gegen ihren Markgrafen und Bischof begangene Unrecht und für die Verachtung der königlichen Vorladungen. Den Einwohnern zwar konnte kein Leid geschehen, weil sie sich vor der Ankunft des Heeres geflüchtet hatten; allein die Thürme und Mauern wurden niedergerissen. In dem Lager unfern Asti erschienen Gesandte der Pavienser und klagten, daß Tortona sie fast noch mehr belästige, als Mailand. Ungeachtet mehrerer Aufforderungen wollten sich indeß die Bürger von Tortona weder verantworten, noch jenes Verfahren einstellen. Die Vorstädte Tortona's, obgleich durch eine Mauer und durch Thürme geschützt, erlagen dem

ersten Angriffe. Zwar thaten die Bewohner den Deutschen noch manchen Abbruch und zertrümmerten ihre Belagerungswerkzeuge; aber unablässige Anfälle von Außen, Mangel und gänzliche Erschöpfung im Inneren, erzwangen endlich nach zweimonatlichem Widerstande die Uebergabe der Stadt. Den Personen ward auf dringende Bitte der Fürsten freier Abzug, aber von ihren Gütern nur so viel bewilligt, als jeder zu tragen vermochte. Die Soldaten plünderten zum Lohne für ihre Anstrengungen die Stadt, dann wurde sie verbrannt und zerstört. Als das furchtbare Schicksal Tortona's in den italienischen Städten bekannt ward, erschraken die meisten und sandten dem Könige demüthig Geschenke. Friedrich aber zog nach Pavia und empfing in den Ringmauern der alten, vor allen anderen ihm ergebenen Hauptstadt des Königreiches Italien die lombardische Krone durch den Bischof der Stadt. Drei Tage lang währten die Feste.

Papst Hadrian IV. hoffte gegen die Republik Rom und gegen Arnold von Brescia Hülfe bei Friedrich zu finden, als dieser zur Kaiserkrönung heranzog. Friedrich bot auch dem Papste die Hand, nahm einen der Edelleute, welche Arnold schützten, gefangen und gab ihn nur gegen die Auslieferung Arnold's frei. Diesen ließ der Präfect von Rom hängen und seinen Leichnam verbrennen. Die Römer kamen zu spät zu Arnold's Rettung.

Die Schilderung des Römerzuges wird sich kaum irgendwie kürzer, treuer und doch alles Wesentliche berührend geben lassen, als mit Friedrich's eigenen Worten in dem Briefe an seinen Oheim, den Geschichtschreiber Otto von Freisingen. Er schreibt: „Wir zogen auf geradem Wege durch die Romagna und Toscana nach Sutri; hier kam uns der Papst mit der römischen Geistlichkeit entgegen, hieß uns willkommen und ertheilte uns seinen Segen, indem er zugleich seine Beschwerden vortrug gegen die Römer. Mit ihm setzten wir die Reise fort bis Rom in freundlichem Vernehmen. Die Römer sandten uns Boten entgegen und verlangten für ihre Unterwerfung große Summen und drei Eide von uns. Unter Führung des Cardinals Octavian und mit Beirath des Papstes besetzten wir, weil wir weder das Kaiserthum zu kaufen, noch dem Volke einen Eid zu leisten Willens waren und alle hinterlistigen Unterhandlungen vermeiden wollten, durch ein kleines Thor bei Nacht das Münster von St. Peter. Am folgenden Morgen zog vor uns der Papst und alle Geistlichkeit, die bei ihm war, in die Basilica St. Peter und empfing uns auf den Stufen derselben; der Papst aber segnete uns zum Kaiser ein, indem er uns die Krone aufs Haupt setzte. Nach der Rückkehr ins Lager, als wir uns unter den Zelten ausruhten und mit Speise und Trank erquicken wollten, drang das römische Volk über die Tiberbrücke, erschlug einige unserer Diener in St. Peter's Münster, beraubte die Cardinäle und wollte den Papst fangen. Wir aber hörten den Lärm, drangen mit den Waffen in die Stadt und kämpften den ganzen Tag mit den Römern, so daß ihrer an tausend erschlagen wurden, in der Tiber ertranken oder uns

lebendig in die Hände fielen. Die Nacht schied uns endlich von einander. Da am anderen Tage die Lebensmittel fehlten, zogen wir von dannen und führten den Papst mit uns. Wir nahmen alle Burgen und Schlösser in der Umgegend ein und verweilten einige Tage mit dem Papste in Albano. Von da kamen wir nach Spoleto und weil die Stadt uns widerstrebte, so stürmten wir sie, zerstörten sie mit Feuer und Schwert und nachdem wir unermeßliche Beute daraus genommen, machten wir sie dem Erdboden gleich. In Ancona, wohin sich nun unser Zug wandte, kamen uns griechische Fürsten entgegen, die unermeßliche Schätze versprachen, wenn wir den Feind beider Kaiserthümer, Wilhelm von Apulien, mit der Gewalt unserer Tapferkeit erdrücken wollten; aber unsere Ritterschaft hatte durch Mühseligkeit und Kampf zu sehr gelitten, deßhalb verlangten unsere Fürsten nach der Heimat. So gelangten wir, nachdem wir mit 1800 Rittern mehr Siege erfochten, als je vorher mit gleicher Anzahl geschehen war, nach Verona. In dessen Nähe, von einem steilen Felsen, wurde uns der Untergang bereitet, wir aber schlugen unsere Feinde und ließen deren zwölf aufknüpfen."

Nach Deutschland zurückgekehrt, brachte Friedrich auch die endliche Versöhnung zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott zu Stande. Ersterer hatte bei der Vermählung seiner Mutter mit dem letzteren auf das Herzogthum Baiern verzichtet, aber nach dem Tode seiner Mutter seine Ansprüche auf Baiern erneuert und der Kaiser glich den Streit auf einem Reichstage zu Regensburg im Herbste 1156 so aus: Heinrich der Babenberger übergab Baiern und Oesterreich in die Hände des Kaisers, welcher jenes Herzogthum an Heinrich den Löwen zu Lehn übertrug, diese Markgrafschaft aber, mit Inbegriff des Landes ob der Ens bis Passau, in ein unabhängiges Herzogthum verwandelte, und mit sehr großen Vorrechten begabte. Es ward, gegen die damalige Regel, vererblich in männlicher und weiblicher Linie; ja, nach dem Abgange aller Leibeserben sollte der letzte Besitzer darüber verfügen dürfen. Nur auf den vom Kaiser selbst berufenen Versammlungen brauchte der Herzog zu erscheinen und nahm an allen, nicht gegen die Ungarn gerichteten Reichszügen nur freiwillig Theil. Diese, von allen Fürsten gebilligte Beendigung des großen Streites erregte die allgemeinste Freude in ganz Deutschland; auch Friedrich rechnete diesen Tag der Aussöhnung seiner nahen und geliebten Verwandten unter die glücklichsten seines Lebens.

Um diese Zeit erweiterte er seine eigenen Besitzungen durch die Verheirathung mit Beatrix, der Erbtochter des Grafen Reinold III. von Burgund. König Konrad II. hatte das Königreich Burgund 1032 nach dem Tode Rudolf's III. in Besitz genommen; während der unruhigen Zeiten unter den folgenden Kaisern gelang es aber manchem der dasigen Herren und Prälaten, sich unabhängig zu machen und den deutschen Einfluß fast ganz zu vernichten. Lothar III. belehnte den Herzog Konrad von Zähringen mit den Besitzungen seines erschlagenen Neffen

des Grafen Wilhelm III. von Burgund; doch war jener nicht im Stande, seinen Nebenbuhler, Reinold III., den Vetter Wilhelm's, zu verdrängen. Nach Reinold's Tode bestätigte Kaiser Friedrich die Ansprüche des neuen Herzogs Berthold von Zähringen für das Versprechen ansehnlicher Hülfe zum italienischen Zuge; ihm widersetzte sich aber die Erbtochter Reinold's, Beatrix, bis sie an ihrem Oheime Wilhelm einen gefährlichen Gegner fand. Dieser nämlich sperrte sie in einen Thurm ein, auf daß sie umkommen und ihm das ganze Erbe seines Bruders verbleiben möge. Selbst wenn Beatrix nicht beim Kaiser Hülfe suchte, hatte dieser die Pflicht, sich der unschuldig Verfolgten anzunehmen; auch beschloß er nicht bloß, sie zu befreien, sondern wie einst Otto I. die schöne Adelheid, so die schöne Erbin von Burgund, zu heirathen. Im October 1157 unterwarfen sich zu Besançon alle burgundische Großen, es huldigten die Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Vienne, Valence, Arles und Avignon; des Kaisers Einfluß erstreckte sich wieder über das lang vernachlässigte arelatische Reich, ja, hinab bis zur Provence.

Herzog Wladislaw von Böhmen, ein Mann, tüchtig zu Rath und That, welcher schon viele treue Dienste geleistet und noch größere versprochen hatte, empfing mit Beistimmung der Fürsten aus den Händen Friedrich's die Königskrone.

Zweiter Zug nach Italien. Die Mailänder waren dadurch, daß Friedrich auf seinem ersten Zuge an ihnen vorüber gegangen war, ohne ihre Stadt anzugreifen, in ihrem Uebermuthe nur noch mehr bestärkt worden; sie glaubten, Friedrich wage nicht, gegen sie unmittelbar etwas zu unternehmen. Nach allen Seiten hin erweiterten sie ihr Gebiet. Mit Mailand waren vorzüglich noch Piacenza, Brescia, Crema und Verona verbündet und auch diese Städte griffen nun um sich oder setzten sich doch wenigstens in guten Vertheidigungsstand. Friedrich indeß dachte nur darauf, sich an den Italienern, die ihm so vielfach getrotzt hatten, zu rächen, und traf schon im Jahre 1157 die großartigsten Rüstungen zu einem zweiten Zuge. Er hatte Botschafter vor sich hergehen lassen an alle ihm ergebenen Städte und Herren. Die ganze pavesische Städtepartei beeiferte sich, ihnen ihre Ergebenheit zu bezeigen. Seinen Botschaftern folgte im Sommer 1158 Friedrich selbst mit fünf Heerzügen. In drei Heerhaufen durch das Friaul, über Chiavenna und Como, vom Genfersee her über den großen Bernhard zogen die Ritter aus Oesterreich und Kärnthen, aus Schwaben und Burgund. Der Kaiser selbst führte den Hauptzug der Lothringer, Franken und Baiern durch das Etschthal nach Verona. Mit den Sachsen kam Friedrich's Vetter, Heinrich der Löwe, nach. Bei Brescia hielt Friedrich einige Zeit, um den Mailändern Zeit zu lassen, seine Gnade zu suchen. Ihre Gesandten gedachten durch Feinheit und Geld den Kaiser zu gewinnen; er aber, im Gefühle seiner dermaligen Uebermacht, verlangte Unterwerfung. Da diese nicht erfolgte, sprach er über Mailand die Acht aus. Aus den Mailand feindlichen Städten zogen ihm starke Verstärkungen zu; sie jubelten, jetzt eine Gelegenheit zu haben, die Stadt

die sie fast seit Jahrhunderten abwechselnd gehaßt und gefürchtet hatten, demüthigen zu helfen. Die Mailänder vertrauten Anfangs auf die Festigkeit ihrer Stadt. Diese, in einer weiten Ebene gelegen, in welcher nirgends ein höherer, dominirender Punkt hervortritt, durch Mauern und Thürme geschützt, durch eine zahlreiche und in den Waffen geübte Bürgerschaft vertheidigt, konnte, so schien es, jedem Angriff trotzen. Am 6. August 1158 ward sie aber von allen Seiten eingeschlossen, und des Kaisers Plan war, sie auszuhungern. Gegen dieses Unternehmen konnten sich die Mailänder nur durch Ausfälle vertheidigen, die zugleich dazu dienen mußten, Zufuhren in die Stadt zu bringen. Friedrich vermochte aber trotz allem, was die Mailänder dagegen thaten, die Belagerung fortzusetzen und brachte es zuletzt wirklich zu großer Geld- und Hungersnoth in der Stadt. Das gemeine Volk ward schwierig; der vornehme Adel war dem Kaiser nie so ganz abgeneigt gewesen; endlich trat ein Graf Guido von Blandrate als Vermittler auf. Seine Vorschläge erregten Anfangs in Mailand selbst Parteiung; die Uneinigkeit zwang aber um so schneller zu demüthigem Benehmen gegen den Kaiser, und schon zu Anfange Septembers ward eine Capitulation des Inhaltes geschlossen, daß Como und Lodi ganz wieder in den politischen Zustand wie vor ihrer Unterdrückung durch Mailand hergestellt werden, daß alle Mailänder vom 14. bis zum 70. Jahre dem Kaiser den Eid der Treue schwören sollten. Außerdem sollte die Stadt dem Kaiser eine Pfalz bauen, 900 Mark Silber zahlen, 300 Geiseln stellen, ihre Consuln in Zukunft vom Kaiser bestätigen lassen, alle Gefangenen freigeben und alle mit Hoheitsrechten verbundenen Gefälle verlieren. Dagegen sollte die Reichsacht aufgehoben und das Heer aus der Umgegend fortgeführt werden. Sobald diese Bedingungen von beiden Theilen angenommen waren, entfernte sich Friedrich eine ansehnliche Strecke von der Stadt, und die Mailänder zogen am 8. September 1158 durch das zu beiden Seiten aufgestellte Heer hindurch; voran der Erzbischof, die Stiftsherren, die Geistlichkeit und die Mönche, mit Kreuzen, Rauchfässern und anderem kirchlichen Schmucke; hierauf 12 Bürgermeister, der Rath und die Edeln, barfuß und die bloßen Schwerter am Nacken hangend; endlich das Volk, mit Stricken um den Hals, bleich, abgezehrt und in Lumpen gehüllt. Alle fielen dem auf seinem Throne prangenden Kaiser zu Füßen und zuvörderst bat der Erzbischof um Milde für Mailand; er erhielt den Friedenskuß und einen Platz unter den übrigen Erzbischöfen. Alsdann sprach der Bürgermeister Obertus ab Orto: „wir haben gesündigt, wir haben unrecht gehandelt, wir bitten um Verzeihung, wir legen unsere Schwerter vor Euch nieder und unser Leben in Eure Hand!“ Solche Demüthigung nach solcher Größe erweckte allgemeines Mitleid; Friedrich aber gab, nachdem er diese und ähnliche Entschuldigungen angehört hatte, zur Antwort: „es freut mich, daß die Mailänder endlich Frieden dem Kriege vorziehen und mich der Nothwendigkeit überheben, ihnen Böses zu erzeigen. Wie viel Unglück wäre verhütet, wie viel Gutes gestiftet worden, wenn die Bürger von

Anfang an dies bessere Theil erwählt hätten! Ich herrsche lieber über Willige als über Gezwungene, ich belohne lieber, als ich strafe; aber vergessen soll Niemand, daß ich eher durch Gehorsam, als durch Krieg zu besiegen bin. Im Vertrauen jedoch, die Stadt werde künftig auf dem rechten Wege beharren, soll sie nicht mehr meine Macht und Strenge, sondern nur meine Huld und Milde erfahren." Die Acht ward jetzt aufgehoben, und freundlich ergriff der Kaiser die Vornehmsten bei der Hand, küßte und tröstete sie. Da kehrte Freude in die Herzen der Mailänder zurück, denn die meisten verglichen die Gegenwart nur mit dem letzten schrecklichen Zustande.

Bald nachdem die Uebergabe der Stadt wirklich Statt gefunden hatte, entließ Friedrich den größten Theil seines Heeres, und nachdem ihm nach alter Sitte die lombardische Königskrone zu Monza aufgesetzt worden war, schrieb er einen großen italienischen Reichstag auf der Ebene von Roncaglia aus. Dieser Reichstag sollte die italienischen Verhältnisse ordnen; dazu waren auch städtische Consuln und Lehrer des römischen Rechtes berufen. Der Kaiser bestellte eine besondere Commission aus den vier berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit, Bulgarus, Martinus, Ugo und Jacobus, und aus 28 Deputirten von 14 italienischen Städten; sie sollten die Hoheitsrechte des Königs der Lombarden, was Friedrich jetzt unbestritten war, bestimmen. Die städtischen Deputirten mochten hoffen, daß die Privilegien der einzelnen Städte trotz der allgemeinen Bestimmungen respectirt werden würden, und so kam ein Staatsgesetz zu Stande. Friedrich betrachtete es als besondere Gnade, daß er diesem neuen Staatsgesetz hinzufügte: wer urkundlich irgend ein Recht, als ihm von den Vorfahren im Reiche zugestanden, besitze, solle dasselbe behalten, selbst wenn es dem neuen Staatsrechte entgegenlaufe. Die wichtigste Bestimmung war die, welche Friedrich die Ernennung der städtischen Obrigkeiten zusprach und so ihn nicht bloß zum Lehns-, sondern zum wahren Oberherrn der italienischen Städte machte.

Bald ward der Friede zwischen Mailand und dem Kaiser gebrochen. Der letztere hatte Gesandte nach Mailand geschickt, um den roncalischen Beschlüssen gemäß die städtischen Obrigkeiten ernennen und einsetzen zu lassen. Die Mailänder hatten gehofft, weil ihnen in der Capitulation das Wahlrecht der Consuln gelassen worden war und sie derselben zu Folge nur eine kaiserliche Bestätigung einzuholen hatten, dieses Wahlrecht werde ihnen, wenn sie sich auf jene Urkunde stützten, auch nach den roncalischen Beschlüssen bleiben. In dieser Hoffnung hatten wohl ihre Abgeordneten allein in diese Beschlüsse willigen können ohne Verrath an der Freiheit der Vaterstadt; jetzt aber, als die Gesandten des Kaisers die frühere Capitulation für vernichtet erklärten durch die späteren und bereits anerkannten Reichsschlüsse, erhob sich in Mailand ein Volksaufstand; man rottete sich zusammen, warf Steine in die Fenster der Häuser, wo die kaiserlichen Gesandten wohnten und wollte diese selbst ermorden, so daß es den Consuln nur mit Mühe gelang, sie unverletzt aus

der Stadt zu bringen. Friedrich, wüthend über das Benehmen der Mailänder, lud sie vor sich, sich zu rechtfertigen. Alles, was die Abgeordneten der Stadt vorbrachten, fand bei Friedrich kein Gehör und aufgebracht darüber, waren sie endlich unvorsichtig genug, auf die Frage, warum sie den geschworenen Frieden gebrochen hätten, zu antworten: „wir schworen zwar den Eid, doch schworen wir nicht, ihn zu halten". Diese unbedachte Aeußerung brachte natürlich alle, auch die ihnen geneigten deutschen Fürsten aufs Aeußerste gegen sie auf. Die Acht ward gegen sie ausgesprochen, neue Heere wurden aus Deutschland berufen, die anderen italienischen Städte, je nachdem sie zu der einen oder der anderen Partei gehörten, mit Milde gewonnen oder auf das härteste bedroht, Lodi und Como auf alle Weise befestigt. Der Achtspruch enthielt, daß die Güter der Mailänder geplündert, sie selbst zu Leibeigenen gemacht und die Stadt geschleift werden sollte.

Indessen erhielt das kaiserliche Heer von Deutschland nicht Zuzug genug, um Mailand selbst einschließen zu können. Friedrich wandte sich also zunächst gegen Crema. Diese Stadt, zum Theil durch Versumpfungen geschützt, war mit doppelten Mauern und tiefen Gräben umgeben und enthielt eine Einwohnerschaft, deren Muth sich Weniges in der Geschichte vergleichen läßt. Mit Spottliedern, die sie von den Mauern sangen, empfingen die Weiber der Cremaschen das heranziehende kaiserliche Heer. Bald aber trieben die Belagerer und Belagerten sich gegenseitig durch alle Grade menschlicher Grausamkeit bis zu einer wahrhaft bestialischen Wuth fort, in der sie auf alles menschliche Gefühl verzichtet zu haben schienen. Den deutschen Fürsten wurde endlich doch die Metzelei zu arg und in der Stadt waren so Viele gefallen, die Vorräthe waren so weit aufgezehrt, daß die Noth die Gesinnung der Einwohner einigermaßen milderte. Heinrich der Löwe, der Herzog von Sachsen, bot sich zum Mittelsmann und die Cremaschen ergaben sich dem Kaiser. Er schenkte ihnen das Leben und von ihren Gütern so viel Jeder zu tragen vermöge. Allmählich hatte sich bei ihm die Entrüstung gelegt und die Tapferkeit der Cremaschen hatte seine Achtung erzwungen. Die Stadt ward nach dem Abzuge der Einwohner geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. Im Triumphe zog Friedrich in Pavia ein.

Noch im Jahre 1159 war inzwischen Papst Hadrian IV. gestorben. Unter den Cardinälen herrschte eine getheilte Ansicht: die italienische Partei erwählte einen Sieneser, den Roland Bandinelli; die kaiserliche Partei den Cardinal Octavian. Jener nannte sich Alexander III., dieser Victor IV. Zur Schlichtung dieser Angelegenheit berief der Kaiser die Geistlichen seines Reiches nun ebenfalls nach Pavia, „denn wie nur ein Gott sei, so dürfe auch nur ein Kaiser und ein Papst sein", welche die oberste von Gott verliehene Gewalt in ihren beiden Zweigen, dem weltlichen und geistlichen, repräsentirten.

Obwohl der Kaiser sich noch nicht bestimmt weder für Alexander noch für Victor erklärt hatte, durfte doch der erstere schon der Männer

wegen, durch die er gewählt worden war, nicht auf Anerkennung von Seiten des Kaisers rechnen. Alexander erkannte also gar das Recht des Kaisers, ein Concilium zu berufen, nicht an; dies habe allein der Papst. Victor dagegen erkannte Friedrich für berechtigt und als Schutzherrn der Kirche an und ward dafür auf der Versammlung zu Pavia zum Papste ausgerufen.

Nach dieser großen Versammlung zu Pavia kehrten die Deutschen, deren Dienstzeit abgelaufen war, fast alle nach Hause zurück, und Friedrich mußte nun in den ihm ergebenen Städten abwarten, bis sich ein neues Heer aus Deutschland sammelte. Bis zum Frühlinge des Jahres 1161 fanden nur unbedeutendere Unternehmungen Statt. Um diese Zeit langten dann die deutschen Fürsten allmählich mit neuen Heerhaufen an. Mailand ward eng eingeschlossen, die ganze Umgegend verwüstet und alle Zufuhren abgeschnitten. Zu Anfange des Jahres 1162 fingen die Lebensmittel an zu mangeln. Viele, die Mittel zur Flucht fanden, flohen aus der Stadt; nur die Geistlichkeit, die Alexander anhing, zeigte sich im Widerstande durchaus beharrlich und hielt auch die übrigen Einwohner von feigen Entschlüssen ab. Endlich aber verschwand alle Einigkeit und von Neuem wurden Abgeordnete an Friedrich geschickt; diese erklärten dem Kaiser: Mailand wolle alle Befestigungen der Stadt zerstören und sie nicht ohne seine Erlaubniß herstellen, auf eigene Kosten eine kaiserliche Burg erbauen, allen Bündnissen entsagen, das Heer in die Stadt aufnehmen, 300 Geiseln auf drei Jahre stellen, die Ernennung obrigkeitlicher Personen dem Kaiser übertragen, sich der Hoheitsrechte begeben und eine große Summe Geldes zahlen. Die Mailänder glaubten, diese Nachgiebigkeit umfasse alles nur irgend zu Fordernde; ja, sie erschien ihnen, im Andenken an ihre frühere stolze Größe, schon übertrieben; und dennoch waren die Stimmen in dem kaiserlichen Rathe getheilt, ob man die Bedingungen annehmen oder verwerfen solle. Besonders der von den Mailändern hart beleidigte Kanzler Rainald von Köln erklärte: unbegrenzte Beleidigungen kaiserlicher Majestät würden nur durch eine unbedingte Unterwerfung hinreichend gebüßt. Nach dieser vollen Genugthuung müßte es der Macht und Großmuth des Kaisers überlassen bleiben, ob er Rache oder Gnade über die Verbrecher ergehen lassen wollte. Friedrich hielt das letzte Verfahren seiner Würde angemessener, und so groß war die Bedrängniß in Mailand, daß man, nach manchen fruchtlosen Klagen, die Hoffnung auf jene Gnade dem sonst unabwendbaren Untergange vorzog. Am 1. März 1162 kamen die Bürgermeister Mailands und mehrere Edle im kaiserlichen Lager an, warfen sich vor der Versammlung der Fürsten nieder, beschwuren ohne Bedingung und Rückhalt die eigene Unterwerfung und versprachen, von allen Bewohnern eine gleiche Eidesleistung zu bewirken. Drei Tage später erschienen mehr als 300 auserwählte Männer, übergaben niedergebeugt die Schlüssel aller Thore und Burgen, 36 Hauptfahnen der Stadt und schwuren gleich den ersten. Am 6. März nahte endlich das ganze Volk, in hundert Schaaren abgetheilt, mit Stricken um den Hals,

Asche auf dem Haupte und Kreuzen in den Händen. Man erblickte einen Wagen von starkem Bau und dicht mit Eisen beschlagen, in dessen Mitte sich ein hoher Mastbaum erhob, durch Metall, Ringe, Bänder und Stricke aufs geschickteste befestigt. Den Gipfel schmückte das Zeichen des Kreuzes und der Segen austheilende heilige Ambrosius. Dies war das Carrocio, das erste Feldzeichen Mailands. Der Kaiser saß während dessen bei Tische und ließ die Mailänder, das Fest ihrenthalben keineswegs unterbrechend, im ärgsten Regen warten. Endlich erschien er auf erhöhtem Throne in der Mitte seiner Großen. Still ging nun der lange Zug vor dem Kaiser vorbei. Jetzt stand das Carrocio ihm gegenüber; da ließen dessen Führer die Stricke nach, der ungeheure Baum senkte sich, gleichsam dahinsterbend, zu Boden und als man den Wagen nicht, wie des Fürsten Wink befohlen, durch die zu engen Thore hindurch bringen konnte, wurde der feste Bau durch überlegene Gewalt in Stücke zertrümmert. Friedrich selbst begab sich nach Pavia, damit hier über das letzte Schicksal Mailands auf einer Versammlung entschieden werde, welcher fast alle Großen, die meisten Bischöfe und die Bürgermeister vieler lombardischen Städte beiwohnten. Die Abstimmung der letzteren war die härteste. „Den Becher der Trübsal," so sprachen sie, „welchen Mailand für Andere bereitet hat, mag man ihnen wieder bereiten. Sie haben Como und Lodi, sie haben kaiserliche Städte zerstört, mithin muß Mailand wieder zerstört werden." Diesen Spruch hatten auch die Besorglichsten nicht vorausgesehen; Wuth oder Wehmuth, Trotz oder Flehen konnten ihn nun nicht mehr hintertreiben; und so eilten die Meisten dahin, wo sie Verwandte, Freunde, Bekannte hatten oder zu finden hofften; aber Viele, selbst dieser geringen Hoffnung beraubt, blieben hülflos zurück und vertheilten und versteckten sich in Hütten, Klöstern und Kirchen. Zum zweiten Male erschien jetzt der Kaiser am 26. März mit Heeresmacht und zog nicht durch ein Thor, sondern über die, an einer Stelle niedergerissenen Mauern siegprangend in die Stadt. Sie ward (sagen einige, meist lombardische Quellen) völlig zerstört, über den wüsten Boden der Pflug gezogen und zum Zeichen ewiger Zerstörung Salz darüber gestreut. Untersuchungen Anderer beweisen hingegen, daß weder alle Mauern und Befestigungen, noch alle Kirchen, Klöster und Häuser zu Grunde gingen, wohl deßhalb, weil das Uebermaß der Arbeit selbst den Leidenschaftlichsten ermüdet und die Gewalt des Feuers auch die heiligen Gebäude (deren Zerstörung Viele scheuten) mit ergriffen hätte*).

Seinen Triumph feierte Friedrich wieder in Pavia, der Lieblingsstadt deutscher Könige. Hierher kamen die Gesandten von Brescia und Piacenza, um sich und ihre Städte seinen Befehlen zu unterwerfen; Mailands Fall hatte alle Gemüther muthlos gemacht. Auch die Städte der Romagna, welche zu Mailand gehalten hatten, unterwarfen sich,

*) Eine ausführliche Schilderung der Einnahme Mailands s. in H. Luden's „Teutsche Geschichte". Bd. XI. S. 63 ff.

Imola, Faenza, Bologna. Die roncalischen Beschlüsse wurden überall durchgeführt; überall setzte der Kaiser die Consuln ein, überall nahm er die Regalien in Anspruch.

Um dem Papste Victor allgemeine Anerkennung zu verschaffen, hatte Friedrich eine zweite Kirchenversammlung zu Lodi gehalten; allein auch diese hatte den gewünschten Erfolg keineswegs; Frankreich und England erklärten sich für Alexander und diese Erklärung ward auf einer dritten, auch von Friedrich mit Gesandten beschickten Kirchenversammlung zu Toulouse bestätigt. Mit diesem Rückhalt, den ihm Frankreich und England gewährten, versuchte Alexander alles Mögliche, um die Lombardei von Neuem gegen den Kaiser aufzuwiegeln, und es gelang ihm dies sehr leicht, da das Benehmen der Deutschen seinen Absichten in jeder Weise zu Hülfe kam.

Die Bürgerschaften der Lombardei, durch den Verlust ihrer Regalien des größten Theiles ihrer Gemeindeeinkünfte beraubt, wurden durch die Podestaten zugleich auf das härteste mit Abgaben bedrückt. Die Abgaben wurden noch durch zugefügten Hohn und durch Gewaltthaten erschwert. Der Uebermuth, mit welchem früher die Städteeinwohner den deutschen Rittern und dem freien italienischen Adel entgegengetreten waren, ward nun von den Gewaltsboten, welche den beleidigten Ständen angehörten, hundertfältig vergolten.

Dritter Zug nach Italien. Im Jahre 1163 kehrte Friedrich nach Italien, das er auf kurze Zeit verlassen hatte, ohne Heer zurück. Von seiner Rückkehr hoffte man Abstellung aller Beschwerden; aber wenn er auch Ungerechtigkeiten steuerte, sich hie und da gnädig bewies und gut zu machen suchte, war doch der Hochmuth der Deutschen und die Demüthigkeit, welche Friedrich und die deutschen Fürsten in ihrer Gegenwart von den Italienern verlangten, diesen unerträglicher als die Ungerechtigkeit selbst.

Im Frühjahre 1164 starb der vom Kaiser anerkannte Papst Victor. Friedrich hoffte dadurch eine Gelegenheit erhalten zu haben, das Schisma zu beendigen; allein ehe noch seine Weisung, keine neue Wahl vorzunehmen, den Cardinälen zukam, hatten diese und Erzbischof Rainald von Köln schon Guido von Crema erwählt und der Letztere unter dem Namen Paschalis III. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Die unregelmäßige Wahl entschied vollends alle Lombarden, wenn auch nur insgeheim, Alexander III. für den rechtmäßigen Papst zu halten und sich immer mehr von Friedrich zu entfernen.

Vierter Zug nach Italien. Friedrich war im Jahre 1164 wieder nach Deutschland zurückgegangen, um ein Heer zu sammeln und in Deutschland Ordnung zu schaffen. Während Friedrich's Anwesenheit in Deutschland schiffte Papst Alexander von Montpellier zu König Wilhelm nach Messina und wurde von den Normannen nach Rom geleitet, wo er 1165 wieder einzog und von allem Volke anerkannt ward.

Als Friedrich 1166 an einen neuen Zug nach Italien dachte, sandte er die Erzbischöfe von Mainz und Köln voraus und folgte dann selbst

mit zahlreichem Heere. Friedrich hoffte durch Freundlichkeit Alles wieder gewinnen zu können. Die Erzbischöfe von Köln und Mainz zogen über Lucca, der Kaiser selbst über Bologna und Ancona im Frühjahre 1167 gegen Rom, um Alexander zu vertreiben und Paschal nach Rom zurückzuführen. Die Lombarden, als sie Friedrich nach dem mittleren Italien ziehen sahen, ohne vorher ihre Beschwerden vollständig gehört, ihren Leiden Abhülfe verschafft zu haben, waren auf das Aeußerste erbittert. Sie in Gehorsam zu halten, hob der kaiserliche Statthalter in der Lombardei, der Graf von Diez, Geißeln aus, brachte aber dadurch vollends Alle zu kühnen Entschlüssen und Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und Ferrara schlossen ein Bündniß, wie schon vorher von den Städten der veronesischen Mark geschlossen war, nur kecker gegen den Kaiser gerichtet, sie wollten lieber Alle zu Grunde gehen, als länger ein so schmachvolles Leben führen. Noch hatten sie zum Schein die Clausel beibehalten, ihre Verbindung sollte Statt finden, unbeschadet der dem Kaiser schuldigen Treue. Der erste Schritt, den die Verbündeten thaten, war die Zurückführung der vertriebenen Mailänder und der Wiederaufbau ihrer Stadt.

Friedrich hatte indessen lange Zeit mit der Belagerung von Ancona verloren. Der Erzbischof von Mainz war in der Gegend von Rom angekommen und hatte mit wenig mehr als 1000 Deutschen ein großes Heer der Römer in die Flucht geschlagen. Die Einwohner der kleineren Nachbarstädte Roms, Tivoli, Alba, Tusculum, schlossen sich den Deutschen an; Alexander war in der höchsten Bedrängniß. Die leoninische Stadt fiel, als der Kaiser mit seinem Heere bei Rom ankam, in die Hände der Deutschen. Paschal hielt seinen feierlichen Einzug und krönte am 1. August 1167 Friedrich und seine Gemahlin. Alexander ward auf das Colosseum und die Umgegend beschränkt. Die Römer schwuren dem Kaiser und Papst Paschalis den Eid der Treue. Aber eben als der Kaiser am entschiedensten über seine Gegner gesiegt zu haben und nichts widerstehen zu können schien, traf ihn und die Deutschen ein unermeßliches Unglück. Ein Augustregen hatte ein ansteckendes Fieber im Heere erzeugt. Es wurde zur Pest und raffte Tausende im Lager der Deutschen hin. In acht Tagen war das Heer so weit geschmolzen, daß man nur noch an schleunigen Rückzug denken konnte. Paschal, mit einer deutschen Besatzung, blieb in Rom; der Kaiser zog nach Lucca, bis dahin verlor er noch 2000 Mann. Nur mit Hülfe des Markgrafen Malaspina gelang es ihm, durch wenig gangbare Wege mit den Seinigen nach Pavia zu entkommen; denn die Lombarden, sowie sie von seinem Unglück hörten, hatten alle Pässe, durch welche die Heerstraße führte, besetzt. Ueber dieses Betragen war Friedrich so erbittert, daß er am 1. September 1167 alle lombardischen Städte, mit Ausnahme von Pavia, das ihn aufgenommen hatte, von Lodi, das nur der Gewalt nachgegeben, und von Cremona, das sich früher treu gezeigt hatte, ächtete. Dieser Schritt hatte zur Folge die Verbindung der Städtebünde in der Lombardei und in der veronesischen Mark. Am

1. December 1167 schlossen beide Bünde den großen lombardischen Bund, dem auch Piacenza, Parma, Modena und Bologna beitraten. Friedrich suchte Anfangs von Pavia aus gegen den Bund die Fehde zu führen, allein gegen das Frühjahr 1168 sah er ein, daß er so nichts ausrichte, daß er ein neues Heer aus Deutschland herbeiführen müsse. Ringsum eingeschlossen, gelang es ihm nur mit Mühe, zu entkommen. Die Lombarden setzten ihm nach, da ließ er einige ihrer Geißeln, die er mit sich führte, am Wege aufhängen und die Lombarden bedeuten, er würde alle Geißeln hängen lassen, wenn sie ihn weiter verfolgten. In Susa sollte er von den Einwohnern in der Nacht ermordet werden. Einer seiner Ritter vertrat im Bett des Kaisers Stelle, während dieser noch mit fünf Begleitern nach den Alpen entfloh. Friedrich blieb nun mehrere Jahre in Deutschland. Während des Kaisers Abwesenheit starb Papst Paschalis 1168; aber auch diesmal wählten die Cardinäle der kaiserlichen Partei so schnell in dem Abt Johannes von Struma einen Nachfolger, daß Friedrich von jenem Ereigniß keinen Gebrauch zu einer Versöhnung mit Alexander machen konnte. Johannes führte als Papst den Namen Calixtus III. Zu dem lombardischen Bunde traten allmählich auch die Städte Piemonts und Montferrats nebst den noch übrigen lombardischen und vereint wurde von den Lombarden eine neue feste Stadt, die zu Ehren Alexander's III. Alessandria genannt ward, angelegt.

Fünfter Zug nach Italien. Im Jahre 1174 zog Friedrich zum vierten Male mit einem großen Heere (sein dritter Zug war ohne Heer gewesen) über die Alpen nach Italien. Zuerst wandte er sich gegen Susa und brannte die Stadt, die ihm Verderben bereitet hatte, nieder; dann zog er vor Alessandria, um diese ihm zum Trotz angelegte Stadt zu zerstören. Allein es war zu spät im Jahre. Alessandria liegt in einer niedrigen, sumpfigen Gegend, die Herbstregen vermehrten das Ungemach und die Einwohner der Stadt, unter einem Gewaltsboten (Podestá), den sie sich selbst zum Fürsten gesetzt, vertheidigten sich mit der größten Entschlossenheit. Die übrigen lombardischen Städte brachten endlich, als in Alessandria die Hungersnoth schon begann, ein Heer zum Entsatz auf. Friedrich war froh, einen ehrenwerthen Grund bekommen zu haben, die Belagerung von Alessandria aufzuheben. Als beide Heere einander gegenüberlagen, fing man endlich wieder Unterhandlungen an. Zu gleicher Zeit begann Friedrich Unterhandlungen mit Alexander in Pavia. Bei diesen Verhandlungen verlangte aber jeder Theil mehr als je, denn die Lombarden suchten fast völlige Unabhängigkeit, Friedrich blieb im Ganzen bei den roncalischen Schlüssen stehen. Der Papst stellte, zum Mißvergnügen beider Theile, natürlich die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse als das Wichtigste in den Vordergrund. Die Unterhandlungen hatten also kein Resultat, und dem Kaiser schwand durch den Bruch mit Heinrich dem Löwen die mächtigste Stütze, auf die er gerechnet hatte. Friedrich's Pläne und Schritte zur Vergrößerung seiner Familie in Deutschland hatten Heinrich den Löwen

besorgt gemacht und erbittert. Ein Zusammentreffen mit Heinrich zu Chiavenna brachte ihn und Friedrich zu offener Feindschaft, denn Heinrich verlangte als Preis seiner Hülfe die Stadt Goslar, die Friedrich, ohne dem Reiche zu viel zu vergeben, nicht abtreten konnte. Bittend soll Friedrich sich Heinrich zu Füßen geworfen haben, um ihn zum Beistand in Italien zu bewegen. Als die entschiedensten Feinde trennten sich die beiden Fürsten von einander.

Im Frühjahre 1176 zogen dem Kaiser die rheinischen und niederländischen Fürsten und Herren und einige andere mit ihren Heerhaufen zu; mit dieser geringen Macht wollte Friedrich noch einen entscheidenden Schlag wagen. Die Lombarden eilten den Kaiser anzugreifen, ehe dieser alle seine Leute an sich gezogen hätte. Ein Vorpostengefecht vergrößerte sich durch den Beistand, den beide Theile den Ihrigen schickten, zu einer Schlacht bei Legnano, ohne daß man diese beabsichtigt hatte. Die Lombarden schienen schon zu unterliegen und waren in die Flucht geschlagen, als zwei mailändische Schaaren, die sich dem Tode geweiht hatten, im Fall die Deutschen siegen sollten, die Schlacht herstellten; die Brescianer brachen aus einem Hinterhalt, das Gerücht verbreitete sich, der Kaiser sei erschlagen; die Deutschen wandten sich endlich zur Flucht und ihr ganzes Heer ward zerstreut. Das Lager, in ihm des Kaisers Schild und Fahne, ward eine Beute der Lombarden. Der Kaiser selbst kam erst nach mehreren Tagen in Pavia wieder zum Vorschein, wo seine Gemahlin schon Wittwenkleider angelegt hatte. Nach dieser Niederlage bei Legnano (29. Mai 1176) konnte sich der Kaiser nicht mehr über seine Lage täuschen, er knüpfte also von Neuem Unterhandlungen und zwar zuerst mit dem Papste an.

Der Papst, als er sah, daß es Friedrich's Ernst sei, ging diesmal aufrichtig auf die gemachten Anträge ein. Er wollte nicht, daß die Lombarden und König Wilhelm von Sicilien in Italien übermächtig werden sollten; er bedurfte im Nothfall des Kaisers gegen sie. Um die Verhandlungen zu erleichtern, kam er nach Ferrara. Bald vereinigte man sich über den Ort, wo die Unterhandlungen gepflogen werden sollten; Venedig ward dazu bestimmt. Am 24. Juni 1177 kam Friedrich in Venedig an. Der Doge und der Patriarch, alle Edlen Venedigs und unzähliges Volk waren ihm entgegen gefahren; als er aus dem Schiffe stieg und in die nahe Marcuskirche zog, empfing ihn der Papst vor der Vorhalle. Friedrich warf sich ihm zu Füßen, weinend erhob und küßte ihn Alexander. Unglück hatte den Kaiser, der in seiner Jugend ein wilder, trotziger Rittersmann gewesen war, gebildet, gemildert, vielfach zur Besinnung gebracht. Auch Alexander war persönlich milder geworden, ohne von dem Gedanken seiner Würde das Mindeste aufzugeben. Am 1. August 1177 ward endlich der Friede, der das so lang zerrissene Italien wenigstens auf einige Zeit beruhigen sollte, definitiv ausgesprochen. Der Kaiser machte sich anheischig, Alexander ganz in der Weise, wie dessen Vorgänger, anzuerkennen. Calixtus sollte seiner Stellung als Papst entsagen und durch eine Abtei schadlos gehalten

werden, seine Cardinäle sollten ihre Stellen verlieren und wieder das werden, was sie vor ihrer Erhebung waren. Mit den Lombarden wurde ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen und von beiden Seiten der Status quo unangetastet anerkannt. Ein ähnlicher Waffenstillstand ward auf 15 Jahre mit dem Königreiche Sicilien geschlossen. Friedrich blieb noch bis zum September in Venedig, dann zog er durch Toscana nach Genua, endlich im Jahre 1178 über die Alpen nach seinem burgundischen Reiche.

Heinrich der Löwe hatte in der Hoffnung, daß Friedrich dauernd in Italien beschäftigt bliebe, den baierischen und sächsischen Bischöfen viele Lehen entzogen und gedachte sie wieder ganz unter die herzogliche Gewalt zu bringen. Um über die Klagen der Beeinträchtigten zu entscheiden, lud der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland den Herzog nach Worms. Da er ausblieb, so wurde er mit der Acht bedroht und ein zweiter Tag nach Magdeburg angesetzt. Auch diesen versäumte Heinrich und eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Haldensleben blieb ohne Folge, da der Kaiser Ersatz für den verweigerten Reichsdienst forderte, worauf der Herzog nicht einging. Auch auf eine dritte Vorladung, nach Goslar, erschien er nicht, weil er wußte, daß seine Gegner die Mehrheit auf demselben bilden würden. Nun legte der Kaiser den versammelten Fürsten die Frage vor: „was das Recht gegen den festsetze, der, in gehöriger Form dreimal geladen, zu erscheinen verweigere und das Gericht verachte?" Das Urtheil fiel dahin aus: „Er sei geächtet, aller Lehen verlustig und seine Würde Anderen zu ertheilen." Gegen diesen Spruch beschwerte sich der Herzog und ließ von einigen ihm günstig Gesinnten anführen, er sei aus Schwaben gebürtig und könne nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden. Hierauf ward aber entgegnet: dieser Grundsatz widerspreche der Einheit des Reiches, den Grundbegriffen von kaiserlicher Macht, dem Herkommen und dem Rechte.

Die Einrede Heinrich's mußte um so mehr als bloße Ausflucht erscheinen, da er auch einen vierten Reichstag, zu Ulm in Schwaben, nicht besuchte. Dessen ungeachtet gestattete ihm der Kaiser noch einen Ausweg, nämlich, sich durch Stellvertreter zu rechtfertigen. Als er aber auch den fünften Reichstag zu Würzburg vergebens warten ließ, beschloß das Fürstengericht die Vollziehung der Acht. Jede Acht zog den Verlust aller Reichslehen nach sich. Die richtige Ansicht, daß Niemand zwei Herzogthümer besitzen solle, ließ Friedrich am Anfange seiner Regierung aus Freundschaft für Heinrich den Löwen ganz fallen. Jetzt kehrte er, durch schwere Erfahrungen belehrt, nicht bloß zu jener ersten Ansicht zurück, sondern war auch überzeugt, daß schon der Besitz eines übergroßen Herzogthumes der Reichsordnung leicht nachtheilig werde. Daher zerlegte er, damit die Wiederkehr ähnlicher Uebel verhütet werde, die Landschaften nach Maßgabe der Verdienste und Ansprüche in kleinere Theile. Was von Heinrich's Besitzungen in dem Erzbisthume Köln und dem Bisthume Paderborn lag, erhielt Erzbischof Philipp mit allen

herzoglichen Rechten; der Rest des so verkleinerten Herzogthums Sachsen wurde dem Grafen Bernhard von Anhalt (dem Sohne des Markgrafen Albrecht) gegeben. Auf ähnliche Weise verfuhr man in Baiern. Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser viele Jahre sehr treu gedient hatte, erhielt das Herzogthum, jedoch nicht in dem bisherigen Umfange, denn Einiges gewannen die Bischöfe und Städte, Anderes kam an die Grafen von Andechs, welche sich Herzöge von Meran nannten.

Aber freilich blieb das schwerste noch übrig: die Vollziehung des Spruches. Denn kaum hatte Heinrich von demselben Kunde erhalten, als er mit dem größten Nachdrucke den Krieg begann, Goslar, die kaiserliche Stadt, umlagerte, das zuchtlos nahende Heer des Erzbischofs von Köln schlug und Halberstadt im Sturm nahm.

Der Kaiser, welcher bis jetzt im Süden des Reiches, besonders mit Anordnung der baierischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen war, brach endlich im Sommer 1181 mit zahlreicher Mannschaft nach Sachsen auf. Der Plan Heinrich's, sich in dem stark befestigten Stade hartnäckig zu vertheidigen, verlor seine Bedeutung, als der Kaiser gegen Lüneburg zog, wo sich die Herzogin nebst ihren Söhnen bisher behauptet hatte. In Gefahr, auch diesen letzten Rest seiner Erblande zu verlieren, erschien Heinrich auf dem Reichstage in Erfurt, warf sich vor dem Kaiser, den er in Chiavenna zu seinen Füßen gesehen hatte, demüthig nieder, umfaßte dessen Knie und erflehte seine Gnade. Solch ein Wechsel des Schicksals ergriff Friedrich's Gemüth aufs tiefste, Thränen entstürzten seinen Augen und er rief aus: „dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks!" Einige erwarteten, mehrere fürchteten, daß der Erniedrigte schnell wieder zu den alten Ehren erhoben werde, allein bei aller Theilnahme an dessen Schicksale durfte der Kaiser einer augenblicklichen Empfindung nicht die umfassenderen Entwürfe für die Wohlfahrt und Einigkeit des Reiches aufopfern. Deßhalb ging der Spruch dahin: das väterliche Erbe, Braunschweig und Lüneburg (obgleich es nach Reichs- und Kriegsrecht auch verwirkt sei) solle dem Herzoge verbleiben; hingegen müsse er, um der sichern Erhaltung von Ordnung und Ruhe willen, 7 Jahre lang das Reich meiden. Auf Bitten des Papstes, der Könige von Frankreich und England und des Grafen von Flandern setzte der Kaiser diese Verbannungsfrist auf 3 Jahre herab, mußte aber den hierüber besorgten Fürsten und Prälaten nunmehr eidlich versprechen, seine Milde ohne ihre Beistimmung nicht weiter auszudehnen. Im Frühlinge 1182 wanderte der einst Königen gleichstehende Heinrich der Löwe mit Frau und Kindern hülflos aus. Bei dem Vater seiner milden und frommen Gemahlin Mathilde, bei dem Könige von England, fand er mit den Seinen eine ehrenvolle Aufnahme.

Nach Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes mit den Lombarden ward auf einem großen Reichstage zu Constanz am 25. Juni 1183 der definitive Friede abgeschlossen. Er setzte fest: „Alles Vergangene wird gegenseitig vergeben und vergessen. Den Städten bleiben

diejenigen Rechte und Einnahmen, welche sie von Alters her besitzen. Wo der Bischof bisher den Consul einsetzte oder bestätigte, bleibt es auch künftig bei dieser Einrichtung; in jeder andern Stadt übt der Kaiser dieses Recht selbst oder durch Bevollmächtigte aus. Die Belehnungen geschehen unentgeltlich und der Lehnseid wird von den Bürgermeistern und Lehnsmannen, der Bürgereid von allen Einwohnern, welche zwischen 17 und 70 Jahre alt sind, geleistet und nach zehn Jahren erneuert. Die Lombarden dürfen ungehindert Bündnisse schließen und ihre Städte befestigen, aber sie schwören, die jetzt festgesetzten kaiserlichen Besitzungen und Rechte überall zu schützen und zu erhalten."

Nach so vielen Reichsfeldzügen und Reichstagen beschloß der Kaiser, nunmehr ein Reichsfest zu geben, wie es Deutschland seit Menschengedenken nicht gesehen hatte. Seiner Aufforderung gemäß versammelten sich zu Pfingsten 1184 in Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Nicht minder erschienen, höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf, Fremde aus Slavien, Illyrien, Frankreich, England, Italien, ja selbst aus Spanien; es wurden endlich alle Gesandte, welche damals am Hofe Friedrich's zusammentrafen, hierher geführt, um der Wehrhaftmachung (Schwertleite) seiner beiden ältesten Söhne beizuwohnen. Man zählte an 40,000 Ritter; unzählbar dagegen war das in Schaaren herbeigeströmte Volk. Weil die Stadt, wie man vorausgesehen hatte, eine solche Menge nicht fassen konnte, ward auf einer anmuthigen großen Ebene am schönen Rheine für den Kaiser schnell ein Lustschloß und daneben eine zierliche Capelle erbaut; rings umher standen zunächst die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Zierde wetteifernd; dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten weit verbreitet die Zelte der Niederen, binnen wenigen Tagen schien eine Stadt hervorgezaubert, bunter, lebendiger, als man je eine gesehen. Alle Edlen, ja alles Volk ward auf Kosten des freigebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirthet, und Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als Truchseße, Kämmerer, Marschälle und Mundschenken. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die Pracht der Kleidungen, der Schmuck der Pferde, die Mannichfaltigkeit der Spiele und Gesänge, der Ueberfluß an Lebensmitteln und Wein, alles vereinte sich, von leiblichen Genüssen aufwärts bis zu den geistigsten Anregungen, um Lust, Freude und Bewunderung zu erzeugen. Am Pfingstmontage zeigten König Heinrich und Herzog Friedrich ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Uebungen und wurden dann unter Beobachtung jeder Feierlichkeit zu Rittern geschlagen. Zufriedener hatten Fürsten und Volk nie einen Reichstag verlassen, Kindern und Kindeskindern erzählte man von den unvergleichlichen Festen in Mainz, und selbst bis auf unsere Zeiten sind Lieder gekommen, welche diese Zaubertage verherrlichen. Heinrich von Veldeke hat diese Tage selbst mitgefeiert und sie in seiner „Eneide" besungen; Guiot de Provins wußte, nach Frankreich zurückgekehrt, was er gesehen hatte, nur mit den Hoftagen des fabelhaften Königs Artus

zu vergleichen. „Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie eins gefeiert hat.“

Kaiser Friedrich aber hoffte noch Größeres zu erleben, und wenn er über die Herrlichkeit des Augenblicks und sein eigenes Leben hinaussah, so ging ihm eine glänzende Zukunft auf in den fünf Söhnen, die ihn umstanden: die sicherste Bürgschaft für die Größe des Reiches und den Ruhm des staufischen Hauses schien ihm in ihnen gegeben zu sein. Zu den höchsten Erwartungen berechtigte vor allen der erstgeborene Heinrich. Schon vor 15 Jahren war er zum Könige gewählt und gekrönt worden; neue Kronen gedachte ihm jetzt der Vater aufs Haupt zu setzen, als er sich unter dem frischen Eindrucke des mainzer Reichsfestes wieder dem Süden zuwandte. Freudiger und hoffnungsvoller als je seit seinem ersten Römerzuge sah man den Kaiser im August zum sechsten Male über die Alpen nach Italien hinunter ziehen, nicht wie sonst an der Spitze zahlreicher deutscher Heereshaufen, sondern mit wenigem auserlesenem Gefolge, wie es die Geschäfte des Friedens erheischten. Diesmal thaten sich die Thore der lombardischen Städte von selber auf, und als er im nächsten Frühjahre nach Mailand kam, glich sein Weg einem Triumphzuge.

Im Königreiche beider Sicilien saß jetzt der letzte männliche Sprosse in König Wilhelm II. auf dem Throne. Ihn hatte schon vor der Schlacht von Legnano Friedrich mit seinem Hause zu verbinden gewünscht und mit ihm über eine Vermählung mit seiner Tochter unterhandelt. Die Wachsamkeit und der mächtige Einfluß Papst Alexander's III. vereitelte damals den für die Kirche gefährlichen Plan. Wilhelm heirathete Johanna, die Tochter Heinrich's II. von England. Aber kein Kindersegen erblühte ihm aus dieser Ehe. Starb er, so fielen die schönen süditalischen Lande seiner Muhme Constantia, König Roger's nachgelassener Tochter, als der einzigen rechtmäßigen Erbin zu. Das weckte die alten Pläne in Friedrich's Brust. Und diesmal war er glücklicher. Zwar hätte das Mißverhältniß des Alters als ein Hinderniß erscheinen können. Des Kaisers Aeltester war fast um eilf Jahre jünger als Constantia. Aber Heinrich hatte frühe gelernt, seine Wünsche und Neigungen den Zwecken der Politik unterzuordnen. Er wußte die Entwürfe des Vaters in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen. Die 30jährige Braut ward von den fürstlichen Abgesandten König Heinrich's und einem zahlreichen Gefolge von Rittern in Rieti eingeholt, dann vom Kaiser selbst empfangen und dem verhängnißvollen Tage zugeführt, der auf lange Jahre die Geschichte Deutschlands und Italiens bestimmen und für die Größe und das tragische Geschick des staufischen Hauses entscheidend werden sollte; 23 Jahre waren verflossen, seitdem die stolze Lombardenstadt unter dem Zorne Friedrich's in den Staub gesunken war, als gegen das Ende des Jahres 1185 der Kaiser mit der Braut seines Sohnes seinen Einzug in Mailand hielt. Denn hier sollte die Hochzeit gefeiert werden; das hatten sich die Bürger als besondere Gunst und Beweis des wieder hergestellten Friedens und Ver-

trauens vom Kaiser erbeten. Und als nun am 27. Januar das Brautpaar in der zur Hochzeitsfeier neu ausgeschmückten Kirche des heiligen Ambrosius vermählt und gekrönt ward, da fehlte nichts, was die Majestät des kaiserlichen Namens, der Glanz des Ritterthums und der Reichthum und Bürgerstolz der lombardischen Städte zur Verherrlichung des Festes bieten konnten. Wie Heinrich und Constantia, so sollten nach des Kaisers Sinn auch Deutschland und Italien unauflöslich mit einander verbunden sein. Alle Feindschaft, so verkündete er, soll vergessen, früheres Unrecht den Italienern verziehen sein und unter dem Schirm der kaiserlichen Huld Friede und Eintracht walten durch das ganze Reich.

Den Kreuzzug und Tod Friedrich's I. s. S. 329 f.

80. Heinrich VI.

(Nach Otto Abel, König Philipp der Hohenstaufe, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Durch den unerwarteten Tod Friedrich's I. lud das Schicksal plötzlich eine schwere Last auf die jungen Schultern König Heinrich's. Der aber fühlte die Kraft und den Beruf in sich, auf der festen Grundlage von seines Vaters Macht und Ruhm einen Bau aufzuführen, der den stolzen Namen des römischen Reiches zur Wahrheit machen sollte. Er wie kein anderer griff das Uebel unserer Zersplitterung in der Wurzel an. Wenn irgend Jemand, so hat er Anspruch darauf, nicht allein nach dem, was er vollbracht, beurtheilt zu werden, sondern nach dem, was er gewollt hat und nur durch einen frühzeitigen Tod durchzuführen verhindert worden ist.

In einem schmächtigen, zartgebauten Körper von nur mittlerer Größe wohnte bei Heinrich ein gewaltiger Geist. Sein klarer, durchdringender Verstand spiegelte sich auf der hochgewölbten Stirn. Das hagere, farblose, allezeit ernste Gesicht verrieth die von immer neuen Sorgen und Entwürfen bewegte Seele. In seinen jüngeren Tagen hatte er wohl mit eingestimmt in die Klänge des neu erwachten Minnegesanges: in zarten Liedern, die sich dem schönsten anreihen, was unsere mittelalterliche Lyrik geschaffen hat, preis't er die Geliebte, die er weniger missen möchte, als seine Krone. Aber früh genug entwand er sein Herz den Banden der Minne, er sann hinfort auf ein Gedicht von höherem Schwung, auf die Schöpfung eines Weltreiches. Neben der Kunst war die Jagd mit Falken fast die einzige Erholung, die er sich gönnte. Sonst vergaß er in seiner rastlosen Thätigkeit Speise und Trank. Gleichgültig gegen alle Vergnügungen der Sinne, beherrschte ihn nur eine einzige Lust und Leidenschaft, die zu herrschen. Sie bestimmte sein ganzes Thun, seine guten wie seine bösen Eigenschaften. Was ihm an Kriegserfahrung und persönlichem Heldenthum abging, das ersetzte er durch gewandte und umsichtige Führung der Geschäfte und durch den raschen und sicheren Blick seines Verstandes, dem die Gabe natürlicher Beredt-

samkeit und eine für seine Zeit ungewöhnlich feine und gelehrte Bildung zu Hülfe kam. Unverrückten Auges auf sein Ziel blickend, war er oft wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel. Unnöthige Großmuth verschmähte er, Milde und Erbarmen war seinem Sinne fremd, wenn es galt, den gefährlichen Gegner zu strafen und zu schrecken. Verrath und Empörung gegenüber wurde die Strafe zur Rache und vor keiner Grausamkeit bebte er dann zurück. Hart, ja gewaltig gegen die Fürsten und Lehnsherren, war er beliebt bei Volk und Ritterschaft: es freute sich der Unterdrückte seiner strengen Gerechtigkeitspflege, der Niedrige seiner Leutseligkeit, der Arme seiner reichen Gaben, alle aber des steigenden Ansehens, das er dem Reiche im In- und Auslande zu verschaffen und zu sichern wußte. Das war der Mann, der kaum 25 Jahre alt, die Zügel ergriff, um die Völker und Länder von der Ostsee bis zum Aetna zu lenken.

Aber noch durfte er dieses Reich nicht sein nennen. In Palermo hatte man des Eides vergessen, der das Volk an Heinrich band, und zwei Monate nach König Wilhelm's Tode den Tankred*), einen natürlichen Sohn von Constantia's früh verstorbenem Bruder Roger, auf den normannischen Königsthron gesetzt. Heinrich's Versuch, sich in den Besitz des Reiches zu setzen, schlug fehl. Der Marschall Testa, den er im Frühjahre 1190 nach Apulien sandte, mußte nach dreimonatlichem Kampfe mit Verlust wieder abziehen. Mit dem Anfang des nächsten Jahres erschien Heinrich selbst in Italien. Die eben erlangte Kaiserkrone auf dem Haupte überschreitet er im April die apulische Grenze. Rocca d'Arce, die von den Italienern für uneinnehmbar gehaltene Felsenburg, wird mit stürmender Hand erobert und nun öffnet eine Stadt nach der andern freiwillig ihre Thore. Am 25. Mai steht der Kaiser bereits vor dem festen Neapel. Hier aber schwand sein anfängliches Glück. Die heiße Sommerzeit erzeugte pestartige Krankheiten im deutschen Lager, ein fürchterliches Sterben begann, Heinrich selbst war dem

*) Tancred, Graf v. Hauteville.
- Robert Guiscard, Herzog von Apulien, † 1085.
  - Roger, † 1111.
    - Wilhelm, † 1127.
- Roger I., Graf von Sicilien, † 1101.
  - 1) Roger II., Graf v. Sicilien 1101, Herzog v. Apulien 1127, König beider Sicilen 1130—1154.
    - Roger.
      - 4) Tankred, nat. Sohn, reg. 1189—1194.
        - 5) Wilhelm III., gefangen 1194.
    - 2) Wilhelm I. (der Böse), † 1166.
      - 3) Wilhelm II. (der Gute), † 1189.
    - Constantia, Gemahl 6) Heinrich VI.
      - 7) Friedrich II., † 1250.
        - 8) Konrad IV., † 1254.
          - 10) Konradin, † 1268.
        - 9) Manfred, † 1266.
          - Constantia, Gemahl 11) Peter III. von Aragonien.

Tode nahe. Die Kaiserin fiel durch Verrath in die Hände Tankred's. Im August mußte die Belagerung aufgehoben werden. Ruhm- und sieglos kehrte der Kaiser gegen das Ende des Jahres wieder aus Italien zurück, das er mit so großen Hoffnungen betreten hatte. Gedanken schwerer Rache erfüllten sein Herz.

Wohl war es eine starke und fest gegründete Macht, die Friedrich seinem Sohne hinterließ, aber je kräftiger er die kaiserliche Gewalt den Fürsten gegenüber gehandhabt hatte, desto entschiedener trat nach seinem Abzug das Streben vieler Reichsstände hervor, das lästige Joch abzuschütteln. Binnen Kurzem sind die mächtigsten Reichsfürsten zu einem geschlossenen Bunde vereinigt, der auch den schwächeren Muth machte, dem gewaltigen Kaiser Trotz zu bieten. Ein tiefer Riß that sich mit einem Male auf, der nicht nur durch Deutschland ging, sondern über die Grenzen des Reiches hinaus ganz Europa von Drontheim bis an den Bosporus und Sicilien hinab in zwei feindliche Heerlager theilte. Im Norden hatte Heinrich der Löwe einen natürlichen Bundesgenossen an seinem Schwiegersohne König Knut von Dänemark. Zu seiner Ueberraschung sah Tankred aus seines Gegners eigenem Lande Bundesgenossen ihm entgegenkommen, während er auf der anderen Seite in der griechischen Kaiserstochter, die eben jetzt seinem Sohne als Braut zugeführt wurde, ein neues Unterpfand erhielt für den Bund, den er mit Byzanz gegen den gemeinschaftlichen Feind geschlossen hatte.

So fügte sich Glied in Glied und nur noch ein Mann fehlte, um die Kette von Heinrich's Gegnern zu schließen. Das war König Richard von England, der Schwager Heinrich's des Löwen, der Verbündete König Tankred's von Sicilien, der seit seiner Thronbesteigung trotz der Verpflichtungen, die er gegen den Kaiser übernommen, sich bei jeder Gelegenheit als dessen Feind gezeigt, noch zuletzt im heiligen Lande bei der Belagerung und Eroberung Accons in Herzog Luitpold von Oesterreich und den deutschen Kreuzfahrern die ganze Nation tödtlich beleidigt hatte. Gelang es ihm, wie es seine Absicht war, vom adriatischen Meere herauf das Gebiet Heinrich's des Löwen zu erreichen, so wurde das ohnehin schon gefährliche Bündniß durch den mächtigsten und unternehmendsten Fürsten verstärkt. Da war es denn ganz natürlich, daß König Richard nicht als Kreuzfahrer behandelt, sondern, sobald seine Landung an der istrischen Küste ruchbar ward, auf ihn als auf einen Landesfeind gefahndet wurde. Kaiser Heinrich war gerade auf dem Wege von Thüringen nach Regensburg, als ihm die Nachricht hinterbracht wurde, am 21. December sei König Richard in einem kleinen Flecken bei Wien entdeckt worden und befinde sich als Gefangener Herzog Luitpold's auf Schloß Dürrenstein an der Donau.

Damit war, ehe noch die Verschwörung der Fürsten zum vollen Ausbruch hatte kommen können, auch bereits der Wendepunkt zu Gunsten des Kaisers eingetreten. Mit König Richard, der nach einem zu Würzburg abgeschlossenen Vertrage von Herzog Luitpold an den Kaiser ausgeliefert wurde, ging ihnen nicht bloß ein Bundesgenosse verloren,

sondern Heinrich besaß in ihm eine Geißel, die er mit ungemeiner Staatsklugheit und, wie sich bald zeigte, mit dem besten Erfolge für seine Zwecke zu benutzen verstand. Als die verbündeten Fürsten noch immer in ihrem feindlichen Widerstande verharrten, stellte er drohend ein Bündniß mit Frankreich in Aussicht. Richard fürchtete der Preis zu werden für die von König Philipp dem Kaiser zu leistende Hülfe und bot Alles auf, um die Fürsten zur Unterwerfung zu bewegen, was bei der gefährlichen Lage, in die sich diese plötzlich versetzt sahen, nicht allzu schwer hielt. So begab sich denn Kaiser Heinrich nach Worms. Auf einer zahlreichen Fürstenversammlung wurden hier in Gegenwart der englischen Gesandten nach dreitägigen Verhandlungen die Bedingungen für König Richard's Freilassung urkundlich festgesetzt und auch mit den niederländischen Fürsten der Friede hergestellt, wie schon im Januar (1193) mit den Fürsten des südlichen und mittleren Deutschlands geschehen war.

So stand dem Kaiser nichts mehr im Wege, eine zweite Heerfahrt zur Eroberung des sicilischen Reiches zu unternehmen. Auch hier nahm jetzt das Glück plötzlich eine für Heinrich überraschend günstige Wendung: am 20. Februar starb Tankred, der Gram um seinen bereits zum König gekrönten ältern Sohn Roger, den der Tod kurz zuvor in der Blüte der Jahre hinweggerafft hatte, beschleunigte sein Ende. Das Reich der Normannen wartete seines Erben.

Am 12. Mai des Jahres 1194 steigt Kaiser Heinrich vom Trifels herab und tritt an der Spitze einer stattlichen und kriegsgeübten Heeresmacht seinen zweiten Zug nach Apulien an. Tankred's Wittwe, Sibylle, mit ihrem zum König gekrönten Knaben Wilhelm vermag es nicht, das entmuthigte, durch Parteiungen zerrissene Volk zu kräftigem und wirksamem Widerstand gegen den Nationalfeind zu erheben. Die sicilische Macht wird bei Catanea von dem kaiserlichen Marschall Heinrich von Kallindin aufs Haupt geschlagen. Auch Syracus wird erobert, und nun ist nirgends Widerstand mehr. Am 20. November hält Heinrich seinen festlichen Einzug in die Hauptstadt des Reiches, und der kaiserliche Adler, der von den Thürmen Palermo's weht, gibt Kunde von dem Untergange der Normannenherrschaft. Heinrich hatte, um nicht aufgehalten zu werden, durch die Belagerung des festen Schlosses, worin sich Tankred's Wittwe mit ihrem Sohne geworfen hatte, letzterem die angestammte Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent zu übergeben versprochen. Wilhelm legte daher seine Krone ihm zu Füßen, und Heinrich ließ sich dieselbe feierlich aufsetzen. Einige Tage nach der Krönung berief er einen sicilischen Reichstag oder vielmehr Gerichtshof, wie es hieß, wegen einer durch einen Mönch entdeckten Verschwörung. Briefe wurden vorgelegt, welche die Schuld vieler Bischöfe, Grafen und Edlen beweisen sollten; diese hielten Einige für ächt, Andere für falsch und untergeschoben, vollständige Beweise sind nicht geliefert worden. Dennoch wurden die Vornehmsten des Reiches: Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle als Verräther verhaftet, einige geblendet, andere auf=

gehängt oder gespießt, oder in die Erde vergraben oder verbrannt, die Gräber Tankred's und Roger's erbrochen und ihnen als unrechtmäßigen Königen die Kronen vom Haupte gerissen. Uneingedenk, daß Tankred einst die Kaiserin freigelassen, verurtheilte Heinrich VI. dessen Wittwe, die Königin Sibylle, mit ihren drei kleinen Töchtern zu lebenslänglicher Gefangenschaft (im elsassischen Kloster Hohenburg). Die Blendung des jungen Wilhelm, der im Schlosse Hohenems in Vorarlberg eingesperrt wurde, bleibt zweifelhaft.

An dem Tage dieser Gräuel, dem zweiten Weihnachtstage 1194, gebar die Kaiserin Constanze einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II.

Auch diesseits der Alpen schien jetzt den Kaiser das Glück für den Muth und die Standhaftigkeit belohnen zu wollen, die er während seiner ersten Jahre in oft schwer bedrängter Lage bewiesen hatte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr starb Heinrich der Löwe, der gewaltigste seines Geschlechts, den Deutschland seinen verdientesten Männern beizählen würde, hätte er in einer Zeit gelebt, wo seine Sonderzwecke zusammengefallen wären mit dem Vortheil und der Wohlfahrt des Reiches. So aber stellte ihn ein böses Verhängniß dem größeren und glücklichen Hohenstaufen an die Seite. Durch seinen Tod sah sich jetzt Heinrich mancher Rücksichten überhoben und rascher und entschlossener ging er an seine großen Pläne zur Erweiterung und Befestigung der kaiserlichen Macht.

Heinrich trat jetzt mit einem Antrage hervor, der das ganze deutsche Staatsrecht umgestalten mußte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als das Recht der Kaiserwahl, den Stolz der Fürsten, das Unglück unserer Geschichte, aufzuheben und Deutschland zu einem Erbreich zu machen. Und wie unerhört man auch diesen Gedanken fand, bei der Macht und Staatsklugheit des Kaisers, bei der Größe dessen, was er dafür zu bieten hatte, erschien er nicht zu kühn. Den Geistlichen gegenüber verzichtete Heinrich auf das Recht, den beweglichen Nachlaß der Prälaten für den kaiserlichen Schatz einzuziehen. Die weltlichen Fürsten sollten, was schon vor 40 Jahren Oesterreich als ein Vorrecht zugestanden war, ihre Lehen auch auf Töchter und Seitenverwandte vererben dürfen. Dem Selbstgefühle endlich der ganzen Nation schmeichelte er mit dem glänzenden Anerbieten, sein sicilisches Königreich zum deutschen Reichslande zu machen. Und schon hatte er auf dem im April 1196 zu Würzburg abgehaltenen Reichstage die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten auf seine Seite gebracht. Aber der entschiedene Widerstand, den die Sachsen und die vom Niederrhein leisteten, ließ es ihm rathsam erscheinen, die Sache nicht zu erzwingen und vorerst noch von seinem Vorhaben abzustehen. Er entband von Italien aus die gewonnenen Fürsten ihres Versprechens und fand nun auch die übrigen willig, seinen Sohn in hergebrachter Weise zum römischen König zu wählen. Auf dem Reichstage zu Frankfurt ward der zweijährige Constantin, diesen Namen führte das damals noch ungetaufte Kind, von den versammelten Fürsten als König ausgerufen. Wenn auch nicht im

Grundsatz, so war doch thatsächlich dasselbe damit erreicht. Auf eine lange Reihe von Jahren hinaus, so durfte der Kaiser hoffen, hatte er dem Hause der Hohenstaufen die Herrschaft gesichert, und mit neuer Zuversicht konnte er sich wieder dem Auslande und den gewaltigen Plänen zuwenden, die seine Seele bewegten. Die Herrlichkeit und Macht der alten Cäsaren, als deren Erbe und Nachfolger er sich betrachtete, sollte erneuert werden und alle Fürsten in das Verhältniß kaiserlicher Vasallen zurückkehren. Und in der That, Alles ließ sich dazu an, dieses Vorhaben zur Wahrheit zu machen. Zu Mainz war es, wo König Richard von England alle seine Staaten dem Kaiser übergab, um sie als Lehen wieder aus seiner Hand zu empfangen. Zum Zeichen der Unterthänigkeit entrichtete er einen jährlichen Zins von 5000 Pfund Sterling. Damit war auch die lange schwankende Stellung zu Frankreich entschieden. Nicht allein, daß König Philipp die Hoffnung aufgeben mußte, in seinen Kriegen mit England einen Bundesgenossen an dem Kaiser zu finden; dieser hatte sich vielmehr thatsächlich auch zu seinem Oberlehnsherrn erklärt, denn die ausgedehnten englischen Besitzungen von der Normandie bis zu den Grenzen von Navarra waren französische Lehen. Noch unzweideutiger verriethen sich des Kaisers Absichten, indem er Richard auch noch mit Südburgund und dem ganzen Länderstrich am untern Rhodan zwischen den Alpen und Pyrenäen belehnte, Länder, in denen die deutsche Oberherrlichkeit theils gar nicht anerkannt, theils wenig zur Geltung gebracht wurde. Kein Wunder, daß Heinrich nach der Eroberung Siciliens rücksichtslos gegen den Papst verfuhr. Von der Lehnsoberhoheit des römischen Stuhls über das Normannenreich, von den alten Ansprüchen der Kirche auf das Erbe der Gräfin Mathilde ist keine Rede mehr. Der Präfect von Rom wird vom Kaiser eingesetzt, und selbst in dem kleinen Stück Landes, das der Kirche noch in der Campagna bleibt, gilt der Papst weniger, als der gefürchtete Kaiser. Nach den entlegensten Provinzen des alten römischen Reiches schweift der ländergierige Blick. Das Mittelmeer mit all seinen Küsten und Inseln soll wieder einem Herrn gehorchen. Schon Friedrich I. hatte seinen jüngern Sohn Konrad mit der Tochter König Alfons' VIII. verlobt und ihm dadurch die Anwartschaft auf Castilien erworben. Die großen hieran geknüpften Hoffnungen wurden zwar durch die unerwartete Geburt eines Sohnes wieder vereitelt und die Heirath nicht vollzogen, aber die auf die Pyrenäen-Halbinsel gerichteten Pläne des deutschen Kaiserhauses waren damit nicht aufgegeben.

Der höchste Preis aber winkt im Osten. Da ist es Heinrich's großartiger Gedanke, den Eifer der Kirche, den Thatendrang der Ritterschaft, die fromme Begeisterung der Masse, alle Kräfte, die seit einem Jahrhundert das Abendland in Bewegung gesetzt hatten, aber in planloser Zersplitterung vergeudet worden waren, in seiner allgewaltigen Hand zusammenzufassen. Der unsichere Besitz eines Stückchen heiligen Landes genügte da nicht, sondern der gesammte Orient mußte wieder in den Kreis der abendländischen Welt gezogen, die Einheit des Reiches wieder

hergestellt werden. Schon früher hatten sich der Fürst Boemund von Antiochien, der König (Leo) des armenischen Reiches in Cilicien und der König Amalrich von Cypern als Vasallen des römischen Reiches bekannt und die Schlüssel des Morgenlandes waren in des Kaisers Händen. Und als er im Sommer 1196 über Italien nach dem Morgenlande aufbrach, pochte er mit mächtiger Faust an die morschen Pforten des griechischen Reiches. Den weiten Länderstrich von Epidamnus bis Thessalonich nimmt er als zum Normannenreiche gehörend, für sich in Anspruch und verlangt Schiffe zur Ueberfahrt seiner Truppen nach Palästina. Mit dem rauhen Stolze altrömischer Senatoren treten seine Gesandten dem erschrockenen Komnenen gegenüber, nur die Wahl lassend zwischen Krieg oder Zahlung von Tribut. Schon wird jetzt eine „Deutschensteuer" ausgeschrieben, ja, die Gräber müssen sich aufthun und die Leichen der alten Herrscher ihres Schmucks sich entkleiden lassen, dem Reiche eine letzte Frist zu erkaufen. Da legt sich ein Stärkerer ins Mittel, und was auch die Todten nicht vermocht hätten, das thut der Tod.

Eine riesige Gestalt auf schwarzem Rosse sitzend, war König Theoderich von Bern an der Mosel erschienen und hatte den erschrockenen Menschen verkündet, daß Jammer und schweres Unglück dem römischen Reiche bevorstehe. Und nicht lange, so dringt die Kunde von Kaiser Heinrich's Tode aus Italien herauf. In den ersten Tagen des August 1197 hatte sich Heinrich in den Bergen südlich von Messina nach einem heißen Jagdtage eine starke Erkältung zugezogen. Sieben Wochen lag er nun in Messina krank und der 28. September 1197 wurde sein Sterbetag.

Nicht der große Alexander kann mit schwererem Herzen von der Welt geschieden sein, als der 32jährige Kaiser, den das Schicksal in dem Augenblicke abrief, wo die volle Saat seiner Entwürfe zur Aernte gereift schien. Jetzt aber brach das stolze Gebäude seiner Macht und Entwürfe in jähem Sturze hinter ihm zusammen und mit ihm das Glück und die Größe Deutschlands. Dem deutschen Volke ersparte der plötzliche Tod des Kaisers das glänzende Unglück einer Weltherrschaft. Aber dafür ward der Jammer des Bürgerkrieges sein Loos. Ausgeschlossen von den hohen Zielen, die ihr Heinrich gesteckt hatte, verzehrte sich die überströmende Kraft und Thatenlust der Nation fortan in inneren Kämpfen. Die Zeit, die jetzt für Deutschland anbricht, ist das Vorspiel des Interregnums.

81. Philipp von Schwaben mit Otto IV.

(Nach Joh. Friedr. Böhmer, die Regesten des Kaiserreiches, und Otto Abel, Philipp, der Hohenstaufe.)

Philipp, der jüngste Sohn Friedrich's I. und der Beatrix von Burgund, geboren ums Jahr 1176, wurde schon als Knabe von seinem

Vater zum geistlichen Stande bestimmt und einem Scholaster der Kölner Kirche zur Erziehung anvertraut. Im Jahre 1191 erscheint er als erwählter Bischof von Würzburg und 1192 als Probst von Aachen. Aber noch in demselben Jahre muß er zum weltlichen Stande zurückgekehrt sein, da er lediglich nur Bruder des Kaisers Heinrich VI. genannt wird. Dieser scheint ihm vor seinen anderen Brüdern gewogen gewesen zu sein. Er nahm ihn 1194 mit auf die Heerfahrt nach Apulien und Sicilien, ernannte ihn 1195 im April zum Herzog von Tuscien und verband ihn um dieselbe Zeit mit der als Verlobte des 1193 gestorbenen jungen Königs Robert am sicilischen Hofe vorgefundenen Constantinopolitanischen Prinzessin Irena (später Maria). Jedoch kaum 16 Monate lang hatte Philipp dem Herzogthum Tuscien vorgestanden, als ihn Kaiser Heinrich, sofort nach dem 1196 erfolgten Tode ihres beiderseitigen Bruders Konrad, zum Herzog von Schwaben ernannte. Im Jahre 1197 zog er mit seinen Getreuen über die Alpen, um auf das Geheiß seines kaiserlichen Bruders dessen jungen Sohn Friedrich zur Königskrönung nach Deutschland abzuholen, als ihn zu Montefiascone die Nachricht von Heinrich's Tode erreichte. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch das gegen die Deutschen sich erhebende Land heimwärts und nach Deutschland zu entkommen, wo ihn Niemand mehr erwartete. Sein Bemühen war nun, seinem damals dreijährigen Neffen Friedrich die Nachfolge zu sichern, welche demselben ein Jahr früher die Fürsten und zuletzt noch auf seinen besonderen Betrieb der Erzbischof Adolf von Köln zugeschworen hatten. Für diese Nachfolge erklärten sich auch die angesehensten Reichsfürsten, welche damals im heiligen Lande mit dem Kampfe gegen die Ungläubigen beschäftigt waren, namentlich Konrad, Erzbischof von Mainz, Heinrich, Palzgraf am Rhein, der älteste des welfischen Hauses, Konrad, Bischof von Hildesheim, der Kanzler des Reiches und Andere. Allein unter den in Deutschland zurückgebliebenen Fürsten war nun Keiner gesonnen, die Krone auf das junge Kind übergehen zu lassen, und da sie sich entzweiten, war Philipp genöthigt, um nur überhaupt seinem Hause die höchste Würde zu erhalten, am 6. März 1198 zu Arnstadt zuzulassen, daß er selbst von den damals in Thüringen versammelten Anhängern der Staufen zum Könige ausgerufen werde. Aber die Fürsten und Herren am Niederrheine, geleitet von Adolf von Altena, Erzbischof von Köln, weigerten sich, diese Wahl anzuerkennen und erhoben ihrerseits, nachdem Philipp den Herzog Berthold von Zähringen, den sie zuerst in Aussicht nahmen, für sich gewonnen hatte, den von seinem Oheim Richard Löwenherz, König von England, unterstützten dritten Sohn Heinrich's des Löwen, Otto, Grafen von Poitou, den bald auch der Papst bevorzugte. Philipp's 10jährige Regierungszeit wurde gänzlich ausgefüllt durch den Kronstreit mit Otto IV.

Otto war zur Zeit seiner Wahl von den drei damals noch lebenden Söhnen Heinrich's des Löwen und der Mathilde, Tochter König Heinrich's II. von England, Schwester der Könige Richard Löwenherz

und Johann ohne Land, der mittlere. Sein älterer Bruder Heinrich, durch seine Vermählung mit Agnes zugleich Pfalzgraf am Rhein († 1227), war damals im heiligen Lande. Der jüngere Bruder Wilhelm, der das Haus fortsetzte, tritt nicht hervor und starb schon 1213. Otto war geboren nach der Rückkunft seines Vaters vom Kreuzzuge, etwa im Jahre 1175, und somit gleichen Alters mit Philipp. Er brachte einen Theil seiner Knabenjahre mit seinem seit 1182 verbannten Vater in England und in der Normandie zu und erscheint dann bald in engerem Bezug zu seinem Oheim Richard Löwenherz. Von 1193 bis 1196 war er bei Kaiser Heinrich VI. als Geißel für den Rest des von Richard Löwenherz noch zu zahlenden Lösegeldes. Damals haben ohne Zweifel persönliche Verhältnisse zwischen ihm und dem Bruder des Kaisers, seinem nachherigen Gegner Philipp, bestanden. Als Otto frei wurde und inmittelst auch sein Vater gestorben war, kehrte er sogleich zu seinem Oheim nach Aquitanien zurück. Richard gab ihm nun die Grafschaft Poitou, welche mit dem Herzogthum Aquitanien identisch war. Damals wird Otto gedacht haben, dort seine Heimat zu gründen. Zweifelhaft ist es, wo zuerst der Gedanke entsprang, ihn zum römischen König zu erheben. Richard Löwenherz hatte gute Gründe, dergleichen zu wünschen, denn bei seinen Kriegen mit Frankreich war es ihm von größter Wichtigkeit, von Deutschland her Beistand zu haben und somit die Franzosen in die Mitte nehmen zu können. Dieses war von den mit dem französischen Königshause befreundeten Staufen nicht zu hoffen. Insofern mag man denken, daß der erste Anstoß von Richard gekommen sei. Gewiß ist, daß Otto seine Wahl mit dem ihm von König Richard gegebenen Gelde bezahlt und zunächst behauptet hat; ja eine eigene Steuer soll Richard zu diesem Zwecke in England erhoben haben. Darum war es auch für Otto so nachtheilig, daß nach Richard's baldigem Tode dessen Nachfolger Johann ohne Land die bisherigen Unterstützungen weder fortsetzen wollte noch konnte. Aber Otto war nun einmal in Deutschland als Gegenkönig wider Philipp aufgestellt und suchte diese Stellung zu behaupten.

Otto eröffnete den Krieg mit der Belagerung und Einnahme Aachens (vom 18. Juni bis 10. Juli 1198), welches Philipp zuvorkommend mit einer Besatzung versehen hatte. Er wurde nach seiner dort erfolgten Krönung zweimal von Philipp mit überlegener Macht angegriffen (1198 und 1199, jedesmal im September) und dadurch beidemal veranlaßt, in Köln eine Defensivstellung zu nehmen, worauf Philipp, nachdem er das Land und die zugänglichen Orte verwüstet hatte, sich jedesmal zurückzog. Nach jedem dieser Rückzüge ging Otto in sein Stammland, und suchte sich in Sachsen und Thüringen auszudehnen, wo 1198 der Landgraf und 1199 auch sein älterer Bruder Heinrich für ihn und mit ihm fochten. Am Rhein aufwärts zu gehen, versuchte Otto im Juni 1199, mußte aber damals schon in Boppard umkehren. Besseren Erfolg hatte er zu Ende des Jahres 1200, als ihm das in Mainz bei der damaligen Bischofswahl ausgebrochene Schisma einen Stütz-

punkt verschaffte, dergestalt, daß er diese Stadt überschreiten und 1201 bis nach Weißenburg im Elsaß vorrücken konnte. Otto's Sache schien damals zu siegen. Auch entschied nun der Papst für Otto und ließ ihn 1201 zu Ende des Juni durch seinen Legaten öffentlich als rechtmäßigen König anerkennen. Nachdem der Papst den abgefallenen Landgrafen und den König von Böhmen für Otto gewonnen und diese 1203 im Sommer den Philipp aus Thüringen vertrieben hatten, erreichte Otto den Höhepunkt seiner Macht, auf welchem er am 24. August 1203 zu Merseburg den Böhmenkönig krönte und am 6. November zu Soest einen Zug nach Schwaben beschloß. Aber schon im folgenden Jahre sank sein Ansehen unaufhaltsam, nachdem Philipp in Thüringen siegreich eingerückt war. Denn nun wurde Otto erst vom Böhmen, dann von seinem eigenen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, der im August zu Philipp überging, und endlich auch vom Landgrafen, der sich unterwerfen mußte, verlassen. Immer übler wurde Otto's Stellung, als auf Unterhandlung des Grafen von Jülich nun auch die niederrheinischen Fürsten, Erzbischof Adolf von Köln und Herzog Heinrich von Brabant, die ihn ursprünglich erhoben und gestützt, zu Philipp übertraten, der am 6. Januar 1205 zu Aachen sich nochmals krönen ließ. Otto war nun in Sachsen auf Braunschweig und am Niederrhein auf Köln beschränkt. Zweimal wurde er hier, im September 1205 und im August 1206, von Philipp angegriffen, beidemal verwundet und in Köln eingeschlossen, das zweitemal obendrein bei Wassenberg geschlagen, so daß er nun, nachdem bei einer Zusammenkunft mit Philipp dem Anscheine nach ein Waffenstillstand verabredet worden, den Niederrhein aufgeben mußte. Otto war von Allen verlassen und auf Braunschweig und dessen Umgebung beschränkt, doch gedachte er nicht, irgend etwas nachzugeben. Zunächst im Frühjahre 1207 ging er persönlich nach England, um bei seinem Oheim, König Johann, Hülfe zu suchen. Nach seiner Rückkehr war der Papst bemüht, durch zwei zu diesem Zweck nach Deutschland geschickte Cardinallegaten zwischen den beiden Gegenkönigen eine Vermittlung zu Stande zu bringen. Allein Otto gab sein Königthum nicht auf und mußte eben besorgen, bei dem Ablauf des Waffenstillstandes einem von Philipp wider ihn vorbereiteten Angriff zu erliegen, als am 21. Juni 1208 dessen Ermordung seiner Sache eine andere Wendung gab.

Am Morgen des 21. Juni hatte König Philipp in Bamberg seine Nichte Beatrix, die einzige Tochter und Erbin seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran vermählt. Nachdem er dem jungen Paare eine Strecke Weges das Geleite gegeben, kehrte er in die Stadt zurück und ließ sich, wie das in alten Zeiten auch ohne besondere Krankheitsanfälle geschah, mit vielen seiner Leute zur Ader. Im traulichen Gespräch mit seinem Kanzler, dem Bischof Konrad von Speier, und dem treuen Truchseß Heinrich von Waldburg ruhte er des Nachmittags in einem stillen Zimmer der bischöflichen Pfalz. Da tritt Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein. Mit

freundlich scherzenden Worten empfängt ihn der nichts Schlimmes ahnende König. Er aber: „Hier gilt es keinen Spaß!“ und stürzt mit blankem Schwerte auf seinen wehrlosen Herrn. Der Ruf des Truchseßen scheint seinen Arm zu lähmen und mit leichtem Hieb nur verwundet er Philipp's Hals. Jedoch die Schlagader ist durchschnitten, wenige Schritte noch thut der König, dann stürzt er entseelt zu Boden. Vergeblich sucht Heinrich von Waldburg mit eigener Lebensgefahr dem Mörder die Thüre zu versperren, der bricht sich mit dem Schwerte Bahn und entkommt auf dem zur Flucht bereit gehaltenen Rosse ungehindert aus der Stadt, mit ihm seine Mitverschworenen, die Brüder des eben vermählten Herzogs Otto von Meran.

So setzte eine bis dahin in deutschen Landen unerhörte Frevelthat dem Leben König Philipp's ein Ziel in dem Augenblicke, da sich sein Glück zu stolzerem Flug erhob. Und um den Greuel des Königsmordes noch zu vergrößern, fiel er von der Hand eines Mannes, dessen Geschlecht von den Hohenstaufen wie kein anderes Gunst und Gnade empfangen hatte, unter der Mitschuld derer, welche die Heiligkeit des Gastrechts und das neugeschlossene Band der Verwandtschaft zu seinem besonderen Schutze verpflichtete.

Am folgenden Tage wurde der vielbeweinte König im Dom bestattet. Da ruhte der Leichnam, bis er um Weihnachten 1213 von König Friedrich in der Gruft zu Speier beigesetzt und zu seinen Ahnen, den fränkischen Kaisern, versammelt ward. Von den jugendlich blühenden Söhnen, aus deren Mitte Kaiser Friedrich vor einem halben Menschenalter ausgezogen war, lag nun auch der letzte im Grab. Ein einziger Sprößling nur grünte noch vom Heldenstamme im fernen Süden, es war Kaiser Heinrich's Sohn, „das Kind von Apulien“.

Daß die Ermordung Philipp's außer allem Zusammenhang stand mit seinem um den Besitz der Krone geführten Kampf, daß also namentlich der welfische Gegenkönig rein von jeder Mitschuld ist, darüber ist kein Zweifel erlaubt. Nicht minder gewiß ist es aber auch, daß Otto von Wittelsbach nicht etwa, wie man es hat darstellen wollen, einen, wenn auch thörichten und unglücklichen, doch nicht böse gemeinten Scherz machte, daß er vielmehr mit voller Absicht, von Rachsucht getrieben, handelte. Pfalzgraf Otto von Baiern stand, wie alle Baiern, wie auch sein Vetter Ludwig, auf staufischer Seite. Zur Belohnung für die geleisteten Dienste, oder um ihn zu fernerem Eifer anzuspornen, versprach König Philipp, ihn zu seinem Eidam zu machen. Irene hatte während einer eilfjährigen Ehe ihrem Gemahl keinen Sohn, aber vier Töchter geboren, von denen die beiden mittleren, Kunigunde und Maria, mit den Söhnen des Königs von Böhmen und des Herzogs von Brabant verlobt waren. Von den zwei anderen, die beide nach der Großmutter Beatrix hießen, wurde die erstgeborene im August 1212 mit Kaiser Otto vermählt, starb aber schon vier Tage nach der Hochzeit; die jüngste heirathete im Jahre 1219 den König Ferdinand von Castilien. Eine Beatrix nun, und ohne Zweifel die ältere, war es, welche König Phi-

lipp dem Pfalzgrafen zur Ehe versprochen hatte. Aber sei es, daß ihn die rohe, gewaltthätige Sinnesart Otto's seine Zusage gereuen ließ, sei es, daß die höheren politischen Zwecke, die durch die Vermählung von Philipp's Töchtern mit König Otto und dem Neffen des Papstes zu erreichen standen, dem Pfalzgrafen einen Verzicht abnöthigten, die beabsichtigte Verbindung unterblieb. Das warf wohl den ersten Funken von Haß und Erbitterung in Otto's Seele, es war aber sicherlich nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die unmittelbare Ursache seiner schwarzen That. Er suchte und fand Ersatz für Beatrix und verlobte sich mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrich's von Schlesien und der nachmals heilig gesprochenen Hedwig von Meran. Ob und auf welche Weise nun König Philipp dem Pfalzgrafen bei dieser zweiten Bewerbung in den Weg trat, darüber lassen sich nur unsichere Vermuthungen aufstellen. Bei einem Menschen von so starken und ungebändigten Leidenschaften, wie Pfalzgraf Otto war, reichte auch eine geringere Beleidigung, der bloße Verdacht von Verrath hin, um seine Rachsucht zu entflammen und ihn zu rascher Frevelthat fortzureißen.

---

82. Otto IV. Alleinherrscher (1208—1212.)

(Nach Otto IV. und König Friedrich II. aus dem Nachlasse von O. Abel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ein Reich ohne König und ein König ohne Reich, das war im Sommer 1208 der Zustand Deutschlands. Die endliche Rückkehr des Friedens und der Eintracht, auf die man seit Monaten mit Sicherheit gehofft hatte, war durch den Tod König Philipp's plötzlich wieder in die weiteste Ferne hinausgerückt. Für wen hatte denn nun die siegende Partei gesiegt? Für den lange bekämpften, endlich tief gedemüthigten Gegner? oder vielleicht für den jungen König von Sicilien? Als der schon vor zwölf Jahren in aller Form Erwählte schien dieser sogar ein Recht auf die Krone zu haben. Aber da man einem vierzehnjährigen Knaben nicht die nöthige Kraft, Klugheit und Erfahrung zutrauen konnte, um in so schwierigen Zeiten die Würde des Reiches gebührend zu vertreten, namentlich auch dem Papste gegenüber, dessen Mündel er war, und da er überdies nicht zur Stelle war, sondern erst aus dem fernen Palermo durch Länder von feindlicher oder doch zweifelhafter Gesinnung auf deutschen Boden geleitet werden mußte, so erschien die allgemeine Anerkennung des noch eben ganz ohnmächtigen Otto, der doch einmal König hieß, das beste Mittel, der langen Zwietracht ein schnelles und vollständiges Ende zu machen. Auch blieb Otto selbst nicht müßig: durch Gewalt oder Belohnung, Versprechungen oder Drohungen, wie es gerade im einzelnen Falle zweckmäßig schien, hatte er binnen kurzer Zeit einen neuen, stets wachsenden Anhang um sich geschaart. Auf einem Fürstentage zu Halberstadt wurde er von den geistlichen und weltlichen Fürsten

aus Sachsen und Thüringen einstimmig zum König gewählt. So unvollständig diese Wahl auch war, so wurde sie doch von allen gebilligt, welche den innern Frieden als das dringendste Bedürfniß ansahen. Entscheidend aber war der Umstand, daß auch der Papst Innocenz III. nun für Otto auftrat und von jeder Wahl eines neuen Gegenkönigs abrieth. Wie vorhin in Sachsen, so wurde Otto bald auch auf fränkischem Boden, zu Frankfurt am Main, nicht etwa als der siegreiche Nebenbuhler Philipp's anerkannt, sondern als dessen Nachfolger neu gewählt, wodurch also ausgesprochen war, daß Philipp der rechtmäßige König gewesen sei. Nachdem Otto den Eid als König auf das Evangelienbuch geleistet und geschworen hatte, über die Wahrung des Friedens zu wachen, ein gerechter Richter zu sein immerdar und jeden Feind der Christenheit männlich zu bekämpfen, überreichte ihm der Kanzler Konrad feierlich die Zeichen der Herrschaft, und zum ersten Male bestieg nun Otto, die Krone Kaiser Karl's auf dem Haupte, die heilige Lanze in der Hand, den Thron, um die höchste königliche Pflicht zu üben, um Recht zu sprechen. Und was hätte dringender Gerechtigkeit und Sühne erheischt, als der noch ungestrafte Mord König Philipp's? Ein zartes Mädchen führte als das älteste Glied des verwais'ten Hauses seine Sache. Schüchtern trat sie an der Hand ihres Vormunds Konrad in den Kreis der Fürsten und fiel weinend dem Könige zu Füßen. Schmerzlich war Alles bewegt, und nach einstimmigem Fürstenspruch erklärte Otto den Mörder für geächtet, für recht- und friedelos. Nachdem dieser ersten Pflicht genügt war, ging man über zu freudigerem Thun. Der König verkündigte, daß Beatrix von heute an in seiner Mundschaft stehe und daß er, so bald sie zu ihren Jahren gekommen sei, sich mit ihr ehelich verbinden werde. Auf die einfachste Weise wurde so die Zwietracht beendet, der alte Haß der Geschlechter und Parteien versöhnt, und nur so konnten die ausgedehnten staufischen Hauslande zur Verstärkung der königlichen Macht dienen. Und das war kein geringes: 350 Burgen und Schlösser kamen mit der Hand von Philipp's Erbtochter an den Welfen. Mit den Drangsalen der eben abgelaufenen Zeit glaubte man in Deutschland auch ihre Folgen überwunden zu haben und träumte jetzt von neuem Glück und neuer Herrlichkeit: und doch war es nur ein vorübergehender Sonnenblick des Friedens, hinter dem bald dieselben Stürme wieder aufziehen sollten, die eben erst im Reiche ausgetobt hatten.

Es war alter deutscher Rechtsbrauch, daß der neue König durch festlichen Umritt von seinem Reiche Besitz nahm. So begann denn auch der neue König Otto seinen großen Umzug im Reich.

Zu Augsburg hielt Otto einen großen, vornehmlich von schwäbischen und baierischen Herren besuchten Reichstag; auch Abgeordnete der italienischen Städte erschienen hier vor ihm. Es galt, die Anhänglichkeit der staufischen Hauslande, die er nun als Herr und Erbe betrat, sich zu gewinnen, vor Allem aber der strengen Gerechtigkeit zu pflegen. Zum zweiten Male erging jetzt, und zwar nach baierischem Recht und auf baierischem Boden, des Reiches Acht über König Philipp's Mörder und

die Vollstreckung des Spruches ließ nicht lange auf sich warten. Otto von Wittelsbach ward auf einem Hofe der Mönche von Ebrach (oberhalb Regensburg), wo er sich seit seiner Aechtung versteckt hielt, aufgespürt, der Marschall Heinrich von Kallindin versetzte ihm den Todesstreich, das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und in die Donau geworfen, der Leichnam blieb unbestattet liegen, bis ihm nach 7 Jahren auf päpstliche Erlaubniß ein christliches Begräbniß zu Theil wurde.

Auf einem dritten Reichstage zu Würzburg, der gleichsam den Schluß aller vorhergehenden bilden sollte, wurde in Gegenwart zweier Cardinäle als päpstlicher Legaten über die Rechtmäßigkeit der Ehe Otto's mit König Philipp's Tochter verhandelt, und nachdem dieselbe anerkannt worden, ward Beatrix durch die Herzöge von Oesterreich und Baiern in den Saal vor den königlichen Stuhl geführt. Erröthend gab sie auf die Frage, ob sie dem Könige Otto ihre Hand schenken wolle, das schüchterne Jawort. Durch die Hände der Cardinäle nach fränkischem Recht mit Otto verlobt, wurde sie in königlichem Geleite nach Braunschweig gebracht, während Otto im Süden blieb, um die Vorbereitungen zu seinem bevorstehenden Römerzuge zu vollenden.

Bei seiner Ankunft in Italien zeigte sich auch hier, wie tief das Bewußtsein und auch das Bedürfniß einer kaiserlichen Obergewalt gewurzelt war. Denn seitdem die Lombarden die Freiheit besaßen, um welche sie so lange mit Friedrich Barbarossa gekämpft hatten, stellten sich bald alle die Uebel ein, welche der Mißbrauch der Freiheit mit sich bringt; seitdem die von außen drohende Gefahr beseitigt war, kehrte man die Waffen gegen einander, die Uebel der Gesetzlosigkeit waren hier kaum in geringerem Grade vorhanden, als in Deutschland, der Mangel einer höchsten Gewähr des Rechts und der Ordnung ward allgemein empfunden. Daher fand Otto überall, wohin er kam, einen herrlichen Empfang, selbst die stolzesten Städte, wie Venedig, Mailand, Genua, gaben die Versicherung ihrer dienstwilligen Gesinnung. Minder freundlich gestaltete sich das Verhältniß zum Papste, welcher fürchtete, daß sein bisheriger Schützling sich jetzt im Glück überheben und sich der Pflichten der Dankbarkeit und des Gehorsams gegen die Kirche entschlagen möchte. Daher verlangte Innocenz, der in Viterbo seinen Sommeraufenthalt genommen hatte, vom Könige, als er hier eintraf, er solle ihm schwören, die der Kirche zugehörigen Lande gleich nach der Krönung mit seinem Heere wieder zu räumen; dieser aber erklärte, es sei unziemlich, um die Krone zu dingen, der heilige Vater möge ihm Segen und Weihe ohne Bedingungen ertheilen, dann werde er auch thun, was Rechtens sei. So verdächtig ihm auch diese Weigerung vorkam, um es zu keinem Bruch kommen zu lassen, gab Innocenz nach und man trennte sich scheinbar in aller Freundschaft. Der Papst ging voraus nach Rom, um die Vorbereitungen zur Kaiserkrönung zu treffen; Otto folgte mit stattlichem Heere, dessen Stärke bei den Römern Mißtrauen erregte, und wie fast regelmäßig bei jeder Kaiserkrönung, so kam es auch diesmal zu einem blutigen Kampfe, sowohl unmittelbar vor der

Krönung, als während des Krönungsmahles. Doch diese Kämpfe, welche gegen den Willen beider, des Papstes und des Kaisers, ausgebrochen waren, würden zwischen ihnen keinen ernstlichen Zwist herbeigeführt haben, wenn nicht Otto auf seinem Zuge nach Norden, statt, wie er früher (in Neuß 1201 und in Speier im März 1209) versprochen hatte, dem Papste ganz Unter- und Mittelitalien zu überlassen, vielmehr das von der Kirche angesprochene Gebiet selbst als Kaiser in Besitz genommen hätte. Dieses gelang ihm in Mittelitalien mit leichter Mühe, da die meisten Städte und selbst Bischöfe es vorzogen, unter der Oberherrlichkeit des fernen Kaisers zu stehen, als unter der nahen unmittelbaren Herrschaft des Papstes.

Als in Ober- und Mittelitalien seine Herrschaft allenthalben anerkannt und befestigt war, begann er den Kampf gegen den heranwachsenden König von Sicilien, der als Mündel des Papstes oder als selbständiger Nebenbuhler ihm gefährlich werden konnte. Die Besitznahme des Kirchenstaates und der Mathildischen Länder, die Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Friedrich von Sicilien, überhaupt Otto's ganzes Thun seit seiner Krönung war, das läßt sich nicht verhehlen, ein fortlaufender Meineid, doch lag die Schuld nicht sowohl im Bruche, als in der Leistung des Schwures, die aus seiner Rolle als Gegenkönig gefolgt war. Während Otto in Apulien glückliche Fortschritte machte, sprach Innocenz III. den Bann über ihn aus und entband, als Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, alle Unterthanen von der dem Kaiser geschworenen Treue. Dieses wirkte, denn während Otto die Vorbereitungen zu einem Angriff auf Sicilien machte und mit den Saracenen in Verbindung trat, kam aus Deutschland die Botschaft, dem gebannten Kaiser sei die Freundschaft aufgekündigt, Friedrich von Sicilien solle zum römischen Könige gewählt werden. Das geschah auf einer Versammlung der verschworenen Fürsten zu Nürnberg und zwei Edelleute wurden nach Italien abgeordnet, um den König Friedrich nach Deutschland abzuholen. So ward das Reich nach vier kurzen Friedensjahren in den alten Jammer des Bürgerkrieges zurückgeworfen. Denn als Otto im Frühjahre 1212 nach drittehalbjähriger Abwesenheit wieder diesseits der Alpen erschien, fand er noch immer einen mächtigen Anhang. Auf einem Reichstage zu Nürnberg entsetzte er den König Ottokar von Böhmen, dann fiel er mit Heeresmacht in die Landschaft Thüringen ein und während der (vergeblichen) Belagerung von Weißensee vollzog er die Ehe mit Beatrix, um so als berechtigter Erbe König Philipp's den Ansprüchen des jungen Staufen auf Sicilien entgegentreten zu können. Doch es war eine kurze Ehe, schon nach 4 Tagen starb Beatrix plötzlich. Als die Schwaben in Otto's Heere vernahmen, daß ihre Erbherrin Beatrix gestorben sei und der einzige Erbe des Staufen'schen Hauses aus Italien heranziehe, zogen sie nach Hause, eben so die Baiern. Mit dem schwachen Reste des Heeres zog Otto Friedrich entgegen an den Bodensee, fand aber Constanz schon von diesem besetzt, eben so wenig konnte er seinem Gegner das obere Rhein-

thal versperren; hier wandte sich Alles, was noch von früheren Tagen her Anhänglichkeit an das Geschlecht der Staufen bewahrt hatte, Friedrich zu, und wen nicht das Herz oder der Gehorsam gegen die Kirche zu ihm trieb, der ließ sich durch die Freigebigkeit bestimmen, mit welcher der junge König Reichs- wie Familiengüter wegschenkte. Den Wünschen vieler Fürsten nachgebend, welche die nürnberger Wahl, zu der sie nicht geladen waren, als ordnungswidrig nicht gerne anerkennen mochten, ließ sich Friedrich durch eine sehr zahlreiche Fürstenversammlung zu Frankfurt (6. December 1212) von Neuem und in aller Form wählen, und erst von diesem seinem dritten Erwählungstage zählte er die Jahre seiner Regierung in Deutschland. Die Krönung fand, da Aachen noch in der Gewalt Otto's war, wieder, wie vor 10 Jahren, im Dom zu Mainz Statt. In Regensburg empfing er die Huldigung der Fürsten des Südostens und schon im Sommer 1213 war Otto aus dem größeren Theile des Reiches von dem Staufen'schen Gegner verdrängt, der sich jetzt anschickte, ihn im Norden, in den welfischen Hauslanden selbst heimzusuchen.

---

83. Friedrich II.

(Nach Joh. Friedr. Böhmer, die Regesten des Kaiserreiches, und Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, mit einer Einleitung nach O. Abel, Kaiser Otto IV. und König Friedrich II., bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Geschichte weiß von vielen bedeutenden Männern zu erzählen, die in einer Jugend voll Mühen und Entbehrungen die Schule für ihre künftige Größe durchgemacht haben: wohl nie hat aber ein Fürst seine Kinderjahre so trüb und traurig verlebt, als Friedrich II.

Am 26. December 1194 war er zu Jesi in der Mark Ancona geboren, zu einer Zeit, da sein Vater alle Gegner niedergeworfen hatte und in Italien wie in Deutschland auf der Höhe seiner Macht stand. Welche Erwartungen mochten sich an dieses Kind knüpfen, dem die deutschen Fürsten schon in die Wiege die römische Königskrone gelegt hatten, das, so schien es, die Macht seiner beiden Großväter, Kaiser Friedrich's und König Roger's, dereinst zu vereinigen und die Entwürfe Heinrich's VI. vollenden sollte. Aber Friedrich war noch nicht drei Jahre alt, als sein Vater, noch nicht vier Jahre alt, als auch seine Mutter Constanze starb, und der Erbe halb Europa's stand allein in der Welt, ohne Verwandte und ohne Freunde, schutz- und hülflos, wie noch nie ein König. Am Pfingstfeste (17. Mai) 1198 ward der dreijährige Knabe im Dom von Palermo zum Könige gesalbt und gekrönt, fünf Monate später, kurz vor der Mutter Tod, auch die Anerkennung und Belehnung des Papstes für ihn erwirkt.

Mit Vollendung seines 12. Lebensjahres war der junge König nach Feudalrecht der oberlehnsherrlichen Vormundschaft des Papstes entwachsen,

er sollte hinfort im eigenen Namen die Regierung führen. Welche Aufgabe für einen 13jährigen Knaben! In Sicilien noch mehr, als auf dem Festlande waren alle Bande der Ordnung gelös't, Jeder wollte befehlen, Niemand gehorchen, fast alle Nationen Europa's tummelten sich in dem schönen unglücklichen Lande herum: neben der griechischen Bevölkerung, deren Sprache und Gottesdienst noch vieler Orten herrschte, gab es zahlreiche arabische Stämme, die dem Wort des Propheten glaubten. Was ihnen an Menge abging, das ersetzten die Deutschen durch Kraft und Kühnheit, sie fühlten sich fortwährend als die Eroberer des Reiches und waren nicht gesonnen, das geringste von ihren Ansprüchen aufzugeben. Die normännischen Barone glaubten, die Zeiten seien zurückgekehrt, wo sie, noch nicht gebändigt durch König Roger's Strenge, frei im Lande geschaltet hatten; gleichgültig gegen die gemeine Wohlfahrt, gegen Eid und Pflicht, verfolgten sie nur ihren eigenen Vortheil.

Durch Boten und Briefe schilderte Friedrich dem Papste seine traurige Lage. Er bat den heiligen Vater, sein geistliches Schwert für ihn zu gebrauchen. Dieser Bitte entsprechend, erließ dann Innocenz ein kräftiges Schreiben an die sicilianischen Barone. Als alle Versuche, mit der vereinten Macht des Königs und des Papstes Ordnung im Reiche herzustellen, gescheitert waren, schien nichts anderes übrig, als ausländische Kräfte zur Unterstützung König Friedrich's aufzubieten. Schon die Kaiserin hatte ihr Auge auf Aragonien geworfen und durch eine Verlobung ihres Sohnes mit einer Schwester König Peter's in diesem sich einen Verbündeten zu erwerben gedacht. Wirklich kam es zu einem Vertrage, dem zufolge 200 aragonische Ritter dem Könige Friedrich zu Hülfe geschickt werden sollten. Doch verzögerte sich die Verlobung, weil König Peter nicht seine jüngere Schwester, sondern zunächst seine ältere, Constanze, die durch den Tod ihres Gemahls, des Ungarnkönigs Emmerich, damals Wittwe geworden war, wieder verheirathen wollte. Erst im Sommer 1209 ward die Vermählung gefeiert und der nächste politische Zweck derselben erreicht, da es gelang, mit Hülfe catalanischer und provenzalischer Ritter wenigstens den nördlichen Küstenstrich der Insel zur Unterwerfung zu bringen. Dagegen konnte die Verbindung mit einem Weibe, das fast seine Mutter hätte sein können und mindestens 10 Jahre älter war, als der kaum 15jährige Friedrich, ihm nicht den Segen des Familienlebens bringen, den das Schicksal dem Knaben nicht gegönnt hatte. Durch den frühen Verlust der Eltern hatte er schon in jungen Jahren gelernt, auf sich selbst zu vertrauen. Daher hatte er bereits Selbständigkeit im Denken und Handeln, berechnende Klugheit und eine seltene Menschenkenntniß sich angeeignet. Aber auch die Schattenseiten dieser isolirten Stellung fehlten nicht: die Menschenkenntniß wurde oft zur Menschenverachtung, die Selbständigkeit zur Selbstsucht und Geringschätzung dessen, was für Andere ein geheiligtes Ansehen hatte, zu der einfachen Klugheit gesellte sich Listigkeit und die Kunst der Verstellung; über das ganze Wesen des jungen Fürsten, dem nie ein warmes, theilnehmendes Herz entgegen geschlagen hatte, ver-

breitete sich schon frühe eine eisige Kälte, die nie mehr von ihm gewichen und nur in einzelnen Fällen durch heftige aus den Tiefen der Seele kommende Gefühlsergüsse vorübergehend gebrochen worden ist.

Durch Geburt und Erziehung war und blieb Friedrich vorwiegend Italiener, aber nicht so sehr, daß er darüber seiner deutschen Herkunft vergessen hätte; ja weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, wandte er von früh auf seinen Sinn Deutschland zu. Seit dem Tode Philipp's trat er in die Rechte jenes heldenmüthigen Kaisers ein, dessen einziger Enkel er war: ihm kamen das Herzogthum Schwaben und die anderen staufischen Erbländer zu, ihm auch die Krone des deutschen Reiches; und gleich im Sommer 1208 machte er Miene, den Kampf seines Oheims gegen den Welfen Otto aufzunehmen. Die Ereignisse in Deutschland kamen seinen Wünschen zuvor, auch Papst Innocenz erklärte sich aufs bestimmteste für König Otto, zum zweiten Male ging für Friedrich die deutsche Krone verloren. Ja selbst nach der Krone beider Sicilien strebte dieser Gegner, und seine Fortschritte in der Eroberung der Festlandsbesitzungen Friedrich's waren so drohend, daß im Hafen von Palermo die Galeere schon bereit lag, auf welcher Friedrich im äußersten Falle zu entfliehen gedachte. Da schleuderte Innocenz III. zum Schutze seines Mündels den Bannstrahl gegen Otto, in Folge dessen dieser in Deutschland abgesetzt wurde, Friedrich aber, der sich schon im Februar 1212 „erwählter römischer Kaiser" nennt, folgte dem Rufe der deutschen Fürsten nach Deutschland, nachdem er vorher seinen kleinen Sohn Heinrich zum Könige von Sicilien hatte krönen lassen; seiner Gemahlin übertrug er die Vormundschaft und Reichsregierung. So riß sich der siebenzehnjährige Jüngling los von Heimat und Familie. Doch kein fremdes Reich war es, nach welchem er auszog, er hatte die Ansprüche, die aus seiner Erwählung im Jahre 1197 hervorgingen, niemals aufgegeben, auf das väterliche Erbtheil, die staufischen Hauslande niemals verzichtet. War er erst im anerkannten Besitze seiner deutschen Rechte, dann gedachte er, die Kaiserkrone auf dem Haupte, wieder zurückzukehren und auch in der sicilianischen Heimat ein selbständiges königliches Regiment zu führen.

Bei seinem Erscheinen im westlichen Deutschland fand Friedrich allgemein Anhang; auf der Grenze Lothringens (in Toul) schloß er bei einer persönlichen Zusammenkunft mit (Ludwig) dem Sohne des Königs Philipp von Frankreich ein förmliches Bündniß, worin er sich verpflichtete, ohne Zustimmung Frankreichs niemals mit Otto und dessen Oheim, Johann von England, Frieden zu machen. Dafür unterstützte Philipp, als Otto's Todfeind ein sicherer Bundesgenosse, den jungen König mit Geldzahlungen, wodurch dieser manchen Fürsten zum Abfall von Otto bewog. Nach seiner ersten Krönung in Mainz (s. S. 413) befestigte er seine Stellung durch Hoftage in Baiern und Schwaben, Otto aber ließ sich zu Gunsten seines Schwiegervaters, des Herzogs von Brabant, der vom Könige Philipp bedrängt war, in einen Krieg mit Frankreich ein, in der Hoffnung, so den mächtigsten Bundesgenossen Friedrich's

zu schlagen. In der Schlacht bei Bouvines, in der Nähe von Tournay, unterlag der Rest von Otto's-Macht, Friedrich dagegen ließ sich in Aachen zum zweiten Male krönen (25. Juli 1215), zugleich die Gebeine Karl's des Großen in einen neuen Sarg legen und nahm selbst aus eigenem Antriebe das Kreuz, vier Monate früher, als das Concilium im Lateran zum Kreuzzuge aufforderte. Außerdem versprach er (1216) dem Papste Innocenz III., sobald er die Kaiserkrone erlangt habe, wolle er seinem bereits zum König gekrönten Sohne Heinrich das sicilische Reich überlassen, um es als ein Lehen der römischen Kirche zu regieren; wenige Tage darauf starb Innocenz III. Sein Nachfolger Honorius III., welcher die Ausführung der Pläne seines Vorgängers eifrig betrieb, mahnte die ganze abendländische Christenheit zur Theilnahme am Kreuzzuge und drang auch bei Friedrich auf die Erfüllung seines Gelübdes. So lange nun Otto in Deutschland noch Land und Leute besaß und am Leben war, hatte Friedrich in der Nothwendigkeit, den Krieg hier persönlich zu führen, bei dem Papste eine hinreichende Entschuldigung für sein Hinzögern. Als aber Otto im Mai 1218 gestorben war, schienen alle bisherigen Hindernisse bei Seite geräumt.

Friedrich hatte indessen durch den Tod seines bisherigen Gegners eine ganz andere Stellung erhalten; er war allgemein anerkannt und schien des päpstlichen Beistandes kaum mehr zu bedürfen, da er die eigene Kraft erprobt hatte und Niemanden sah, der sein Gegner in Deutschland oder in Italien hätte werden können. Auf das drückendste mußte er jetzt ein früheres Versprechen, seinem Sohne Heinrich, dem Erben von Sicilien, nie in Deutschland die Nachfolge zu verschaffen, fühlen, und er mußte wünschen, durch den Nachfolger des Papstes selbst von dieser Wortfessel befreit zu werden. Zu gleicher Zeit wünschte er zu den drei Königskronen, die er schon trug, auch die vierte, italienische und die Kaiserkrone zu erhalten. Die Ertheilung der letzteren hing aber großentheils von Honorius ab und dieser wollte sie nur zugestehen, wenn Friedrich wirklich in der Erfüllung seines durch das Kreuz übernommenen Gelübdes Ernst beweise. Dringender wurde Honorius, als Friedrich im Jahre 1219 noch keine Anstalten zu einem Kreuzzuge zu treffen schien. Friedrich zeigte sich in Allem willig, doch wiederholte er seinen Wunsch, Heinrich, seinen Sohn, zum römischen König ernannt zu sehen, damit es in Deutschland während des Zuges nicht an einem Reichsoberhaupte gebrechen und das hohenstaufische Erbgut gesichert sein möge. Heinrich bleibe ja in demselben Verhältniß zur Kirche wie er selbst. Auch wiederholte der König seine Anerkennung der päpstlichen Ansprüche auf den Besitz der Mark Spoleto und der Mathildischen Erbschaft. Unter mannigfachen Verhandlungen rückte der letzte Termin der Kreuzfahrt, der März des Jahres 1220 heran; von Neuem mußte er bis Michaelis hinausgeschoben werden, doch schien der Papst nicht nur alle Entschuldigungsgründe des Königs für vollgültig anzuerkennen, sondern, als die geistlichen Fürsten in Deutschland, durch große Privile-

gien gewonnen, ihre Stimmen mit denen der weltlichen Großen zur Erwählung Heinrich's als römischen König vereinigt hatten, trug Honorius auch dies ohne Leidenschaft und glaubte fort und fort an Friedrich's ernsten Vorsatz, sein Gelübde erfüllen zu wollen. Im September 1220 zog der König wieder nach Süden über die Alpen, um die Kaiserkrone zu empfangen und demnächst seinen Zug nach dem Morgenlande anzutreten.

Bei der Kaiserkrönung hatte Friedrich II. aus den Händen des Bischofs von Ostia das Kreuz von Neuem empfangen und öffentlich sein Gelübde erneuert; im Frühjahre 1221 sollte sein Heer nach dem Morgenlande aufbrechen, er selbst wollte wenigstens im August nachfolgen. Um die Sache des heiligen Landes ganz zu Friedrich's eigener zu machen, hatte der Papst, nachdem die Kaiserin Constanze gestorben war (1222), eine Vermählung desselben mit Jolante, der Erbin des Königreiches Jerusalem, eingeleitet, die auch im November 1225 zu Brindisi vollzogen wurde.

Die letzte Frist, welche Friedrich zu San Germano erlangt hatte, benutzte er zur Unterwerfung der Lombarden, nachdem seine Macht im Süden befestigt zu sein schien. Zu diesem Zwecke wurden auch sein Sohn Heinrich und die deutschen Fürsten nach Oberitalien entboten. Aber die Lombarden erneuten ihren alten Bund, verlegten dem deutschen Zuzug die Alpenpässe und verschlossen zum Theil dem Kaiser selbst die Thore, als er aus Apulien heranzog, um einen großen Städtetag in Cremona zu halten. Da er zum Angriffe nicht stark genug war, so mußte er sich auf Achtserklärungen gegen die Widerspenstigen beschränken. Zugleich ersuchte er den Papst um Vermittlung; dessen schiedsrichterlicher Spruch suchte beide Theile zu befriedigen; die Acht sollte aufgehoben werden, aber die Lombarden die Verpflichtung übernehmen, zwei Jahre lang 400 Ritter für den Kreuzzug zu stellen.

Zwei Monate später (März 1227) starb der mildgesinnte Honorius und es folgte ihm der Cardinalbischof Ugolino von Ostia als Gregor IX. Dieser war während Honorius' Lebzeiten die Seele aller Unternehmungen des päpstlichen Hofes in Italien gewesen, überall, wo schwierige Verhandlungen mit Gewandtheit zu führen sind, finden wir den Cardinal Ugolino an der Spitze der päpstlichen Gesandtschaften. Wenige Tage nach seiner Weihe erinnerte er Friedrich nachdrücklich an die Erfüllung seines Gelübdes.

Den Kreuzzug Friedrich's II. s. S. 346 ff.

Während des Kreuzzuges war Friedrich's Reichsverweser in Sicilien, der Herzog Rainald von Spoleto, mit einem zahlreichen Heere (besonders von Saracenen) in den Kirchenstaat (in die Mark Spoleto) eingefallen und hatte sich, trotz des Bannfluches, der ihn und alle seine Anhänger traf, nicht abhalten lassen, weit und breit das päpstliche Gebiet zu verwüsten und gegen die Anhänger Gregor's unter der Geistlichkeit und unter dem Volke mit Martern und Todesstrafen zu wüthen. Durch Johann, den König von Jerusalem, damaligen weltlichen Statt-

halter des Papstes im römischen Gebiete, wurde Rainald aus diesem zurückgetrieben, nach Apulien verfolgt, in Sulmona eingeschlossen und auf alle Weise bedrängt. Alles schien für Friedrich verloren, als dieser plötzlich bei Brindisi landete und nun selbst den Kampf gegen den Papst übernahm. Die päpstlichen Truppen konnten sich nicht länger in Apulien behaupten und zogen über die Grenze zurück, aber auch Friedrich suchte den Frieden mit der Kirche, der auch nach einigen Unterhandlungen zu San Germano 1230 zu Stande kam; der Kaiser versprach die Rechte der Kirche (namentlich in der Mark Ancona und dem Herzogthum Spoleto) zu restituiren und sich deren Anordnungen unbedingt zu unterwerfen, worauf er vom Banne losgesprochen wurde und bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Gregor IX. zu Anagni eine vollständige Aussöhnung herbeiführte. Auch bewirkte die Vermittlung des Papstes wenigstens eine vorläufige Ausgleichung zwischen Friedrich und den Lombarden, die jedoch für Friedrich wenig zufrieden stellend ausfiel. Dieser ließ sich die Entscheidung des Papstes nach einigem Widerstreben gefallen, denn noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, in welchem er den Lombarden mit Gewalt entgegen treten konnte und gerade jetzt war ihm die Freundschaft des Papstes wegen der Empörung seines Sohnes Heinrich von besonderem Werthe.

Heinrich's Absetzung 1235. Heinrich, Friedrich's ältester Sohn, war zu Anfang des Jahres 1212 von dessen erster Gemahlin Constanze geboren und schon in den ersten Monaten seines Lebens, als sein Vater der Einladung nach Deutschland folgte (März 1212), auf den Rath des Papstes Innocenz III. zum Könige von Sicilien gekrönt worden. Ihm hatte der Vater die Regierung dieses Landes, als eines vom Kaiserreich getrennten und unter päpstlicher Lehnshoheit stehenden Königreiches bestimmt. Allein nach dem Tode Innocenz' III. änderte er seinen Plan, ließ den Knaben nach Deutschland kommen, nannte ihn nicht mehr König von Sicilien, sondern nur Herzog von Schwaben und betrieb, nach Otto's IV. Tode, dessen Erwählung zum römischen Könige, was ihm auch durch die Unterstützung der damals noch wahlberechtigten Bischöfe gelang. Darauf ging Friedrich über die Alpen zurück (1220) und überließ dem Sohne, der auch 1222 zu Aachen gekrönt wurde, die Reichsregierung, zunächst unter der Pflegschaft des Erzbischofes Engelbert von Köln (1220—1225), dann unter der des Herzogs Ludwig von Baiern (1226—1228). Während der Meerfahrt des Vaters ins heilige Land sagte sich der damals 17jährige Heinrich von seinem Pfleger, dem Herzoge von Baiern, los, welcher die Verkündung des Kirchenbannes gegen den Kaiser und den Plan des nach Deutschland gesandten Cardinallegaten Otto, die Staufen zu stürzen, unterstützt haben soll (weßhalb der Kaiser ihn später, 1231, durch einen Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ). Heinrich suchte sich aber auch dem Vater gegenüber eine unabhängige Stellung in Deutschland zu verschaffen, und nach einer vorübergehenden Aussöhnung mit demselben (zu Aquileja 1232) trat er nicht nur mit deutschen Fürsten gegen Geld

und andere Begünstigungen in ein Bündniß, sondern auch mit mehreren Gliedern des lombardischen Bundes, die ihn als König anerkannten, und begann so die offene Empörung gegen seinen Vater. Dieser aber, damals (1235) mit dem Papste einig und von demselben mit seinem Ansehn unterstützt, erschien in Deutschland, ließ zu Worms den ungerathenen Sohn gefangen nehmen und da er die ihm gestellten Bedingungen nicht erfüllen wollte, zu ewigem Gefängniß nach Apulien abführen (wo er 1242 starb). Vergl. S. 427.

In derselben Zeit und an demselben Orte feierte Friedrich mit Elisabeth (Isabelle) von England seine dritte Hochzeit und einen Monat später hielt er in Mainz einen „allgemeinen Reichshof" (curia generalis) zur Wiederherstellung des öffentlichen Rechtszustandes, indem er theils Gesetze gab, welche die Gesammtverfassung und den Reichsfrieden betrafen, theils den alten Streit seines Hauses mit den Welfen durch Errichtung eines Herzogthums Braunschweig-Lüneburg für Otto, den Brudersohn Otto's IV., beendete. Damals stand er auf dem Höhepunkte seiner Macht in Deutschland.

Kampf mit den Lombarden 1236—1239. Um die Lombarden für das Bündniß mit seinem pflichtvergessenen Sohne zu bestrafen, rückte Friedrich 1236 über Verona in die Lombardei ein, verwüstete die Umgegend von Mantua und erstürmte Vicenza. Dann überließ er die Kriegführung dem Ezelin de Romano und ging selbst im Winter wieder nach Deutschland, wo er bei einem längeren Aufenthalte in Wien die Länder des wegen Ungehorsams gegen ihn geächteten Friedrich's des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich, „zu seinen und des Reiches Handen" nahm und die Königswahl seines zweiten Sohnes, Konrad, bewirkte, welche auf einem zu Speier gehaltenen Tage bestätigt ward. Darauf zog er im Herbste 1237 mit einem im Lechfelde gesammelten Heere abermals nach Italien, um Deutschland nie wieder zu sehen. Bei seiner Ankunft stießen alle Ghibellinen der Lombardei und 10,000 Saracenen, die er sich aus Apulien zuführen ließ, zu ihm. Der Einnahme vieler Burgen folgte die Uebergabe Mantua's, welches ebenso, wie die angesehensten Gegner Ezelin's, des Kaisers Gnade suchte und erhielt. Unter diesen Umständen mußten die Mailänder besorgt werden, denn auf sie, als das Haupt des Bundes, richtete sich natürlich des Kaisers Zorn am meisten. Sie wandten sich an den Papst, der in ihnen die einzige unabhängige Macht nicht fallen lassen konnte, um Unterstützung und um Vermittlung bei dem Kaiser; doch wurden die päpstlichen Legaten, als sie sich für Mailand verwenden wollten, nicht vorgelassen und Friedrich bestand auf Unterwerfung. Am Oglio traf er auf das Heer der Lombarden, fand sie aber so gut aufgestellt, daß sie weder leicht anzugreifen waren, noch auch der Uebergang über den kleinen Fluß erzwungen werden konnte, daher suchte er sie zu täuschen, indem er sein Heer in verschiedenen Richtungen aus einander gehen ließ. So gelangte er über den Oglio, während die Mailänder, erfreut über das Verschwinden des kaiserlichen Heeres, sich nach Cortenuova,

südwestlich von Bergamo, zogen. Hier kam es am 27. November zur Schlacht, welche von einer Art heiliger Schaar, gebildet aus den tapfersten Jünglingen Mailands, bis zur Nacht aufrecht gehalten wurde, wo dann die Lombarden an schleunigen Rückzug dachten, und als Friedrich am nächsten Morgen von Neuem angriff, bemächtigte sich ihrer dumpfe Verzweiflung und sie (gegen 10,000) ließen sich fast wehrlos tödten und gefangen nehmen. Unter den Gefangenen war der damalige Podestá von Mailand, der angebunden auf dem eroberten und von einem Elephanten gezogenen Fahnenwagen im Triumphe nach Cremona gebracht, später aber nach Apulien geführt wurde. Den Fahnenwagen sandte Friedrich (dem Papste zum Hohne) den Römern mit einem pomphaften Schreiben, in welchem er seine Stellung zu ihnen mit der der alten Imperatoren zum römischen Volke verglich, und so entzückt waren sie über diese Ehrenbezeugung, daß sie den Wagen feierlich auf dem Capitol aufstellten.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolges zog Friedrich 1238 westwärts bis Turin und empfing dort allenthalben, wie ostwärts Ezelin (der bald darauf sein Schwiegersohn wurde) die Unterwerfung der Städte; nur Mailand, Brescia, Piacenza und Bologna widerstanden noch, aber an ihrer ferneren Widerstandsfähigkeit verzweifelnd, baten auch diese um Frieden, selbst auf demüthigende Bedingungen. Doch Friedrich, damals auf dem Höhepunkte seiner Erfolge, bestand auf unbedingter Unterwerfung. Weil nun aber sein Charakter und sein bisheriges Verfahren den Städten keine Bürgschaft für Großmuth gewährten, so wagten sie lieber den letzten Kampf und Friedrich mußte bald einsehen, daß er den Bogen zu hoch gespannt hatte; an Brescia's Mauern scheiterte sein Glück. Nach mehr als zweimonatlicher Belagerung war er genöthigt, von Brescia abzuziehen; sein Sohn Konrad, der ihm ein Heer aus Deutschland zugeführt hatte, zog in die Heimat zurück und die Unternehmungen gegen Treviso, Bologna und Mailand im Jahre 1239 hatten kaum einen anderen Erfolg, als die Verwüstung des Landes. Inzwischen hatte der Papst abermals den Bann über den Kaiser ausgesprochen, weil dieser von dessen schiedsrichterlicher Vermittlung im Streite mit den Lombarden nichts wissen wollte. So hatten seine Feinde einen Mittelpunkt am Papste und mehrten sich bald so, daß die wichtigsten Städte Oberitaliens von Genua bis Venedig und Ravenna den Welfen zugethan waren. Daher überließ Friedrich diesen Kriegsschauplatz dem Ezelin und begann selbst den Krieg gegen den Papst.

Kampf gegen den Papst 1240—1245. Friedrich hatte nicht nur den päpstlichen Legaten, die für Mailand vermitteln wollten, das Gehör verweigert, weil er damals, durch zahlreiche Zuzüge verstärkt, des Sieges gewiß zu sein glaubte, sondern auch die Geistlichkeit Süditaliens mit offener Feindseligkeit behandelt, die angesehensten Prälaten verbannt und die Wiederbesetzung ihrer Stellen verhindert, den ihm treu ergebenen Saracenen gestattet, Kirchen niederzureißen und zu Moscheen zu verwenden, und endlich für seinen unehelichen Sohn Enzio, der sich mit der

Tochter eines sardinischen Häuptlings vermählte, die der Hoheit des päpstlichen Stuhles unterworfene Insel Sardinien in Anspruch genommen, weil er geschworen habe, dem Reiche alles früher Besessene wieder zu verschaffen. Nachdem Gregor IX., der auch für das übrige Patrimonium der römischen Kirche besorgt war, Ermahnungen und Bitten vergebens erschöpft hatte, sprach er am Palmsonntage 1239 den Bann aus. Friedrich suchte in seinem Rundschreiben an die Könige und Fürsten die Streitsache als eine persönliche zwischen ihm und Gregor darzustellen, auf welchen die gehässigsten Beschuldigungen gehäuft wurden, und forderte die Cardinäle auf, ein allgemeines Concilium zu berufen, wo er die Beschuldigungen wider den Papst beweisen wolle. Inzwischen fiel er mit überlegener Macht in den Kirchenstaat ein und unterwarf die bedeutendsten Städte außer Rom. Als der bedrohte Papst nun ein allgemeines Concilium zur Berathung über die Lage der Kirche ausschrieb, suchte Friedrich, der von ihm keinen günstigen Spruch erwartete, dasselbe zu vereiteln durch Abmahnungsschreiben und durch Androhung der härtesten Strafen für die Geistlichen, die in seine Gewalt fallen würden. Wirklich griff sein Sohn Enzio die genuesischen Schiffe, welche die französischen Prälaten an Bord hatten, an, versenkte einige, nahm die meisten und ließ die Gefangenen nach Apulien abführen. Friedrich rühmte sich des Sieges, der doch nicht sowohl eine Feindseligkeit gegen den Papst war, als gegen die Kirche überhaupt und gegen die Geistlichkeit aller Länder. Er glaubte nun noch den letzten Schlag führen zu können, indem er, unbekümmert um die Noth Deutschlands durch den Einfall der Mongolen, die römische Campagna verwüstend auf Rom selbst vorrückte. Während er in der Nähe Roms lagerte, starb Gregor IX., fast 100 Jahre alt, und er ließ sich nun bewegen, die gefangenen Cardinäle freizulassen, um an der Papstwahl Theil zu nehmen, welche auf I n n o c e n z IV. fiel. Friedrich soll bei der Nachricht von dieser Wahl geäußert haben, er fürchte einen Freund unter den Cardinälen verloren und einen feindlichen Papst erhalten zu haben, kein Papst könne ein Ghibelline sein.

Neue Unterhandlungen begannen, der Kaiser ließ durch Bevollmächtigte seine Unterwerfung unter die Kirche beschwören, während er den Papst immer enger einschloß. Unter dem Vorgeben, zur Erleichterung der Unterhandlungen dem Kaiser, der in Pisa sich aufhielt, näher sein zu wollen, begab sich Innocenz nach Sutri; von da schnell nach Civitavecchia, wo eine heimlich dorthin beschiedene genuesische Flotte ihn aufnahm und nach Genua führte. Durch den Grafen von Toulouse, den er nach Savona sandte, suchte Friedrich von Neuem Unterhandlungen mit Innocenz anzuknüpfen, die dieser aber gänzlich ablehnte und bald darauf seine Reise über Turin, Susa nach Lyon fortsetzte, wo er im December 1244 ankam. In die Mitte gestellt, gewisser Maßen zwischen Frankreich, Deutschland und Italien, in einer Stadt, die eben so frei und mächtig war wie Mailand, in einem Theile des römisch-deutschen Reiches, wo des Papstes und der Kirche Einfluß längere Zeit den des

Kaisers überwogen hatte, von wo die Flucht zu schützenden Fürsten leicht und wenn sie beschlossen ward, fast nicht zu verhindern war, fühlte sich Innocenz frei und schrieb nun zu Ende des Januar 1245 allen Fürsten und Prälaten ein allgemeines Concilium für das nächste Johannisfest zu Lyon aus. Die Kirchenversammlung ward nicht zahlreich besucht; nach einigen Angaben waren 140, nach anderen 250 vornehme Geistliche zugegen. Der Papst legte den versammelten Vätern eine Bulle vor, in welcher alle Beschuldigungen gegen Friedrich wiederholt waren und dieser seiner Würden und Aemter verlustig erklärt wurde. Alle die ihm zur Treue verbunden waren, sollten ihrer Eide entbunden und die Deutschen ermächtigt sein, zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Die Prälaten traten dem Urtheile des Papstes bei, indem sie der Absetzungsurkunde ihr Siegel beifügten.

In Deutschland hatte Friedrich so viel von seinem Ansehen verloren, daß die ihm feindliche Partei zu Hochheim bei Würzburg im Mai 1246 den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, den Friedrich zum Reichsverweser bestellt hatte, zum Gegenkönige wählen und bis zu seinem schon im Februar 1247 erfolgenden Tode unterstützen konnte. Er siegte in einer Schlacht bei Frankfurt (August 1246), welche Konrad, Friedrich's Sohn, durch die verrätherische Flucht der Grafen von Württemberg und von Groningen verlor. Statt seiner wurde durch die Bemühungen des päpstlichen Legaten und der rheinischen Erzbischöfe der junge Graf Wilhelm von Holland (October 1247) gewählt.

Auch in Italien verließ den Kaiser sein früheres Glück. Während er im südlichen Toscana überwinterte, entdeckte er eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung seiner vertrautesten Rathgeber und ersten Hofbeamten, die Häupter derselben suchten ihr Heil in schleuniger Flucht nach Apulien, Friedrich folgte ihnen schnell nach, nahm ihre Burgen und ließ sie blenden, verstümmeln und zuletzt rädern. Als er aus Apulien nach Oberitalien zurückkehrte, hatte er wahrscheinlich die Absicht, den Papst in Lyon zu überfallen. Da erhielt er plötzlich die Nachricht, daß Parma in die Hände der Gegenpartei (der Welfen) gefallen sei, daher gab er vorläufig den Zug nach Lyon auf, belagerte Parma und nachdem er eine ihm angebotene Capitulation abgelehnt hatte, wurde durch einen glücklichen Ausfall der Belagerten, während er auf der Jagd und Alles sorglos war, sein Belagerungsheer mit großem Verluste zersprengt. Zu der Beute der Sieger gehörte auch des Kaisers Krone und Siegel. — In Apulien, wohin der Kaiser sich begab, wurde gegen seinen Kanzler und vertrautesten Rathgeber, Peter de Vinea, die Anklage erhoben, daß er seinen Herrn habe vergiften wollen. Peter's Arzt bot dem erkrankten Kaiser Arznei dar, und als dieser ihm befahl, zuerst zu trinken und ihm die andere Hälfte zu geben, that der Arzt, als ob er strauchele und verschüttete den Trank. Der Kanzler ward darauf ins Gefängniß geworfen, geblendet und zerstieß sich in der Ver-

zweiflung über sein Schicksal den Kopf an der Kerkermauer.*) Zu dieser Trauerbotschaft kam bald eine andere: Enzio, des Kaisers geliebtester (natürlicher) Sohn, „der schönste Ritter Italiens“, dem der Vater die Fortsetzung des Krieges in Oberitalien aufgetragen hatte, gerieth in der Schlacht bei Fossalta (zwischen Modena und Bologna) in die Gewalt der siegenden Bolognesen (1249), die ihn trotz aller vom Kaiser angebotenen Lösegelder nie wieder frei gaben. Erst der Tod († 1272) befreite ihn aus der fast 23jährigen Gefangenschaft.

Das Schicksal wollte Friedrich härtere Prüfungen ersparen. Er hatte eben, um den Krieg größtentheils mit zuverlässigen, dem päpstlichen Bannurtheil unzugänglichen Leuten führen zu können, saracenische Schaaren aus Afrika kommen und durch sie einen großen Theil des Kirchenstaates besetzen lassen, als er in der Nähe des ihm getreuen, ebenfalls saracenischen Luceria im November 1250 erkrankte und gegen die Mitte des December auf seinem Schlosse in Firenzuola starb. Unmittelbar vor seinem Tode war er von dem Erzbischofe von Palermo wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen worden.

Durch das Testament des Kaisers ward dessen ältester Sohn Konrad als Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums, wenn er sterben sollte, sein jüngerer Sohn Heinrich, wenn auch dieser sterben sollte, Manfred, ein Sohn Friedrich's aus nicht ebenbürtiger Ehe, eingesetzt. Da Konrad in Deutschland von der hohenstaufischen Partei als König anerkannt und noch mit den Gegnern im Kampfe war, ward Manfred einstweilen zu dessen Stellvertreter und Vicekönig im sicilischen Reiche verordnet, und ihm außerdem als erbliches Eigenthum das Fürstenthum Tarent und andere Besitzungen zugesprochen. Heinrich sollte, im Fall Konrad am Leben bliebe, nach Konrad's Bestimmung das Reich Burgund oder Jerusalem erhalten. Die Kirche sollte alle ihre Rechte zurückerhalten, doch ohne daß dadurch der kaiserlichen Macht und Würde etwas vergeben würde.

In dem Dome zu Palermo steht noch Friedrich's Grabmal, ganz von Porphyr. Als man 1783 das Grab öffnete, fand man Friedrich's Leiche (zu der man später noch zwei andere gelegt hatte) wohlerhalten in kaiserlichem Gewande.**)

---

*) Ueber die Ungewißheit dieser That s. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen IV. Bd. 256 und 1. Beilage.

**) Wie über Kaiser Heinrich IV., so sind auch über Friedrich II. von verschiedenem Standpunkte aus die entgegengesetztesten Urtheile gefällt worden. Böhmer in den Regesten des Kaiserreiches faßt am Schlusse seiner Darstellung dieser Regierung sein Gesammturtheil im Wesentlichen also:

„Alle Urtheile der Zeitgenossen, wie verschieden sie auch sonst sind, stimmen darin überein, daß es dem Kaiser eben so wenig an persönlichen Anlagen zur Größe fehlte, als an äußeren Mitteln. Was er also nicht erreicht, oder was er gefehlt hat, kommt ganz auf die Rechnung seines verderbten Wollens. Als nächstes Beispiel dessen, was von ihm zu meiden war, stand derjenige vor ihm, den er gestürzt hat: Otto. Doch wunderbar!

84. Der Hochmeister Hermann von Salza.

(Nach Joh. Voigt, Geschichte Preußens, und Georg Voigt, Hermann von Salza in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Als nach dem Tode des Ordensmeisters Hermann Barth (1210) die Brüder des deutschen Ordens zur Wahl eines neuen Hauptes zusammentraten, fiel einmüthig die Stimme der berufenen Ritter auf den tapferen und edeln Ordensbruder Hermann von Salza, seines Stammes

---

keinem einzigen unserer Kaiser hat Friedrich's Wirken und auch Friedrich's Ende mehr geglichen, als dem Otto's. Verschieden waren beide freilich in wichtigen Beziehungen; Friedrich besaß nicht die persönliche Tapferkeit und die kriegerischen Gaben Otto's, und dieser stand hinwieder gegen ihn unendlich zurück an Bildung des Geistes und an Macht. Aber beide waren Geschöpfe der Kirche, beide hatten den Päpsten ihre Erhebung zu verdanken; beide waren gleich undankbar gegen ihre Wohlthäter; beide brachten ihr Leben in Mühen und Kämpfen hin, und beide waren zuletzt entfernter von ihrem Ziele als Anfangs. Beide endeten müde und verlassen. Das mächtigste Reich wollte er bauen; gleichgültig gegen die Mittel, mied er weder Trug noch Gewalt. Aber am Ende war doch Alles vergeblich; nichts war von dem erreicht, was er erstrebte; aber was er besessen hatte, war verspielt. Das heilige Land war verloren; kümmerlich behauptete sich sein Sohn in dem zerrütteten Deutschland, während er selbst gegen den Schluß seines Lebens sich genöthigt sah, sein Gebiet in Italien unter seine natürlichen Söhne, wie Manfred und Friedrich von Antiochien, und unter seine Anhänger zu zertrümmern. Er, an dessen Jugend die Völker so große Hoffnungen geknüpft hatten, war zuletzt nur noch der Schrecken und die Geißel derer, die er erreichen konnte; der Schwachen nämlich, über die er nur Raub und Brand und Elend aller Art häufte. Er selbst hingegeben jenem hartnäckigen Eigensinn, der ihn einst vor Faenza und Parma festgehalten hatte, war erbitterten Gemüthes, zerfallen mit den Freunden und Getreuen seiner früheren Jahre, verlassen vom Glück. Das Urtheil der Völker Italiens sprach sich aus in ihrem Jubel bei der Rückkehr des Papstes, dessen Reise von Mailand bis Neapel ein Triumphzug war; denn der Tyrann, der alle unglücklich gemacht hatte, war nun todt und es war wieder Hoffnung auf bessere Zeiten!"

Dagegen charakterisirt sein neuester Biograph, Fr. Wilh. Schirrmacher (Kaiser Friedrich II. 2. Bd. 1861, in der Einleitung) ihn also:

„Kaum ist an Friedrich der Ruf zur That ergangen, als er sich auch bereit zeigt, fertig da stehend in königlicher Gestalt: durch Geburt, Erziehung, Begabung und Verhältnisse wie geschaffen das Kaiserthum nach einer Zeit der Erniedrigung seiner Vollendung entgegen zu führen. Wann sah die Welt einen Kaiser, der nicht nur die Rechte seiner Großväter Friedrich und Roger, sondern auch die italienische und deutsche Natur in sich vereinigte? Wie hat er von Anfang an, hier und dort, das Ganze im Auge, aber doch ein anderer in Italien, ein anderer in Deutschland! Der Glanz der Macht berauscht ihn nicht, reißt ihn nicht zur Ueberschätzung der kaum erprobten Kräfte fort. Bei aller jugendlichen Entschlossenheit, die Gunst des Augenblickes zu nutzen, um das Verlorene wieder einzubringen, tritt er mit der Bedachtsamkeit und Festigkeit des Alters auf. In wie vielem Betracht gleicht er da seinem Meister Innocenz. Beide volle Monarchen vom Scheitel bis zur Sohle; voll höchster Würde, Maß und Haltung, klar über die Ziele, wie über den Grad der Unterstützung, den Menschen und Verhältnisse gewähren. Vorsichtig im Handeln, ob Erfolge vorwärts oder Mißgeschicke

aus Thüringen, wo das Geschlecht der Edlen von Salza, reich begütert und hochgeachtet, schon seit langen Zeiten gewohnt und von da aus sich weit verzweigt hatte. Als kriegslustiger Jüngling, den die Sehnsucht nach dem heiligen Lande und das Verlangen nach ritterlichem Ruhme in Kämpfen gegen die Ungläubigen vom heimischen Boden hinwegtrieb, war er wohl schon mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen im Jahre 1196 nach dem Morgenlande gezogen und bald darauf in den Deutschen Orden getreten. Durch seine Tapferkeit soll er sich nachher, doch nach unverbürgten Nachrichten, die Würde des Ordensmarschalls erworben haben.

Keiner ahnte, welche große und glückliche Zeit für den Deutschen Orden mit dem Tage begann, an welchem dieser jugendliche, ritterliche Held zum obersten Meister der Deutschen Brüder erkoren ward. Seine Tapferkeit im Kampfe, sein reiner, adliger Sinn, die Achtung und Liebe seiner Ordensbrüder und die gewissenhafte Strenge in Erfüllung seiner Ordenspflichten hatten ihn bis dahin emporgehoben, wo er als Haupt des Ordens nun stand und wo er stehen mußte, um der Fülle seines Geistes durch ein vielthätiges und hochstrebendes Leben in seinem Kreise zu genügen. Und gewiß war dieser Geist durch seine Zeit mit geweckt worden. Es war eine große Zeit, in welcher Hermann dastand, die Zeit, in welcher Kaiser Heinrich VI., Friedrich II., Manfred, Konradin und andere aus königlichem Geblüte als Dichter glänzten, in welcher die Fürstenhöfe minder durch eitlen Prunk und Tand, als durch die Liebe zur Dichtkunst und zum Gesange dem Volke vorstrahlten und in allen Gauen des Vaterlandes das deutsche Lied die Seele erweckte, erwärmte und zu Thaten hinriß. Schon damals übertrafen in der Liebe zum Gesange wenige Fürstenhöfe den der Landgrafen von Thüringen, an welchem die berühmten Wettgesänge erklangen, wo man den Dichterkrieg auf der Wartburg vernahm, wo mit der Dichtkunst sich der Rittergeist vermählte, wo fort und fort sich eine Menge deutscher Edelknaben zusammenfand, um feine Sitte und Ritterdienst zu erlernen und wo die Feier großer Thaten im Munde der Sänger auch die Lust und den Durst nach großen Thaten im Leben in der jugendlichen Brust erweckte.

In dieser Zeit und in solchen Umgebungen in dem sangreichen Thüringen war Hermann von Salza gebildet und aufgewachsen. Keiner vermag zu sagen, welche Wirkungen in Hermann's jugendlichem Geiste die Anklänge der Ruhmgesänge auf ritterliche Könige, Fürsten und Helden, welchen Einfluß das Zusammensein mit den ersten Rittern seines Landes an des Landgrafen feingesittetem Hofe auf seine

rückwärts ziehen. Beide fern von Extremen, frei von aufwallendem Enthusiasmus, von dem seltensten Talent, mit den Kräften hauszuhalten, zu organisiren, die zerstreuten Interessen zu einigen. „„Streng gegen die Rebellen und Widerspenstigen, gütig gegen die Ergebenen und Willigen, tapfer und standhaft, großmüthig und schlau, ein Vertheidiger des Glaubens und Vertilger der Ketzerei."" So wird uns Innocenz von seinen Biographen geschildert, so auch war Friedrich."

Bildung, und welche Anregung die Nähe gefeierter Helden und Sieger beim Turniere und im Ritterspiele, die man zur Zeit in Thüringen hielt, auf seinen Charakter, auf sein Wollen und Streben gehabt haben mögen; — vielleicht aber stammte daher der ritterliche Edelmuth, die adlige Größe in That und Gesinnung, die reine ritterliche Sittlichkeit, die Hoheit seiner Gedanken und aller seiner Bestrebungen, der jugendliche Feuereifer im Edlen und Erhabenen und doch daneben das feste und männliche Verharren in seinen Entwürfen, die stille Bedächtigkeit in seinen Planen, die ruhige Entschlossenheit in Gefahr, die kluge Mäßigkeit im Glücke, die große Kunst, die Menschen leicht für seine Zwecke und Bestrebungen zu gewinnen, seine reiche Erfahrung und ungemeine Gewandtheit in dem Weltleben und die Geschmeidigkeit im Benehmen, durch welche er sich den Kaiser, den Papst und die Fürsten zu vertrauensvollen Freunden gewann. So steht Hermann schon in den ersten Jahren seines Meisteramtes da und so geht er durch sein ganzes Leben.

Nachdem er schon bei dem unglücklichen deutschen Kreuzzuge, der 1218 seine Richtung nach Aegypten nahm, den Orden zum ersten Male zu einem großartigen Kriegsunternehmen angeführt hatte und selbst unter den Geißeln gewesen war, welche beim Waffenstillstande dem Sultan gestellt werden mußten, beredete er, gleichzeitig mit dem Papste, den Kaiser Friedrich II. zu einem neuen Zuge zur Wiedereroberung des heiligen Grabes und des Mutterhauses seines Ordens. Noch einmal schiffte er nach Accon hinüber (1223), um den kaiserlichen Kreuzzug, auf den er seine schönste Hoffnung setzte, vorzubereiten. Dann zog er wieder in Deutschland umher, von der Donau bis zur Elbe, überall die Fürsten und Ordensbrüder zum heiligen Werke zu spornen. Mit dem Papste vereint, suchte er die Ehe Friedrich's mit Jolante, der Tochter des Königs von Jerusalem, zu Stande zu bringen, um ihn zum Zuge anzutreiben. Als der Bruch zwischen Papst und Kaiser unabwendbar schien, da einigten sich beide, den biedern Ordensmeister als Schiedsrichter anzurufen. Vergebens suchte Hermann das bedenkliche Amt abzulehnen, er entschied zu Gunsten zu Papstes, der damals den Deutschrittern alle die Freiheiten und Rechte bewilligte, deren die Templer und Johanniter genossen; der stolze Staufe fügte sich seinem Spruche, hielt ihn lieb und werth wie zuvor und gab ihm fürstliche Ehrenrechte (unter anderen auf seinem Schilde und dem Banner des Ordens den schwarzen Adler führen zu dürfen). Hermann begleitete den vom Banne betroffenen Kaiser auf dem Zuge nach Palästina und schloß mit dem Sultan einen zehnjährigen Waffenstillstand, durch welchen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, die heiligsten Stätten, den Christen zurückgegeben wurden. Bei der Krönung Friedrich's im Tempel zu Jerusalem las Hermann im Namen des Kaisers dessen Vertheidigungsschrift in deutscher Sprache vor, und noch erfüllt von der Gewalt des Augenblicks, wo er Jerusalem wieder der christlichen Andacht offen, das Marienhospital hergestellt und den Kaiser des Abendlandes die

Krone des christlichen Morgenlandes tragen sah, schrieb er einen Bericht voll feurigen Lobes an den Papst, dessen Versöhnung das Glaubenswerk krönen sollte.

Der Friede zwischen beiden, der zu San Germano geschlossen wurde, war Salza's Werk. Und als die beiden Häupter der Welt in Anagni, der Vaterstadt Gregor's, freundlich zusammen kamen, um ihre Aussöhnung vor allem Volke zu beweisen, da war keiner der Cardinäle, keiner der Reichsbeamten ihr Genosse an der Tafel, oder Zeuge ihrer langen und ernsten Gespräche, diese Ehre ward allein dem friedenstiftenden Ordensmeister. Mehrmals verhandelte Salza im Namen seines Kaisers mit den Lombarden, bald allein, bald mit dem berühmten Kanzler Peter von Vinea zusammen, immer zugleich ängstlich bemüht, das lockere Bündniß von San Germano zusammenzuhalten. Dann folgte er Friedrich nach Deutschland, wo des Kaisers Sohn, der trotzige Heinrich, sich empört. Von den Reichsfürsten verlassen, hatte er sich in die feste Burg Trifels geflüchtet; hier kam Hermann von Salza zu ihm, seinem mahnenden Worte gelang die Versöhnung. Zu Worms flehte der Sohn den Vater um Verzeihung an. Als er aber neue Pläne schmiedete und sogar, wie man sagte, gegen Friedrich's Leben, nahm dieser ihn mit über die Alpen, und von einem Gewahrsam in den anderen geschickt, beharrte der Sohn bis an sein Ende in finsterm Trotze. Es sind Charaktere, wie von Stahl und Stein, zwischen denen die mild aussöhnende Gestalt Hermann's sich hin und her bewegt, gleich dem Genius des Friedens.

Er lebte in Italien fast stets um Kaiser und Papst. Die Gunst des Kaisers wies ihm Besitzungen auf Sicilien und im unteren Italien an. In Thüringen und Oesterreich, in Hessen und Franken, im Elsaß und in Tyrol, in Holland und Lothringen, am Rhein und an der Moldau, fast in allen Gauen des deutschen Landes heimten sich die Brüder vom Marienhospital an und ihre Besitzungen erwuchsen zu reichen und großen Balleien. Die Einkünfte aller Besitzungen sollten nach der ursprünglichen Bestimmung dem heiligen Lande zu Gute kommen. Aber schon Salza trug die traurige Ueberzeugung in sich, daß im Morgenlande doch Alles, was Tausende und Tausende mit ihrem Blute erkauft, vielleicht bald und für immer verloren sein möchte. Er suchte daher nach einem neuen Boden für die seiner Sorge anvertraute Pflanzung, nach einem Boden, wo alle ihre Zweige und Thätigkeiten, die Krankenpflege und der Kampf für das Kreuz, die Ansiedlung und die Ausbreitung des Christenthums von Neuem Wurzel fassen könnten.

Der Orden ward nach dem Ungarlande gerufen: im südöstlichen Siebenbürgen, im Lande der Burzen, da wo jetzt der rüstige Szekler seine Schafe über das Marschland treibt, da sollte er einen Grenzwall bilden gegen die Ueberfälle wilder Heidenschwärme der Kumanen und der Walachen. Es war das erste Land in den Händen der Deutschritter: sie schützten es durch Burgen und Wehren an den Engpässen des Gebirges, zogen deutsche Colonisten hin, aus den Morästen und Haiden stiegen Dörfer, feste Schlösser, Städte empor, gesegneter Ackerbau brei-

tete sich über das Ländchen hin. Es gab schon hier eine Kreuzburg, eine Marienburg. Das Unternehmen war ein Vorspiel, eine Vorschule für ein größeres.

Damals nämlich war es, als der Bischof Christian von Preußen sein Auge auf die Beihülfe des deutschen Ordens richtete. Herzog Konrad von Masovien hatte seinem Rathe, diesen Orden zum Schutze des Bisthums im Culmerland und zur Sicherstellung seiner Grenzen gegen die heidnischen Preußen herbeizurufen und ihm durch Uebergabe eines bestimmten Landestheiles eine förmliche Niederlassung in der Nähe seines Gebietes möglich zu machen, seinen Beifall geschenkt, und auch die Großen Masoviens hatten in einer Versammlung um so bereitwilliger in den Vorschlag eingestimmt, da eben damals außer der Gefahr, die ihrem Lande von Preußen aus drohte, auch stürmische Raubeinfälle von Litthauen her zu fürchten waren. Man beschloß, dem Hochmeister das Culmerland und das Gebiet von Löbau als Besitzthum für den Orden anzubieten. Schon 1225 ging eine Gesandtschaft an ihn ab. Sie traf ihn in Oberitalien, in Verhandlungen mit den lombardischen Städten beschäftigt. Das Anerbieten kam dem Meister unerwartet, jedoch nicht unerwünscht; es erregte allerdings manche Bedenklichkeiten, aber auch große Hoffnungen, zumal da der Orden kurz zuvor erst durch des ungarischen Königs Wortbrüchigkeit und Wankelmuth seine Besitzung im Lande Burzen verloren hatte. Entschlossen, den Ruf anzunehmen, sofern der Kaiser einwillige und seine Beihülfe verheiße, begab er sich zu diesem nach Rimini. Dort ward in einer Berathung über Preußens künftiges Geschick entschieden, denn Hermann von Salza knüpfte schon damals an das Anerbieten des masovischen Fürsten umfangreichere Plane; und der Kaiser billigte auch diese. Nach der von den Kaisern bisher immer festgehaltenen Vorstellung, daß alle weltliche Gewalt auf Erden von des Kaisers Obermacht ihren Ausfluß haben müsse, stellte Friedrich dem Hochmeister eine Urkunde aus, kraft welcher er dem Orden nicht nur die Schenkung des Herzogs von Masovien bestätigte, sondern auch seine Zustimmung zur Eroberung Preußens ertheilte, also daß er alles in Preußen zu erobernde Land völlig frei von allen Dienstlasten und Steuerpflichten, mit den ausgedehntesten Rechten und Freiheiten eines Reichsfürsten, zwar gewissermaßen als ein Reichslehen, jedoch mit völliger Landeshoheit und als Eigenthum besitzen solle.

Es war kein regelmäßiger und offener Kampf, der nun begann. Wehren und Befestigungen wurden errichtet und gestürmt, Plünderzüge mit Sengen und Morden unternommen und vergolten, Waffenstillstand und Friede geschlossen und gebrochen, kleine Streifzüge und größere Heermassen trafen hier und dort auf einander. Der Enthusiasmus für den Sieg des Kreuzes kämpft auf der einen Seite, auf der anderen die Liebe zum uralten Heimatland, der Haß gegen die fremden Eindringlinge, der zündende Aufruf zur Vertheidigung der ewig grünenden Göttereichen. Civilisation, deutsches Wesen, Christenthum drangen unter Siegen und Niederlagen unaufhaltsam vorwärts. Balk, der Landmeister,

des Ordens rechter Arm, leitete die Unternehmungen mit einer Sicherheit und einem Feldherrnblicke, die das Vertrauen des Meisters glänzend rechtfertigen. Hermann von Salza selber war in Italien und Deutschland unablässig bemüht, der jungen Stiftung im Culmerlande die Hülfskräfte zuzuführen, die ihren Bestand und ihr Gedeihen sicherten. Fortwährend ward in Deutschland von päpstlichen Legaten und Dominicanern das Kreuz gegen die Preußen gepredigt. Wer im Kampfe gegen sie den Tod fand, dem verhieß Gregor IX. die Vergebung aller seiner Sünden, wie dem Pilger, der im gelobten Lande das Opfer seines Glaubens wurde. Unzählige lös'ten ihr Gelübde eines Kreuzzuges nicht durch die beschwerliche Fahrt nach dem treulosen Syrien, sondern bequemer an der Weichsel. Andere bewog die große Persönlichkeit des Meisters selbst, wenn er an den deutschen Höfen umherreis'te, den Ordensmantel aus seiner Hand zu empfangen, Burgherren, Ritter, ja Fürsten mit Zwanzigen ihrer Vasallen. Bedrängte Gemüther in allen Gauen und unter allen Ständen suchten ihren Trost in Spenden, Almosen und Vermächtnissen an die ritterliche Brüderschaft. Diese trat für das Land Preußen in ein Lehnsverhältniß zum Papste; als unmittelbarer Vasall des apostolischen Stuhles stand der Orden sonst von aller geistlichen Gerichtsbarkeit frei und unabhängig da.

Auf der anderen Seite gewann Salza durch die Gunst und Freundschaft des Kaisers seinem Orden unzählige Freiheiten, Privilegien und Rechte, so weit nur das staufische Scepter reichte, eine Landeshoheit, die den Fürstentitel des Meisters rechtfertigte, den Königstitel des Landes Preußen vorbereitete. Thorn, Culm und Marienwerder waren die ersten Burgen der Ritter. Längs dem großen Strome, dann immer tiefer ins Land hinein langsam vorrückend, aber sicher bauend, schritt die Civilisation des Kreuzes vorwärts.

Dem Meister selbst war es nicht beschieden, die junge aufblühende Pflanzung in Augenschein zu nehmen. Er befand sich in Deutschland beim kaiserlichen Heere, wahrscheinlich schon ein Greis über die Achtzig hinaus. Da erkrankte er, fühlte sein Ende nahen und eilte nun mit der Sehnsucht eines Staufen über die Alpen nach dem milderen Himmel Italiens. In Friedrich's Reich, in Salerno, boten die berühmten Aerzte der dortigen Hochschule vergebens ihre Kunst auf, den fliehenden Geist noch zurückzuhalten, hier verschied der große Hochmeister am Palmsonntage des Jahres 1239. Sein Leichnam wurde nach Barletta gebracht und in der Capelle des dortigen Ordenshauses, des ältesten auf dem europäischen Continent, beigesetzt.

Am Todestage des Hochmeisters, am Palmsonntage 1239, trat der fast 100jährige Papst Gregor auf die Altarstufen der lateranesischen Kirche, die Kerzen erloschen und so sprach er von Neuem Bann und Fluch über den Kaiser und entband seine Unterthanen vom Eide der Treue. Gleich als wäre mit Salza's Seele des Staufenhauses guter Engel entflohen, entbrannte jetzt der letzte, lange und blutige Todeskampf mit der Kirche. Der Kaiser starb unter dem Fluche des Papstes

seine Söhne starben dahin, der eine jung und bald dem Vater folgend, der andere auf dem Schlachtfelde, der dritte im Kerker, und der Enkel, der letzte Sproß des Hauses, auf dem Schaffot.

---

85. Konrad IV.

(Nach Joh. Friedr. Böhmer, die Regesten des Kaiserreichs.)

Konrad, geboren im April 1228 zu Andria in der Terra di Bari, war der Sohn Friedrich's II. und seiner zweiten Gemahlin, der Tochter des Johann von Brienne, Königs von Jerusalem, und dadurch Erbe dieses Reiches. Als die Empörung seines älteren Stiefbruders, Heinrich's VII., seinen Vater nach Deutschland zog, nahm dieser ihn mit und erlangte 1237 zu Wien von den dort anwesenden Fürsten seine Erwählung zum römischen König. Diese Wahl wurde dann zu Speier bestätigt. Als Friedrich im September desselben Jahres über die Alpen zog, begann Konrad's Regierung.

Konrad war nun der dritte in Italien geborne Staufe, welcher die deutsche Königskrone trug, der zweite, welcher sie schon im Knabenalter überkam. Als die Reichsregierung in seinem Namen begann, hatte er das 9. Lebensjahr seit sechs Monaten überschritten. Er hat hinter einander zwei Pfleger gehabt, die beide schon zu seinen ursprünglichen Wählern gehörten. Der erste war Sifrid III. (von Eppstein), Erzbischof von Mainz. Diese Pflegschaft hat aufgehört 1241, als Sifrid sich gegen den excommunicirten Kaiser erklärte und mit Erzbischof Konrad von Köln an die Spitze der Opposition trat. Im August 1242 bekriegt Konrad diesen seinen früheren Pfleger. Konrad's zweiter Pfleger war Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen.

Nachdem auch Heinrich Raspe Gegner seines Pfleglings geworden war, wurde kein weiterer Pfleger, so weit bekannt, bestellt. Vielmehr scheint Konrad fortan ausschließlich unter der Leitung seines geheimen Rathes gehandelt zu haben. Der angesehenste unter diesen Räthen war ohne Zweifel Gottfried von Hohenlohe, der bereits 1225 bei Friedrich in Italien war. Es gibt ein trübes Bild von der Lage des Königshauses, daß es seine Stützen nicht mehr unter den Fürsten fand, sondern im Herrenstande suchen mußte.

Der 1247 zu Neuß gewählte neue Gegenkönig Wilhelm trat an dem Mittelrhein auf. Zwei Mal zog ihm Konrad entgegen, im Juli 1250 und im März 1251; jedes Mal bei Oppenheim trafen sich die Gegner, ohne weitere Entscheidung, als daß das erste Mal Wilhelm nach Mainz entwich und dann Konrad die Umgegend verheerte, und daß das zweite Mal Konrad sich zurückzog und dann Wilhelm mit dem Erzbischofe von Trier und geringer Begleitung nach Lyon gelangen konnte, um den Papst Innocenz vor seiner Rückreise nach Italien zu sprechen. Denn zwischen diese beiden Begegnungen war ein entscheidendes Ereigniß

gefallen. Konrad war zwar selbst 1250 zu Regensburg im Emmeranskloster, wie durch ein Wunder, einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung entgangen, der seine sämmtlichen Gefährten erlagen, aber bald darauf hatte er die Nachricht von dem Tode seines Vaters empfangen und entschloß sich nun, nachdem er durch Verpfändungen sich Geld verschafft, seinen Schwiegervater Herzog Otto von Baiern zu seinem Stellvertreter ernannt, auch wohl noch weitere Nachrichten aus Apulien abgewartet und erhalten hatte, zum Abzug in sein Erbkönigreich; zugleich ein sicherer Beweis, wie wenig Aussichten er in Deutschland noch hatte. Wilhelm gelangte nach Konrad's Abzug und nach seiner Vermählung mit der braunschweigischen Herzogstochter zu größerem Ansehen und nach Konrad's Tod zu allgemeinerer Anerkenntniß.

Konrad landete 1252 südlich vom Berge Gargano zu Manfredonia (damals noch Siponto). Seinen natürlichen Bruder Manfred, der ihm als Statthalter das Königreich bewahrt hatte, behandelte er Anfangs mit Auszeichnung, bald aber entzog er demselben seine Besitzungen und verfolgte dessen mütterliche Verwandte, was Manfred mit Gelassenheit ertrug. Mit dem Papste, der unterdessen in den Kirchenstaat zurückgekehrt war, versuchte er zwei Mal durch Machtboten sich zu einigen. Aber vergeblich. Denn das Königreich war für heimgefallen erklärt, und schon unterhandelte der Papst mit Richard von England (dem Schwager Friedrich's) und dann mit Karl von Anjou, um es ihnen zu verleihen. Glücklicher war Konrad in der Terra di Lavoro, wo die Einwohner zu Gunsten ihres Oberlehnsherrn sich wider ihn erhoben hatten. Er nahm Capua und Neapel und unterdrückte den Aufstand. Um dieselbe Zeit sandte er einem treuen Anhänger in Deutschland, dem Grafen Rudolf von Habsburg, Gunstbriefe, nicht ahnend, daß dieser nach ihm, und fester auf dem Stuhle Karl's des Großen sitzen werde. Manche der Deutschen, die mit ihm gekommen waren, wurden ein Opfer des südlichen Klima's, zuletzt, als er eben mit einem Heere nordwärts zu ziehen gedachte, auch er, 1254 zu Lavello. In einem Testamente hatte er seinen unmündigen Sohn Konradin der Gnade des apostolischen Stuhles empfohlen.

---

86. Untergang der Hohenstaufen.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, und Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen.)

Für Deutschland war Konrad's Tod die Quelle unendlicher Zerrüttungen (siehe Nr. 87), für Italien hatte er zunächst die Folge, daß auf längere Zeit alle Einwirkung deutscher Fürsten aufhörte. Erbe im Königreich Sicilien war nach Konrad's Tode dessen zweijähriger Sohn Konrad, der von den Italienern seiner Jugend halber Konradin genannt ward. Auch wenn er nicht in Deutschland gewesen wäre, hätte eine

Regentschaft nothwendig eintreten müssen. Alle dem hohenstaufischen Hause treu ergebenen Prälaten und Barone forderten Manfred dringend zur Wiederübernahme der höchsten Gewalt auf. Nach langem Bitten ließ er sich bewegen, die Regentschaft zu übernehmen.

Als mehrfache Mahnungen des Papstes an Manfred ergingen, der römischen Kirche das Reich zu übergeben, gab er für den Augenblick nach und empfahl Konradin dem Schutze des Papstes, dem Konrad selbst seinen Sohn durch sein Testament anvertraut hatte. Um noch mehr bei Innocenz sich das Ansehen eines gehorsamen Sohnes der Kirche zu geben, kam er diesem bei Ceperano entgegen und führte dessen Roß von Ceperano bis über die Brücke am Garigliano. Ueber Capua kam dann der Papst im November 1254 nach Neapel. Dessen Cardinallegat Guglielmo de' Fieschi reis'te indeß im Reiche umher und ließ sich überall den Eid der Treue schwören, als ob er selbst Erbe des Königreiches sei. Auch von Manfred forderte er den Eid, der sich jedoch auf die mit dem Papste geschlossene Capitulation berief, welcher der Eid zuwiderlief. Auch gelang es ihm, die päpstlichen Kriegsvölker zu vertreiben und sich allmählich in den Besitz des ganzen väterlichen Reiches zu setzen. Friede herrschte durch das ganze Land und man schien bald ganz vergessen zu haben, daß der Papst noch Ansprüche auf das Reich erhebe. Niemand wünschte sich einen besseren Herrscher als Manfred, der durch persönliche Kraft das Reich seinen Feinden entrissen, durch persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen aller Unterthanen gewonnen hatte.

Eben als er noch in Sicilien war, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Konradin sei in Deutschland gestorben. Ohne dessen Bestätigung abzuwarten, kamen Grafen, Barone, Prälaten und alle Großen des Reiches an Manfred's Hof, auch die Städte schickten Boten, und Alle drangen in ihn, selbst die Krone anzunehmen. Er gab den vereinten dringenden Bitten aller Stände nach und ward am 11. August 1258 feierlich in Palermo gekrönt.

Der einzige Mensch, der Manfred mit Recht Vorwürfe zu machen hatte, war sein Neffe Konradin; allein Manfred konnte für sich anführen, daß Konradin's Erbrecht zu gar keiner Anwendung hätte kommen können, wenn er das Land nicht mit den Waffen gegen den Papst vertheidigt und gewisser Maßen wieder erobert hätte, daß es also seinem Eroberungsrechte nachstehen müsse. Nach seinem Tode wollte er Konradin die Nachfolge zusichern, wenn dieser nach Italien kommen und unter dem Volke, das er einst beherrschen solle, aufwachsen wolle.

Weniger noch als Manfred achtete Urban IV. Konradin's Ansprüche und bot das sicilische Reich dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Anjou, an. Karl's Gemahlin, Beatrix, war eine von jenen vier Töchtern Raimund's von Provence, von welchen Dante singt, wie sie alle Kronen trugen, die Grafentöchter, und schon waren ihre übrigen Schwestern Königinnen. Sie trieb ihren Gemahl, auch ihr eine gleiche Stellung zu verschaffen, und dieser ging auf des Papstes Anerbieten ein. Außer der Verbindlichkeit, jährlich eine Lehens-

abgabe von 8000 Unzen und einen weißen Zelter an den Papst zu geben und auf dessen Verlangen 300 Ritter auf drei Monate zu stellen, mußte Karl auch auf die kaiserliche Würde resigniren, den Rechten der Geistlichkeit Achtung versprechen und zusagen, das Reich nach den vom Papste zu bestimmenden Grenzen anzunehmen. Er wollte Alles eingehen, weil er einsah, daß das Halten der Bedingungen zum großen Theil von ihm abhangen werde, und weil er zu den Menschen gehörte, denen es nie auf einen Wortbruch ankommt.

Manfred bot alle Vasallen auf, zog alle Miethtruppen, die er zerstreut hatte, an sich und schrieb nach Deutschland, um von daher gegen erhöhten Sold 2000 Ritter zu erhalten. Aber auch für Karl zog aus Frankreich ein Hülfsheer zu, drang durch die Lombardei und die Romagna nach Rom vor und hielt hier gegen Ende December 1265 seinen Einzug. Der Papst, der bisher immer sich geweigert hatte, ihn zum Könige von Sicilien zu krönen, gab nun nach und ließ dem Grafen durch die in Rom anwesenden Cardinäle am 6. Januar 1266 feierlich die Krone aufs Haupt setzen.

Manfred, ob ihn gleich das rasche Vordringen des französischen Heeres in große Gefahr brachte, verlor doch den Muth keineswegs. Er zog bei Capua ein Heer zusammen, und als ihn Karl zu umgehen gedachte und gegen Benevent seine Richtung nahm, kam er ihm zuvor und besetzte die Stadt früher. Durch den Marsch in durchschnittenen, unbekannten Gegenden ermüdet und aufgelös't, kam Karl's Heer, am 26. Februar 1266, ebenfalls bei Benevent an, wo Manfred mit ausgeruhten und wohlgeordneten Truppen sich gelagert hatte. Das Ungestüm der Franzosen ließ sie von ihrem Führer die Schlacht fordern, die trotz der Ermüdung noch an demselben Tage begann. Der rasche Entschluß der französischen Führer verschaffte ihnen wahrscheinlich den Sieg. Manfred, als er sah, daß die Schlacht nicht wieder herzustellen war, stürzte sich in das wildeste Getümmel und fand den Tod, den er suchte.

In Deutschland war seit Konrad's IV. Tode fast jede Spur einer höchsten Gewalt verschwunden. Konradin, fast aller Güter und Würden seiner Vorfahren verlustig, lebte, von der Mutter, die den Grafen Meinhard von Görz geheirathet hatte, verlassen, ziemlich ärmlich und einsam bei seinem Oheim, Herzog Ludwig von Baiern. Die Nachricht von seines Oheims Fall und die Einladungen der ghibellinischen Partei in Italien trafen ihn nun, eben als er vom Knaben zum Jüngling heranwuchs und jeder kühnen Hoffnung sich hingab. Mehrere Anhänger Manfred's, wie dessen beide Oheime, die Grafen Lancia, die nach Deutschland geflohen waren, reizten seine Lust zu der abenteuerlichen Unternehmung, und ghibellinische Städte, wie das reiche Pisa, boten bereitwillig Unterstützung an Geld und Mannschaft. In Deutschland fanden sich Ritter genug, die in der Hoffnung auf Sold, Beute und auf in Sicilien zu erlangende Lehen den Zug bereitwillig mitmachten, und Meinhard, sein Stiefvater, wie Ludwig von Baiern, vermochten durch

ihre Billigung und ihre Versprechungen mehr, als die Mutter mit ihrem Abrathen.

Schon im Herbste 1267 zog Konradin mit einem Heere von etwa 10,000 Mann durch das Etschthal nach Verona. Er hatte das Geld zur Aufstellung der Mannschaft durch Verkauf und Verpfändung fast aller hohenstaufischen Erbgüter zusammengebracht; er zog mit seinem Freunde Friedrich, dem Sohne Hermann's von Baden, der ihn auch im Tode begleitete, durch die italienischen Städte, die ihn wohl ehrenvoll empfingen, aber wenig zu seiner Unterstützung thaten, seinem ererbten Königreiche zu. Noch auf dem Zuge traf ihn des Papstes Bann, der alle seine Leute ihres Eides entband, alle, die ihn unterstützen würden, excommunicirte und ihm selbst alles Recht auf das Land, welches zu erobern er ausgegangen war, absprach.

Der Senator Heinrich empfing Konradin in Rom mit königlichen Ehren. Die Männer in stattlichem Zuge, reich geschmückte Frauen und Jungfrauen, holten ihn ein und führten ihn auf das Capitol; alle Häuser und Gänge waren mit Blumen, Kränzen und kostbaren Tapeten geschmückt und allgemein war der Jubel unter Vornehmen und Geringen. Unterdessen waren Konradin's Anhänger auf einer anderen Seite schon siegreich gewesen. In derselben Zeit nämlich, wo die pisanische Flotte an den Küsten Siciliens ankam, kam eine provençalische unter Robert von Lavena Karl zu Hülfe. Sie vereinigte sich mit den Schiffen von Messina, und es kam zwischen ihr und den pisanischen Schiffen zu einer Seeschlacht, in welcher die Pisaner einen vollständigen Sieg erfochten. Wenn die Ereignisse auf dem Festlande nur einiger Maßen zu Gunsten Konradin's ausschlugen, konnte man Sicilien als schon gewonnen betrachten.

Am 18. August 1268 brach Konradin von Rom auf gen Tivoli, von wo er durch das Thal des Teverone und die Abruzzen nach Apulien vordringen wollte. Er wählte diesen Weg, weil er annehmen konnte, daß ihn König Karl am wenigsten hier erwarte, und weil er in den Theilen Apuliens, die er in dieser Richtung zuerst berührte, am meisten auf geheime Anhänger zählen konnte. König Karl seinerseits war schnell von Luceria aufgebrochen und nach Aquila geeilt. In der palantinischen Ebene bei **Scurcola** mußten beide Heere auf einander treffen. Konradin's Lager hatte im Rücken die Straße nach **Tagliacozzo**, vor demselben und zur Rechten deckte der Salto, den linken Flügel schützten der Bach Rafia und die Berge von Scurcola gegen raschen Ueberfall oder Umgehung. Zwei Miglien von ihm, in der Gegend von Alba, hatte Karl seine Stellung gewählt; so standen sie sich am 22. August gegenüber.

Konradin's Heer erzwang bald den Uebergang über den Salto und warf die Provençalen und Italiener in Karl's Heere zurück. Auch die zweite Schlachtreihe, welche Henri de Cousance führte, ward nach dessen Tode in die Flucht geschlagen, und Konradin's Heer überließ sich eben der Freude des Sieges, die schon alle Ordnung auflös'te, weil man die

Feinde gänzlich geschlagen und den König selbst für todt hielt. Plötzlich brach dieser aber aus dem Hinterhalte vor, warf alle Heeresabtheilungen, die sich noch auf dem Schlachtfelde befanden, in die Flucht und zerstreute sie. Konradin, Friedrich und Heinrich wurden kurz nachher gefangen. Konradin war auf seiner Flucht über Rom schon glücklich auf das Meer entkommen, als ihn ein Frangipani, ein Glied der den Hohenstaufen immer am meisten zugethanen Familie in Rom, gefangen nahm und König Karl überlieferte. Er ward als Verbrecher nach Neapel gebracht, da König Karl (nachdem er einmal den Papst anerkannt hatte, als berechtigt ihm das Königreich zu ertheilen) auch an seinem eigenen Rechte keinen Zweifel gestatten konnte.

Auf unparteiischem rechtlichem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deßhalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Freuler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ Alle Richter bis auf einen, den knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen. Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst nahe bei der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeiten seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet

jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karl's von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" Und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine nnd seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That, und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gegen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen, zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt. Konradin's Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Capelle über seinem Grabe zu erbauen. Eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Capelle bezeichneten Jahrhunderte lang die Blutstelle, bis in unseren, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Capelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

Mit Konradin erlosch das in Italien fast heimische Geschlecht der Hohenstaufen, in demselben Lande, welches sie der deutschen Heimat zu deren unersetzlichem Schaden vorgezogen hatten!

---

87. Das Interregnum in Deutschland.

(Nach Joh. Heinr. Karl Förster, Geschichte der Deutschen und der Grundzüge des deutschen Rechts.)

Wilhelm von Holland hatte nach Konrad's IV. Tode in Deutschland weder an Ansehen, noch an Einfluß gewonnen. In Utrecht warf ein Bürger einen Stein nach ihm; ein Graf Rittberg nahm im Jahre 1254 seine Gemahlin, eine braunschweigische Prinzessin, bei Oderheim, unweit Worms, gefangen, beraubte sie ihrer Kleinode und führte sie auf sein Schloß, worauf er sie wieder freiließ. In dieser trüben Zeit, wo der König zu ohnmächtig war, das Recht zu schützen, traten mehr als 60 meistens an den Rheinufern gelegene Städte, Mainz und Worms an der Spitze, zum Schutze ihres Handels und zu gemeinsamer Hülfe gegen Friedensbrecher zusammen, und König Wilhelm bestätigte diesen Bund, gegen welchen viele Fürsten ergrimmt waren. Dies war wohl die einzige verdienstliche Handlung während seiner Regierung. In einer Fehde mit der Gräfin Margaretha von Flandern, welche König Wilhelm ihrer Lehen verlustig erklärte, hatten ihm die Westfriesen tapfern Beistand geleistet, waren aber schlecht belohnt worden. Sie fielen darauf in Holland ein und der König zwang sie zu einem jährlichen Tribut.

Als sie diesen verweigerten, zog der König im Winter 1256 mit seiner ganzen Macht gegen sie und brach, als er in voller Rüstung bei Medenblick am 18. Januar über einen gefrorenen Sumpf reiten wollte, auf dem Eise ein. Da wurde er von den Friesen erschlagen.

Jetzt wurde die deutsche Kaiserkrone dem Markgrafen Otto III. von Brandenburg angeboten. Er schlug sie aber aus und nun wählten der Erzbischof Konrad von Köln, zugleich im Auftrage des von Braunschweig damals gefangen gehaltenen Erzbischofs von Mainz, und der Pfalzgraf am Rhein den reichen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder König Heinrich's III. von England. Der Erzbischof hatte schon vorher mit demselben über die für die Wahlstimmen zu zahlenden Geldsummen unterhandelt. Er erhielt für sich 12,000 Mark, und der Erzbischof Arnold von Trier, mißvergnügt darüber, daß er nicht eben so viel bekommen sollte, wählte zugleich im Namen des Herzogs von Sachsen, welcher von seinen Vettern, den beiden Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg, Vollmacht hatte, den König Alfons von Castilien, welcher jedem von ihnen 20,000 Mark versprochen hatte, jedoch als bloßer Gegenkönig niemals nach Deutschland kam. Ottokar von Böhmen hatte schon zwei Monate früher sich für König Richard erklärt. Zum ersten Male wählten hier nur diese 7 Fürsten den König, welche später, da jetzt das allgemeine Interesse an der Königswahl abgenommen hatte, unter dem Namen Kurfürsten in den ausschließenden Besitz dieses Wahlrechtes gesetzt wurden, nachdem sie früher nach hergebrachter Gewohnheit die Befugniß zur Vorwahl gehabt hatten.

Richard von Cornwallis hatte auf einem im Jahre 1240 unternommenen Kreuzzuge durch einen mit dem Sultan von Aegypten geschlossenen Waffenstillstand viele christliche Gefangenen befreit und Beweise seiner Tapferkeit gegeben. Er wurde daher in Aachen ohne Widerspruch gekrönt, nachdem ihn die Bürger feierlich eingeholt hatten, und 10 Bischöfe, 30 Fürsten und Grafen und etwa 3000 Ritter waren bei der Krönung zugegen. Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, ertheilte in Mainz verschiedene Privilegien, seinen Anhang zu verstärken, amnestirte den Grafen Diether von Katzenellenbogen wegen seiner Gefangenhaltung des Erzbischofes Gerhard von Mainz, brachte im folgenden Jahre auch Worms, Speier und Oppenheim auf seine Seite, welche es bisher mit Alfons gehalten hatten, und als dieser Gegenkönig ihn schriftlich drohend aufforderte, das deutsche Reich zu räumen, antwortete er ihm, daß er ihn, wenn er als Feind komme, schon jenseits der Grenzen von Deutschland mit dem Degen in der Hand empfangen werde. Im Jahre 1262 belehnte er zu Aachen den König Ottokar von Böhmen, der ihm wichtige Dienste geleistet hatte, mit Böhmen und Mähren, und auch mit den von diesem ursurpirten Herzogthümern Oesterreich und Steiermark als eröffneten Reichslehen. Bei den damals in England gegen den König Heinrich III. ausgebrochenen Unruhen, begab sich Richard abermals dahin, diesem seinem Bruder zu Hülfe, und hatte das Unglück, von den aufrührerischen Baronen im Treffen bei Lewes

in Sussex am 14. Mai 1264 gefangen zu werden, die ihn erst im folgenden Jahre frei ließen.

Alfons von Castilien hatte sich indessen mit dem Antrage, zum römischen Kaiser gekrönt zu werden, an den Papst gewandt, und Urban IV. beschied beide Könige nach Rom, ihre Wahlstreitigkeit als ordentlicher Richter zu entscheiden. Nach dessen Tode wiederholte sein Nachfolger, Papst Clemens IV., die Vorladung, und zum dritten Termine im Jahre 1267 sandte endlich Richard, der von den früheren Citationen gar keine Notiz genommen hatte, seinen Prinzen Heinrich mit Vollmacht und den nöthigen Beweisurkunden nach Rom. Den spanischen Gesandten wurden die Documente aber unterwegs geraubt, durch diese wurde die Sache bis zum Tode Clemens IV. verzögert, und hierauf dauerte es noch bis nach Richard's Tode, ehe sich die Cardinäle über die neue Papstwahl einigten.

Im Jahre 1268 kam König Richard von Cornwallis nach fünfjähriger Abwesenheit zum letzten Male nach Deutschland und brachte es im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Worms durch eindringliche Vorstellungen dahin, daß die höchst lästigen Rheinzölle abgeschafft wurden. Er starb hierauf in England auf seinem Schlosse Berkamstede, 2. April 1272. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von ihm so wenig Kenntniß genommen, als vom Gegenkönige Alfons; jeder riß ihm bequem gelegene erledigte Besitzungen seit dem Tode Kaiser Friedrich's II. an sich, vorzüglich in Schwaben, welches seit Konradin keinen neuen Herzog erhielt, und für diese Fürsten war also das Reich seit Friedrich's II. Tode eigentlich ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt deßhalb den Zeitraum von 1250 (oder doch von 1254) bis 1272 das Interregnum oder Zwischenreich.

---

88. Frankreich unter Königen aus dem Hause der Capetinger.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich, und Leopold Ranke, französische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Geschichte Frankreichs bietet beim Beginn der Kreuzzüge, unter der Regierung Philipp's I. († 1108), noch denselben Mangel an Einheit und dasselbe Bild der Zersplitterung von Land und Volk in die Gebiete mehrerer Herren dar, wie das uns schon oben (S. 251 f.) unter den ersten Capetingern begegnet ist. Die einzelnen Landschaften, außer dem unmittelbaren Königsgebiete (Isle de France und Orleans), bildeten dem Throne gegenüber fast besondere Staaten, deren Herren an Macht dem Könige zum Theil überlegen waren, dessen Hoheit außer dem Vorrange im Lehnsverhältnisse nicht anerkannten, die Lehnspflichten nach Berechnung ihres Vortheils erfüllten oder unterließen und sogar im Auslande Lehnsbande knüpften. Seitdem Wilhelm von der Normandie, einer der mächtigsten Kronvasallen, den englischen Thron be-

stiegen hatte, war die Normandie nebst der Bretagne von England abhängig; die Grafschaft Flandern gehörte zum Theil, die Landschaften zwischen Jura und Rhone als Bestandtheile des Königreiches Arelat ganz zum deutschen Reiche; der Graf von Toulouse und der Herzog von Aquitanien neigten sich mehr den Pyrenäen als der Seine zu. So waren es nur die Herzöge der Bourgogne, die Grafen der Champagne, von Anjou u. s. w., welche durch Lehnsband ausschließlich dem französischen Königreiche angehörten. Daher fehlte dem Königthum gänzlich die Macht, Staat und Volk durch Gesetz und Ordnung als Ganzes zusammenzufassen, und eben so gebrach es den einzelnen Bestandtheilen durchaus an Gefühl und Streben nach Einigung zu nationaler Gesammtheit*).

Wenn aber das 11. Jahrhundert der französischen Geschichte als eine Zeit der Rohheit und Unwissenheit, anmaßender, unbeschränkter Gewalt des Stärkeren und herabwürdigender Unterdrückung des Schwächeren, ununterbrochener Fehden und Kriege erscheint, so beweisen dagegen manche Erscheinungen, welche erst im 12. Jahrhundert bestimmter und ausgebildeter hervortreten, daß neben jenem Zustande und trotz desselben eine allmähliche, aber unaufhaltsam fortschreitende Entwickelung herging, daß die rohe Kraft unter dem Einflusse der Geistlichkeit gebändigt und zu wohlthätiger Wirksamkeit hingeleitet wurde, daß die schon früher bemerklichen Keime einer neuen Sprachbildung in einer reichen Poesie sich zu entwickeln begannen, daß die Bewohner der Städte, durch Erweiterung des Gewerbfleißes und Handels größeren Wohlstand und dadurch Selbstgefühl und Selbstvertrauen gewinnend, den Lehnsbesitzern gegenübertraten und die ihnen gebührenden Rechte mit Gewalt zu fordern anfingen, daß trotz der herrschenden Unwissenheit Selbständigkeit und Tiefe des Geistes sich entwickelte und daß der herrschenden Ungebundenheit der Sitte sich fast übermäßige Strenge des Lebens gegenüberstellte.

Der Gedanke, das heilige Grab aus der Gewalt der Saracenen zu befreien, ergriff am lebendigsten die französischredenden Menschen, die Hauptanführer (s. S. 305) waren meistens Franzosen und diese Unternehmungen waren die ersten Thaten der nach so vielfältigen Völkermischungen und Völkerkämpfen gebildeten, durch einen großen Gedanken vereinigten Nation. Der König Philipp blieb dieser über ganz Frankreich sich erstreckenden Begeisterung und Bewegung fremd, nicht allein weil der Bann ihn zur Theilnahme an einer heiligen Unternehmung unfähig, sondern vornehmlich weil die ihm angeborene, mit dem Alter zunehmende Trägheit ihn dafür unempfänglich machte. Die Königswürde theilte er um das Jahr 1100 mit seinem ältesten Sohne Ludwig VI. (1108—1137) und ihm überließ er mit der Verwaltung des Reiches auch die Sorge, jener Würde wiederum Ansehen zu verschaffen. Erzogen im Kloster S. Denis, bewährte Ludwig schon als

* Vergl. W. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte III, 2, S. 69.

Jüngling, der erste unter den capetingischen Königen, die Eigenschaften des Ritters, und er vereinigte Offenheit und Rechtlichkeit mit kriegerischem Muthe und einer so unermüdlichen Thätigkeit, daß er bereits Achtung und Vertrauen in nicht geringem Maße sich erworben hatte, als er seinem Vater am 29. Juli 1108 auf dem Throne folgte.

Der unmittelbare Besitz der Krone, welchen Ludwig von seinem Vater erbte, begriff nur sechs größere Städte: Paris, Orleans, Etampes, Melun, Bourges und Compiegne, und die zwischen denselben liegenden Burgen oft aufrührerischer Vasallen wehrten es ihm häufig, sich von der einen zur andern zu begeben; eine neue Gefahr war aber seit Kurzem für das Königthum durch die Wiedervereinigung der Normandie mit dem Königreiche England entstanden. Dennoch verfolgte er während seines ganzes Lebens mit eben so großer Thätigkeit als Ausdauer und nicht ohne Erfolg das Ziel, welches er sich bereits als Jüngling gesteckt hatte, nämlich Recht, Ordnung und Frieden zurückzuführen und die königliche Würde geachteter und gefürchteter zu machen. Seine Besitzungen hat er nicht allein durch einige, ungehorsamen Vasallen entrissene, sondern auch durch mehrere erkaufte Vesten vergrößert, und wenn seine ritterlichen Eigenschaften ihm Ansehen und Achtung verschafften, so erwarb er sich auch Zuneigung und Liebe durch Güte und Freigebigkeit.

Wenn Ludwig VI. die Grenzen des königlichen Einflusses erweitert hatte, so erweiterte sein Sohn Ludwig VII. oder der Jüngere (1137—1180) durch seine Vermählung mit Eleonore, der älteren Tochter des Herzogs Wilhelm X. von Aquitanien, sogar den unmittelbaren Besitz der Krone bis zu den Pyrenäen über Gegenden, in welchen noch kein capetingischer König Einfluß geübt hatte, und er verschaffte sich dadurch die Mittel, um sich auch in anderen Theilen seines Reiches als König und Oberlehnsherr geltend zu machen; allein diese günstige Stellung des Königthums wandelte sich bald in ein Verhältniß um, welches der Krone selbst dasjenige wieder zu entreißen drohte, was Ludwig VI. für sie gewonnen hatte, indem die englische Herrschaft sich über die ganze westliche Hälfte Frankreichs ausdehnte. Der Kampf zwischen dem König von Frankreich und dem König von England, als Vasallen desselben, erneuerte sich mit größerer Heftigkeit, und es wurde dem ersten um so schwerer, fernerer Ausbreitung der Macht des letzteren Grenzen zu setzen, als ein Fürst von großer Kraft, von rastloser Thätigkeit und von ritterlichem Sinne den englischen Thron bestieg, während Ludwig VII. die ritterlichen Eigenschaften seines Vaters nicht geerbt hatte, und auch die Thätigkeit, welche er im Anfange seiner Regierung zeigte, sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr verminderte. Nur durch die Streitigkeiten seines Gegners mit der Kirche, nur dadurch, daß er in den Ländern und selbst in dem Hause desselben Zwietracht und Ungehorsam erregte oder nährte, konnte es ihm gelingen, die größere Ausdehnung der Macht desselben zu hemmen. Den Sieg in diesem Kampfe

davonzutragen, war seinem unternehmenderen, auch durch die Umstände begünstigteren Sohne vorbehalten.

Reicher an bedeutenden, auch auf die Folgezeit tiefer einwirkenden Ereignissen, als die Zeit aller früheren capetingischen Könige Frankreichs, ist die Zeit Philipp's II. (1180 – 1223), welchem schon von einem gleichzeitigen Biographen der Beiname Augustus, in der Bedeutung eines Mehrers des Reiches, gegeben wurde. Philipp verkannte es eben so wenig, wie seine nächsten Vorgänger auf dem Throne, daß nur durch die Beschränkung der englischen Macht in Frankreich das Ansehen des Königthums fester begründet und erweitert werden könne, und gleich seinem Vater suchte er zunächst die Zwietracht im englischen Königshause zu seinem Vortheile zu benutzen.

In den Kämpfen der Plantagenets unter einander ereignete sich nun, daß der Neffe des Königs Johann, Arthur von Bretagne (s. die Stammtafel S. 452), in einem Kriege, den er mit französischer Hülfe gegen seinen Oheim führte, von demselben gefangen wurde und (nach dem Ausdruck des hierüber glimpflichsten Geschichtsschreibers) in dem Gefängnisse verschwand. Die Stände von Bretagne — in der ersten Versammlung, die sich bei ihnen nachweisen läßt — trugen kein Bedenken, Johann für schuldig an diesem Morde zu erklären und forderten Gerechtigkeit von dem französischen Könige. Nicht ohne Grund war die Einwendung Johann's, daß er zugleich König von England sei und durch eine Anklage auf Mord dieser seiner Würde zu nahe geschehe. Philipp August erwiderte, der König von Frankreich könne nicht dadurch an seinen Rechten verlieren, daß einer seiner Vasallen an Macht gewinne; ihm kam es eben darauf an, in den Gebieten nicht allein seiner unmittelbaren Herrschaft, sondern seiner gesammten Oberherrlichkeit Niemanden zu dulden, der sich der Handhabung des Rechtes entziehen könne. Er hatte hiebei die allgemeine Stimme und namentlich die übrigen Magnaten des Reiches auf seiner Seite; zum erstenmale, wie man annimmt, haben sich damals die Pairs, die in ihrem Verhältnisse zu der französischen Krone als die Gleichen Johann's erschienen, zu einem großen Gericht versammelt; nach förmlicher Ladung an ihren Hof ward Johann, da er nicht erschien, verurtheilt, und aller seiner Besitzungen diesseits der See für verlustig erklärt. Bei den Heiligen Frankreichs schwur der König, den Richterspruch seiner Barone zu vollstrecken.

Dabei fand er an sich wenig Schwierigkeiten. Nachdem einmal die Normandie erobert war, wollten ihm Anjou, Touraine, Poitou keinen Widerstand leisten; allenthalben kam man ihm entgegen. Der innere Grund der Vasallenmacht liegt in der Verschiedenheit der Landestheile und Stämme, die sich durch besondere Oberhäupter bei ihren Eigenthümlichkeiten behaupten wollen. Welchen Sinn hatte es aber, daß die verschiedensten Landschaften unter einem gemeinschaftlichen Fürsten stehen sollten, der doch nicht ihr König war? Von der unmittelbaren Gewalt fühlten sie sich um so mehr gedrückt; die Herstellung einer obersten Autorität war für sie ein Act der Befreiung. Auch Johann aber hatte

Freunde; in der allgemeinen Parteiung der Zeit fand er Mittel, eine Art von Coalition zu Stande zu bringen, welche es auf eine Unterdrückung der aufkommenden Königsmacht und sogar auf eine Theilung von Frankreich absah. Aber der König, von seinen Baronen und seinen Communen wetteifernd unterstützt, blieb auch jetzt der Stärkere; auf dem Schlachtfelde von Bouvines 1214 wies er die Angriffe der Verbündeten siegreich zurück. Sogar die Hoffnung, mit seiner Krone die englische zu vereinigen, eröffnete sich damals dem Könige von Frankreich. (Das Nähere s. Nr. 91.)

Man trägt nichts Fremdes in diese alten Zeiten, wenn man behauptet, daß mit diesen Ereignissen die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation verbunden war. In allen verschiedenen Gebieten des Landes, sagt ein Zeitgenosse, wurde die Freude des Sieges empfunden.

Dem großen Gewinne der Krone, der hierin liegt, gesellte sich bald eine zweite, nicht viel minder bedeutende Erwerbung auf etwas verschiedener Grundlage zu. Es war mit Nichten die Absicht des Papstes und seines Legaten, bei ihren Unternehmungen gegen Raimund VI. von Toulouse (s. Nr. 89), die Macht der französischen Krone zu vermehren; sie wollten die albigensischen Meinungen vertilgen, die derselbe beschützte, und übergaben das eroberte Land an den eifrigsten Führer des Heeres, Simon von Montfort, weil dieser allein fähig schien, den Katholicismus aufrecht zu erhalten. Sie hielten dafür, da der König von Frankreich so wenig für die Eroberung des Landes gethan, so habe er auch kein Recht, über dasselbe zu verfügen. Allein die Montforts besaßen bei Weitem nicht die nachhaltigen Kräfte, die dazu gehörten, das Land zu behaupten; sie übertrugen selbst ihr Recht an den König von Frankreich; diesem riethen die in Paris versammelten Großen des Reiches, 25 weltliche Herren, 17 Bischöfe und Erzbischöfe, das Anerbieten anzunehmen, und versprachen ihm hierfür besonders treuen Beistand. Wie in der englisch-normannischen Sache, so beförderten die Großen von Frankreich auch in der albigensischen den Vortheil des Königthums.

Ludwig VIII. (1223—1226), der sich dazu entschloß, erlag in dem Kampfe; dessen Wittwe Blanca, an welche mit der Regentschaft auch die Kriegführung kam, gerieth darüber in große Gefahr, aber wohl berathen und unterstützt, wußte sie endlich Alles zu beruhigen. Der Graf von Toulouse ward zu einer Uebereinkunft genöthigt, welche, nach der Bemerkung eines römischen Schriftstellers, für die Kirche und die Krone nicht günstiger hätte ausfallen können, wenn er in offener Feldschlacht gefangen worden wäre. Zwei Drittheile des Landes gelangten unmittelbar an die Krone, das letzte Drittheil behielt der Graf noch auf seine Lebenszeit; doch übertrug er das Erbrecht dazu ausschließend auf seine Tochter, die mit dem dritten Sohne Blanca's vermählt werden sollte. So erwarb sich die westfränkische Krone Gehorsam in ihrem ganzen Gebiete; diese beiden Unternehmungen

die eine um ein weltliches, die andere um ein geistliches Entsetzungsurtheil zu vollziehen, gaben der höchsten Gewalt ein Uebergewicht im Lande, wie sie es seit dem Tode Karl's des Großen nicht besessen hatte.

Ludwig IX. (1226—1270), der Sohn Blanca's, suchte nach dem getümmelvollen Wechsel, der die letzten Zeiten erfüllt hatte, einen gesetzlichen und dem sittlich-religiösen Begriffe, der in ihm lebte, entsprechenden Zustand herzustellen. Für das südliche Frankreich traf er eine Uebereinkunft mit dem König von Aragon, aus dem Hause der alten Grafen von Barcelona, durch welche die Verhältnisse geregelt, die Grenzen beider Reiche festgesetzt wurden.

Es geschah nicht ohne Widerspruch in seinem Rathe, wenn er dem Könige von England einige ihm bereits entrissene Landschaften wieder zurückgab. Aber dadurch bewirkte er, daß dieser nach Paris kam (1259), um sie zu Lehen zu nehmen und dagegen die Normandie, Anjou, Tours, Poitou, in aller Form abtrat. Die Normandie konnte dann auf immer mit der Krone vereinigt werden. Auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Kraft der Könige. Die alten Formen der feudalistischen Monarchie blieben bestehen; aber wie früher Absonderung und Eigenmacht, so hatten jetzt Ordnung und Gehorsam das Uebergewicht. Die Herzöge und Grafen von Bourgogne, Bretagne, Anjou, Poitou, Toulouse, Artois gehörten der Familie des Königs an; der König erschien als das natürliche Oberhaupt aller dieser Geschlechter. Eben das war für Ludwig IX. ein Beweggrund der Belehnung des Königs von England, daß auch dieser zur Verwandtschaft des königlichen Hauses gehörte. In diesem genealogischen Zusammenhang lag ein vereinigendes Moment für den Staat. Noch in dem 12. Jahrhundert hatte der Gedanke der Wahl sich geregt; im 13. konnte davon nicht mehr die Rede sein; Alles unterwarf sich der Autorität und besonders dem Gerichte des Königs. Die Rechtsbücher der Zeit erkennen noch immer einen gewissen Grad von gerichtlicher Unabhängigkeit in den einzelnen Gebieten der großen Barone an; aber der König, fügen sie hinzu, ist souverän über alle; denn ihm gebührt die allgemeine Sorge für das Reich; Niemand ist so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte.

Ludwig IX. ist als der vornehmste Begründer eines geordneten Rechtszustandes überhaupt berühmt. Gerechtigkeit zu handhaben, galt auch ihm für die vornehmste und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht eines Fürsten. Aus dem Hofe des Königs sonderte sich allmählich das große jurisdictionelle Institut des Reiches, das Parlament, ab — wie seine Zusammensetzung aus den Pairs des Reiches, einigen Beamten des Hofes, anderen geistlichen und weltlichen Herren beweis't. Die Gerichtshöfe der verschiedenen mit der Krone verbundenen Provinzen erschienen fast nur als Delegationen des obersten Gerichtshofes.

Während in allen anderen Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede; und Frankreich nahm zu an Menschenzahl und fort-

gehender Cultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor Allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann so viele mächtige Fürsten und streitbare Vasallen im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. In die Streitigkeiten der Päpste mit den Hohenstaufen vermied er sich einzumischen, aber für Constantinopel und das heilige Land sich anzustrengen, war er immer bereit. Wie oft und reichlich hat er die Unternehmungen der Kreuzfahrer unterstützt. Er selbst nahm zweimal das Kreuz (s. S. 347 ff.), aber mit dem unglücklichsten Erfolge; in Aegypten wurde er gefangen genommen; vor Tunis kam er um. In seinen letzten Gedanken noch beschäftigte er sich mit der Ausbreitung des Glaubens.

---

89. Die Albigenser in Südfrankreich.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts finden sich vielfache Spuren, daß in Frankreich, wie in Italien und Deutschland, sich besondere kleine Gemeinden von solchen Christen bildeten, welche, unbefriedigt durch die Gottesverehrung in der herrschenden Kirche, auf eigenem Wege die Befriedigung eines tiefern religiösen Bedürfnisses suchten, aber auch öfter durch ihren Eifer in der entgegengesetzten Richtung zu weit geführt wurden und zum Theil sich der Lehre derselben sogar durch Aufnahme oder Bewahrung dualistischer, manichäischer Ansichten*) entgegenstellten.

Neben den zahlreichen manichäischen Gemeinden, welche im 11. und 12. Jahrhundert sich in diesen Gegenden bildeten und deren Mitglieder sich Katharer, d. h. die Reinen (ital. gazzari, daher „Ketzer") nannten, traten einzelne Männer auf, welche, ohne jene manichäischen Meinungen zu theilen, eine wahrhafte, in der Ueberschätzung äußerlicher Handlungen untergegangene Religiosität wieder herstellen wollten, allein zugleich das rechte Maß überschritten und alle äußeren Zeichen und Einrichtungen bekämpften. In solcher Weise wirkte seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts zwanzig Jahre hindurch ein Priester, Peter von Bruys; er läugnete, daß Kinder, welche noch nicht zum Bewußtsein gekommen wären, durch die Taufe erlös't werden und ihnen eines Andern Glaube etwas nützen könne, da nur der eigene in Verbindung mit der Taufe erlösen könne; er erklärte, daß Kirchen und besondere zur Gottesverehrung ge-

---

*) Solche Ansichten mögen sich insgeheim fortgepflanzt haben, seitdem sie von Priscillian, welcher 385 seiner Lehre wegen zu Trier hingerichtet wurde, nach Gallien verbreitet waren; vielleicht sind sie auch zum Theil vom Oriente aus, wo sie am Ende des 7. Jahrhunderts durch die Paulicianer zu einem christlichen Mysticismus verklärt wurden, nach diesem Lande, namentlich nach den südlicheren Gegenden gekommen.

weihte Orte den Christen entbehrlich seien, da Gott eben so wohl in der Schenke, wie in der Kirche, vor dem Stalle, wie vor dem Altar angerufen werden könne und diejenigen, welche es verdienten, erhören werde; er verlangte, daß man die Kreuze zerbreche und verbrenne, indem sie als Denkmäler der Martern und des Todes Christi nicht verehrt, sondern zur Rache seines Todes und seines Leidens beschimpft und vernichtet werden müßten; er verwarf die Feier des Abendmahles und erklärte die Seelenmessen und das Spenden von Almosen für Verstorbene für etwas Unnützes. Nachdem er von einem gegen ihn aufgereizten, wüthenden Volkshaufen in S. Gilles ergriffen und verbrannt worden war, so predigte ferner noch in ähnlichem Geiste, mit gleicher Begeisterung und noch größerem Erfolge ein schon mit ihm befreundeter Mann, Namens Heinrich. In der Tracht eines Büßenden, barfuß, selbst bei strengster Winterkälte, durchzog er Frankreich, und sein würdevolles Aeußere, seine begeisterte Beredtsamkeit vermehrten den Eindruck, welchen seine Verkündigung der evangelischen Lehre machte. Nachdem er zuerst in der Gegend von Lausanne aufgetreten war, dann im nördlichen Frankreich, begab er sich nach dem südlichen und wirkte hier erst in Gemeinschaft mit Peter von Bruys und nach dessen Tode als Haupt der Anhänger desselben mit solchem Erfolge auch unter den angesehenern Bürgern der Städte, namentlich Toulouse und Albi, und auf den Schlössern der Herren, daß, wie Bernhard von Clairvaux sagt, die Kirchen ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester waren, den Priestern nicht die schuldige Ehrfurcht erwiesen, die Kirchen wie Synagogen verabscheut, die Sacramente nicht mehr verehrt und die Feste nicht mehr gefeiert wurden. Vergeblich hatte schon 1119 ein Concil zu Toulouse die Verdammung derer als Ketzer ausgesprochen, welche die Kindertaufe, die Feier des Abendmahles und einen besondern Priesterstand verwarfen und selbst äußere Gewalt gegen sie anzuwenden befohlen. Ohne großen Erfolg predigte jetzt Bernhard, besonders in Albi und Toulouse, gegen die neuen Lehren; unwirksam blieben die von mehreren Kirchenversammlungen wiederholten Verdammungen der Sectirer und ihrer Beschützer, und es entstand sogar um 1170 noch eine neue von der katholischen Kirche sich absondernde Secte. Peter Waldus, ein wohlhabender Mann zu Lyon, wurde durch nähere Bekanntschaft mit dem neuen Testamente zu dem Entschlusse bestimmt, seine Habe den Armen zu geben und das Evangelium zu verkündigen, um den apostolischen Zustand der Kirche wieder herzustellen. Seine Anhänger, welche Waldenser oder die Armen von Lyon genannt wurden, beabsichtigten Anfangs keineswegs sich von der katholischen Kirche zu trennen; erst als Papst Lucius III. 1184 den Bann über sie aussprach, schieden sie aus der Kirche, und ihre Zahl vermehrte sich schnell in Oberitalien, im südlichen Frankreich und selbst jenseits der Pyrenäen. So verschieden die im südlichen Frankreich verbreiteten Sectirer auch in einzelnen Punkten sein mochten, so stimmten sie doch darin überein, daß sie den äußeren Ceremonien des Gottesdienstes nur einen geringen Werth beimaßen, und daß sie weder die

besondere Heiligkeit eines bevorrechteten Priesterstandes, noch die geistliche und weltliche Macht, welche der Papst für sich in Anspruch nahm, anerkannten; sie bildeten in so fern einen gemeinsamen Gegensatz gegen die katholische Kirche und gegen das Papstthum, und wurden daher später unter einem gemeinsamen Namen, dem der Albigenser, zusammengefaßt.*) Der Papst Innocenz III., welcher die Größe der dem Papstthume wie der Lehre der katholischen Kirche drohenden Gefahr richtig würdigte, beschloß, sogleich nach seiner Erhebung kräftige Maßregeln zu ergreifen; er schickte schon 1198 einen Cisterciensermönch, Namens Rainer, nach dem südlichen Frankreich mit der Vollmacht, den Bann über diejenigen, welche ihren Irrthum nicht einsehen wollten, so wie über die, welche denselben Aufnahme gewähren würden, auszusprechen, und die weltlichen Herren durch Bann und Interdict dazu zu zwingen, daß sie die Excommunicirten ächteten und die Güter derselben einzögen; er forderte die Erzbischöfe, Bischöfe und weltlichen Herren jenes Landes auf, seinen Abgeordneten mit aller Macht gegen die Ketzer zu unterstützen; er befahl allen Völkern, sich gegen diese zu waffnen, wenn sie von Rainer dazu aufgefordert würden. Allein auch die Wirksamkeit Rainer's, so wie Peter's von Castelnau, welcher ihm, da er erkrankte, als Legat zum Genossen gegeben wurde, war von geringem Erfolge begleitet. Da ihre Predigten und ihre Disputationen gegen die Ketzer nur wenige derselben zur katholischen Kirche zurückzuführen vermochten, so beschlossen sie endlich, Gewalt anzuwenden. Gegen den Grafen Raimund VI. von Toulouse, als Beschützer der Ketzer, ward der Bann durch den Legaten ausgesprochen und vom Papste bestätigt. Als Peter von Castelnau nach einer Zusammenkunft mit dem Grafen Raimund ermordet wurde (15. Januar 1208), erklärte der Papst den Grafen für den Anstifter dieses Verbrechens und ließ gegen ihn das Kreuz predigen. Obgleich der Graf behauptete, weder des Mordes des Legaten, noch der Ketzerei schuldig zu sein, so sah er sich doch durch die Wirksamkeit jener Predigten und die Versammlung eines zahlreichen Kreuzheeres genöthigt, sich den Forderungen der Rache (Uebergabe von sieben festen Schlössern als Unterpfand seiner Gesinnung u. s. w.) zu unterwerfen. Darauf ward er vom Banne losgesprochen und empfing sogar aus den Händen eines anderen päpstlichen Legaten (Milo) das Kreuz unter dem Versprechen, sich dem Kreuzzuge gegen die Ketzer anzuschließen. Dieses Kreuzheer, welches sich bei Lyon sammelte, bedrohte zunächst den kriegslustigen Vicegrafen Roger von Beziers, welcher, noch mehr als Raimund, durch Beschützung der Ketzer, den Zorn der Kirche gereizt hatte. Vergebens suchte er sich vor dem päpstlichen Legaten zu rechtfertigen; er ließ einen Theil seiner Vasallen in Beziers zurück und begab sich selbst nach Carcassonne. Bald darauf erschien das Kreuzheer vor Beziers, und nach-

*) Dieser Name kam erst seit dem Anfange der Kreuzzüge gegen sie durch Fremde in Gebrauch und entstand wahrscheinlich dadurch, daß die Landschaft Albigeois ihr Hauptsitz war.

dem die rechtgläubigen Einwohner vergeblich aufgefordert waren, die Ketzer auszuliefern oder sich selbst zu entfernen, wurde die Stadt am 22. Juli 1209 nach dreistündigem Kampfe erstürmt, geplündert und verbrannt, kein Stand, kein Alter und Geschlecht verschont und fast 20,000 Menschen erschlagen. Geschreckt durch dieses Ereigniß flüchteten sich die Besitzer von mehr als 100 umliegenden Schlössern in die unwegsamen, bergigen Gegenden zwischen Beziers und Carcassonne, und am 1. August rückten die Kreuzfahrer vor diese durch ihre Lage wie durch Kunst feste, reiche und sehr bevölkerte Stadt. Die eine der beiden Vorstädte wurde sogleich genommen, indem der Graf von Montfort zuerst in den Graben sprang; der Angriff auf die andere wurde zurückgeschlagen und erst nach acht Tagen, als durch die Belagerungsmaschinen ein Theil der Mauern umgestürzt worden war, verbrannten die Einwohner dieselbe und zogen sich in die höher gelegene Stadt zurück. Die Belagerung wurde fortgesetzt, aber die Festigkeit der Stadt und die Tapferkeit ihrer Vertheidiger widerstanden jedem Angriffe. Der Legat ließ deßhalb den Vicegrafen auffordern, sich zur Unterhandlung eines Vergleiches in das Lager zu begeben, und da dieser ihm auch schwur, daß er sicher kommen und gehen könne, da die Hitze die Brunnen der Stadt ausgetrocknet hatte und Krankheiten entstanden waren, so folgte der Vicegraf der Aufforderung; allein ungeachtet jener Zusicherung wurde er als Gefangener zurückgehalten, die Einwohner flüchteten indeß, so bald sie dies erfuhren, durch einen unterirdischen Gang, und nur einige Hundert fielen in die Hände der Kreuzfahrer und wurden lebendig verbrannt. Die Besitzungen des Vicegrafen, welche der Legat vergeblich dem Herzoge von Burgund anbot, trug Simon von Montfort kein Bedenken, anzunehmen, s. S. 443.

Nach der Eroberung der Länder des Vicegrafen schien fernere Schonung des verhaßten Grafen von Toulouse dem Legaten Arnold und dem Grafen Simon unnöthig; sie verlangten von ihm und den Bürgern von Toulouse, daß sie alle diejenigen, welche ihre Boten als Ketzer nennen würden, mit ihrem Eigenthume den Baronen des Kreuzheeres übergeben sollten, damit sie sich vor diesen rechtfertigten; und als der Graf erklärte, er habe mit Simon und dem Legaten nichts zu schaffen und er werde sich über ihr Verfahren bei dem Papste und dem Könige von Frankreich beklagen, excommunicirten zwei andere päpstliche Legaten auf einem Concil zu Avignon den Grafen und belegten sein Land mit dem Interdict, weil er nicht vollständig, was er versprochen, erfüllt habe. Der Graf von Toulouse erhielt am französischen Hofe von den anwesenden Baronen besondere Empfehlungen an den Papst; er wurde von diesem ehrenvoll aufgenommen, er bewies, daß er die meisten Gebote des Legaten Milo erfüllt habe, versprach auch den übrigen Folge zu leisten und erklärte sich bereit, seine Rechtgläubigkeit darzuthun; der Papst sprach ihn einstweilen vom Banne frei und bestimmte, daß binnen drei Monaten ein Concil versammelt und von diesem dem Grafen die Weise vorgeschrieben werden solle, in welcher er sich gegen die Beschuldigung der Abweichung vom katholischen Glauben und der Ermordung

Peter's von Castelnau zu rechtfertigen habe. Die päpstlichen Legaten versammelten 1211 ein Concil zu Arles und beriefen den Grafen von Toulouse vor dasselbe. Die Bedingungen, unter welchen ihm Frieden mit der Kirche gewährt werden sollte, waren folgende: Er vertreibt alle Ketzer aus seinem Lande und überliefert binnen Jahresfrist dem Legaten und dem Grafen Simon alle diejenigen, welche sie ihm nennen werden; alle Schlösser und festen Plätze in seinem Lande werden geschleift; der Graf zieht nach Palästina, um als Johanniterritter gegen die Ungläubigen zu kämpfen und kehrt nicht eher zurück, als bis es der Legat ihm erlaubt, und nachdem er alles dieses erfüllt, sollen ihm seine Besitzungen von dem Legaten und dem Grafen von Montfort wiedergegeben werden, wenn es diesen gefällt. Im heftigsten Unwillen über solche Forderungen verließ der Graf von Toulouse sogleich die Stadt, die Legaten sprachen über ihn, als einen Abtrünnigen und Feind der Kirche, den Bann aus und der Papst bestätigte denselben.

Raimund theilte den Bürgern von Toulouse und Montauban die ihm vorgelegten Bedingungen mit, und da auch sie erklärten, lieber das Aergste erdulden zu wollen, als sich denselben zu unterwerfen, so rüstete er sich, den ihm drohenden Angriff mit Gewalt zurückzutreiben. Aber die zahlreichen Kreuzfahrer, welche seinem Gegner unablässig zuströmten, gaben demselben indeß 1212 ein solches Uebergewicht, daß beinahe alle Schlösser im Gebiet von Toulouse erobert oder von ihren Bewohnern verlassen wurden und ihm fast nur Toulouse und Montauban blieben.

Im November 1215 eröffnete Innocenz III. ein allgemeines Concil im Lateran, welches über vielfache Angelegenheiten der Kirche und auch über das Schicksal des Grafen von Toulouse entscheiden sollte, der sich selbst nach Rom begeben hatte. Das Concil faßte den Entschluß, der Graf von Toulouse solle von dem Besitze seiner Länder, in welchen unter seiner Herrschaft der Glaube nicht bewahrt werden kann, auf immer ausgeschlossen sein; diejenigen seiner Länder, welche die Kreuzfahrer erobert haben, sollen dem Grafen von Montfort unter der Lehnshoheit der rechtmäßigen Lehnsherren übertragen, die übrigen nach der Verordnung der Kirche der Obhut von Männern, welche im Stande sind, Frieden und Glauben aufrecht zu erhalten, anvertraut werden, um sie dem Sohne des Grafen, wenn er nach erreichter Volljährigkeit sich dessen würdig zeigt, ganz oder zum Theil zu übergeben. Der König von Frankreich konnte dem Ausspruche der Kirche sich nicht widersetzen und ertheilte dem auch vom Volke gefeierten Helden derselben die Belehnung mit allen französischen Lehen des Grafen von Toulouse. Der Sieg der Kirche über die albigensischen Ketzer schien durch die Vertreibung der Fürsten, welche dieselben beschützt hatten, vollendet; allein allgemein war der Haß der Bevölkerung des Landes gegen die Fremdlinge, welche sich als Herren unter sie eingedrängt hatten und ihre Herrschaft auf eine drückende Weise fühlen ließen, und es bedurfte nur, um den Aufstand über das ganze Land zu verbreiten, der Erscheinung der angestammten Herrscher. Eine solche Stimmung erregte dem Grafen von

Toulouse, welcher sich mit seinem ihm gleichnamigen Sohne nach Genua begeben hatte, neue Hoffnung; viele Edle der Provence erklärten sich bereit, ihm zur Wiedereroberung der ihm entrissenen Länder gegen die verhaßten Nordfranzosen Hülfe zu leisten. Während er sich nach Spanien begab, um auch in Catalonien und Aragonien Beistand zu suchen, bemächtigte sich sein erst 19jähriger gleichnamiger Sohn seiner provençalischen Besitzungen wieder, welche der Papst auch der Obhut Simon's übergeben hatte; er ging über die Rhone, die Einwohner von Beaucaire öffneten ihm sogleich die Thore und unter dem freudigsten Jubel zog er wieder in Toulouse ein. Simon eilte zwar herbei, allein schon hatten die Toulouser, Tag und Nacht arbeitend, ihre Stadt wenigstens mit Schanzpfählen und Gräben befestigt, Raimund hatte zahlreiches spanisches Kriegsvolk mit sich geführt, und der Graf von Foix und andere Herren kamen zu seinem Beistande. Simon's Angriffe auf Toulouse wurden zurückgeschlagen, auch durch Ausfälle fügten ihm die Belagerten nicht geringen Schaden zu, und schon hatte die Belagerung fast neun Monate gedauert, als er durch einen aus einem Wurfgeschütz geschleuderten Stein am Kopfe getroffen und getödtet wurde. Sein Tod drohte der von ihm begründeten Herrschaft den Untergang, die französischen Ritter, welche sich ihm angeschlossen hatten, kehrten zum Theil in ihre Heimat zurück. Der Papst forderte jetzt den König von Frankreich dringend auf, wenigstens seinen Sohn Ludwig mit einem Heere gegen jene Grafen und ihre Mitschuldigen zu senden. Ludwig zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres 1219 nach dem südlichen Frankreich und belagerte Toulouse, allein seine Angriffe wurden zurückgeschlagen, er konnte oder wollte seine Macht nicht auf erfolgreiche Weise benutzen, er hob die Belagerung auf und kehrte nach Nordfrankreich zurück. Viele Städte und Schlösser unterwarfen sich jetzt wieder dem Grafen Raimund, der im August 1222 starb.

Der Sohn des Grafen Raimund VI., Raimund VII., und der Sohn des Grafen Raimund Roger von Foix, welcher 1223 starb, Roger Bernhard II., hatten den Krieg gegen Simon's Sohn, Amalrich, mit solchem Erfolge fortgesetzt, daß sie ihn in Carcassonne einschlossen, und da ihm Geld, Kriegsvolk und Lebensmittel fehlten, zu einem Vertrage nöthigten, in welchem er sich gegen freien Abzug und das Versprechen von 10,000 Mark Silber verpflichtete, den Grafen und ihren Anhängern völlige Versöhnung mit der Kirche zu verschaffen. Amalrich verließ Carcassonne und diese Gegenden auf immer; er begab sich nach dem nördlichen Frankreich und übertrug im Februar alle von der Kirche seinem Vater und ihm ertheilten Rechte auf die Grafschaft Toulouse und andere albigensische Länder dem Könige.

Ludwig VIII., welcher von einer zahlreichen Versammlung von Prälaten und weltlichen Herren das Versprechen des Beistandes zu einem Zuge nach den albigensischen Ländern erhielt, nahm das Kreuz aus der Hand des Legaten und bewog auch die versammelten Herren, obwohl manche es mißbilligten, daß man einen Mann, welcher sich als recht-

gläubigen Christen erwiesen habe, bekriege, seinem Beispiele zu folgen. Die durch alle Landschaften Frankreichs gesandten Geistlichen und Mönche predigten das Kreuz mit solchem Erfolge, daß sich ein Kreuzheer versammelte, welches, wie man schätzte, aus 50,000 Reitern und zahllosen Fußgängern bestand. Der König führte dasselbe, um die früher verödeten Gegenden zu umgehen, auf dem linken Ufer der Rhone nach Avignon und unternahm zuerst die Belagerung dieser Stadt, welche nach drei Monaten genöthigt war, sich zu ergeben. Schon während der Belagerung hatten sich Nismes, Beaucaire, Carcassonne und mehrere andere Orte dem Könige unterworfen, als Krankheit und die Annäherung des Winters ihn zur Heimkehr nöthigten, wo er am 8. November 1226 starb.

Der Graf von Toulouse hatte die Entfernung Ludwig's VIII. zur Erneuerung des Krieges benutzt, allein die erneuerten Kreuzpredigten der Prälaten des südlichen Frankreich führten Ludwig IX. zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern zu, und vereinigt mit denselben zog er sogleich gegen Toulouse. Fast drei Monate hindurch wurde die Umgegend bis an die Thore der Stadt verheert, die Saaten vernichtet, die Weinberge zerstört und die Eroberung eines Theiles der Grafschaft Foix beendete diesen Kreuzzug. Die Hoffnung des Grafen, den Besitz der Länder seiner Vorfahren zu behaupten, war jetzt vernichtet, seine Mittel zur Fortsetzung des Kampfes erschöpft und seine Vasallen und seine Unterthanen mußten die Beendigung desselben sehnlichst wünschen. Man vereinigte sich über alle Punkte des Friedens zwischen der Kirche und dem Könige auf der einen und dem Grafen von Toulouse auf der andern Seite. Raimund trat alle seine auf dem rechten Ufer der Rhone im Königreich Frankreich liegenden Besitzungen an den König, die auf dem linken Ufer im deutschen Reiche gelegenen an die römische Kirche ab; in Betracht seiner Demüthigkeit und in der Hoffnung, daß er in der Ehrfurcht gegen die Kirche und in der Treue gegen ihn beharren werde, überließ der König ihm die Diöcese von Toulouse mit Ausnahme des südlichen Theiles unter der Bedingung, daß dieselbe nach seinem Tode an denjenigen Bruder des Königs, welcher mit seiner Tochter Johanna vermählt werden würde, und nach dem Tode beider, wenn aus ihrer Ehe keine Söhne entspringen würden, an die Krone fallen sollte; außerdem gab ihm der König die Diöcesen von Rhodez und Agen und einiges Andere zurück, jedoch sollten auch diese Länder, wofern der Graf ohne Söhne aus rechtmäßiger Ehe sterben werde, jener Tochter und deren Leibeserben zu Theil werden. Ferner gelobte Raimund der Kirche, dem Könige und dessen Erben die treueste Ergebenheit, er versprach in seinen Ländern die Ketzer und die sie Begünstigenden mit aller Macht und ohne Schonung selbst seiner Vasallen, Freunde und Blutsverwandten zu verfolgen und zu vertreiben. Nach der Beschwörung dieses so harten Friedens wurde er von dem Legaten vom Banne freigesprochen.

Die Folgen der Albigenserkriege waren eben so vortheilhaft für das Königthum, als verderblich für den Zustand der Länder, welche der

Schauplatz derselben gewesen waren. Ein großer Theil der französischen Besitzungen des Grafen von Toulouse wurde mit der Krone vereinigt und die Besitzungen derselben dadurch bis zum Mittelmeere und über Gegenden ausgedehnt, welche von der Natur mehr als das nördliche Frankreich begünstigt waren, und in welchen Landbau, Handel und Gewerbfleiß raschere und größere Fortschritte gemacht hatten, als in diesem. Allein die furchtbaren wiederholten Verheerungen des Krieges hatten den Gewerbfleiß größtentheils vernichtet, weite Landstrecken in Einöden verwandelt und die Bevölkerung sichtbar vermindert.

---

90. England unter normannischen Königen*).

(Nach Wilh. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte, und J. M. Lappenberg, Geschichte von England.)

Wilhelm I., 1066—1087.

Der Widerstand der Angelsachsen hatte mit der Schlacht bei Hastings (siehe S. 275) nicht aufgehört; noch mehrere Jahre bestanden sie offenen Kampf; erst im Jahre 1071 wurde Heriward, der letzte An-

---

*) Wilhelm I. † 1087; Gem. Mathilde, Tochter Balduin's V., Grafen von Flandern.

- Robert, Herzog v. d. Normandie; † 1134.
  - Wilhelm Clito, † 1228.
  - Richard, † 1100.
- Wilhelm II., † 1100.
- Heinrich I, † 1135; Gem. Mathilde, Tochter Malcolm's, Königs von Schottland.
  - Wilhelm, † 1120.
  - Alice (Mathilde); 1. Gem. Kaiser Heinrich V.; 2. Gem. Gottfried, Graf v. Anjou.
    - Heinrich II., † 1189; Gem. Eleonore, Gräfin von Poitou und Guienne.
      - Heinrich, † 1183; Gem. Margarethe v. Frankreich.
      - Mathilde, † 1189; Gemahl Heinrich der Löwe, Herzog v. Sachsen.
      - Richard I., † 1199; Gemahlin Berengaria, Gräfin v. Barcelona.
      - Gottfried, † 1186.
        - Arthur, † 1203.
      - Johann, † 1216; 1. Gem. Gräfin von Glocester; 2. Gem. Isabella von Angoulème.
        - Heinrich III., † 1272; Gem. Eleonore v. Provence.
          - Eduard I., Gem. Eleonore v. Castilien.
        - Richard v. Cornwallis, Kön. v. Deutschland; † 1272.
        - Eleonore, 2. Gem. Simon von Montfort, Graf von Leicester.
- Adele, Gem. Graf Stephan von Blois.
  - Stephan, König von England; † 1154; Gem. Mathilde, Gräfin von Boulogne.

führer in solchem, von Wilhelm bezwungen. In dieser Fortsetzung des Kampfes nach der Schlacht wurde das innerste Mark des angelsächsischen Volkes angegriffen und durch Uebermuth und Rohheit der Eroberer, die einen Aufstand nach dem anderen bei den schon Besiegten hervorriefen, durch blutige Grausamkeit, mit der Wilhelm Verschwörung und Aufstand derselben unterdrückte und die noch freien Mannen heimsuchte, grenzenlose Noth über das Volk der Angelsachsen gebracht; in Northumberland allein wurden an 100,000 Menschen zu Grunde gerichtet und die Landschaft einer Einöde gleich; durch das gesammte Land war mit der Verzweiflung der Niedergetretenen die Brutalität ihrer Zwingherren im Wachsen und wucherte angelsächsischer Nationalhaß gegen die Verächter des Rechts und der Menschlichkeit.

In allem dem, was durch den neuen König eingerichtet wurde, machte sich das Normannische über das Angelsächsische geltend. Ausstattung der Krone und des Eroberungsheeres mit Gütern und Ordnung der Pflichten der neuen Grundherren gegen die Krone war Wilhelm's erste und angelegentlichste Sorge. Jede Verschwörung, jeder Aufstand der Angelsachsen mehrte die Zahl der zu Wilhelm's Verfügung gestellten Güter. Für sich selbst nahm er deren 1432, überdies 68 Forsten; der ganze Landstrich von Salisbury bis zur Küste, von 80 englischen Meilen Flächenraum, wurde zu einem großen Königsforste bestimmt und die Einwohner von 36 Kirchspielen ausgetrieben, Tödtung des Wildes in den königlichen Forsten aber mit den grausamsten Strafen, namentlich der Blendung, verpönt, so daß das Volk sagte, Wilhelm liebe die Hirsche und wilden Schweine, als sei er ihr Vater. Von denen, die durch Blutsverwandtschaft oder Hoheit des Adels dem Könige nahe standen, wurden mehrere überreich mit Gütern ausgestattet; sein Bruder Odo bekam deren 450, Robert, Graf von Mortaigne 973, der Graf von Bretagne 442. Ohne Lohn blieb wohl schwerlich irgend einer der Theilnehmer der Eroberung. So bildete sich ein Lehnsadel aus den Fremdlingen im Lande; von den angelsächsischen Großen blieben nur wenige eines Reichsamtes theilhaft. Eine Stufenfolge höheren und niederen Adels ergab sich sogleich, die hohen Barone vertheilten von dem ihnen gewordenen Ueberfluß, aber die Lehnsmannen insgesammt, unmittelbare und mittelbare, wurden von dem Könige zur Treue und Heeresfolge verpflichtet. Auch von den Kirchenpfründen wurden nach und nach die ansehnlichsten an Fremdlinge gegeben, Canterbury an Lanfrank, mit Arglist und Härte angelsächsische Mönche aus ihren Klöstern vertrieben und der neugestaltete Clerus in das Lehnswesen eingefügt, auch Bischöfe zur Heeresfolge verpflichtet. Zur Uebersicht der gesammten Gefälle, die der Krone von den vertheilten Gütern zustehen sollten, wurde in den Jahren 1080—1086 ein Buch gefertigt, das Doomsdaybook (Domesdaybook), worin eine Schätzung des Werthes der Güter und der davon abhängigen Leistungen enthalten war. Die Lehnsträger aber waren eifrigst bemüht, feste Schlösser, deren England bis dahin nur wenige gehabt hatte, zu erbauen; England zählte deren bald

gegen anderthalbtausend; eine bei den Normannen, die immer großes Geschick in Lagerungen und Verschanzungen gehabt hatten, in Frankreich ausgebildete Neigung.

So war denn ein Herrenstand über einem Volke von Unterthanen aufgerichtet. Aber Wilhelm's Sinn war nicht damit befriedigt, daß ihm und seinen Lehnsmannen und Kirchenbeamten von den Angelsachsen Gehorsam, Dienst und Gaben geleistet würden; das Volksthum der Eroberer sollte statt des angelsächsischen geltend und die französische Sprache dem besiegten Volke aufgezwungen werden — ein fast seltsames Gegenstück zu der Willigkeit, mit der die Vorfahren dieser Eroberer bei ihrer Ansiedlung in der Normandie ihre scandinavische Muttersprache gegen die französische aufgegeben hatten. Das Französische wurde nicht nur, was in der Ordnung war, als Staats- und Herrensprache beibehalten, sondern auch mit Proselyteneifer dem Volke dessen Erlernung zur Pflicht gemacht, Unterweisung darin den Schullehrern geboten und sein Gebrauch in den höheren Gerichten eingeführt. Wilhelm's Anstalten hatten augenscheinlichen Erfolg; Kunde des Französischen war ja nothwendige Bedingung, aus dem Abgrunde der Knechtschaft zu Gunst bei den Herren, zum Sitz im Volksgerichte, zu Amt und Pfründe zu gelangen; kein Wunder, daß auch bei dem eingewurzeltesten Hasse der Unterdrückten gegen ihre Zwingherren allmählich das Streben, auf der neugewiesenen Bahn fortzukommen, eine Annäherung und Ausgleichung herbeiführte, deren Früchte nach einigen Jahrhunderten in einer Mischsprache reiften. Festen Anhalt gegen hundertfache Willkühr hatte das angelsächsische Volk in der von Wilhelm gutgeheißenen Fortdauer des angelsächsischen Rechtes. Daß Wilhelm dieses nicht umstürzte, kann Verwunderung erregen, erklärt sich aber theils aus seiner Verständigkeit, theils aus der Sinnesart jener Zeit, welche nur der bevorrechteten Stände Ordnung und Richtung für Aufgabe des Fürstenthums ansah. Jedenfalls kam den Angelsachsen zu Statten, daß sie schon ein geschriebenes Recht besaßen, die Normannen aber dessen ermangelten. So bestand denn ein angelsächsisches Gemeinrecht (common law) fort im Gegensatze des normannischen Herrenrechtes, und Wilhelm selbst ließ eine Aufzeichnung desselben besorgen. Von den angelsächsischen Königen hatte zuletzt Eduard der Bekenner das Volksrecht aufzeichnen lassen, diese Aufzeichnung ließ Wilhelm zum Grunde legen und die seinige als aus ihr hervorgegangen ankündigen; aber die französisch-normannische Sprache wurde dazu gebraucht und so bei Weitem (zwei Jahrhunderte) früher als in Frankreich, selbst jenseits des Canals, eine französisch abgefaßte Gesetzgebung erlassen.

So war die Form gegeben, in der die beiden zwiespältigen Bestandtheile der Bevölkerung Englands dereinst zu einem Mischvolke verwachsen sollten. Die Stellung des neuen Staates zu seinen Nachbarn bestimmte sich großentheils schon in der Zeit Wilhelm's des Eroberers. Der König Malcolm von Schottland empfand Wilhelm's Ueberlegenheit und leistete Huldigung; gegen Wales, das Harald in Eduard's Zeit

gedemüthigt hatte, wurden feste Schlösser aufgeführt, die Unterwerfung des Ländchens aber einer späteren Zeit vorbehalten; Irland lag noch außer dem Kreise politischer Berechnung.

In den äußeren Geschicken bietet Wilhelm I. viel Aehnliches mit Knut dem Großen dar, wiewohl dieser den Eindruck einer edleren Natur gewährt. Aber in beiden sehen wir Fürsten nordischen Ursprungs, welche das ihnen nicht fremde England durch die Waffen eroberten, ohne andere Besitztitel, wie Heirath und Erbrecht, zu verschmähen. Ihren Stamm auf den höchsten Gipfel des Ruhmes führend, hatten beide ihre Gedanken zwischen verschiedene sich einander hassende Reiche zu theilen und für jedes derselben Kriege zu führen. Anfänglich von kühnen befreundeten Waffengefährten, hernach von einem unersättlichen Adel und Verräthern unter ihren nächsten Anverwandten umgeben, war es beiden vergönnt, ihre Herrschaft zwanzig Jahre hindurch zu behaupten. Die Verschiedenheit in den Schicksalen dieser Fürsten zeigt sich in den größeren Schwierigkeiten, mit denen Wilhelm zu kämpfen hatte. Er war der Lehnsmann eines fremden Königs, der Anführer eines durch seine Verbindungen mit den Stammgenossen unabhängigen Adels; war zu Rouen von mächtigeren und gefährlicheren Nachbarn umringt und befeindet, als zu Roeskild Knut, und kämpfte gegen ein dem Nationalcharakter seiner Krieger viel fremderes, durch Sprache und Sitte verschiedenes Volk. Hätte Knut nicht im nördlichen England so viele Stammverwandte und Anhänger gefunden, so möchte auch er derselben Grausamkeit, welche den Normannen mit Recht vorgeworfen wird, zu beschuldigen sein. Durch Bestechungen den Sieg zu erleichtern oder den Kampf zu ersparen, gefürchtete oder lästige Männer gewaltsam aus dem Wege zu räumen, gehörte zur Politik des einen wie des anderen Eroberers.

Wilhelm war von der Natur mit außerordentlichen Körperkräften begabt, seiner Krieger Erster, des Heeres Vorfechter, selbst durch Zweikampf mit den edelsten und muthigsten Feinden der Schlacht Entscheidung suchend. Was Wilhelm vor allen ähnlichen Charakteren auszeichnet, ist die Sicherheit, welche er seinen Erwerbungen verschaffte, da doch die Mittel, deren er sich dazu bediente, ihm bei seinem Adel wie unter dem Volke stets neue Feinde schufen. Die Strenge, welche er gegen seine Barone und nächsten Angehörigen ausübte, mußte ihn diesen oft nicht minder hassenswerth erscheinen lassen, als nur je den unglücklichen Besiegten.

2. Wilhelm II. Rufus, 1087—1100.

Der größte Triumph Wilhelm's des Eroberers lag in der lediglich durch seinen Wunsch bestimmten Erbfolge. So sehr war die angelsächsische Kraft gebrochen, daß weder die Interessen des Nachkommen des Edgar (s. die Stammtafel S. 257) geltend gemacht, noch die jenseits der Meere lebenden Söhne des Königs Harold berücksichtigt wurden. Weder das Recht noch der Schein einer Wahl ward den normannischen

und angelsächsischen Herren gestattet und selbst das Recht der Erstgeburt für die Krone Englands verletzt. Daß dem ältesten Sohne, Robert, die Normandie, dem zweiten Sohne, Wilhelm, dagegen England zu Theil ward, durfte den Angelsachsen, doch nicht den Normannen, rechtswidrig erscheinen, da bei ihnen die Stammgüter in der Normandie dem ältesten Sohne, die oft größeren, doch wenig gesicherten Eroberungen des Krieges den jüngeren Söhnen zufielen. Augenscheinlicher jedoch als die Rechtsgründe waren die Ansichten, welche der königliche Vater über die Charaktere und die Fähigkeiten seiner Söhne hatte. Wenn er auch den ihm gleich benannten Sohn, welchen er stets dem Aelteren vorgezogen hatte, zu nachsichtig beurtheilte, so war es doch nur zu ersichtlich, daß Robert, unstät, schwankend, tändelnd bei aller Wohlrednerei, Tapferkeit und manchen anderen ritterlichen Tugenden, der Herrschaft über England und dem Kampfe mit den dortigen Gegnern nicht gewachsen sein würde.

Der jüngere Sohn, Wilhelm, welcher beim Tode seines Vaters weniger als 25 Jahre zählte, war von Lanfrank erzogen und zum Ritter geweiht; doch zeichnete er sich vorzüglich durch Muth und körperliche Gewandtheit aus. Seine kriegerischen Talente wurden indessen in der Jugend, wo nur Körperkräfte und eine auf diesen beruhende Tapferkeit sich bewährt hatten, überschätzt; später sind die Eroberungen gewöhnlich ohne seine Gegenwart bewirkt und er selbst glänzte vorzüglich durch reiche Belohnung seiner Getreuen und noch freigebigere Bestechung seiner Gegnèr. Seine Ruhmsucht, sowie sein Hofleben, erforderten große Geldmittel, und Geistlichkeit und Volk wurden mit eben so verletzender als unverständiger Härte gedrückt. Die Beamten durften kein Mittel scheuen, um die königliche Schatzkammer zu bereichern; der Verbrecher konnte sich noch von dem ihn umschlingenden Stricke loskaufen, wenn er dem Fiscus einen Gewinn nachwies. Dem Volke zeigte er sich gewöhnlich mit zurückstoßender Kälte und erheuchelter Gleichgültigkeit, drohenden Blicken und Herrscherstimme.

Die Jagd wurde in jenen Jahrhunderten mit so großer Leidenschaft betrieben, daß sie häufig blutige Opfer forderte. In dem von dem Eroberer mit auffallender Härte gegen die zahlreichen Anwohner vergrößerten Newforest waren ihr bereits Richard, ein älterer Bruder Wilhelm's, und kürzlich ein Sohn Herzogs Robert, gleichfalls Richard benannt, gefallen. Am 2. August 1100 ritt König Wilhelm in diesen Wald zum Jagen, sein Gefolge verlor sich allmählich; um Sonnenuntergang fand man ihn todt auf der Erde liegen, von einem Pfeile durchbohrt. Viele Zeugnisse vereinen sich dahin, daß Gautier Tirrel, ein dem Könige sehr beliebter französischer Ritter, in der Absicht, einen nahe bei dem Könige vorbeistreifenden Eber zu treffen, jenen mit einem von diesem selbst ihm als dem besten Schützen gegebenen scharfen Pfeile wider Willen getödtet habe; doch ist auch eine andere Nachricht nicht zu überhören, daß Wilhelm, im Begriffe, einen an der Erde liegenden Pfeil aufzuheben, denselben stolpernd sich in die Brust drückte. Diese Rei-

nung war die verbreitetste in England bald nach des Königs Tode, wenngleich hernach die Sage vom Walter Tirrel mehr Beifall fand.

3. Heinrich I., 1100—1135.

Graf Heinrich, bei jener Jagd gegenwärtig, hatte bald das Gerücht von Tirrel's Schuß vernommen. Augenblicklich jagte er nach der Burg zu Winchester, um von den Wächtern als der Erbe die Schlüssel zu verlangen. Doch war Wilhelm von Breteuil noch schneller geritten und widersetzte sich der Auslieferung im Interesse des Herzogs Robert, als des erstgebornen Königssohnes, dem, auf der Rückkehr von ruhmvollen Kämpfen für Christus, Gott jetzt die angeborne Krone verleihen wolle. Schon hatte Heinrich sein Schwert gegen den unwillkommenen Vertreter des strengen Rechtes gezogen, doch die herbeigeeilten Freunde und königlichen Räthe vereinten sich in ihren Ansichten zu Gunsten des jüngeren, kräftigeren Bruders, welcher als nächster Erbe betrachtet werden mußte, wenn die väterliche Ausschließung Robert's als gültig anerkannt war und die Rechtmäßigkeit der ganzen Regierung Wilhelm's II. nicht geläugnet und dadurch unheilbare Verwirrung angestiftet werden sollte. Schon am nächsten Sonntage wurde Heinrich, damals in seinem 30. Jahre, zu Westminster von dem Bischofe von London gekrönt. Die raschen Dienste seiner Partei hatte er jedoch nicht ohne große Verheißungen und Zugeständnisse gewonnen. Wichtig für die Gegenwart und Zukunft war eine von dem neuen Könige erlassene Proclamation, in welcher er die Mißbräuche der vorhergehenden Regierung zu heben und die alte angelsächsische Verfassung, nach damals üblichem Ausdrucke, das Gesetz des Königs Eduard, zu erhalten sich anheischig machte. Diese Wahlcapitulation wurde von Heinrich's Nachfolgern stets neu bestätigt und dadurch das wichtigste Grundgesetz des Staates, bis nach länger als einem Jahrhunderte durch neue Mißgriffe der Enkel des Erobereres in der Magna Charta jenem Grundsteine ein roher Verfassungsbau folgte.

Ein für die augenblickliche Wirkung vielleicht noch wichtigerer Schritt des jungen Königs war der Entschluß, sich zu vermählen und die Enkelin des angelsächsischen Eduard, des Sohnes des Königs Edmund, die Nichte Edgar Aetheling's, zur Königin von England zu erheben. Durch diese Verbindung wurde ein erfreulicher Bund mit dem größeren Theile der Bevölkerung, den Angelsachsen, geschlossen, welche die Krone zu dem vielgeliebten echten Königsstamme zurückgekehrt sahen und die Verwirklichung eines schönen Phantasiegebildes von goldenen Tagen als Wiederkehr der vermeinten Zeit ihrer Vorfahren erwarteten.

Heinrich I. aber betrog Kirche, Barone und Volk. Um nichts besser als sein Bruder Wilhelm, aber schlau und gewandt, wußte er guten Schein vorzukehren, unbedenklich, dem gegebenen Worte mit der That entgegenzuarbeiten. Robert von der Normandie, der Gegenstand eifersüchtiger Sorge seines Bruders, fiel 1106 in der Schlacht bei Tinchebray in die Gewalt Heinrich's und büßte, nach einem Berichte, dem vielleicht

der Glaube zu versagen ist, den Versuch der Flucht aus seinem Kerker mit dem Verluste der Augen; als 80jähriger Greis starb er 1134 im Thurme von Caerdiff. Sein Sohn Wilhelm Clito, vor der blutdürstigen Verfolgung Heinrich's I. geborgen in Frankreich, und von dessen Könige Ludwig VI. zum Grafen von Flandern eingesetzt, endete vor ihm 1128 sein Leben während des Kampfes mit einer Gegenpartei der Flamländer. So hatte Heinrich Niemanden aus seiner Blutsverwandtschaft zu fürchten und seine Handhabung der königlichen Gewalt ward rücksichtsloser; doch ist die Sorge für Friede und Ordnung, die er gegen gewaltthätige Barone eben so wohl als gegen Friedensbruch des gemeinen Mannes übte und ihm den Namen „Löwe der Gerechtigkeit" zubrachte, ihm nicht abzusprechen. Wilhelm, der Sohn Heinrich's und Mathilden's († 1120), wurde bei der Ueberfahrt von der Normandie nach England von den Wellen verschlungen; seines Vaters Antlitz war seitdem ernst und trübe, dessen Sinn aber milder als zuvor. Er hatte keinen zweiten Sohn; zur Nachfolge auf den Königsthron und Herzogsstuhl bestimmte er seine Tochter Mathilde, als diese nach dem Tode ihres Gemahls, Kaiser Heinrich's V., nach England zurückgekehrt war. Eine zweite Ehe mußte diese mit dem Franzosen, Gottfried von Plantagenet, Grafen von Anjou, eingehen. Der Sohn von Wilhelm's I. Tochter Adele, Stephan von Blois, gelobte dem Könige Heinrich I. eidlich, Mathilden die Erbfolge nicht streitig machen zu wollen.

4. Stephan von Blois, 1135—1154.

Mit Heinrich's I. Tode (1135) vergaß **Stephan von Blois** seines Schwurs und setzte sich auf den Thron. Spenden aus dem reichgefüllten königlichen Schatze, Erlaß eines Freiheitsbriefes und nicht geheuchelte Milde und Leutseligkeit gewannen ihm Anhang. König David von Schottland, der dem Namen nach für Mathilde zu den Waffen griff, wurde 1138 in der Standartenschlacht aufs Haupt geschlagen; doch weder Normannen noch Sachsen waren einmüthig für Stephan; von jenen neigte eine große Anzahl, sowohl Barone als Bischöfe, sich Mathilden zu, als diese 1139 mit einem Heere in England auftrat; die Sachsen aber, noch immer nicht mit der normannischen Herrschaft versöhnt und auf die Vorrechte der Normannen grollend, hofften aus der Zwietracht der Normannen Heil für sich; ein großer Theil derselben scheint in dem Kriege David's von Schottland an Befreiung von den Normannen gedacht zu haben; Cumberland, Westmoreland und Northumberland blieben ungeachtet der Niederlage David's im Verbande mit diesem. Der Krieg ras'te durch alle Landschaften Englands; die Burgherren übten allen nur ersinnlichen Frevel gegen die Bewohner der Umgegend und quälten ihre Gefangenen mit grausamen Martern; zugleich wurden die unglücklichen Sachsen durch die von Stephan ins Land gerufenen Brabanzonen und nicht minder hart durch Mathilden's Franzosen heimgesucht und sächsisches Landvolk vergalt, wo es konnte, Raub und Mord; das Jahr 1140 wird vor allen als wehvoll bezeich-

net; doch schien es, als ob die hochmüthige Lieblosigkeit Mathilden's gegen die Sachsen, auf die sie mit dem Sinne ihres Stammes herab sah, diese der Sache Stephan's, der in Mathilden's Haft gefallen war, zuführen würde. Ein Vergleich zwischen Stephan und Mathilden ließ jenem den Thron und sicherte dem Sohne dieser und Gottfried Plantagenet's, Heinrich, die Nachfolge auf demselben zu.

---

91. England unter dem Hause Anjou oder Plantagenet.

(Nach Reinhold Pauli, Geschichte von England, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Heinrich II., 1154—1189.

Heinrich von Anjou weilte in der Normandie, als ihn der Tod Stephan's auf den englischen Thron berief. Er hatte noch nicht sein 22. Jahr vollendet, und ein langes ereignißreiches Leben, eine Herrschaft über Länderstrecken, so ausgedehnt wie wenig andere in seiner Zeit, lag vor ihm. Seine Mutter, die verwittwete Kaiserin, hatte ihm die Normandie, das Stammland seiner Ahnen, beschirmt und erhalten; der Tod seines Vaters, Gottfried Plantagenet, hatte ihn bereits 1150 zum Herrn von Anjou und Maine gemacht; und zwei Jahre darauf hatte ihm seine Vermählung mit Eleonore, der reichen Erbin von Poitou und Gascogne, der geschiedenen Gemahlin Ludwig's VII., die größten Stücke des alten Aquitaniens zugeführt. Dieser glänzenden Vereinigung zusammenhängender Besitzungen hatte er neben der Standhaftigkeit seiner Mutter Mathilde und ihrer Anhänger den Abschluß des Vertrages vom Jahre 1153 zu verdanken, dem gemäß er jetzt, ohne von Neuem in England den Bürgerkrieg anzufachen, den erledigten Thron besteigen konnte. Glücklicher ausgerüstet mit allen materiellen Hülfsmitteln und mit vielen vortrefflichen Eigenschaften des Geistes begann selten ein Fürst seine hohe Laufbahn. Die beiden vornehmsten Bewegungen des Geistes jener Zeit reichen auch mit tief eingreifendem Einflusse bis nach England hinüber: in dem großen Kampfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht so gut wie in der Ausbildung des feudalen Wesens des Staates war es Heinrich beschieden, eine Rolle zu spielen.

Das merkwürdige Zusammentreffen, daß wenige Tage vor der Krönung Heinrich's, am 2. December 1154, der einzige geborene Engländer, der je den päpstlichen Stuhl bestiegen, Nicolaus Breakspeare, als Hadrian IV. zum Papste erhoben war, begann bereits im Laufe des ersten Jahres seinen wichtigen Einfluß zu äußern. Das neu erwählte Haupt der Christenheit erließ an seinen jungen Landsmann eine Bulle, worin ihm die Eroberung Irlands bewilligt und anempfohlen wird. Durch ein so kühnes Unternehmen gedachte Heinrich sich aller unruhigen Elemente zu entledigen, die ihm seine neue Herrschaft gefährden könnten;

doch nöthigten ihn damals näher liegende, dringendere Verhältnisse, einstweilen davon abzustehen. Es waren zunächst seine weitläufigen Besitzungen auf dem Festlande, welche die Aufmerksamkeit Heinrich's für eine Reihe von Jahren vornehmlich in Anspruch nahmen: die größere Beruhigung und Abrundung derselben, so wie das Verhältniß zu seinem Lehnsherrn, dem Könige von Frankreich.

Bereits in dieser Zeit begegnet man der rasch emporsteigenden Gestalt Thomas Becket's als vornehmsten Rathgebers des Königs und mit dem Siegel des Großkanzlers betraut. Eine wunderbare Lebensrettung soll den von den mühsamen Studien sich schon abwendenden Jüngling zu den früheren Plänen zurückgeführt haben und ein Verhältniß zu einem angesehenen Verwandten, Osbern, Sheriff von London, als Schreiber und Rechnungsführer, führte ihn ungeahnt auf die Bahn der Staatsgeschäfte. Späterhin trat er in den Haushalt des Erzbischofs Theobald von Canterbury ein. Obwohl er nur die ersten Weihen der Kirche empfangen, bedachte ihn der ihm gewogene Erzbischof dennoch reichlich mit Pfründen in Oxford, London und Lincoln, ließ ihn eine Zeit lang zu Paris, Bologna und Auxerre das kanonische Recht studiren und machte ihn zum Archidiacon von Canterbury und zum Probst von Beverley. Er war demnach schon ein Mann von großem öffentlichen Ansehen, als Heinrich gekrönt wurde, und dieser übertrug ihm auf die Empfehlung des Primas und eingenommen von seinen glänzenden Eigenschaften die hohe Stelle des Kanzlers, so wie die Aufsicht über die Erziehung seines jugendlichen Thronfolgers Heinrich. Als nun Theobald starb (1161), wünschte Heinrich seinem Kanzler das Primat von England übertragen zu sehen, indem er hoffte, daß Thomas Becket auch als Erzbischof sein vertrauter Freund bleiben und fernerhin zur Entwicklung der Macht seines Königreiches beitragen werde. Thomas zauderte einen Augenblick, als ihm der König selbst die Erhebung zum Erzbischof antrug, denn er war klug genug, den unvermeidlichen Bruch mit ihm vorherzusehen; doch das eindringliche Zureden des gerade anwesenden päpstlichen Legaten, Heinrich von Pisa, bewog ihn zur Annahme.

Die umfassenden Pläne des Königes wegen Herstellung einer bessern Rechtspflege brachten schon bald den gefürchteten Conflict zum Ausbruche, indem Heinrich die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterwerfen wollte, Thomas dagegen einwarf: „Laien können keinen Geistlichen richten.“ Als der König eine Zusammenkunft der hohen Geistlichkeit und der Barone des Reiches nach Clarendon, einem königlichen Landsitze, berufen hatte, um „die alten Gewohnheiten“ feststellen zu lassen, weigerte sich Becket unter allen anwesenden Bischöfen allein, die sogenannten 16 Constitutionen von Clarendon, die hauptsächlich von der Entscheidung in Prozessen gegen Geistliche und von der Stellung der Geistlichen zu ihren weltlichen Lehnsleuten handeln, anzuerkennen, wie solche auch Papst Alexander III. verwarf. Bald darauf ergab sich eine Gelegenheit, die weltliche Gerichtsbarkeit gegen Thomas selbst geltend zu machen. Ein

Reichstag sämmtlicher weltlichen und geistlichen Barone zu Northampton verurtheilte ihn wegen Rechtsverweigerung, worauf er nach Frankreich entfloh und sich an den päpstlichen Hof (des aus Rom vertriebenen Alexander III.) nach Sens begab. Zum päpstlichen Legaten ernannt, sprach er von Vezelay aus über die Bischöfe der königlichen Partei, selbst über den Bischof von London, den Bann aus, und bedrohte auch den König und das Land mit Bann und Interdict. In Folge einer scheinbaren Aussöhnung mit dem Könige, als dieser in Frankreich anwesend war, kehrte Becket (1170) nach England zurück, wiederholte aber gegen die Bischöfe von London, York und Salisbury, welche die Güter von Canterbury nicht herausgeben wollten, den Bannfluch. Diese begaben sich zu dem Könige nach der Normandie und reizten denselben durch ihre Darstellung von dem Auftreten Becket's so zum Zorne, daß er ausrief: „Ist denn Niemand, der mich von einem ränkesüchtigen Priester befreit?“ Dies verzweifelte Wort vernahmen vier seiner Kämmerer, echte Höflinge, begaben sich nach Canterbury und verlangten von Thomas die Aufhebung des Bannes; dieser, wiewohl sanft erwidernd, bestand auf seinem Rechte, Verbrecher, die seine Güter besäßen, zu bannen. Sie wiederholten das Verlangen in der Kirche während der Vesper, und da Thomas erklärte, die Absolution sei unmöglich, auch fürchte er sie und ihre Schwerter nicht, so spalteten die Mörder ihm, der keine Flucht versuchte, den Schädel und bemächtigten sich der dem Könige wichtigen Urkunden und Privilegien (29. December 1170).

Rasch verbreitete sich die Nachricht von dem scheußlichen Morde nach der Normandie, Heinrich II. bejammerte die That, hielt sich 3 Tage eingeschlossen, ohne Speise zu sich nehmen, und schickte sogleich eine Gesandtschaft nach Rom, um sich dort von dem auf ihn fallenden Verdachte zu reinigen. Alexander III. ließ sich bewegen, den König, der sich seinem Urtheile unterwerfen wollte, und das Land zu schonen, die Mörder aber wurden gebannt und gingen zur Buße nach Palästina, wo sie gestorben sein sollen. Heinrich reinigte sich durch einen vor den päpstlichen Legaten abgelegten Eid von aller Mitschuld an dem Morde des Erzbischofs Becket, versprach einen Kreuzzug nach Jerusalem oder Spanien und daß er die Constitutionen gegen die Freiheiten der Geistlichkeit abschaffen wolle, sofern diese während seiner Regierung neu eingeführt seien. Später (1174) wallfahrtete der König zum Grabe des heilig gesprochenen Märtyrers, ließ sich von den Priestern und Mönchen der Cathedrale von Canterbury geißeln, brachte eine Nacht auf dem harten Pflaster der Krypta zu, in welcher der Leichnam Becket's noch beigesetzt war, und erhielt am folgenden Tage die Absolution.

Im Jahre 1171 unternahm Heinrich den schon bei seiner Thronbesteigung angeregten (s. S. 459) Zug nach Irland und legte den Grund zur englischen Herrschaft über diese Insel, indem die um das Oberkönigthum streitenden Fürsten ihn als ihren Oberherrn anerkannten und ihm huldigten. Ulster allein blieb einstweilen frei von allem englischen Einflusse. Auch der König Wilhelm von Schottland, welcher

einen mißlungenen Aufstand des jungen Heinrich gegen seinen Vater unterstützt hatte und dabei von den englischen Truppen gefangen genommen worden war, mußte dem Könige von England den Lehnseid für Schottland leisten, um seine Freiheit wieder zu erhalten.

Die Streitigkeiten unter seinen beiden älteren Söhnen, Heinrich und Richard, und nach Heinrich des jüngern Tode zwischen Richard und seinem jüngsten Bruder Johann, wobei der Vater erst auf Richard's, später auf Johann's Seite stand, und in welche sich Philipp II. von Frankreich einmischte, hinderten den König an der Ausführung des von ihm gelobten Kreuzzuges, obgleich nach der Einnahme Jerusalems durch Saladin (1187), wie an die ganze abendländische Christenheit, so auch an ihn die vielfachsten und dringendsten Aufforderungen ergingen. Zwar nahm er 1188 bei einer Zusammenkunft mit Philipp II. unter der alten Ulme bei Gisors in der Normandie, wo die Herzöge der Normandie mit ihren Lehnsherren so oft verhandelt hatten, das Kreuz (vgl. S. 329) aus den Händen der Erzbischöfe von Tyrus, Rheims und Rouen und ließ den Zehnten zum Kreuzzuge ausschreiben, allein der Abfall auch seines Lieblingssohnes Johann und ein schimpflicher Friede mit Frankreich, wozu er sich durch die Verbindung Richard's mit Philipp II. genöthigt sah, brachen das Herz des alten Königs. Nur wenige Tage überlebte er diese Schmach. Sein natürlicher Sohn Gottfried war der einzige der Söhne, der ihm treu geblieben und an seinem Todesbette (zu Chinon, südlich von der Loire) stand.

Heinrich's ganzes Wesen bestand aus vielfachen Gegensätzen. Stets nach Erweiterung seiner Macht strebend, war er doch ein Feind von Krieg und Blutvergießen und nahm daher bei bevorstehendem Kriege seine Zuflucht zu Bestechungen, in der Gerichtspflege, wo auf Tod hätte erkannt werden sollen, zur Einziehung des Vermögens. So lange er sich in Drangsal befand, war Niemand freundlicher, fühlte er sich wieder ganz sicher, Niemand barscher. Bitter gegen Unbezwungene, benahm er sich gütig, sobald er sie unterworfen; rauh gegen seine Dienstleute, war er voll Zutraulichkeit gegen Fremde. Vor aller Welt pflegte er zu verschwenden, während er im Geheimen sparte. Wen er einmal haßte, den nahm er selten wieder zu Gnaden an, und wen er einmal lieb gewonnen, dem erlaubte er Vieles. Von einem solchen Vater konnten nur Söhne stammen, die, wie Heinrich, Richard und Gottfried, nach einander die väterliche Güte und Schwäche mißbrauchten, von seiner Staatskunst sich abwandten und entweder den Aufreizungen der Mutter oder den Verlockungen der Könige von Frankreich Gehör gaben. Leicht erregbare väterliche Liebe und Mißtrauen wirkten auch hier beständig schädlich gegen einander.

2. Richard I. (Löwenherz), 1189—1199.

Kaum war Richard in Westminster gekrönt, so beschäftigte ihn nur der Kreuzzug (s. S. 329 ff.), den auch er gelobt hatte. Mit unheilvoller Hast war er bemüht, alle dringenden Regierungsgeschäfte

schnell zu erledigen und durch Verkauf von Ländereien, Aemtern und Freiheiten die Kosten des Zuges zusammen zu bringen; auch die Lehnshoheit über Schottland wurde gegen 10,000 Mark Sterling aufgegeben. Zum Statthalter Englands ernannte er seinen Günstling, den Kanzler Wilhelm, Bischof von Ely.

Während Richard auf der Fahrt nach dem heiligen Lande die Insel Cypern eroberte (s. S. 331) und dort seine Vermählung mit Berengaria von Navarra feierte, dann aber in Palästina ein ganzes Jahr mit planlosen Zügen und Gefechten zubrachte — denn Begeisterung kannte er nur für das Schlachtgetümmel, nicht aber für die Sache des Christenthums — lief er Gefahr, sein heimatliches Königreich zu verlieren. Denn sein Reichsverweser, Wilhelm von Ely, trat in England mit allem Hochmuthe eines Normannen auf, verheirathete seine Verwandten, die er aus der Normandie herüberrief, mit dem um seine Gunst buhlenden englischen Adel und war fast mehr gefürchtet, als der König. Diese Stimmung benutzte der jüngste Bruder Richard's, Johann, der, ohne edle Eigenschaften, nur Eigennutz und Verrath kannte, um mit seinen Plänen auf den Thron hervorzutreten. Er rechnete darauf, daß der Bruder, der bis jetzt keinen Erben hatte, wie so mancher andere Fürst, wie Kaiser Friedrich, nimmermehr vom Kreuzzuge zurückkehren werde, und fing an, sich als Thronfolger zu gebährden. Allein Richard hatte im Falle, daß er kinderlos stürbe, den Sohn seines verstorbenen Bruders Gottfried, Arthur von Bretagne, bereits als den rechtmäßigen Erben anerkannt. Mit Hülfe der Barone und der Bürger Londons bewirkte Johann die Absetzung des verhaßten Reichsverwesers und seine Anerkennung als Thronfolger. Auch verband er sich während Richard's Gefangenschaft (s. S. 333) mit Philipp II. von Frankreich, der ihm alle Länder seines Vaters Heinrich II. zusicherte. Daher ließ Richard, als er nach seiner Befreiung (s. S. 334) wie im Triumphe nach England zurückkehrte, durch eine Versammlung seiner Barone zu Nottingham den abwesenden Grafen Johann aller seiner Güter verlustig erklären, darauf ging er nach der Normandie, wo Johann ihm entgegen kam, fußfällig um Verzeihung bat und großmüthige Vergebung erhielt.

Während der vier folgenden (letzten) Jahre seiner Regierung führte Richard fast beständig Krieg mit Philipp II., nicht bloß um sich für das Bündniß mit seinem Bruder Johann zu rächen, sondern auch aus Lust an Fehden; denn nie war er glücklicher, als wenn er sich in ein Reitergetümmel stürzen oder eine Burg nehmen konnte. Beide Fürsten hatten die Mittel nicht, um große Schläge auszuführen, sie suchten daher sich im Kleinen jeden Vortheil abzugewinnen, deßhalb wechselten wilde Raubzüge und Scharmützel beständig mit Waffenstillständen und Friedensverhandlungen. Seine romantische Tapferkeit gewann ihm die Liebe des Volkes, die durch seine Gefangenschaft und die für seine Befreiung dargebrachten Opfer noch gesteigert wurde. Das ruhige Leben in England, wo er kaum 6 Monate seiner Regierung zubrachte, war ihm lang-

weilig; nie wieder ist er von der Normandie zurückgekehrt. Abenteuerlich, wie sein ganzes Leben, war auch sein Ende. Bei der Belagerung einer Burg des Vicomte von Limoges (angeblich weil dieser ihm, seinem Lehnsherren, einen gefundenen Schatz vorenthielt) wurde er durch einen Pfeilschuß in die linke Schulter verwundet. Während er sich in seinem Zelte von einem Feldarzt behandeln ließ, ward die Burg genommen, die Vertheidiger aber, wie Richard es ihnen zugeschworen, sämmtlich aufgeknüpft. Nur seinen Mörder ließ der König, der dem Tode entgegensah, vor sich kommen. „Was habe ich dir gethan," redete er ihn an, „daß du mir das Leben nimmst?" Den Vater und zwei Brüder behauptete jener durch Richard verloren zu haben, er wolle jetzt gern jede Pein dulden, wenn der König nur sterbe. Da schenkte ihm Richard das Leben; doch der Führer seiner Söldner ließ ihn ohne Wissen seines Herrn schinden und aufhängen. Des Königs Zustand wurde inzwischen immer schlimmer; das Eisen steckte eine Spanne lang in der Wunde und der ungeschickte Arzt bereitete ihm entsetzliche Schmerzen, die er ohne Wehklagen ertrug. Am zwölften Tage nannte er den Grafen Johann als seinen Nachfolger, empfing die letzte Oelung und verschied im 42. Lebensjahre am 6. April.

Er war geschaffen, um die Waffen meisterhaft zu führen und in dem Preise seiner Körperkraft und Tapferkeit die Krone aller Tugenden zu sehen. Er liebte ritterlichen Glanz und Schmuck, besonders gern führte er den Löwen im Wappen. Schon früh gaben ihm die Zeitgenossen wegen seines ganzen Wesens den Beinamen des Löwen, und bald nannte ihn die Nachwelt Richard Löwenherz. Seine übrigen Eigenschaften aber erwarben ihm durchaus kein Lob. Wohl hegte man schöne Erwartungen, als er den Thron bestieg; aber seine Laster, besonders eine ungezähmte Gewaltthätigkeit und furchtbare Habgier wurden bald vielen Tausenden fühlbar. Er war ein echtes Kind jener romantisch-wilden Zeit mit allen ihren Schwächen und einigen ihrer Tugenden.

3. Johann ohne Land, 1199—1216.

Richard I. hatte zwar zuletzt seinen Bruder Johann als Nachfolger bezeichnet, doch gelang diesem nur die Besitznahme der Normandie ohne Widerstand. In England dagegen begann der Begriff von der Nachfolge der jedesmal ältesten Linie sich erst festzusetzen, da seit Wilhelm's I. Eroberung Richard der einzige gewesen war, der die Krone rechtmäßig ererbt hatte, während alle seine Vorgänger außer durch Gewalt auch mit Hülfe der alten Volkswahl auf den Thron gekommen waren. Philipp II. von Frankreich ließ sich von dem jungen Arthur wegen Anjou, Maine, Touraine, Poitou und der Bretagne huldigen und forderte von Johann, der inzwischen in der Abteikirche von Westminster gekrönt worden war, er solle seinem Neffen diese ausgedehnten Besitzungen gutwillig abtreten. Wegen seiner Weigerung ward er von den Pairs zu Paris aller seiner fränkischen Lehen verlustig erklärt (siehe S. 442). Dazu verbreitete sich das Gerücht, Arthur von Bretagne sei

verschwunden, ja, sein Oheim habe ihn mit eigener Hand umgebracht. Der König entging der eigenen Gefahr durch Entweichen nach England, Philipp August aber vereinigte die Normandie, das Herzogthum Rollo's (siehe S. 248), nach einem Zeitraume von beinahe 300 Jahren wieder mit der Krone Frankreichs und gewann bald auch die übrigen Besitzungen Johann's auf dem Festlande. England stand wieder allein da, wie vor 150 Jahren (vor 1066), aber während es den auswärtigen Interessen entzogen wurde, begann es, die eigene Kraft zu fühlen und zu entwickeln.

Zuerst gab die Erledigung des Primats von England nochmals (wie 1162) die Veranlassung zu ernsten, weit reichenden Verwicklungen. Nach dem Tode des Erzbischofes Hubert von Canterbury hatten die Mönche der Kathedrale ohne Einholung der königlichen Zustimmung ihren Subprior auf den Altar erhoben und auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt, viele aber später, nach Anweisung des Königs, den Bischof von Norwich gewählt und zwar ohne Zuziehung der Bischöfe der Provinz. Alle drei Parteien suchten die Entscheidung des Papstes für sich zu gewinnen. Innocenz III. aber benutzte die Streitfrage, um manchen Ausnahmeverhältnissen der englischen Kirche, namentlich der großen Selbständigkeit der Bischöfe ein Ende zu machen. Er ließ durch die nach Rom gekommenen Mönche von Canterbury seinen Freund und Studiengenossen, den Cardinal Stephan Langton, wählen und vernichtete so die Ansprüche der Provinzialbischöfe, während er noch den König um Anerkennung dieser dritten Wahl ersuchte. Johann aber versagte nicht nur dem Gewählten die Bestätigung und den Eintritt in England, sondern ließ auch die Güter des Erzstifts mit Beschlag belegen und, als England mit dem Interdicte bestraft wurde, alle ihm nicht zugethanen Prälaten und Geistlichen vertreiben. Als aber der Papst die Absetzung des Königs aussprach und den König von Frankreich zur Eroberung Englands aufforderte, der sich auch schon zum „heiligen Kriege" rüstete, ließ er sich von dem päpstlichen Legaten Pandulfo (durch die Hinweisung auf die Untreue seiner Barone) zur Unterwerfung unter das Urtheil der römischen Kirche bewegen. Er mußte demzufolge nicht allein allen vertriebenen Geistlichen die Rückkehr nach England gestatten und sie wieder in den vollen Genuß ihrer Pfründen und Aemter einsetzen, sondern auch die Krone von England und Irland in die Hände des Legaten niederlegen, um sie als Lehnsmann des Papstes von ihm zurückzuempfangen (1213), worauf der Legat allen Grafen und Baronen bei Strafe des Bannes befahl, dem Könige gegen Frankreich und alle auswärtige Feinde beizustehen. Im nächsten Jahre wurde auf einem englischen Concil auch das Interdict aufgehoben.

Die Aussöhnung mit dem Papste hinderte Johann nicht, mit den gebannten Gegnern des Königs von Frankreich, nämlich mit seinem Neffen, dem deutschen Könige Otto IV. (siehe S. 415), und mit dem Grafen Raimund von Toulouse, ein Bündniß einzugehen in der Absicht, sein altes Eigenthum in Frankreich wieder zu gewinnen. Aber diese Hoffnung ward durch den Sieg Philipp's II. bei Bouvines (siehe

(S. 443) vereitelt, und Johann, der gedacht hatte, mit dem Kaiser und den übrigen Bundesgenossen das bezwungene Frankreich zu theilen, konnte, als er nach England zurückkam, auf dem Festlande nur noch Rochelle und einige Burgen sein nennen.

Am schlimmsten aber mußte er den Rückschlag der großen Niederlage bei Bouvines in England empfinden. Die geistlichen und weltlichen Barone traten in London zusammen und erhoben laute Beschwerden, besonders über den Kriegsdienst außer Landes, die stets wiederholten ungesetzlichen Auflagen, die Herbeiziehung fremder Söldlinge in die königlichen Burgen und die Vergebung von Lehen an Ausländer. Johann wollte Anfangs nicht nachgeben und versuchte die Geistlichen von den weltlichen Baronen zu trennen dadurch, daß er den Capiteln und Mönchen die Wahlen frei gab. Als aber die Barone dem Könige den Gehorsam aufkündigten, durch ein Bündniß mit dem jungen Könige Alexander von Schottland und mit den Wallisern „das Heer Gottes“, wie sie es nannten, verstärkten, und auch die reiche und mächtige Stadt London zum Abfall bewogen, ließ er den Baronen durch Gesandte ankündigen, zum Besten des Friedens und seines Reiches sei er gesonnen, ihnen gnädigst ihre Forderungen zu gewähren. Zu Runnemede, einer Wiese an der Themse, unweit Windsor, kamen beide Theile am 15. Juni 1215 zusammen, der Adel mit dem Schwerte in der Hand, der König umgeben von der hohen Geistlichkeit, und unterzeichneten eine Urkunde, die unter dem Namen Magna Charta das ganze Mittelalter hindurch als eine Zusammenfassung der vornehmsten Gesetze des englischen Staates gegolten hat und auf welche zum Theil noch die heutigen Freiheiten Englands gegründet sind. Dieselbe enthält nicht sowohl neue Rechte, als Bestätigung alter und neue Bürgschaften für den wieder hergestellten freien Genuß derselben, namentlich gegen Willkür in der Besteuerung und in der Rechtspflege. So sollen die Steuern des Adels und der Stadt London nur durch den großen Rath des Königreiches bestimmt werden, welcher aus den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, Grafen und großen Baronen besteht; ein freier Mann soll nur durch den Spruch seiner Standesgenossen und nach den Gesetzen des Landes verurtheilt werden können (wobei das Geschwornengericht als bekannt vorausgesetzt wird). Eine Commission von 25 Baronen, die von sämmtlichen Baronen gewählt wird, wacht über die Aufrechthaltung der Charte und soll, wenn sie Verletzungen derselben bemerkt und ihre Vorstellungen erfolglos bleiben, dem Könige durch Belagerung seiner Burgen und Besetzung seiner Domänen so lange zusetzen, bis er nachgibt.

Diese Bestimmung zeigt insbesondere die Ohnmacht des Königs, der so viel nur in der Hoffnung bewilligte, Alles durch Hülfe des Papstes wieder rückgängig zu machen. Auch verdammte Papst Innocenz III. in einer bald veröffentlichten Bulle den ganzen Vertrag und verbot sowohl dem Könige als den Baronen, der Urkunde irgend eine Gültigkeit beizulegen. Die Barone, welche eine beständige Verbindung mit dem Könige von Frankreich unterhielten, begannen den Kampf mit Johann und

trugen, ungeachtet der Papst gegen alle Widersacher Johann's den Bann aussprach, dem französischen Prinzen Ludwig die Krone Englands an. Zwar untersagte der Papst dem Könige von Frankreich bei Strafe des Bannes, seinen Sohn nach England ziehen zu lassen, allein Philipp bestritt sowohl, daß Johann sein Land ohne Zustimmung der Barone dem Papste zu Lehen übertragen durfte, als auch, daß Johann's Anrecht auf den Thron vollgültig sei; sein Sohn Ludwig landete mit einem Heere in England, ließ sich in London huldigen und zog Johann entgegen (nach Winchester). Dieser fand seine Hauptstütze in dem päpstlichen Legaten, der gleichzeitig mit Ludwig in England ankam und über den Prätendenten und dessen Anhänger, namentlich die Stadt London, den Bann aussprach. Doch der härteste Schlag für den König war die Nachricht von dem Tode des Papstes, worauf ihn auch seine standhaftesten Anhänger verließen und der König Alexander von Schottland sich mit Ludwig, der vor Dover lag, vereinigte. Drei Monate nach dem Tode des Papstes starb Johann im Alter von 49 Jahren.

Feigheit, Mißtrauen, Grausamkeit, Treulosigkeit und barsche, kurze Sprache, charakteristische Eigenschaften des Tyrannen, erscheinen häufig in seinem Benehmen. Der Verrath gegen den Bruder, die gewaltsame Besitzergreifung der Krone, der geheimnißvolle Mord Arthur's, die in feiger Absicht geschehene Unterwerfung des Königreiches unter einen fremden geistlichen Fürsten und wiederholter Wortbruch, zumal gegen seine eigenen Unterthanen, haben diesen Fürsten, so sehr man auch sein Unglück und die in demselben bewiesene hartnäckige Ausdauer in Betracht ziehen muß, auf ewige Zeiten gebrandmarkt. Der einst ihm im Scherz ertheilte Name des Ohne-Land erhielt eine furchtbar ernste Bedeutung. Die Zeit, die er auf dem Throne saß, war eine Zeit beständiger Mißregierung und führte zur Revolution.

Heinrich III., 1216—1272.

Heinrich III. hatte eben das 9. Jahr vollendet, als er auf einem Throne folgte, dessen Macht gänzlich gebrochen schien und dessen Eigenthum sich in den Händen aufständischer Unterthanen und fremder Eroberer befand: im Süden herrschte Ludwig, im Norden der Schotte; der Hof der Plantagenets barg sich in Wales. Die Vormundschaft erhielten Guala, der päpstliche Bevollmächtigte, der im Namen seines Herrn die oberste Herrschaft im Lande beanspruchte, und der Marschall Graf von Pembroke, der dem verstorbenen Könige unwandelbare Treue beobachtet hatte. Beide waren einmüthig bemüht, den abgefallenen Adel allmählich in das königliche Lager zurück zu führen. Um demselben mit einem Beweise der Versöhnung zuvor zu kommen, ließen sie die Magna Charta erneuern, die der vorige König nur gezwungen angenommen und der Papst verworfen hatte. Doch wurde diesmal nicht den ungestümen Forderungen treuloser Barone nachgegeben, sondern die Erneuerung geschah durch Anhänger der königlichen Sache, daher ward

30*

das Steuerbewilligungsrecht suspendirt und die Garantie durch einen Ausschuß der Barone abgeschafft.

Inzwischen begann der königliche Anhang sich zu verstärken, der englische Adel verlor alles Vertrauen zu seinen Bundesgenossen, die Franzosen wurden zu Lande (bei Lincoln) und zur See (an der Mündung der Themse) geschlagen; sowohl Ludwig, als Alexander von Schottland mußten Frieden schließen, ersterer auf den englischen Thron verzichten, letzterer den Lehnseid für Schottland erneuern. So war England nach fast zweijährigem Abfall wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen. Die Herstellung der Ruhe wurde mit großen Festen begangen. Die Krönung Heinrich's in Westminster (1220) übertraf an Pracht alle früheren Krönungen, der Leichnam des großen englischen Märtyrers Thomas Becket wurde aus der dunklen Krypta nach der Emporkirche der Kathedrale zu Canterbury gebracht, Heinrich's älteste Schwester (Johanna) an Alexander II. von Schottland und die jüngste (Eleonore) an den jungen Grafen Wilhelm von Pembroke verheirathet; die mittlere (Isabella) wurde später (1235) mit Kaiser Friedrich II. vermählt und so wichtige Bundesgenossen gewonnen, namentlich eine Verbindung Ludwig's VIII. von Frankreich mit Friedrich II. verhindert, als jener an eine neue Landung in England dachte, die durch seinen frühzeitigen Tod unterblieb. — Im Jahre 1227 bei Vollendung seines 20. Lebensjahres übernahm Heinrich die Regierung, aber bei seinem schwächlichen Charakter blieb die oberste Leitung auch fernerhin in den Händen seiner Rathgeber. Der Wunsch, selbst einmal das Kriegsglück zu versuchen, veranlaßte ihn zu einem Zuge nach Frankreich, um die ehemaligen englischen Besitzungen auf dem Continente wieder zu gewinnen, allein bei seiner Unthätigkeit und Schlaffheit blieb das Unternehmen eben so ohne Erfolg, wie 8 Jahre später (1243) die Erneuerung desselben.

Allmählich häuften sich die Gründe der Unzufriedenheit mit Heinrich's Regierungsweise. Die von seinem Vater zugestandene Oberlehnsherrlichkeit der römischen Kirche führte zu immer erhöhten Ansprüchen der Päpste, die Einsetzung ausländischer Geistlichen in die einträglichsten englischen Pfründen nährte die alte Mißstimmung, die im Lande niemals erstickt worden war, von Neuem sowohl bei Geistlichen als bei Laien; dazu wurden fremde Söldlinge aus Poitou und der Bretagne massenweise in den königlichen Dienst genommen und steigerten durch ihre Habsucht und ungezügelten Ausschweifungen den gährenden Unwillen der Engländer; als Heinrich sich (1236) mit Eleonore, Tochter des Grafen Raimund von der Provence, vermählte, kam mit ihr auch ein Heer habgieriger Provençalen an den Hof, welche die Reichthümer des Landes verschlangen. Zum Glücke wuchs das Nationalbewußtsein der Engländer mit den immer mehr zur Anerkennung kommenden Verfassungsformen, der König, fast immer in Geldverlegenheit, konnte ohne den Rath der Geistlichkeit und des Adels, der nun allmählich Begriff und Namen des Parlamentes annahm, nichts beginnen, und auf den Reichstagen (seit 1236) entwickelte sich eine zunehmende Opposition;

die Steuerbewilligungen werden immer schwieriger, die Beschwerden gegen die fremden Günstlinge immer häufiger und dringender.

Merkwürdiger Weise war es nicht allein ein Ausländer selbst, sondern des Königs eigener Schwager, der dem Hasse gegen die Fremdlinge, dem Unwillen über des Königs Schwäche und Abhängigkeit vom Papste zuerst eine bestimmte Richtung gab, Simon von Montfort, Sohn des Anführers der Kreuzfahrer gegen die Albigenser (s. S. 443). Er vermählte sich nämlich mit des Königs verwittweter Schwester Eleonore, ward 1239 mit der Grafschaft Leicester, dem Erbe seiner Großmutter, belehnt und damit unter die englischen Barone aufgenommen.

Die nähere Veranlassung zum Ausbruche des Mißvergnügens gab eine große Hungersnoth im Jahre 1258. Das in Oxford versammelte sogenannte rasende (mad) Parlament, wobei die Barone bewaffnet und zu jedem Widerstande entschlossen erschienen, setzte in seinen Beschlüssen („Oxforder Provisionen" genannt) die Entfernung der fremden Günstlinge und die Einsetzung einer Regentschaft von 15 Bevollmächtigten durch. Die Proclamation dieser Reformen, die eine vollständige Uebertragung der königlichen Gewalt auf den Ausschuß der Barone enthielten, geschah in französischer und sächsischer Sprache und ist somit die erste Verbrüderung des Sachsen- und Normannenthums, indem sie die gleiche Berechtigung beider Sprachen zur Geltung bringt. Simon von Montfort war die Seele dieser ganzen Bewegung und nahm in dem Ausschusse der Fünfzehn unter den weltlichen Baronen die erste Stelle ein. Der König, gewohnt, zu versprechen, ohne die Absicht, sein Wort zu halten, suchte Hülfe beim Papste (wie früher sein Vater Johann) und bei dem ihm verschwägerten Könige Ludwig IX. von Frankreich (dessen Gemahlin eine Schwester der englischen Königin Eleonore war). Mit diesem schloß Heinrich zunächst einen definitiven Frieden (1259), demzufolge er alles Anrecht auf die Normandie, auf Anjou, Maine, Touraine und Poitou aufgab und sich verpflichtete, für das, was er in Frankreich behielt (die Gascogne nebst Bordeaux und Bayonne) dem Könige Ludwig IX. die Huldigung und die schuldigen Dienste zu leisten (vgl. S. 444). An denselben wandte er sich auch um einen schiedsrichterlichen Spruch in seinem Streite mit den Baronen; Ludwig IX. erklärte die Oxforder Provisionen für null und nichtig, zumal nachdem der Papst Alexander IV. (in einer Bulle vom Jahre 1261) sie schon verdammt habe. Dieser Ausspruch zu Gunsten des absoluten Königthums durch einen ausländischen Fürsten, dem niemals an der Entwickelung des nationalen Elementes in England gelegen sein konnte, wurde vom (folgenden) Papste (Urban IV.) bestätigt und ein päpstlicher Legat erhielt Vollmacht, das Kreuz predigen zu lassen. Viele Barone verloren den Muth und dachten an Aussöhnung mit dem Könige, aber Simon von Montfort erklärte: „wenn auch alle von mir weichen, so halte ich mit meinen vier Söhnen doch aus." Die Aussöhnungsversuche waren auch um so weniger von Erfolg, als die königliche Partei eine treffliche Stütze an dem Kronprinzen Eduard erhalten hatte. Bei Lewes in Sussex

kam es am 14. Mai 1264 zum entscheidenden Kampfe. Prinz Eduard eröffnete denselben mit großem Ungestüm, und, Rache dürstend, warf er sich mit unwiderstehlicher Wuth auf die londoner Bürger, die seinen Vater und seine Mutter beschimpft (letztere auf der Flußfahrt vom Tower nach Windsor mit Koth, Steinen und faulen Eiern geworfen) hatten; er durchbrach ihre Reihen und verfolgte sie 4 (engl.) Meilen weit. Aber während er sich zu weit und zu lange entfernt hatte, siegte Graf Simon von Leicester und nahm den König, der selbst das Mitteltreffen befehligt hatte, sowie dessen Bruder, den deutschen König Richard, gefangen. Die beiden Könige (und Richard's unmündiger Sohn Eduard) blieben in Haft, die Oxforder Provisionen mußten von Neuem anerkannt werden und Leicester, jetzt Regent von England, berief ein Parlament, wobei zum ersten Male auch Vertreter des niederen Adels und der städtischen Gemeinden zugezogen wurden.

Aber die fast unumschränkte Macht des (ausländischen) Grafen von Leicester erregte um so mehr die Eifersucht der einheimischen Barone, als man auch schon früher ihn wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Könige und seiner Hinneigung zu den niederen Ständen im Verdachte gehabt hatte, als strebe er selbst nach der Krone. Der Sohn seines früheren Gegners (Richard von Glocester), Gilbert von Glocester, trat in die Fußtapfen seines Vaters und in Verbindung mit dem Kronprinzen Eduard. Beide gewannen einen so bedeutenden Anhang, daß sie den Grafen von Leicester von jeder Verbindung mit dem Osten abschnitten und ein vom Kronprinzen glücklich ausgeführter Ueberfall bei Kenilworth war das Vorspiel der Entscheidungsschlacht bei Evesham am 4. August 1265. In dieser war Eduard wieder der erste, der seine Abtheilung mit allem ihm eigenen Feuer in den Kampf führte, aber auch Leicester focht mit wahrer Heldengröße, bis ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen wurde und er selbst bis zur Erschöpfung das Schwert mit beiden Händen gegen die ihn fest umzingelnden Feinde geschwungen hatte. Sein Tod entschied den Kampf, der mehr ein Morden als eine Schlacht war; die Sieger hatten kaum einen Mann verloren. Der alte König Heinrich rief mitten im Getümmel, schon an der Schulter verwundet: „tödtet mich nicht, ich bin ja Heinrich, euer König." Sein siegreicher Sohn eilte auf den Ruf herbei und führte den befreiten Vater vom Schlachtfelde weg. Den Körper des großen Vorkämpfers der Barone hieb das rohe Kriegsvolk in Stücke, den Kopf und andere Gliedmaßen trug man zum Hohne durchs Land. Doch hatte sich Simon durch den Muth und das Talent, womit er die Staatsreform unternommen, die Liebe eines großen Theiles der Bevölkerung erworben; besonders die niedere Geistlichkeit, deren Lasten er zu lindern bemüht gewesen, hielt ihn in hohen Ehren, und das Volk stellte ihn seinem Nationalheiligen von Canterbury zur Seite, erzählte sich viele Wunder und Heilungen, die an seinem Grabe geschehen und besang beide Märtyrer gemeinsam in klagender Ballade.

Die nächste Folge des Tages von Evesham war eine gewalt-

same und daher den Siegern selbst schädliche Reaction; die Anhänger Leicester's wurden geächtet und alle Regierungshandlungen seit der Schlacht bei Lewes für ungültig erklärt; doch der Graf von Glocester, der jetzt nicht mehr die Nebenbuhlerschaft eines Leicester's zu fürchten hatte, warf sich wieder zum Vertheidiger der nationalen Forderungen auf und vereinigte sich sowohl mit den Geächteten, als mit den noch nicht zum Gehorsam zurückgekehrten londoner Bürgern. Dies veranlaßte den König zu einer mildern Herrschaft; die von ihm so oft bestätigte und verletzte Magna Charta wurde in der Form, wie sie in seinem 9. Regierungsjahre abgeändert worden, nochmals genehmigt und auch vom Papste Innocenz IV. anerkannt. Bis zum Ende seiner Regierung wurden noch öfters Parlamente berufen, doch von Vertretern der Städte und der Landschaft ist vorläufig nicht mehr die Rede. Zum Uebergang von feudalen, ständischen Rechten zu einer eigentlichen Volksvertretung bedurfte es noch weiterer Bewegungen.

Nach Wiederherstellung der Ruhe hatte sich der Kronprinz Eduard mit Ludwig IX. zu dessen zweitem Kreuzzuge (s. S. 351) verbunden; doch schon in Sardinien erfuhr er den im Lager vor Tunis erfolgten Tod des Königs von Frankreich, und da der König von Tunis mit Ludwig's Bruder, Karl von Anjou, Könige von Sicilien, Frieden schloß, so schiffte sich Eduard 1271 nach Accon ein und erwarb dort durch die letzte tapfere Vertheidigung dieser Stadt seinem Stamme Ruhm, während dessen beide Könige, Richard von Deutschland und Heinrich von England, im Jahre 1272 starben.

König Heinrich war gutmüthig und friedfertig; es fehlte ihm nicht an körperlicher Kraft, aber geistige Schwäche und unbesonnene Raschheit ließen ihn keinen Vortheil daraus ziehen. Die Geschichte seiner langen Regierung deckt zur Genüge seine Fehler auf und wird von ihnen bedingt. Er ist niemals im Stande gewesen, unabhängig für sich selbst zu handeln. Unter seinen Tugenden leuchtete die Frömmigkeit am hellsten, je mehr er sich für die Dinge der Welt unfähig bewies. Schon die Zeitgenossen haben ihn mit Ludwig dem Heiligen verglichen. Aber Ludwig war ein thätig frommer Mann und wurde dadurch ein großer, heiliger König; Heinrich lebte und webte in dem Cultus seines Glaubens und wurde sich niemals bewußt, daß er darüber seine Aufgabe auf Erden versäumte.

---

92. Die christlichen Reiche auf der pyrenäischen Halbinsel im Kampfe mit dem Islam.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Von allen Ländern, wo Christenthum und Islam einander gewaffnet begegneten, war außer Italien die pyrenäische Halbinsel das einzige, wo dem Christenthum der Sieg verblieb. Im westlichen Afrika erstand

eine neue Secte und Dynastie, von welcher der Islam des Westens durch das Feuer erneuten Glaubenseifers abermals für einige Zeit zu höherer Thatkraft entzündet wurde. Ein angeblicher Verkünder des reineren Islam stiftete, aus Marokko vertrieben, die Verbrüderung, die durch den Namen Muahedim oder Almohaden sich als die den Glauben an die Einheit Gottes Festhaltenden bezeichnete. Das entscheidende Ereigniß für die Begründung ihrer Macht war die Eroberung von Marokko 1147. Ihre Herrschaft dehnte sich in der Folge bis gegen Aegypten hin aus, so daß sie die der Zeiriden in Tunis verschlang; sie besetzten Majorca und die benachbarten Inseln und vernichteten die Morabethen in Spanien, an deren Stelle sie nun als Feinde der dortigen christlichen Reiche traten. Während des Kampfes gegen diese Feinde entstanden, in Nachahmung der Ritterorden des heiligen Landes, die Ritterorden von Calatrava, von Alcantara und von San Jago di Compostella, die in unablässigem Kampfe gegen die Ungläubigen ihre Lebensaufgabe hatten und erfüllten. Die Almohaden waren die letzten Feinde, welche den Islam den christlichen Reichen Spaniens furchtbar machten. Als sie auf der Höhe ihrer Macht zu stehen schienen und innere Zwiste der christlichen Reiche ihnen manchen Vortheil, namentlich 1195 einen großen Sieg bei Alarcos, am nördlichen Fuße der Sierra Morena, gegönnt hatten, vereinigten die drei östlichen von den fünf damaligen Reichen, Castilien, Navarra und Aragonien, ihre Macht unter den Königen Alfons VIII., Sancho VII. und Peter II., und durch ein auf des Papstes Antrieb gebildetes Kreuzheer verstärkt, besiegten sie die feindliche Macht 1212 bei Tolosa so entscheidend, daß damit das Zeichen zu Verfall und Auflösung im Lande der Feinde gegeben schien. Vergebens suchte ein Nachkomme der alten moslemischen Fürsten von Zaragoza, Ben Hud, der sich der Landschaften Murcia, Granada und Sevilla bemächtigt hatte, die spanischen Moslemen zu einer Macht zusammenzuhalten. Das Andrängen von Castilien und Leon hinderte ihn an Ausführung des Planes und der Sieg des Königs Alfons IX. von Leon bei Merida 1230 sicherte die Früchte des früheren großen Sieges. In Afrika traten Erschütterungen ein, welche von dort aus die Sache der Moslemen keine neue Stärke gewinnen ließen. Auf den Trümmern der Herrschaft der Almohaden in Afrika entstanden gegen die Mitte des Jahrhunderts drei neue Dynastieen, die nach der Weise moslemischen Lebens ihr Dasein durch unermüdliche Thätigkeit kühner Führer erhielten, um so lange zu dauern, bis unter den in Unthätigkeit entschlummerten Enkeln die morschen Throne zusammenbrächen. Tunis war der Herrscherſitz der Nachkommen des Abu Hafs, zu welchen der von Ludwig dem Heiligen angegriffene Beherrscher von Tunis gehörte. In dem westlichen Theile der Landschaft Fez, Tlemsan genannt, bildete sich die Dynastie der Zianiden, in Marokko die der Meriniden. In Spanien dagegen vereinigten sich die beiden Reiche Castilien und Leon unter Ferdinand dem Heiligen (1230—1252), der Castilien von seiner Mutter und Leon von

einem Vater erbte und für die Zukunft die Untheilbarkeit seines nunmehrigen Reiches verordnete. Die Sache der Christen erhielt an ihm einen Helden, den gleicher Sinn wie seinen Vetter Ludwig IX. zierte, dem aber im Kampfe gegen die Ungläubigen größerer Erfolg, als jenem lohnte. Jakob von Aragonien (1213—1276) gelangte zum Besitze des Reiches Valencia und der balearischen und pityusischen Inseln. Ferdinand trug seine Waffen bis in den äußersten Süden. Xerez de la Frontera, in dessen Gegend die Ungläubigen den ersten Sieg in Europa erfochten, kam in seine Gewalt, und nur wenige Orte, wie Algesiras und Malaga, mußte er noch den Feinden lassen. Ihm fielen die Reiche Murcia, Jaen, Cordova und Sevilla als Preis seiner Tapferkeit zu. Ben Hud, der 1234 noch dem von Jakob bedrohten Valencia zu Hülfe geeilt war, fiel durch Verrath in seiner Nähe 1236 nach der Eroberung von Cordova. Ein einziges moslemisches Reich, Granada, erhielt sich durch Eingehen von Zinspflichtigkeit. Da ein geschlossener Vertrag dem siegreichen Könige dieses Reich anzugreifen verbot, rüstete er sich zum Uebergang nach Afrika, doch ehe er ihn ausführen konnte, starb er, der, demüthig im Glücke, wie Ludwig ergeben im Unglücke, gewesen, ein leuchtendes Beispiel eines christlichen Helden. Jakob theilte sein Reich dergestalt unter seine Söhne Peter III. und Jakob, daß der erstere Aragonien, Catalonien und Valencia als Königreich Aragonien, der letztere die balearischen Inseln und die jenseits der Pyrenäen dem Reiche noch verbliebenen Gebiete von Roussillon und Montpellier als Königreich Majorca erhielt. Peter III. erweiterte bald seinen Antheil noch durch die Erwerbung von Sicilien (in Folge der sogenannten sicilischen Vesper), die den Bestrebungen der folgenden Könige neue Ziele anwies. Ferdinand's Nachfolger, Alfons X., erwarb sich durch Gelehrsamkeit, der er sich auch durch Erweiterung der Universität Salamanca förderlich erwies, den Beinamen des Weisen, stürzte aber sein Reich durch mangelhafte Verwaltung und willkührliche Handlungen in vielfache Unruhe und gewann durch Annahme der auf ihn gefallenen deutschen Königswahl weder an Macht noch an Ansehn.

Ohne Verbindung mit den übrigen spanischen Reichen verfolgte gleich ihnen das junge Reich Portugal den nach Süden weisenden Weg der Eroberung, und mehr als einmal leisteten nordische Kreuzfahrer, die zur See an seine Küsten kamen und hier erfolgreicheren und leichteren Kampf, als im heiligen Lande, vor sich sahen, nachdrücklichen Beistand. Alfons I., der Sohn des Grafen Heinrich, des Begründers des Staates, nahm nach einem 1139 bei Ourique erfochtenen großen Siege den königlichen Namen an, welchen Papst Innocenz II. gegen Versprechen eines jährlichen Zinses bestätigte. Eine Versammlung der Großen des Reiches, Cortes genannt, zu Lamego 1143, gab dem Reiche die ersten Grundlagen für künftige Ordnung, indem sie die Regeln der Erbfolge festsetzte und die zum Adel gehörigen Familien bestimmte, in deren Kreis sie alle Theilnehmer der Schlacht bei Ourique aufnahm. Noch konnte das Reich Leon, aus dem das neue Reich hervorgegangen

war, in die Abtrennung sich nicht fügen, und es bedurfte noch einer Erklärung Alexander's III., um einen deßhalb zwischen Leon und Portugal entstandenen Krieg, der bei Badajoz Alfons I. in Ferdinand's II. Gefangenschaft gebracht hatte, zu Gunsten der Selbständigkeit Portugals zu beenden, das jedoch seine galizischen Gegenden an Leon abtreten mußte. Ehe dies geschah, hatte das neue Reich, auf ritterliche Tugend und Ehre gegründet, sich schon den Nachbarreichen völlig ebenbürtig gezeigt. Im Jahre 1147 ward die nachherige Hauptstadt des Landes, Lissabon, erobert. Noch ehe die spanischen Reiche ihre großen Siege über die Almohaden erfochten, hatte Alfons I. dieselben bei Santarem 1185 besiegt, Johanniter und Templer ins Land berufen, und zwei neue geistliche Ritterorden gestiftet, von denen der eine die neue Miliz hieß und später nach der Stadt Evora und noch später nach der Stadt Avis benannt wurde, der andere zum Andenken an den in einer Schlacht bewährten Schutz des heiligen Michael dessen Name führte. In den Kämpfen mit den Almohaden legte Alfons auch den Grund zu der für die Zukunft des Reiches bedeutungsvollen Seemacht und erfocht einen Seesieg bei Espichel. Er († 1185) hinterließ seinen Nachfolgern neben der Fortsetzung der Eroberungen bis zur Südküste die Einrichtung des Landes. Wie sehr sein Sohn Sancho I. (1185—1211), der bei Lebzeiten seines Vaters als Kriegsheld geglänzt, diese Aufgabe begriff, zeigt sich daran, daß ihm die Namen eines Bebauers und Bevölkerers geworden sind. Unter Alfons II. (1211—1223) wurde die Eroberung durch Einnahme der Küstenlandschaft, die den früher in größerer Ausdehnung geltenden Namen Algarbien oder das Abendland behielt, beendigt, weßhalb er den Namen des Wiederherstellers erhalten hat. Vielfach ward den unterworfenen Moslemen, wo sie nicht durch Aufstandsversuche ihr Loos verschlimmerten, große Schonung zu Theil, so daß ihnen sogar eigene Beamte gelassen wurden. Der lange Verkehr mit ihnen hatte die Christen an sie gewöhnt, und sie selbst hatten in diesem Verkehre europäische Weise angenommen. Nichtsdestoweniger war der Gedanke an Wiederherstellung des Christenthums auf der Halbinsel ein fortwährend wirksamer Hebel bei dem Geschäfte der Eroberung, und auf neu gewonnenem Boden entfaltete sich sofort eine große Betriebsamkeit, alle kirchlichen Anstalten dahin zu verpflanzen und eine vor langer Zeit untergegangene Kirchenverfassung herzustellen. So befestigte sich die von dem Christenthume hier gemachte Eroberung um die Zeit, da dasselbe die in Asien gemachte für immer verlor. Während es dort, im Reiche Jerusalem, das man im ersten Anlaufe gewonnen, zu keiner Ausgleichung für die Gegensätze kam, richtete man sich hier, wo man schrittweise eine alte Heimat wieder gewann, allmählich zu festem Bleiben und geordnetem Leben ein, und der Glaubensmuth, der Jahrhunderte lang das Feuer des Kampfes geschürt, verblieb nach dem Kampfe den Enkeln der Helden als die köstlichste Perle in dem von den Vätern errungenen Schatze.

---

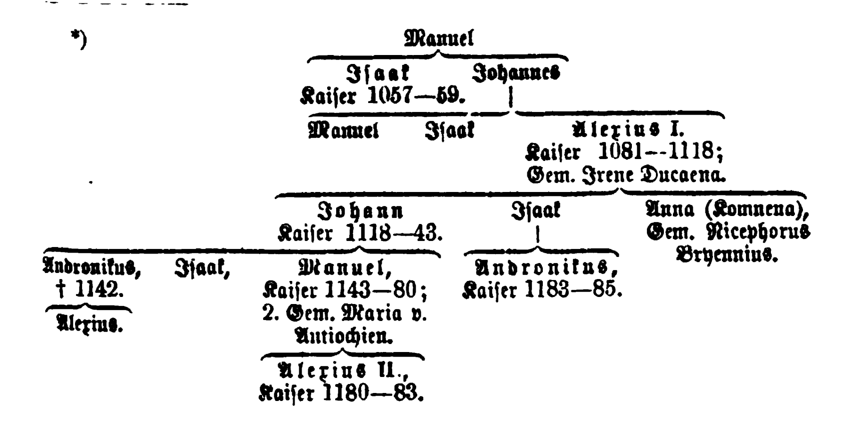
93. Das Haus der Komnenen auf dem byzantinischen Throne*).

(Nach Friedr. Wilken in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dem Hause der Komnenen verdankte das byzantinische Kaiserthum drei durch große Talente ausgezeichnete Beherrscher, welche in einer höchst gefahrvollen Zeit nicht nur das wankende Reich von dem drohenden Untergange retteten, sondern auch dem Throne Constantin's des Großen einen neuen Glanz verliehen. Der erste Komnene, dessen in der Geschichte Erwähnung geschieht, war Manuel, welcher zur Zeit des Kaisers Basilius II. Oberbefehlshaber der morgenländischen Truppen war und um seinen Kaiser sich dadurch sehr verdient machte, daß er den Feldherrn Bardas Skleros, welcher in den morgenländischen Provinzen zum Kaiser sich aufgeworfen hatte und mit den Waffen nicht bezwungen werden konnte, durch geschickte Unterhandlungen zur Unterwerfung bewog. Basilius belohnte diesen wichtigen Dienst dadurch, daß er, als nicht lange nachher Manuel Komnenus starb, die Vormundschaft für dessen beide hinterlassene Söhne, Isaak und Johannes, welche noch in zartem jugendlichem Alter sich befanden, übernahm und deren Erziehung mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt leitete. Als die Truppen der asiatischen Provinzen gegen den Kaiser Michael Stratiotikus, der ihre Befehlshaber bei jeder Gelegenheit kränkte, sich empörten (vgl. S. 295), riefen sie ihren Magister Isaak Komnenus zum Kaiser aus.

Auf solche Weise gelangte schon der Sohn des ersten Komnenen, welcher den Namen seines Geschlechtes bekannt gemacht hatte, zu der höchsten Stufe der Ehre. Isaak Komnenus aber vermochte es nicht, seinem Geschlechte den erblichen Besitz des Thrones zu verschaffen; denn der einzige Sohn, welchen ihm seine Gemahlin Katharina geboren hatte, war frühzeitig gestorben und als Isaak nach einer Regierung von 2 Jahren, welche ihm durch körperliche Gebrechlichkeit nicht minder als

*)



durch verdrießliche Händel mit dem Patriarchen von Constantinopel war erschwert worden, einen Thronfolger suchte, so ließ sein Bruder Johannes, welcher Vater von fünf Söhnen war, durch keine Vorstellungen, weder seiner Gemahlin Anna, noch des Kaisers, sich bewegen, die angebotene Krone anzunehmen. Isaak, welcher entschlossen war, den übrigen Theil seines Lebens in der Stille eines Klosters zuzubringen, sah sich daher genöthigt, seinem Freunde Constantinus Ducas den Thron zu übergeben.

Von den 5 Söhnen des Johannes Komnenus zeichneten sich die 3 ältesten unter den Nachfolgern des Kaisers Constantinus Ducas als tapfere und geschickte Feldherren aus; Manuel und Isaak leisteten den Kaisern Romanus Diogenes und Michael Ducas nützliche Dienste in den damaligen Kriegen gegen die Türken; ihr Ruhm wurde aber bald verdunkelt durch die glänzenden Verdienste ihres jüngeren Bruders Alexius. Dieser wurde ebenfalls von den Truppen im Lager zum Kaiser ausgerufen (gegen Nicephorus Botoniates, der den Mönchsstand wählte) und seine Anerkennung fand in Constantinopel um so weniger Schwierigkeit, da der Thron gewissermaßen als das ihm gebührende Erbe seines Oheims Isaak betrachtet wurde und seine Verwandtschaft mit dem Hause der Ducas, indem Alexius der Gemahl der Irene, einer Enkelin des Kaisers Constantinus Ducas war, ihn den Freunden jenes Geschlechtes empfahl.

Alexius I. hatte eine Aufgabe von nicht geringer Schwierigkeit zu lösen, als er die Regierung übernahm. Bei dem häufigen und schnellen Wechsel der Kaiser war sowohl alle Ordnung in der Verwaltung des Reiches als die Zucht im Heere verschwunden; die wichtigsten Aemter des Staates und die Statthalterschaften der Provinzen waren in ganz unfähigen Händen. Der kaiserliche Schatz war völlig erschöpft und die Einkünfte, da die Provinzen zum Theil durch die wiederholten inneren Kriege beträchtliche Beschädigungen erlitten hatten, flossen spärlich. Die äußeren Verhältnisse des Kaiserthums waren nicht minder gefährlich. Die asiatischen Provinzen waren entweder in der Gewalt der Türken oder deren räuberischen Einbrüchen preisgegeben; die nördlichen Länder wurden von slavischen Völkerschaften, sowie von Petschenegen und Komanen geängstigt; gegen Westen wurde das byzantinische Reich von den Normannen bedroht, welche in Sicilien herrschten, und der Ehrgeiz des kühnen Robert Guiscard konnte wohl die Besorgniß begründen, daß den Normannen sogar die Eroberung von Byzanz und die Stiftung eines normännischen Kaiserthums nicht als ein unerreichbares Ziel erscheinen möchte; sämmtliche Küstenländer und Inseln, welche den Kaiser von Byzanz als ihren Herrn anerkannten, wurden von türkischen und normännischen Seeräubern durch häufige und schreckliche Plünderungen heimgesucht und in ihrem Handel und Verkehr gehemmt.

Alexius löſ'te diese schwierige Aufgabe mit großer Gewandtheit und Klugheit. Dem Kriege, welchen Robert Guiscard wider das römische

Reich unternahm, unter dem Vorwande, einen Mönch, welcher für den ehemaligen Kaiser Michael Ducas sich ausgab, wieder auf den Thron von Byzanz zu setzen, machte Alexius dadurch ein Ende, daß er dem normännischen Fürsten Feinde in Italien erweckte und ihn dadurch zur Rückkehr nöthigte. Gegen die Petschenegen, Komanen und andere nördliche barbarische Völker brachte er seine Ueberlegenheit als Feldherr, meistens mit dem glücklichsten Erfolge, in Anwendung; und wenn es der strategischen Kunst nicht gelang, jene Horden zu besiegen, so waren List und Betrug desto wirksamere Mittel. Die Gefahr, welche durch die wachsende Macht der Türken das byzantinische Reich bedrohte, wurde durch die Kreuzzüge abgewandt; und den begeisterten Heeren der Kreuzfahrer, welche auf ihrem Zuge durch Kleinasien die Macht der seldschukischen Sultane von Ikonium überwältigten, hatte Alexius es zu danken, daß er nicht in die Lage kam, die Hauptstadt seines Reiches gegen die Türken zu vertheidigen. Aber er bewirkte durch sein unredliches Verfahren gegen Gottfried von Bouillon und dessen Waffengefährten bei den Kreuzfahrern die Ueberzeugung, daß der Zweck der Kreuzfahrten nicht erreicht werden könnte, so lange die Griechen in dem Besitze der Länder wären, durch welche der Weg nach Syrien führte. Schon der Fürst Boemund rieth, während die ersten Kreuzheere vor den Mauern von Constantinopel versammelt waren, die Stadt zu erobern und nur die Gewissenhaftigkeit der übrigen Kreuzfahrer hinderte die Ausführung dieses Vorschlages. Wenn aber auch Alexius nicht nur bei fremden Völkern, sondern auch bei seinen eigenen Unterthanen die Meinung begründet hatte, daß Heuchelei und Verstellung die Grundzüge seines Charakters bildeten, so hinterließ er doch auch den Ruhm, in einer Regierung von 37 Jahren (1081—1118) ein treffliches Kriegsheer geschaffen, die Ordnung der inneren Verwaltung wieder hergestellt und die nördlichen und östlichen Grenzen seines Reiches erweitert und durch zweckmäßige Anstalten gesichert zu haben.

Johann, der älteste Sohn des Alexius, gelangte nach dem Tode seines Vaters nicht ohne Schwierigkeit zu dem Besitze des kaiserlichen Thrones, indem seine Mutter Irene ihrer Tochter Anna Komnena, der bekannten Geschichtschreiberin, und deren Gemahle, Nicephorus Bryennius, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden sich bemühte. Während seiner 25jährigen Regierung (1118—1143) behauptete er nicht nur das von seinem Vater wiederhergestellte äußere Ansehen des byzantinischen Kaiserthums, sondern mehrte auch dessen inneren Wohlstand; er zeigte sich in den fast ununterbrochenen Kriegen, welche er bald gegen die Petschenegen oder Ungarn, bald gegen die Türken führte, als einen tapferen und kundigen Feldherrn und in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn ernstlich der Plan, die ehemaligen Grenzen seines Kaiserthums in Asien wieder herzustellen und selbst die Besitzungen der Kreuzfahrer in Syrien und Palästina mit seinem Reiche wieder zu vereinigen. Sein unerwarteter Tod, welchen er auf der Jagd durch unvorsichtige Verletzung mit einem vergifteten Pfeile, mitten unter den Zurüstungen

zu einem Zuge nach Palästina, sich zuzog, rettete das Königreich Jerusalem aus einer schlimmen Gefahr.

Manuel, der Sohn und Nachfolger des Johann Komnenus, welchen sein Vater dem älteren, noch lebenden Bruder Isaak vorzog, erwarb sich zwar den Ruhm eines tapferen und unerschrockenen Soldaten, aber als Feldherr war er weder seinem Vater noch seinem Großvater zu vergleichen. Indem er seine beinahe 38jährige Regierung (1143—1180) fast stets im Feldlager zubrachte, bald an der Donau, bald in Asien wider die Feinde seines Reiches gefährliche Kämpfe bestand und nur selten der Ruhe oder dem Vergnügen und dem behaglichen Leben in seiner Hauptstadt sich überließ, folgte er zwar dem Berufe, welchen ihm die Natur durch die Verleihung eines Körpers von ungewöhnlicher Stärke angewiesen hatte; aber er verstand nicht die Kunst, von seinen Siegen gehörigen Vortheil zu ziehen, und durch seinen letzten unglücklichen Feldzug in Pisidien gegen die Türken (1175), in welchem er den ganzen, in seinen früheren türkischen Kriegen errungenen Ruhm einbüßte, ein treffliches Heer verlor und selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, zog er den verdienten Vorwurf sich zu, daß er sich leichtsinnig in einen unnützen und gefährlichen Krieg eingelassen hätte, ohne die Beschaffenheit des Landes zu kennen, in welchem er es unternahm, die Türken zu bekämpfen. Indem Manuel seiner Neigung zum kriegerischen Leben nachgab, vernachlässigte er die innere Verwaltung; und die Zerrüttung der Finanzen seines Reiches wurde um so drückender für seine Unterthanen, als nicht nur die vielen kostbaren Kriege, welche er führte, sondern auch die verschwenderischen Geschenke, mit welchen er seine Günstlinge belohnte, den kaiserlichen Schatz erschöpften und eine verhältnißmäßige Erhöhung der Abgaben und Steuern nothwendig machten.

So war es leicht vorauszusehen, daß der 13jährige Sohn des verhaßten Manuel, Alexius II., in einem Reiche, in welchem man an gewaltsame Umwälzungen seit frühen Zeiten gewöhnt war, nicht im Stande sein würde, den Besitz des väterlichen Thrones zu behaupten. Die Kaiserin Maria, Tochter des Fürsten Raimund von Antiochien, hatte das Gelübde gethan, nach dem Tode ihres Gemahls ihr übriges Leben in einem Kloster zuzubringen, gleichwohl konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, im Namen ihres Sohnes Alexius zu herrschen; sie hörte mit Wohlgefallen die Schmeicheleien derer, welche um ihre Gunst buhlten, und endlich war der Protosebastus Alexius, der Sohn des Andronikus, eines älteren Bruders des Kaisers Manuel, der Glückliche, welchem es gelang, die Gunst der Kaiserin Maria zu gewinnen. Man erhob gegen die Kaiserin und ihren Günstling nicht nur die Anschuldigung, daß sie absichtlich die Erziehung des jungen Alexius II. vernachlässigten und es wurde sogar der Verdacht geäußert, daß der Protosebastus mit dem Plane umginge, den jungen Alexius des Rechtes der Thronfolge zu berauben, mit der Kaiserin Maria sich zu vermählen und des Thrones sich zu bemächtigen.

Unter diesen höchst bedenklichen Umständen richteten sich die Augen

derer, welche eine Aenderung des Zustandes der Dinge für nothwendig achteten, auf einen der älteren Prinzen des regierenden Hauses, Andronikus, welcher damals in Paphlagonien in der Verbannung lebte.

Das Leben dieses ebenso merkwürdigen als seltsamen Mannes bietet eine Reihe von Schicksalen dar, wie sie selten in dem Leben eines Mannes sich vereinigen. Andronikus war der zweite Sohn Isaak's, des jüngsten der Söhne des Kaisers Alexius Komnenus I. Er war ein Mann von einer überaus schönen Gestalt, einer ungewöhnlichen körperlichen Größe und von einer seltenen Kraft; gewandt in allen Leibesübungen, unermüdlich in der Ertragung von Mühseligkeiten und Beschwerden, unerschrocken in Gefahren, und diese Eigenschaften, sowie die Geistesgegenwart, welche selbst in den bedenklichsten Lagen ihn nicht verließ, machten ihn zum trefflichen Krieger. Eine tiefe Verachtung des menschlichen Geschlechtes, die durch die Erfahrungen, welche seine Zeit täglich ihm darbot, genährt wurde, bildete die Grundlage seines Charakters. Er mißbrauchte seinen Witz, um durch bittere Spöttereien zu verwunden, und je mehr er sich selbst nachsah, desto schonungsloser war er gegen die Schwächen und Gebrechen Anderer. Keine Leidenschaft beherrschte ihn mit größerer Gewalt, als der Ehrgeiz, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß Andronikus ebenso wie sein Vater, welcher es gewagt hatte, dem Kaiser Johannes Komnenus den Thron streitig zu machen, schon sehr früh die kaiserliche Krone zum Ziele seiner Bestrebungen sich gesetzt hatte, denn schon Kaiser Manuel ließ ihn wegen verrätherischer Verbindungen mit dem Könige (Geisa) von Ungarn, zum Zwecke, sich auf den Thron zu schwingen, ins Gefängniß werfen, worin er 9 Jahre schmachtete und mehrere Versuche zu entfliehen, hatten nur die Folge, daß er sorgfältiger bewacht und mit größerer Strenge behandelt wurde. Einmal gelang es ihm, durch einen verborgenen unterirdischen Gang aus dem Thurme des großen Palastes, in welchem er gefangen gehalten wurde, zu entwischen; vergebens suchte man den Flüchtling nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in verschiedenen Seehäfen und vergebens waren die Nachforschungen, welche die Statthalter der Provinzen auf den Befehl des Kaisers anstellten; man bemächtigte sich endlich der Gattin des Andronikus, indem man sie der Theilnahme an der Flucht ihres Gemahls beschuldigte und sperrte sie in denselben Gefängnisse ein, aus welchem Andronikus nicht lange zuvor entflohen war. Andronikus war aber, während jene vergeblichen Nachforschungen angestellt wurden, noch in der Nähe seines ehemaligen Gefängnisses und besuchte, ohne daß es einer der Späher, welche ihm nachstellten, gewahr wurde, täglich vermittels desselben unterirdischen Ganges, welchem er seine Freiheit verdankte, seine Gattin. Erst nach einiger Zeit fand er Gelegenheit, aus den Mauern von Constantinopel zu entkommen und begab sich nach Kleinasien, wurde aber erkannt, ergriffen und wieder nach Constantinopel geliefert, wo man ihn in demselben Thurme, aus welchem er entflohen war, in ein festeres Gefängniß brachte und ihm doppelte Fesseln anlegte. Und doch täuschte er die

Wachsamkeit seiner Wächter. Durch einen Sclaven, welcher ihm, als er sich hatte krank melden lassen, zur Aufwartung gegeben wurde, verschaffte er sich Abdrücke der Schlüssel seines Gefängnisses in Wachs und brachte diese in die Hände seiner Gattin und seines Sohnes Manuel, welche nach jenen Abdrücken Nachschlüssel machen ließen und diese Schlüssel, sowie die übrigen Mittel zur Flucht, dem Andronikus übersandten, wozu die Gefäße benutzt wurden, in welchen dem Gefangenen täglich Wein gebracht wurde. In einer Nacht, während die Wächter schliefen, öffnete Andronikus die Thüren seines Gefängnisses und ließ sich, als er die gelegene Zeit dazu fand, vermittels eines Strickes, welchen ihm seine Gattin und sein Sohn übersandt hatten, von der Mauer des großen Palastes herab, bestieg ein Fahrzeug, welches bereit gehalten wurde und ward von demselben nach seiner Wohnung gebracht. Auch auf dieser kurzen Fahrt entging Andronikus den Nachforschungen derer, welche ihm nachspähten, nur durch seine Geistesgegenwart, indem er sich, als er eingeholt wurde, für einen entlaufenen und wieder eingeholten Sclaven seines Schiffers ausgab, diese Rolle mit großer Geschicklichkeit spielte und vornehmlich die Furcht vor der Züchtigung, welche ihm bevorstände, so täuschend darzustellen wußte, daß der Wächter, welcher ihn bewachte, zum Mitleiden gerührt wurde und die Flucht des Andronikus beförderte. Erst in seiner Wohnung entledigte er sich völlig seiner Fesseln, verließ dann unerkannt die Stadt, bestieg außerhalb derselben ein Pferd, welches für ihn bereit stand und entkam glücklich nach der thracischen Stadt Anchialus. Darauf begab er sich auf den Weg nach Halitsch, in der Hoffnung, bei Jaroslaw, dem russischen Fürsten dieser Stadt, Schutz und Beistand zu finden. Dahin aber gelangte er nicht ohne Gefahr, indem die Walachen sich seiner bemächtigten und beschlossen, ihn dem Kaiser Manuel auszuliefern; er rettete sich jedoch auch dieses Mal durch List, indem er auf eine täuschende Weise sich krank stellte, an heftigen Schmerzen des Unterleibes zu leiden vorgab und durch dieses Vorgeben sich die Erlaubniß verschaffte, von Zeit zu Zeit von seinen Begleitern sich zu entfernen. Auf solche Weise entschlüpfte er in einer Nacht den Walachen, welche, als Andronikus zu lange ausblieb, ihm nachgingen, aber nichts fanden als den Stock, welcher ihrem Gefangenen zur Stütze gedient hatte und von ihm mit seinem Oberkleide und seinem Hute auf eine solche Weise bedeckt und im Boden befestigt war, daß dieses Trugbild dieselbe Stellung darbot, in welcher die Walachen kurz vorher den Andronikus gesehen hatten; dieser aber war schon in die benachbarte Waldung entflohen. Nach einer vorübergehenden Aussöhnung mit Kaiser Manuel, dem er wichtige Dienste in einem Kriege gegen Ungarn leistete, entzweite er sich von Neuem mit ihm, als der Kaiser die Thronfolge seinem Schwiegersohne, einem ungarischen Prinzen, der den Namen Alexius angenommen hatte, zuwenden wollte. Manuel entfernte den unbequemen Andronikus aus der Hauptstadt, indem er ihm die Statthalterschaft von Cilicien und Isaurien übertrug. Andronikus aber betrachtete diese Statthalterschaft

als eine Verbannung und rächte sich, indem er im Kampfe mit einem armenischen Fürsten die ihm anvertrauten Truppen durch eine abenteuerliche Schlachtordnung ins sichere Verderben führte. Um der verdienten Strafe zu entgehen, floh er nach Jerusalem und als er unter den Christen nicht mehr sicher zu sein glaubte, nahm er seine Zuflucht zu den Saracenen (zuletzt zum Sultane von Ikonium, Kilidsch Arslan).

Nach dem Tode des Kaisers Manuel kehrte er nach Constantinopel zurück, wo sofort der Befehlshaber der Flotte zu ihm überging und bald auch das Volk gemeinschaftliche Sache mit seinen Truppen machte. Darauf ließ er sich zum Mitregenten des jungen Alexius II. ausrufen und in der Sophienkirche krönen, warf aber bald die bisherige Maske ab, ließ die Ausschließung des kaum 15jährigen Alexius vom Throne für eine nothwendige Maßregel erklären, denselben ohne irgend einen Schein des Rechtes zum Tode verurtheilen und in der Nacht den Knaben mit einer Bogensehne erdrosseln.

Nicht ohne zahlreiche Grausamkeiten konnte der Usurpator seine Herrschaft befestigen und in den ersten Monaten derselben wurde fast jeder Tag durch die Blendung irgend eines angesehenen Mannes oder durch irgend ein anderes schreckendes Strafexempel bezeichnet. Daher entstand selbst bei denen, welche am thätigsten dafür gewirkt hatten, dem Andronikus den Thron zu verschaffen, der lebhafte Wunsch nach der Befreiung von einer Tyrannei, deren Schrecklichkeit mit jedem Tage zunahm. Diese Stimmung verleitete den Alexius, den natürlichen Sohn des Kaisers Manuel, zu eiteln Hoffnungen und ehrgeizigen Plänen; zwei Brüder mit Namen Sebastiani übernahmen es, den Andronikus durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, und Andere verschworen sich, den Alexius, sobald der Tyrann gefallen sein würde, zum Kaiser auszurufen. Dieser Plan aber mißlang, die beiden Brüder Sebastiani büßten für den beabsichtigten Meuchelmord durch den Tod am Kreuze; Alexius wurde geblendet und nach Bithynien verbannt; die übrigen Häupter der Verschwörung wurden ebenfalls geblendet und Mamelus, der Secretär des Alexius, unter schaudervollen Martern auf der Rennbahn lebendig verbrannt.

Andronikus hatte noch nicht die Bestrafung derer, welche ihm jene Gefahr bereitet hatten, vollendet, als eine neue noch schlimmere Gefahr für ihn einbrach. Der Mundschenk Alexius Komnenus, ein Urenkel des Kaisers Johannes Komnenus, welcher von Andronikus nach Scythien, d. i. Polen oder Rußland, war verwiesen worden, verließ plötzlich den Ort seiner Verbannung und begab sich an den Hof des Königs Wilhelm von Sicilien. Es gelang ihm sehr leicht, den normannischen König, welcher die Gelegenheit, eine normannische Herrschaft in Epirus und anderen Provinzen des griechischen Reiches zu gründen, gern benutzte, zum Kriege gegen den Usurpator Andronikus zu bewegen. Dyrrachium wurde von einem Theile der normännischen Landtruppen im ersten Angriffe erobert und die feste Stadt Thessalonich, welche von der Flotte des Königs von Sicilien angegriffen wurde, widerstand nicht

länger als zehn Tage. Andronikus traf zwar einige Anstalten zur Vertheidigung von Constantinopel, überließ sich jedoch, obgleich von dem Schauplatze des Krieges sehr ungünstige Nachrichten einliefen, einer unbegreiflichen Sorglosigkeit. Er schwelgte, ungeachtet seines hohen Alters, in den Genüssen der rohesten und ausgelassensten Sinnlichkeit, und wenn er nach der Stadt zurückkam, so verbreiteten neue Hinrichtungen oder Verstümmlungen Angst und Schrecken. Er entfernte die Griechen immer mehr von seiner Person und umgab sich mit einer zahlreichen Leibwache von Fremden; aber auch diese besaßen nicht sein Vertrauen und durften sich in der Nacht seinem Schlafgemache nicht nähern, ein Hund von furchtbarer Größe und Stärke war der einzige Wächter des Andronikus während seiner nächtlichen Ruhe. Er konnte sich nicht verbergen, daß die Zahl seiner Anhänger sich täglich minderte und die Sehnsucht des Volkes nach einer Aenderung des Zustandes der Dinge immer heftiger wurde.

Da er keinen Rath fand zu seiner Rettung, indem es ihm eben so gefährlich schien, ein mildes und schonendes Verfahren anzunehmen, als seine bisherige Grausamkeit fortzusetzen oder zu steigern, so suchte er Beruhigung bei einem Wahrsager. Dieser erblickte in dem Wasser die Buchstaben S und J, wodurch die Furcht Andronikus', daß ihn Isaak Komnenus, der Tyrann von Cypern, um Thron und Leben bringen würde, eine neue Begründung erhielt. Angstvoll ließ er dem Wahrsager die zweite Frage vorlegen: „Zu welcher Zeit wird das geschehen, was du gesehen hast?“ worauf die Antwort erfolgte: „Noch vor Kreuzeserhöhung“ (den 14. September). Diese zweite Antwort des Wahrsagers verspottete er, indem er meinte, daß Isaak nicht im Stande wäre, in einer so kurzen Zeit nach Constantinopel zu kommen und sich des Thrones zu bemächtigen; Johannes Tyras aber, welcher kürzlich zu der wichtigen Stelle eines Richters des höchsten Gerichtshofes ernannt worden und deßhalb dem Kaiser sehr ergeben war, bemerkte, daß ein anderer Isaak in der Nähe wäre, welcher in der angegebenen Zeit die Weissagung wohl erfüllen könnte, nämlich Isaak Angelus, das ehemalige Haupt eines Aufstandes in Bithynien. Andronikus achtete zwar nicht auf diese Warnung, weil er den Isaak Angelus für einen feigen und kraftlosen Menschen hielt; Stephanus Hagiochristophoretes aber, welcher an allen Verbrechen und Grausamkeiten seines Herrn Theil hatte und daher wohl einsah, daß der Fall des Kaisers auch seinen Untergang zur nothwendigen Folge haben würde, ließ die Warnung des Johannes Tyras nicht unbeachtet. Als er am Abende des angegebenen Tages mit einer bewaffneten Rotte in das Haus des Isaak Angelus trat und denselben aufforderte, ihm zu folgen, konnte Isaak über das Schicksal, welches ihm bereitet werden sollte, nicht im Zweifel sein und die Furcht vor dem bevorstehenden Tode gab dem an sich nicht kräftigen Manne Muth und Entschlossenheit. Es gelang ihm, ein Pferd zu besteigen und in dem Kampfe, welcher zwischen ihm und dem blutdürstigen Stephanus entstand, seinen Feind zu tödten und dessen Rotte in die Flucht zu

treiben, worauf er in der Sophienkirche Schutz suchte. Schon auf dem Wege zur Kirche, als Isaak Angelus, sein Schwert zeigend, rief, daß er mit demselben an dem Mörder Stephanus das Blut vieler unschuldigen Schlachtopfer gerächt hätte, sammelte sich zu ihm eine große Menge Volkes, welches ihn nach der Kirche begleitete. Kaum war das Wort, daß Isaak Angelus würdig und fähig sei, das griechische Kaiserthum zu beherrschen, ausgesprochen worden, als auch schon Anstalten gemacht wurden, ihn auf den Thron zu setzen. Ein allgemeines Geschrei, welches durch die ganze Stadt sich verbreitete, begrüßte den Isaak Angelus als Kaiser, einer von den Geistlichen der Kirche holte die Krone des Kaisers Constantinus des Großen herbei und setzte sie auf das Haupt des Isaak Angelus.

Andronikus, einsehend, daß es ihm unmöglich war, den verlorenen Thron wieder zu erkämpfen, entschloß sich, das griechische Kaiserthum gänzlich zu verlassen, im Lande der Russen, welche ihm schon einmal in früherer Zeit gastfreundliche Aufnahme gewährt hatten, Schutz und Sicherheit zu suchen, und mit wenigen Begleitern, welche ihm treu geblieben waren, zu Chele in Bithynien sich einzuschiffen. Ein ungünstiger Wind aber hielt sein Fahrzeug so lange an der bithynischen Küste zurück, bis die von Isaak Angelus ausgesandten Verfolger nach Chele gelangten, den Andronikus ergriffen und gefesselt nach Constantinopel zurückbrachten. Isaak Angelus gab den Greis, als er vor den kaiserlichen Thron geführt worden war, den Mißhandlungen aller derer preis, welche an ihm sich zu rächen Lust hatten; Andronikus wurde in Gegenwart des Kaisers auf die schimpflichste Weise geschlagen, die Haare des Bartes und Hauptes und die Zähne wurden ihm ausgerissen, und vornehmlich die Weiber, deren Männer auf seinen Befehl getödtet oder geblendet worden waren, beeiferten sich, durch Faustschläge an ihm Rache zu üben; endlich ließ Isaak Angelus ihm die rechte Hand abhauen und ihn also verstümmelt in ein Gefängniß zurückführen, wo er weder durch Speise und Trank, noch durch irgend eine andere Pflege erquickt wurde. Dadurch war aber die Rachsucht des Isaak Angelus noch nicht befriedigt. Nach einigen Tagen wurde Andronikus aus seinem Gefängnisse wieder hervorgeholt und ein Auge ihm ausgestochen. Hierauf wurde er mit einem kurzen Kleide angethan, auf ein räudiges Kameel gesetzt und auf dem Markte und in den Straßen der Stadt zur Schau umhergeführt und das gemeine Volk wetteiferte in Verhöhnung, Beschimpfung und grausamer Mißhandlung des Mannes, welcher noch vor wenigen Tagen auf dem höchsten Gipfel der Ehre stand. Endlich nahm man ihn auf der Rennbahn vom Kameele herab und hing ihn an den Beinen zwischen zwei durch einen Stein verbundene Säulen auf. Nach einigen Tagen wurde der verstümmelte Leichnam herabgenommen und in ein Gewölbe der Rennbahn geworfen, und von dort brachte man ihn späterhin, als die Erbitterung dem Mitleiden gewichen war, in ein Begräbniß.

So sehr die furchtbare Grausamkeit des Andronikus Abscheu und Entsetzen erregt, so gebührte ihm doch der Ruhm, daß er während der

kurzen Dauer seines Reiches auf Recht und Ordnung hielt und manche nützliche Verordnungen erließ. Von den schamlosen Erpressungen, welche von den Statthaltern und übrigen Beamten in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Manuel und während der vormundschaftlichen Verwaltung waren geübt worden, war während der Regierung des Andronikus nicht die Rede. Eine seiner heilsamsten Verordnungen war die Abschaffung des Strandrechts im ganzen Umfange des griechischen Kaiserthums durch ein strenges Gesetz, in welchem bestimmt wurde, daß jeder, welcher ein verunglücktes Schiff künftig plündern würde, an dem Mastbaume desselben, oder, wenn dieser nicht mehr vorhanden wäre, auf einer Anhöhe der Küste an einem Baume aufgehängt werden sollte.

Die Regierung des Isaak Angelus entsprach keineswegs den Erwartungen, welche seine Anhänger und Freunde sich gemacht hatten; zwar wurde das Reich von den Normannen bald befreit, aber weniger durch die Anordnungen des Kaisers, als vielmehr durch die eigene Ungeschicklichkeit der normannischen Heerführer, und in der innern Verwaltung kehrten alle Mißbräuche und Unordnungen wieder, welche Andronikus abgestellt hatte.

Das Wichtigste aus der Geschichte des Hauses der Angeli (1185 bis 1204), so wie die Stiftung des lateinischen Kaiserthums (1204—1261) ist bei dem (sogenannten vierten) Kreuzzuge gegen Constantinopel S. 337 ff. berührt worden.

---

94. Das lateinische Kaiserthum.

(Nach W. Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Das lateinische Kaiserthum reichte in seinen Anfängen nicht einmal in Europa über alle noch übrigen Bestandtheile des bisherigen griechischen Reiches hin, noch weniger vermochte es die ihm zugetheilten zusammen zu halten. Der Haupttheile wurden drei: 1) das Gebiet des Kaisers Balduin oder die Hauptstadt mit Thracien (seitdem Romanien); 2) das westlich daran grenzende, fast eben so große Gebiet des Bonifacius von Montferrat oder Macedonien mit der Hauptstadt Thessalonich, welches dieser als „König von Thessalonich" bekam. Diese beiden Theile wurden als die der französischen Nation bezeichnet. Zu dem französischen Antheil wurden aber auch Thessalien und die Landschaften von da südwärts bis zum Peloponnes und die Inseln Lemnos, Lesbos, Chios, Samos, Rhodos gerechnet. 3) Das venetianische Gebiet, nämlich die Inseln des adriatischen Meeres nebst den Küstenlandschaften Epirus, Akarnanien, Aetolien, ferner der Peloponnes (von jener Zeit an Morea genannt), der aber von Franzosen besetzt wurde, die Cycladen und kleineren Sporaden des Archipelagus, eine Menge Hafenplätze an dem Hellespont, der Propontis und dem Bosporus, namentlich Chalce-

don, Cyzicus, eben so an den übrigen Ostküsten, endlich, durch Kauf von Bonifacius, Candia. Kleinere Gebiete kamen als Lehnsgüter an edle Herren und Ritter des Abendlandes mit mancherlei Hoheitstiteln. Vasallen des Kaisers sollten aber auch der König von Thessalonich und der Freistaat Venedig mit seinem Gebiete in Griechenland sein. Die griechische Kirche wurde dem Papste unterworfen und ein Venetianer Morosini zum Patriarchen erwählt.

Dieser Theilungsentwurf kam nur theilweise zur Ausführung. Die Griechen leisteten Widerstand in mehreren festen Plätzen; in Nicäa errichtete Theodor Laskaris, Eidam des Thronräubers Alexius III., ein griechisches Kaiserthum; in Trebisonde behauptete Alexius, ein Komnene, eine selbständige Herrschaft, Johann, ein Nachfolger desselben, nahm den Kaisertitel an; in Epirus warf sich Michael Angelus zum Herrn auf; dies und ein Krieg des Bulgarenkönigs Johann, in welchem Philippopolis, die dritte Stadt des Reiches, zerstört wurde, gab dem Kaiser Balduin und König Bonifacius so ernstlich zu thun, daß sie zum vollständigen Besitze dessen, was ihnen gehören sollte, zu gelangen nicht vermochten. Auch die Venetianer konnten nur einen Theil ihres Ländergewinnes besetzen; die Inseln des adriatischen und mehrere des ägäischen Meeres nebst Candia blieben aber auch nach Herstellung des griechischen Reiches in Europa in ihrer Hand.

Die Griechen des Festlandes, gewohnt, die Abendländer als Barbaren anzusehen, gehorchten ihren neuen Herren, die mit Anmaßung und Härte gegen sie verfuhren, um so unwilliger, als noch religiöse Abneigung zu dem längst eingefleischten Hasse gegen die Kreuzfahrer und Handelsleute des Abendlandes hinzukam. Der dem Papste untergeordnete Patriarch in Constantinopel war ihnen zum Gräuel, das Kaiserthum in Nicäa hatte auch einen Patriarchen und dahin neigten sich die Gemüther.

Die Schicksale des armseligen Kaiserthums im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; es genügt, zu bemerken, daß Balduin schon 1205 in die Hände des Bulgarenkönigs Johann fiel und in der Gefangenschaft um das Leben kam, daß sein Bruder Heinrich, ein wackerer Degen, die äußern Feinde nothdürftig in Schranken hielt, dessen Nachfolger aber, Peter von Courtenay, Graf von Auxerre, auf der Reise zum Throne von dem griechischen Despoten in Epirus, Theodor, Michael's Nachfolger, gefangen gesetzt wurde und dahinstarb, ohne den Boden seines Reiches zu betreten, daß der vierte Kaiser Robert von seinen Baronen schmachvolle Begegnung erlitt, eine Klage- und Trostreise zum Papste machte, von diesem zurückgesandt wurde, aber auf der Reise vor Gram starb, daß nun Johann von Brennes, König von Jerusalem ohne Land und Leute, gewählt und bald nach seiner Ankunft in der Hauptstadt von den nicäischen Griechen und von Bulgaren belagert wurde, aber durch hohe persönliche Tapferkeit zum Abzuge der Feinde beitrug, und der letzte der lateinischen Kaiser, Balduin II., während die Feinde vor den Thoren standen, drei Mal um milde Bei-

steuern nach dem Abendlande reis'te, Reliquien veräußerte und Häuser niederreißen ließ, um Brennholz zu erlangen. Von allen Reichen, die im Mittelalter aus der Gewalt des Waffenthums hervorgingen und sich nach dem Lehnswesen einrichteten, war dies das abenteuerlichste und darum ließ dasselbe auch keine Spuren im Volksthum zurück. Dagegen hatte das griechische Kaiserthum von Nicäa unter dem zweiten seiner Kaiser, Vatazes (1222—1255), ein besseres Gedeihen, und von diesem und dem Despoten von Epirus, Theodor, ward ein großer Theil Thraciens und Macedoniens wieder erobert; der vierte nicäische Kaiser Michael Paläologus (1254), kam durch Ueberrumpelung, 25. Juli 1261, in den Besitz der europäischen Hauptstadt, und damit begann der letzte Act des griechischen Kaiserreiches, von welchem in der Folge zu berichten sein wird.

---

95. Die Mongolen.

(Nach Gustav Adolf Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, mit einer Einleitung nach Karl Friedr. Koeppen, die lamaische Hierarchie und Kirche.)

Die weitgreifendste und eben deßhalb folgenreichste Eroberung, deren die Weltgeschichte gedenkt, ist von den Mongolen ausgegangen, welche sich für das auserwählte Volk Gottes und für bestimmt hielten, die (alte) Welt zu erobern und zu beherrschen. Der furchtbare Tschingis-Khan hat diesen Glauben in entsetzliche Wahrheit verwandelt, indem er ein Reich gründete, welches zur Zeit seiner weitesten Ausdehnung, wahrscheinlich mehr als die Hälfte des gesammten Menschengeschlechtes umfaßte.

Die Mongolen haben in ihren endlosen Kriegen und Verheerungszügen, deren Schilderung uns noch jetzt mit Grausen erfüllt, die Menschheit, welche sie vertilgen zu wollen schienen, in einem Umfange und Grade aufgeregt, durch einander geworfen und zusammen gebracht, wie kein anderer Weltstürmer vor oder nach ihnen. Indem sie ihre Raubzüge von Japan bis zur Katzbach und von Hinterindien bis zum Ilmensee ausdehnen, sind sie irgendwie mit allen Nationen der alten Welt in Berührung oder doch in Beziehung gekommen. Japanesen, Chinesen, Siamesen, Birmanen, Malayen, Tibetaner, Hindu, Perser, Türken, Armenier, Syrer, Tscherkessen, Araber, Aegypter, Griechen, Russen, Polen, Böhmen, Ungarn, Deutsche u. s. w., sie alle haben gegen die dämonischen Weltbezwinger gestritten und mit ihnen verhandelt, sie alle waren andererseits in dem großen Mongolenreiche vertreten, sei es als Völker oder massenweise, sei es in einzelnen Individuen. Dadurch knüpften sich Beziehungen an, die vom stillen bis zum atlantischen Ocean und von den indischen Meeren bis zur Ostsee reichten. Am Hoflager der Großkhane begegnen wir Botschaftern der Päpste und Khalifen, der byzantinischen Kaiser und der französischen Könige, der Sultane von Rum und des Alten vom Berge, russischen Großfürsten, georgischen Prinzen,

armenischen Königen, Handelsleuten, Missionären, Priestern, Künstlern, Speculanten aller Zungen von Paris bis Peking.*) Noch nie hatten sich Europa und Asien dergestalt zusammengefunden, noch nie sich die Racen und Völkerindividualitäten des ganzen Ostens und Westens, alle Sprachen, alle Religionen, Sitten, Kunstfertigkeiten in so hohem Maße und so buntem Wechsel berührt, wenn auch nicht durchdrungen, wie am Hofe und im Reiche der Tschingisiden. Die Mongolen sind trotz ihrer entsetzlichen Rohheit die Vermittler des Menschengeschlechts und damit zugleich der Civilisation geworden; sie waren namentlich die Veranlassung, daß die noch uncultivirten Romanen und Germanen die überlegene ostasiatische, chinesische Bildung kennen lernten und deren wichtigste Hülfsmittel sich aneigneten, vor allen die Bussole, das Pulver und die Presse. Das östliche Europa hat tiefe Spuren von der Herrschaft der Mongolen daselbst behalten, gleichwie das westliche von der der Araber.

Im Norden China's**) hatte sich gegen das Ende des 12. Jahrhunderts Temudschin, der Nachkomme einer Reihe von Häuptlingen, durch Tapferkeit und Glück in vielen Kriegen einen solchen Namen erworben, daß er (1196) in einer feierlichen Versammlung des Volkes an den Quellen des Flusses Sagalien im nordöstlichen Asien von einem begeisterten Seher zum Tschingiskhan (dem Khan der Khane, König der Könige) ausgerufen wurde. Seitdem breitete er seine Eroberungen immer weiter aus, nördlich von der Wüste Gobi erstreckten sich seine Züge, westlich gegen das ungeheuere chowaresmische Reich. Herrliche Städte, zahlreich bevölkert und reich an Werken der Baukunst, Pracht, Bildung und asiatischer Ueppigkeit jeder Art, wie Europa sie nicht kannte, wurden zerstört, die Einwohner getödtet oder gefangen hinweggeführt. Bis zum Indus drangen die Mongolen vor, und ihre Heere schlugen 1224 auch die Russen an der Kalka (am asow'schen Meere). Auf einer großen Volksversammlung beschloß nun Tschingiskhan, gegen China zu ziehen, als er unter den Vorbereitungen (1227) starb; ein Mann, der nicht nur größere Reiche als je ein Eroberer vor und nach ihm überwand und beherrschte, sondern auch seinen Mongolen angemessene Gesetze und Kriegseinrichtungen gab. Es war das volle Gefühl gewaltiger Kraft, welches diesen Mann groß und des Herrschens würdig machte. Daher glaubte er berufen zu sein, die Welt zu unterjochen, und sie gehorchte ihm; er verbot Frieden zu schließen mit Völkern, die sich nicht unterwürfen, und sie wurden besiegt.

Nachdem seine drei Söhne, Oktai, welcher als Großkhan anerkannt wurde, Tuli und Tschagatai, China erobert hatten, theilten sie das Reich unter einander und mit ihres Bruders Tschutschi Sohne Batu; dieser erhielt die Gegenden am Ural und der Wolga oder das Kaptschak.

---

*) Mongolische Gesandte dagegen sind nach Rom, Barcelona, Valence, Lyon, Paris, London und Northampton gekommen.

**) Die Heimat der Mongolen (die Wüste Gobi) und ihre Sitten sind (nach K. Ritter) beschrieben in meinen Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde, II. S. 367 ff.

Während jene in Asien ihre Eroberungen ausbreiteten, wandte Batu seine Waffen nach dem Norden des kaspischen Meeres hin, gegen Europa. Die Russen hatten sich von ihrem Schrecken über ihre Niederlage an der Kalka erholt, zu ihrem freudigen Erstaunen waren die Sieger verschwunden und in Länder gegen Morgen geeilt. Doch nach fünf Jahren (1229) verkündete wieder die Flucht vieler Völkerschaften den Einbruch der Mongolen. Noch vergingen mehrere Jahre während ihrer Kämpfe gegen die Völkerschaften an der Wolga, da (1237) kamen Boten des Batu an die Ufer des Woronesch, die Grenze der Russen, und sprachen zu diesen: „Wollt ihr Frieden, so mag der zehnte Theil aller eurer Habe unser sein.“ Die russischen Fürsten von Wladimir und Kiew erwiderten muthig: „Bleibt Keiner von uns mehr unter den Lebenden, dann mögt Ihr Alles nehmen.“ So zogen die Gesandten ab. Uebel war, daß diese russischen Fürsten ihre Macht nicht vereinigten, weil sie die Gefahr nicht würdigten, als sie schon so nahe war. Riäsan sank, nach tapferer Vertheidigung von den Mongolen erstürmt, in Asche, seine Bewohner erlagen unter dem Schwerte und den Martern der Sieger, die Mauern von Moskau, Susdal, Wladimir wurden gebrochen und sie und viele andere Städte (1238) verbrannt, mehrere ihrer Fürsten lagen todt auf den Leichen ihrer erschlagenen Krieger. Hierauf suchte Batu das Land der Polovzer am Don heim und zwang ihren Fürsten und 40,000 der Ihrigen, wie die Czaren der Russen, nach Ungarn zu flüchten, zerstörte das alte Kiew, diese Mutter der russischen Städte, reich durch Handel mit Asien und Europa. Jahrhunderte lag es in Trümmern und erhob sich nie wieder zu seinem alten Glanze. Verheerend bewegte sich Batu mit seinen Horden wie ein Lavastrom mit unwiderstehlicher Gewalt. Weiber und Kinder hatten sie bei sich, getragen von Kameelen oder in von Rinderheerden gezogenen Kibitken; viele Slaven, Bewohner der eroberten Länder, folgten ihnen. Der Raub nährte sie, und wo sie Weiden fanden für ihre Heerden, war ihre Heimat. Durch Kriege erfahren und durch vierzigjährige Siege zuversichtlich, umschwärmten sie in unzählbarer Menge die feindlichen Heere und schossen ihre langen scharfen Pfeile ab, warfen ihre mit Widerhaken versehenen Lanzen, ohne, gedeckt durch ihre aus Weidenruthen geflochtenen Schilde, zum Handgemenge zu kommen, zogen sich, dem Zeichen der Führer streng gehorsam, wie flüchtig zurück, lockten den Gegner aus seiner vortheilhaften Stellung in Hinterhalte, kein Strom hielt sie auf, ihre wie aller Morgenländer große Mäßigkeit im Genusse der Nahrungsmittel ließ sie auch in Wüsten schwer Mangel leiden. Barmherzigkeit kannten sie nicht, sie hieben oft Alles nieder, was sie trafen, ohne Schonung des Alters und Geschlechts. Daher der fürchterliche Ruf, der ihnen vorherzog. Das Abendland zitterte der Maßen vor den kurzen Gestalten mit dickknochigen, fleischigen Gesichtern und kleinen Augen, daß der Häringsfang an der englischen Küste gestört wurde. Es hielt sie für Ungeheuer der Hölle und Geburten des Teufels, kaum dem Aeußern nach der menschlichen Gestalt und nur wenig ähnlich.

Polen war in mehrere Herzogthümer zertheilt und uneinig, Deutschland gespalten durch den Streit Kaiser Friedrich's II. mit dem römischen Stuhle; nirgends Vorbereitung gegen einen so mächtigen Feind, nirgends Einigkeit, als eine halbe Million Reiter unter Batu sich wie eine Meeresflut ergoß. Er mit drei Abtheilungen seines Heeres zog gegen die Karpathen, schlug die Polen bei Krakau, nahm die Stadt ein und war bald Herr von Ungarn. Das Land wurde zur Wüste, die Einwohner niedergehauen. Kaiser Friedrich rief die Fürsten des Abendlandes vergeblich auf gegen die Mongolen. Der vierte, schwächste Haufe brach in Polen ein, alle Ueberbleibsel der polnischen Macht drängten sich nach Niederschlesien. Die Einwohner Breslaus verbrannten selbst ihre Stadt und vertheidigten mit Glück die Burg auf der Dominsel.

Da wo jetzt das ehemalige Kloster Wahlstadt steht, bei Liegnitz, unfern von den Feldern, in welchen nach fast 600 Jahren der Preußen Schwert die Franzosen schlug und Schlesien befreite, sammelte Herzog Heinrich der Fromme von Breslau die flüchtigen Polen und Schlesier und bat den König Wenzel von Böhmen um Hülfe. Dieser eilte herbei; doch ohne ihn zu erwarten griff Heinrich an, das Leid seines Volkes brach ihm das Herz. Tapfer wurde gestritten, das Leben theuer verkauft, doch sein Heer erlag der Menge. Auch der Herzog wurde erschlagen, mit ihm viele der Seinigen. Wohl mochten die Mongolen in den geharnischten Polen und den deutschen Rittern anderen Widerstand gefunden haben, als in ihren asiatischen Feinden. Zahlreiche Burgen und befestigte Städte, selbst Feldklöster zur Vertheidigung eingerichtet, stellten sich ihnen entgegen und erschwerten die Eroberung des Landes. Als nun unerwartet, am Tage nach ihrem schweren Siege, der König von Böhmen mit den fliegenden Bannern seines Heeres in Schlachtordnung anrückte, entschlossen, Rache zu nehmen für das vergossene Christenblut, so warfen sich die Mongolen auf ihre schnellen Rosse und eilten über Ströme und Bergpässe nach Mähren und Ungarn. Bald darauf kam die Nachricht vom Tode des Großkhans Oktai, und die Horden ritten nach Asien zurück; Gujuk, seinen Nachfolger, hinderte ein früher Tod, seine Entwürfe gegen Europa auszuführen, bald brachen Unruhen in Asien aus. Polen, Ungarn und das ganze Abendland wurden so errettet, nur Rußland und was östlich und südlich davon lag, blieb noch lange unter der Herrschaft der Mongolen.

---

96. Untergang des Khalifates.

(Nach Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.)

Mit beispielloser Schnelligkeit hatte sich die Herrschaft des Islam durch das Schwert verbreitet, über alle Länder von den Säulen des Hercules bis nach Indien, und von Aethiopien bis in die Wüsten des nördlichen Asiens. Aus gezwungenen Bekennern wurden die Besiegten

nach und nach überzeugte Anhänger der neuen Lehre; und die rohen, bloß des Krieges kundigen Sieger verwandelten sich allmählich in Freunde des Friedens und der Wissenschaft. Bagdad, angelegt vom zweiten abbasidischen Khalifen Mansur (um die Zeit der Gründung der Karolingischen Herrschaft im Abendlande), wurde der Sitz des Handels, der Gelehrsamkeit, der feinen Sitten. Neben dem Unterrichte in angeblich mehr als hundert Wissenschaften, fand auch die Dichtkunst ihre Stelle; neben griechischer, dahin zu neuem Leben geflüchteter Weisheit, alle Künste asiatischen Aufwandes. Hunderttausende pilgerten zu diesem Sitze geistlicher wie weltlicher Herrschaft, geistlicher wie weltlicher Wissenschaft. Allein je reicher und bewundernswürdiger sich hier alle Verhältnisse gestalteten, je mehr Leben und Bewegung sich in dem Mittelpunkte, dem Herzen des ungeheuren Reiches zeigte, desto mehr starben die äußern Glieder ab. Die ganze Geschichte des Khalifats löſ't sich allmählich auf in die Geschichte innerer Frevel und fremder zerstörender Angriffe. Es gibt fast keinen rohen Volksstamm von der Westküste Afrika's bis in das innerste unbekannte Asien, der nicht mehr oder weniger Theile jenes Reiches erobert, verwüstet, freiwillig verlassen oder gezwungen wiederum andern Ueberzüglern eingeräumt hätte.

Und in Bagdad lagen eigentlich, trotz äußern Scheines, die Dinge am übelsten. Die Khalifen waren seit langer Zeit ein Spielball der Emire aus anderen Geschlechtern und Völkern, oder noch öfter Sclaven unwürdiger Günstlinge oder ihrer eigenen Sündhaftigkeit. So auch Mostasem, der 37. aus dem Hause der Abbasiden, der 56. seit Abubekr. An seinem Hofe verfolgten sich, ohne daß er Ordnung zu erhalten vermochte, die Parteien der Sunniten und Rafediten auf frevelhaft grausame Weise, und ein von ihm vertriebener Gelehrter, Naßireddin, arbeitete, gleich seinem Vezier Alkami, an dem Untergange des ohnehin todtkranken Reiches. Jener reizte als Ankläger des Khalifen die Mongolen zu feindlichen Angriffen, dieser lockte sie fast noch mehr durch unzeitige Schmeicheleien, und auf Anderer Anstiften, wurden sie daneben durch übermüthige Antworten oder vorsätzlich unbedeutende Geschenke beleidigt. Hiefür beschloß Hulaku, der Enkel Tschingiskhan's und ein Frevler gleich ihm, Bagdad anzugreifen. Ob man nachgeben, ob man widerstehen solle, darüber stritten sich die Häupter noch jetzt, und dem elenden Khalifen schien es selbst in diesem Augenblicke rathsamer, Geld zu sparen, als es zur Rüstung eines Heeres oder zur Befestigung der Stadt zu verwenden! Leicht wurde seine schlecht angeführte, unbedeutende Mannschaft geschlagen und die Belagerung begann. Der Mongole Hulaku verstand aber, trotz seiner Rohheit, neben dem Kriege auch die Künste der Arglist und Treulosigkeit. Er versprach dem Khalifen Sicherheit, ungestörten Besitz und seine Tochter dessen Sohne Abubekr zum Weibe, worauf sich Mostasem mit allen Reichen und Edeln zu jenem ins Lager begab, sehr freundlich empfangen und zu dem Befehl bewogen wurde: alle Einwohner sollten sich, behufs einer Zählung, unbewaffnet vor den Thoren einfinden. Kaum aber war dies geschehen,

als Hulaku sein Wort, daß ihnen kein Uebel widerfahren solle, brach: er ließ die Gräben füllen, die Mauern schleifen, die Stadt plündern und die Einwohner niedermetzeln. Vierzig Tage lang dauerte die Plünderung, an 200,000 Menschen kamen ums Leben! Von allen herrlichen Gebäuden, frommen Denkmälern, unzähligen Moscheen, unersetzlichen Schätzen, arabischer und persischer Kunst und Wissenschaft, wurde fast nichts gerettet. Den Khalifen, welcher noch große Geldsummen überliefert hatte, fragte Hulaku höhnisch und verächtlich: „Warum hast du sie nicht verwandt, um dich zu vertheidigen?“ Er ließ ihn in einen Thurm sperren, Schüsseln mit Gold gefüllt vorsetzen und verhungern! So endete der letzte der einst die halbe Welt beherrschenden Khalifen, 1258 Jahre nach Christi Geburt, 636 Jahre nach der Flucht Mohammed's. Bagdad verschwand zwar nicht ganz von der Erde, wie Ninive, Babylon, Ekbatana, Ktesiphon, Seleucia (an deren Stelle jetzt Löwen und Schakale, höchstens Räuberhorden hausen), aber es konnte sich von diesem furchtbaren Unglücke nie wieder erholen, wurde nie wieder Mittelpunkt einer achtungswerthen weltlichen oder geistlichen Macht, nie mit seinen Umgebungen wiederum ein Gegenstand echter, inhaltsreicher Geschichte.



Vierter Zeitraum: Vom Ende der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's, 1273—1492.

97. Deutschland unter Rudolf von Habsburg*).

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Während es sich früher bei der Kaiserwahl darum handelte, welches der mächtigsten Geschlechter zum Besitz der Krone gelangen sollte, war die Wahl seit dem Sturze der Hohenstaufen mehr eine die Person berücksichtigende geworden, und der Gewählte konnte nicht die gebietende Stellung gegen seine Wähler einnehmen, zu der die früheren Kaiser sich durch ihre Erbmacht berechtigt glaubten. Denn seit der Begründung der Landeshoheit der einzelnen Fürsten durch die Zugeständnisse Friedrich's II. war der Zuwachs an Reichsgütern, den der Gewählte mit der Krone empfing, ein weit geringerer. Auch war das Verhältniß des Kaisers zur Kirche ein anderes geworden. Während der Kirche früher daran gelegen war, am Kaiser einen mächtigen Schutzherrn zu haben, hatte sie jetzt, nachdem die Kaiser ihre Waffen gegen die Kirche gerichtet hatten, ein entgegengesetztes Interesse**).

Wie kam es nun, daß gerade Rudolf, Graf von Habsburg, zum Kaiser gewählt wurde? Der eine Grund war der, daß unter den mächtigen Fürsten nur Ottokar von Böhmen nach der Kaiserwürde strebte, diesen aber, einen Slaven, wollten die Andern nicht. Auch hätte die Wahl eines durch

---

*) Rudolf I., Graf zu Habsburg, König 1273—91.
1. Gemahlin: Gertrud (später Anna), Gräfin von Hohenberg.
2. Gemahlin: Isabella von Burgund.

Zehn Kinder, sämmtlich aus der ersten Ehe, nämlich

4 Söhne:	6 Töchter:
Albrecht, König 1298—1308.	Mechtild, Gem. Ludwig's des Strengen, Pfalzgrafen am Rhein.
Hartmann, ertrank im Rheine.	Agnes, Gem. Albrecht's, Herzogs von Sachsen.
Karl, starb als Kind.	Hedwig, Gem. Otto's, Markgrafen von Brandenburg.
Rudolf, † 1289.	Katharina, Gem. Otto's, Sohnes des Herzogs Heinrich von Baiern.
	Clemencia, Gem. des Königs Karl Martel von Neapel.
	Judith, Gem. des Königs Wenzel von Böhmen.

**) Vergl. Adolf Schmidt's Allgem. Zeitschrift für Geschichte, 8. Bd. S. 411 ff.

sich selbst mächtigen Fürsten das Reich leicht wieder in Streit mit dem Papste verwickeln können, und Fürsten und Volk waren dieses Haders müde. Ueberdies hätte ein mächtiger Fürst auf den Gedanken kommen können, die Reichsgüter, welche die Gewaltigen an sich gerissen, ihnen wieder zu nehmen; mit einem Schattenkönige war andererseits aber weder dem Staate, noch der Kirche gedient. Die Wahl mußte also auf einen Mann fallen, der durch seine persönlichen Eigenschaften des Thrones würdig, durch seine Hausmacht stark genug war, sich gegen Niedere zu behaupten, ohne den Mächtigsten gefährlich zu sein. Bei Rudolf trat noch der besondere Umstand hinzu, daß in seinem Hause sechs Töchter blühten und unter den Kurfürsten drei unvermählt waren; jeder derselben hoffte durch eine Verbindung mit einer Kaisertochter Ansehen und Macht zu vermehren. Besonders war hierbei der Pfalzgraf Ludwig interessirt. Er hatte, vermeinter Untreue wegen, seine Gemahlin Maria, Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant, enthaupten lassen und einige, die er für mitschuldig hielt, mit eigener Hand getödtet. Deßhalb erhielt er den Beinamen der Strenge. Als ihre Unschuld klar geworden, ergraute der 27jährige Fürst in einer Nacht und baute zur Sühne das Karthäuserkloster zu Fürstenfeld; aber immer noch fürchtete er die Ahndung des zu erwählenden Kaisers. Daher, als der Burggraf von Nürnberg ihm, in Rudolf's Namen, eine seiner Töchter zur Gemahlin verhieß, gab er freudig seine Beistimmung.

Der vorzüglichste Beförderer der Wahl Rudolf's war aber der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein. Diesem war Rudolf auf folgende Weise bekannt geworden. Er begegnete einst einem Priester, der das Hochwürdigste zu einem Kranken in das Gebirge trug; er stieg vom Rosse und überließ es dem Priester. Als dieser am Morgen ihm das Pferd zurückbrachte, weigerte sich Rudolf, es zu nehmen, er sprach: „Nicht würdig bin ich, ein Roß zu reiten, welches den getragen, von dem ich Alles zu Lehen habe.“ Der Priester kam in der Folge als Caplan an den Hof des neu ernannten Erzbischofs von Mainz. Wie nun dieser sich nach Rom aufmachte, um daselbst, wie es damals Sitte war, das Pallium zu holen, hatte er wohl einige seiner Vasallen aufgeboten, um ihn auf der Reise zu begleiten; bei der damaligen Unsicherheit der Straßen aber schien ihm dies Gefolge zu gering; da mahnte der Caplan den Erzbischof an Rudolf von Habsburg, und dieser geleitete auch den Erzbischof von Straßburg aus bis an die Grenze Italiens und ebenso zurück. Auf dieser Reise nun lernte der Erzbischof Rudolf's Geist und Mannhaftigkeit kennen; scheidend versicherte er ihm, er wünsche nur so lange zu leben, bis er den großen Dienst, den ihm Rudolf geleistet, vergelten könne. Dankbarkeit, Rudolf's Werth und daß er ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, echt ghibellinisch gesinnt wie der Erzbischof, bestimmte Werner, für Rudolf zu wirken. Zu Frankfurt versammelten sich die Fürsten. Die Gesandten Ottokar's, des Böhmenkönigs, wurden von der Wahl ausgeschlossen, weil über sein Wahlrecht Zweifel bestanden, die anderen Fürsten alle übertrugen ihre Stimmen

auf den Rheinpfalzgrafen, und dieser sprach hierauf im Namen Aller für Rudolf von Habsburg*).

Alles war in froher Bewegung, als Rudolf gen Aachen zog; die Kurfürsten mit ihrem Gefolge, wohl an 20,000 Helme, begleiteten ihn. Nach der Krönung sollten die Fürsten belehnt werden, das Scepter aber, das hierbei gewöhnlich gebraucht wurde, fehlte; es scheint in der früheren herrenlosen, bewegten Zeit verloren gegangen zu sein; da nahm Rudolf das Crucifix vom Altare, küßte es und sprach: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlös't sind, wird wohl auch die Stelle des Scepters vertreten.“ Und die überraschten Fürsten küßten das Crucifix wie er und empfingen die Lehen.

Gegen jene, denen er seine Wahl vorzugsweise zu danken hatte, bewies sich Rudolf dankbar; dem Burggrafen Friedrich erneuerte er das Zugeständniß weiblicher Erbfolge. Durch Familienbündnisse knüpfte er die Fürsten an sich: dem Rheinpfalzgrafen Ludwig vermählte er seine Tochter Mechtild, dem Herzog Albrecht von Sachsen seine andere Tochter Agnes, eine dritte, Hedwig, heirathete später den Markgrafen Otto von Brandenburg.

Eines der ersten Geschäfte Rudolf's war, die Güter und Rechte zurückzufordern, welche seit dem Sturze der Hohenstaufen dem Reiche waren entzogen worden. Unter allen Fürsten besaß keiner so vieles Reichsgut als Ottokar der Böhmenkönig. Er hatte nämlich nach dem Erlöschen des Geschlechtes der Babenberger (durch den Tod des Herzogs Friedrich des Streitbaren in einer Schlacht gegen die Ungarn 1246), mit Zustimmung der Landstände, das Herzogthum Oesterreich in Besitz genommen, dann in Folge eines großen Sieges über die Ungarn an der March das von diesen besetzte Herzogthum Steiermark wieder mit Oesterreich vereinigt und endlich Kärnthen und Krain als Erbe des ihm verwandten kinderlosen Herzogs Ulrich gewonnen. Da er auch seinem Vater in der Herrschaft über Böhmen und Mähren gefolgt war und die windische Mark erwarb, so erstreckte sich seine Macht vom adriatischen Meere bis ans Riesengebirge und er war der mächtigste unter allen deutschen Fürsten.

Der Kaiser, der in allen seinen Handlungen auf die Hohenstaufen zurückging und Alles, was zwischen dem Sturze der Hohenstaufen und seinem Regierungsantritte geschehen war, als nicht gesetzlich geschehen betrachtete, forderte nun Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die windische Mark als erledigtes Reichsgut zurück. Vorgeladen kam Ottokar weder auf den Reichstag zu Nürnberg, noch auf jenen zu Würzburg, endlich zum dritten Male vorgefordert, erschienen auf dem Reichstage zu Augsburg 1275 seine Abgeordnete, aber keineswegs um wegen der in Frage stehenden Länder zu verhandeln; sie erhoben vielmehr

*) J. C. Pfister, Geschichte der Teutschen. Bd. III. S. 19 ff., und W. Ad. Schmidt, Allgemeine Zeitschrift für Geschichte, Bd. VIII. S. 447 ff., wo die Wahl und die Gründe zu derselben ausführlich erzählt werden.

Streit wegen der Wahlstimme Böhmens bei der Kaiserwahl. Im Fürstengericht, welches Rudolf hierauf hielt, wurde gegen Ottokar seines Ungehorsams wegen die Reichsacht ausgesprochen. Bevor jedoch Rudolf zu den Waffen griff, sandte er den Burggrafen Friedrich nach Böhmen, den Weg gütlicher Ausgleichung noch einmal bei Ottokar zu versuchen. Ottokar aber wies den Burggrafen spottend ab; der Krieg war unvermeidlich.

Rudolf verbündete sich mit dem Grafen Mainhardt von Tyrol und Görz; um ihren Bund noch mehr zu befestigen, verlobte er seinen Erstgebornen Albrecht mit Mainhardt's Tochter Elisabeth. Zugleich nahm er den König von Ungarn, Ladislav IV., und dessen Bruder Andreas als Söhne an.

Während sich aber Ottokar's Schaaren bei Eger sammelten, versöhnte sich Rudolf mit Herzog Heinrich von Baiern, welcher bis dahin Ottokar's Verbündeter gewesen. Heinrich verstattete ihm freien Durchzug durch seine Lande, um in Oesterreich einzufallen. Dafür verlobte er seinen Sohn Otto mit Rudolf's Tochter Katharina. Durch die Lande Herzog Heinrich's zog Rudolf längs der Donau gegen Oesterreich. Enns ergab sich nach schwachem oder Scheinwiderstande. Klosterneuburg ward durch einen Handstreich genommen. Rudolf umlagerte Wien. Hier vereinigte sich Mainhardt mit ihm. Aber fünf Wochen verflossen und die Stadt hielt sich noch. Indessen war Ottokar aus der Gegend von Eger herangerückt; er stand im Marchfelde. Die Wiener riethen ihm, er möchte bald über die Donau setzen und sich mit Rudolf in offener Feldschlacht messen. Ottokar war aber nicht in der Lage, diesem Rathe Folge leisten zu können, denn an der March stand ein großes ungarisches Heer, bereit, ihm in den Rücken zu fallen, falls er über die Donau ginge. Es blieb ihm also kein Mittel, als jenes der Unterhandlung. Bischof Bruno von Olmütz leitete die Verhandlungen. In Folgendem kam man überein: Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, die windische Mark fallen wieder an das Reich. Hinwider empfängt Ottokar von Rudolf die Belehnung mit Böhmen, Mähren und dem sonstigen Erbe seiner Väter. Ottokar verlobt seine Tochter einem Sohne Rudolf's und verzichtet hierbei auf alle seine Güter und Besitzungen in Oesterreich; Rudolf hingegen verlobt eine seiner Töchter dem Sohne Ottokar's; Wien nimmt Rudolf zu Gnaden auf, der Stadt ihre Rechte und Freiheiten versichernd; in diesen Frieden ist der König von Ungarn eingeschlossen.

Ottokar's Belehnung ging in Rudolf's Lager vor sich. Gebrochenen Herzens nahte er sich, kniete vor Rudolf nieder, empfing die Belehnung und entfernte sich schnell. Rudolf hielt einen prachtvollen Einzug in Wien.

Indessen wurde es immer deutlicher, daß der Friede zwischen Rudolf und Ottokar keine aufrichtige Versöhnung herbeigeführt habe. Es war noch kein Monat seit dem Friedensabschluß verflossen, als Ottokar sich bereits über die Nichterfüllung der Friedensbedingnisse in drei an Ru-

dolf gerichteten Schreiben beschwerte. Die Hauptursache des wieder ausbrechenden Krieges war Ottokar's Gemahlin Kunigunde, die ihn durch unausgesetzten Hohn gegen den Rath der Seinen reizte, mit Rudolf zu brechen. Er griff zu den Waffen. Rudolf war in der höchsten Gefahr, denn er hatte nur geringe Macht beisammen und seine Verbündeten waren fern. Hätte ihn Ottokar damals ohne Verzug angegriffen, er hätte ihn geschlagen oder Oesterreich ohne Schwertstreich gewonnen. Vierzehn Tage verlor Ottokar mit der Belagerung von Drossendorf; eine kurze, aber unheilbringende Zeit für ihn; denn während dieser Tage erhielt Rudolf Zuzug aus dem Reiche, der österreichische Adel schloß sich ihm an, die Wiener gewann er, indem er die Stadt zur freien Reichsstadt erhob. Die Ungarn unter König Ladislav standen an der March, Rudolf ging über die Donau, vereinigte sich mit ihnen und begegnete dem Heere Ottokar's bei Laa. Ein Meuchler ließ sich bei Rudolf melden, dieser wies den Antrag mit Unwillen zurück und ließ den Böhmenkönig warnen. Der Tag der Entscheidung brach an.

Zwei Stunden währte schon die Schlacht, das Banner Oesterreichs — ein 100jähriger Ritter, Otto von Haslau, trug es — entsank des Greises müden Händen, Heinrich von Lichtenstein ließ es aufs Neue wehen; dreizehn Trautmannsdorfe fielen im Gewühle der Schlacht. Rudolf selbst war zweimal in Lebensgefahr. Herbot von Füllenstein, ein polnischer Ritter, groß und stark gleich einem Riesen, hatte geschworen, ihn zu tödten; er drängte sich an den Kaiser, aber Rudolf überwand ihn und nahm ihn gefangen. Ein anderer aus Thüringen tödtete des Kaisers Pferd; die Seinen kamen Rudolf zu Hülfe. Da sprach er: „Sorget nicht für einen einzelnen Menschen! gehet wieder in die Schlacht, stehet Anderen bei!“ Er nahm ein anderes Roß und stürmte wieder in den Feind; da rief plötzlich der Markgraf von Hochberg: „Die Feinde fliehen!“ Jubelnd wiederholten die Seinen den begeisternden Zuruf; die schon wankenden Böhmen wandten sich zur Flucht. Ottokar beschloß zu sterben, wie ein König, er stürzte mitten in die feindlichen Heerhaufen. Zwei Ungarn schlugen ihn zu Boden und verwundeten ihn zum Tode. Aus 17 Wunden blutend, lag Ottokar am Boden, unter 14,000 Erschlagenen. Der unglückliche König athmete noch im letzten Todeskampfe, als Rudolf hinzukam.

Rudolf blieb drei Tage auf der Wahlstatt zum Zeichen des Sieges, wie es damals Sitte war, entließ das Heer der Ungarn reich beschenkt, brach dann gegen Mähren auf, eroberte es und wandte sich nun gegen Böhmen. Hier war Ottokar's Schwestersohn, Otto der Lange, Markgraf von Brandenburg, an die Spitze der Regierung getreten, als Vormund über Ottokar's 8jährigen Sohn Wenzel. Rudolf bestätigte dem König Wenzel Böhmen und Mähren und dem Markgrafen Otto die Vormundschaft. Ottokar's Leiche, die gleich nach der Schlacht in Wien bei den Minoriten zur Schau ausgesetzt gewesen, auf daß sich jeder vom Tode des Gewaltigen überzeugen könne und dann einbalsamirt worden war, holten die Böhmen mit traurigem Gepränge ab.

Das Herzogthum Oesterreich, sowie die Fürstenthümer, welche dazu gezählt wurden, waren nun also in Rudolf's und des Reiches Händen. Heinrich von Baiern, der im letzten Kriege sich an Ottokar angeschlossen hatte, mußte das Land ob der Enns, welches ihm Rudolf als Pfand für den Brautschatz überlassen hatte, zurückgeben und statt dessen sich mit ein paar Grenzstädten begnügen. Rudolf beschloß, die neugewonnenen Lande seinem Hause zuzuwenden. Auf dem Reichstage zu Augsburg standen Rudolf's beide Söhne, Albrecht und Rudolf, neben ihm, als er zu den Ständen redete: was er dem Reiche für Nutzen verschafft, sei nächst Gott hauptsächlich durch diese seine Söhne geschehen; darum sei es billig, daß sie Fürsten würden, damit sie dem Reiche ihren Dienst desto besser beweisen möchten; und so wurden sie denn feierlich mit Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und der windischen Mark belehnt. Graf Mainhardt jedoch erhob Ansprüche auf Kärnthen und so gaben es die beiden Söhne, noch ehe der Lehnsbrief ausgefertigt war, wieder in ihres Vaters Hände zurück, welcher sofort mit dem Herzogthum Kärnthen Mainhardt belehnte. So war die Hausmacht Oesterreichs begründet.

Ein halbes Jahr war vergangen seit Rudolf's Krönung zu Aachen, bis er den Papst Gregor X. beschickte, um die gewöhnliche Anerkennung und Kaiserkrönung zu erwirken. Seine Gesandten waren Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Hofkanzler Otto Propst von St. Guido zu Speier. Der Papst war eben auf einer großen Kirchenversammlung zu Lyon und mit den Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge beschäftigt; er besann sich lange, bevor er auf Rudolf's Wünsche einging. König Alfons von Castilien, in früherer Zeit zum römischen König gewählt, hatte sich nie um Deutschland bekümmert; nun erneuerte er seine Ansprüche sowohl auf Deutschland, als auf das Herzogthum Schwaben. Nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste zu Beaucaire und mancherlei Verhandlungen gab er seine Ansprüche auf, wogegen ihm der Papst den Zehnten von den geistlichen Gütern Spaniens, zum Kriege gegen die Araber, auf einige Zeit überließ.

Nachdem der Papst Rudolf als römischen König anerkannt hatte, trafen sich Beide zu Lausanne. Rudolf kam mit seiner Frau, seinen Kindern, ansehnlichem Geleite und angemessener Pracht. Hier nahm er, sammt seinem ganzen Gefolge, das Kreuz aus des Papstes Hand und beschloß am nächsten Pfingstfest in Rom zur Krönung zu erscheinen. Bald nachher starb Gregor X. Drei Nachfolger wechselten schnell, Rudolf kam nie zur Kaiserkrönung nach Rom, der Kreuzzug unterblieb und außer einigen fruchtlosen Versuchen, das kaiserliche Ansehen in Italien durch Gesandte aufrecht zu erhalten, blieb Rudolf fortan den welschen Angelegenheiten fremd. Deutschlands Volk und Fürsten, das erkannte er wohl, waren des Streites mit dem Papste müde und Rudolf hatte mit der Ruhe in Deutschland vollauf zu thun. Rastlos durchzog er Deutschland von einem Ende zum anderen und beschwichtigte die

Unruhen durch Weisheit und Kraft. In Thüringen schaffte er Frieden, 29 Raubritter wurden hingerichtet, 66 Burgen zerstört.

Als der mainzer Erzbischof, Werner von Eppenstein, gestorben, wollte Rudolf den Streit schlichten, der sich im Domcapitel wegen des Nachfolgers im Erzbisthum erhoben hatte. Ein Theil nämlich hatte Rudolf's Leibarzt, den Propst Peter, die Andern den Archidiaconus von Trier, Gerhardt von Eppenstein, gewählt; Rudolf sandte deßhalb den Bischof von Basel, Heinrich, nach Rom. Der Papst ernannte diesen zum Erzbischof von Mainz, an dessen Stelle Rudolf den Propst Peter zum Bischof von Basel. Als jedoch Heinrich nach zwei Jahren starb, kam Gerhard auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, mit Groll im Herzen gegen Rudolf, weil er ihm das erste Mal nicht günstig gewesen. Dies ist darum wichtig, weil es vorzugsweise durch Gerhard geschah, daß nach Rudolf's Tode sein Sohn Albrecht ihm nicht unmittelbar in der Kaiserwürde folgte.

Diesem wollte Rudolf die Nachfolge im deutschen Reiche zuwenden; als er aber hiervon zu Frankfurt mit den Fürsten sprach, gingen diese nicht darauf ein, vorgebend, die Sache zu anderer Zeit in Berathung zu nehmen. Dies war vorzugsweise das Werk Gerhard's von Eppenstein, des mainzer Erzbischofs. Diese Weigerung betrübte Rudolf; er ging an den Rhein und verweilte in Straßburg, in der Erinnerung vergangener Zeiten lebend. Da begannen seine Kräfte zu sinken; von den Aerzten aufmerksam gemacht, sagte er: „wohlan nach Speier!" Doch bevor er noch zur Gruft der alten Kaiser gelangen konnte, starb er zu Germersheim im 73. Jahre seines Alters. Er ist bestattet zu Speier neben Kaiser Philipp von Hohenstaufen.

Rudolf war sehr groß und schlank, hatte eine Habichtsnase, war frühzeitig kahl, blaß, sein Gesicht ernst, wenn er aber sprach, überaus einnehmend, so daß es schien, er gewinne die Herzen durch Zauber. Er liebte fröhliche Rede und Scherz. Er lebte einfach, aß nie köstliche Speise und trank überaus mäßig; gewöhnlich trug er einen grauen Rock und im letzten burgundischen Kriege nähte er sein zerrissenes Kleid selbst. Wo es aber zweckdienlich war, wußte er sich mit dem Glanze seiner Würde zu umgeben. Bei der Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne verwandte er 900 Mark Silber für sich und die Ausstattung seines Gefolges. Den Wissenschaften war er hold und bedauerte oft, daß er nicht mehr gelernt und ihm die Zeit fehle, das zu lesen, was weise Männer geschrieben. Den Städten und dem kleinen Adel war er überaus geneigt; nicht die Unterstützung mächtiger Fürsten, sondern der Zuzug freiwilliger und geworbener Ritter vom Rhein und Elsaß, Kämpfer aus den Städten, Schweizerschaaren halfen ihm siegen über Ottokar, standen in allen Fehden freudig ihm zur Seite. So bekannt war seine Gerechtigkeitsliebe, daß ein gleichzeitiger Fürst ihn das lebendige Gesetz nannte und lange im deutschen Volke das Sprichwort blieb, wenn irgend Jemand sein Wort nicht hielt: „dieser hat Rudolf's Redlichkeit nicht."

Als Kaiser stellte er Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit in Deutschland wieder her, gründete ohne Ungerechtigkeit auf gesetzlichem Wege, mit Zustimmung der Fürsten, die Macht seines Hauses. Mit Recht konnte Rudolf sagen, wie er es denn auch oft im Munde führte, daß ihn „die göttliche Vorsehung aus der Hütte seiner Väter in den kaiserlichen Palast erhöhet.“ Der Geschichtschreiber, Rudolf's ganzes Leben zusammenfassend, darf sagen: er war ein großer Kaiser und ein guter Mensch.

---

98. Adolf von Nassau.

(Nach Joh. Geissel, die Schlacht am Hasenbühl, bearbeitet vom Herausgeber.)

Erst 9 Monate nach König Rudolf's Tode versammelten sich die Kurfürsten auf die Einladung des Kurerzkanzlers und Erzbischofs von Mainz mit zahlreichem Gefolge in der alten Wahlstadt Frankfurt am Main, um dem verwais'ten Reiche einen neuen Herrn zu geben. Denn inzwischen hatte man vielfach gehandelt und gemäkelt um die Stimmen der Kurfürsten, die bei der Wahl weniger das Wohl des Vaterlandes, als den eigenen Nutzen im Auge hatten und ihre Stimme um einen hohen Preis zu verkaufen gedachten. Herzog Albrecht hielt sich der Krone gewiß. War er ja doch des verstorbenen Rudolf erstgeborner Erbe, ein mächtiger Herzog und mit vier Kurfürsten nah verwandt. Auch hatte er die Reichskleinodien in Händen (zu Hagenau). Allein der Mehrzahl der Kurfürsten schien es bedenklich, die deutsche Königswürde durch Uebertragung vom Vater auf den Sohn in einem Hause erblich zu machen und dadurch den Glanz des so schnell emporgekommenen Geschlechtes zu sichern. Auch war Albrecht's Persönlichkeit nur geeignet, das gegen sein Haus bestehende Mißtrauen noch zu verstärken. Denn er war eben so stolz, als geld- und ländergierig, sein Sinn unbeugsam, sein Gemüth finster und hart. Seine eigenen Schwäger und Nachbarn, der König Wenzel von Böhmen und der Herzog Otto von Niederbaiern, erklärten sich entschieden gegen die Wahl Albrecht's, der auch mit seinem dritten Nachbarn, dem Erzbischofe von Salzburg, in Fehde lebte und von diesem damals mit dem Kirchenbanne belegt war. Diese Stimmung benutzte der Erzbischof Gerhard von Mainz, den Grafen Adolf von Nassau vorzuschlagen, weniger weil er seiner Mutter Brudersohn war und den Ruf einer vorzüglichen Gewandtheit in Reichsgeschäften und eines hohen ritterlichen Sinnes genoß, sondern weil er glaubte, der so unverhofft Emporgehobene, dessen Hausmacht nur in der halben Grafschaft Nassau bestand, werde aus Dankbarkeit ihm die Oberleitung der Geschäfte und somit die Herrschaft des Reiches überlassen und sich mit dem Glanze der Krone begnügen. Zunächst gewann er den Kurfürsten Siegfried von Köln für seinen Plan, da dieser gerne die Gelegenheit ergriff, den tapferen Nassauer, der ihm in einer Fehde

gegen den Herzog von Brabant, an dem blutigen Tage bei Worringen (unweit Köln), wesentliche Dienste geleistet hatte, zu belohnen. Die übrigen Wahlfürsten ließen sich durch allerlei Vorstellungen bewegen, dem Erzbischofe Gerhard ihre Stimmen zu übertragen und dieser ernannte (10. Mai 1292), zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, seinen Vetter Adolf von Nassau, der am Tage Johannes des Täufers zu Aachen gekrönt wurde.

Durch seine Geldnoth ward Adolf das willenlose Werkzeug der Herrschsucht seines Gönners, des Kurerzkanzlers. Indessen bot sich ihm bald eine Gelegenheit dar, die Macht seines Hauses, nach dem Beispiele seines Vorgängers Rudolf, zu vermehren. Der Landgraf Albert der Unartige von Thüringen hatte nach einer 13jährigen Ehe mit Margaretha, der Tochter des Hohenstaufen Friedrich II., ein Hoffräulein Kunigunde von Eisenberg liebgewonnen und mit ihr den Plan entworfen, seine lange mißhandelte Gattin durch einen als Teufel oder Gespenst verkleideten Küchenknecht ermorden zu lassen. Der mitleidige Knecht verrieth jedoch das schwarze Vorhaben der Fürstin und diese beschloß, sich vor den Mörderhänden ihres Gemahls durch die Flucht zu retten. Beim Abschiede von ihren beiden Knaben, Friedrich und Diezmann (Theodorich), soll sie, von mütterlichem Schmerze überwältigt, den ältesten so heftig in die Wange gebissen haben*), daß ihm das Mal davon lebenslänglich zurückblieb. Sie fand Sicherheit in Frankfurt in einem Kloster, starb aber noch in demselben Jahre (1270) an gebrochenem Herzen. Ihre Söhne wurden vom Vater verstoßen, wuchsen am Hofe ihres Oheims, des Markgrafen von Landsberg, zu kräftigen Rittern empor und schwuren, ihre mißhandelte Mutter zu rächen. Nach einem greuelvollen Kriege zwischen ihnen und dem Landgrafen, beschloß dieser, den reichsten Antheil seiner Länder dem Sohne (Apitz) seiner inzwischen zur Gattin angenommenen Geliebten zuzuwenden. Die enterbten Brüder griffen aufs Neue zu den Waffen und behaupteten sich nicht nur in der Markgrafschaft Meißen, der Ostmark und Landsberg, zu deren Erben der kinderlos verstorbene Sohn ihres Oheims sie eingesetzt hatte, sondern eroberten auch den größten Theil von Thüringen. Daher verkaufte der Landgraf, wie es heißt**), seine Länder für 12,000 Mark Silbers an König Adolf, weil ihm dies das sicherste Mittel schien, den Kaufpreis auf seinen jüngsten Sohn zu übertragen. Doch die älteren Brüder vertheidigten ihr Erbe mit Waffengewalt auch gegen den König. Dieser eroberte in einem zweimaligen Feldzuge ganz Thüringen und Meißen, wo seine Söldner mit der ungebundensten Rohheit und der

---

*) Friedrich heißt bei gleichzeitigen Chronisten: der Freudige; der Beiname mit der gebissenen Wange kommt erst 1440 vor. Vgl. Grünhagen in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte, 1858.

**) Nach Joh. Friedr. Boehmer, Regesten des Kaiserreiches, II. S. 176, hat kein Kauf Thüringens Statt gefunden, sondern die beiden Brüder wurden als unberechtigte Detentoren eines verfallenen Reichslehns geächtet und bekriegt.

blutgierigsten Grausamkeit den Bauern ihre Treue gegen ihre bisherigen Herren vergalten.

Kampf mit Albrecht. Seitdem Adolf das Ansehen seines Hauses durch eheliche Verbindungen (seines ältesten Sohnes mit der Tochter des Böhmenkönigs und seiner Tochter Mechtilde mit dem Pfalzgrafen Rudolf) und durch die Eroberung Thüringens fester gegründet glaubte, suchte er sich der lästigen Bevormundung seines herrschsüchtigen Oheims allgemach zu entziehen. Auch bemühte er sich nicht, seine bei der Krönung übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Erzbischof Gerhard rief deßhalb ergrimmt aus: „Ich habe noch mehr Könige in der Tasche." Diese und andere Zerwürfnisse blieben dem lauernden Oesterreicher nicht verborgen, der seine Zurücksetzung bei der Wahl nie verschmerzt hatte. Er verhieß dem Erzbischof Gerhard 15,000 Mark Silbers und bei der Krönung König Wenzel's, die der mainzer Erzbischof in Prag vollzog, gedieh der Plan der Absetzung des Nassauers und der Erhöhung Albrecht's zur Reife.

Als Albrecht mit einem Heere am Oberrhein erschien und der Krieg zwischen den beiden Gegnern begonnen hatte, kamen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nebst den Gesandten des Königs von Böhmen in Mainz zusammen. In Verbindung mit dem Erzbischofe Gerhard sprachen die vier Wahlfürsten die Absetzung Adolf's aus und wählten an seine Stelle Albrecht. Adolf aber war entschlossen, sein gutes Recht auf's äußerste zu vertheidigen. Am Fuße des Donnersberges, in dem Thalkessel von **Göllheim**, stießen die beiderseitigen Heere auf einander (2. Juli 1298). Schon hatte sich die Schlacht zu Albrecht's Vortheile geneigt und Adolf war durch den Sturz seines Rosses zu Boden geschleudert worden, als er von Neuem in den Feind unwiderstehlich eindrang und seinen Gegner mitten im Gewühle der Schlacht aufsuchte. Dieser aber war durch die einfache Rüstung eines Vasallen, welche ihn verhüllte, unkenntlich, während mehrere seiner Getreuen in den königlichen Wappenrock mit dem schwarzen Adler gekleidet waren; zwei dieser verkappten Streiter schlug Adolf zu Boden. Aber als die Oesterreicher neue Verstärkungen heranzogen, ergriffen die Seinen die Flucht, Adolf von den Gegnern immer enger eingeschlossen, erkannte endlich seinen Todfeind in der fremden Rüstung. Seines Zornes nicht mehr Meister, rief er mit donnernder Stimme: „allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!" „Das steht in Gottes Hand" erwiderte Albrecht und traf ihn so heftig ins unbeschützte Gesicht, daß ihm ein Auge herausbrach, während gleichzeitig der Wild- und Rauhgraf dem König einen zerschmetternden Hieb aufs unbedeckte Haupt versetzte. Ein reisiger Knecht durchschnitt dem zu Boden Gesunkenen, nach Scharfrichterart, den Hals. So fiel König Adolf in der Feldschlacht am Hasenbühl. Ein finsteres Geschick riß den ritterlichen Fürsten in der Vollkraft des männlichen Alters von dem ersten Throne der Welt in die Gruft der einsamen Klosterkirche zu Rosenthal, denn Albrecht ließ ihn nicht in der Königsgruft zu Speier bestatten, weil er, abgesetzt, nicht

mehr König gewesen, als er fiel. Erst als Albrecht selbst meuchlings erschlagen worden, war auch der Bann gelös't, mit welchem er seinem Feinde eine königliche Grabstätte versagt hatte. Der Pfalzgraf Rudolf ließ die Leiche seines Schwiegervaters mit Erlaubniß und in Gegenwart des Kaisers Heinrich VII. nach Speier bringen und im Dome beisetzen, vgl. S. 509 f.

---

99. Albrecht I. von Oesterreich.

(Nach Joh. Grafen Mailáth, Geschichte von Oesterreich und Friedr. Kortüm, die Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde.)

Obgleich Albrecht nach Adolf's Tode keinen Gegner mehr hatte, wollte er seine Ansprüche doch noch durch eine einstimmige Wahl sicher stellen. Vollkommen gewiß, daß nur er gewählt werden könne, erklärte er, daß er mit Freuden beistimmen werde, wenn ein Anderer gewählt werden sollte; er sei nicht unter die Waffen getreten, um Adolf vom Throne zu stoßen, damit er sich darauf setze. Seine Wahl in Frankfurt fand keinen Widerspruch und die Kröuung wurde nach hergebrachter Weise zu Aachen vollzogen.

So lange Albrecht auf dem Throne der Deutschen saß, war sein ganzes Streben beinahe ausschließlich auf die Vermehrung seiner Hausmacht gerichtet. Zunächst hoffte er die Provinzen Holland, Seeland und Friesland für sein Haus zu erwerben. Die Gelegenheit hiezu ergab sich durch den Tod des Grafen von Holland, Johann, in welchem die männliche Linie der Grafen von Holland erlosch. Aber Johann von Avesnes, Graf von Hennegau, erhob sich als nächster weiblicher Verwandter des verstorbenen Grafen, er stützte sich auf die Landesgesetze, welche im Fall des Erlöschens der männlichen Linie der weiblichen die Nachfolge zusicherten. Der Graf verband sich mit Frankreich und Reinald, dem Grafen von Geldern. Er warf Albrecht's Truppen zurück, lud aber diesen zugleich zu einer freundlichen Zusammenkunft nach Nymegen, um die Vermählung seiner Tochter mit Albrecht's zweitem Sohne Friedrich und den Frieden zu Stande zu bringen. Albrecht erschien, nicht ahnend, daß die beiden Grafen seinen Tod beschlossen hatten. Unter den Anwesenden befand sich auch die Tochter des Grafen Reinald von Geldern, die von Albrecht beleidigt war; denn ihr hatte er vordem seinen Sohn Friedrich als Gemahl zugesagt, aber sein Wort zurückgenommen. Sie rächte sich edelmüthig, denn sie warnte Albrecht vor der drohenden Gefahr und öffnete ihm selbst eine kleine Pforte zur Flucht. Nur von zwei Dienern begleitet, rettete er sich auf das Schloß Kronburg zum Grafen Dietrich von Cleve, dessen Frau aus dem Hause Kyburg mit ihm verwandt war. Hierauf belehnte Albrecht Johann von Avesnes mit den streitigen Provinzen.

Als der junge König Wenzel von Böhmen zu Olmütz ermordet wurde, ergriff Albrecht diese Gelegenheit, Böhmen seinem Hause zu erwerben. Als eröffnetes Reichslehen übertrug er es seinem Sohne Rudolf von Oesterreich. Die Böhmen aber hielten sich an das Wahlrecht und versammelten sich deßhalb zu Prag. Die Stimmen waren getheilt: Einige erklärten sich für Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher Anna, die ältere Schwester des verstorbenen Königs, zur Gemahlin hatte und eben in Prag anwesend war. Albrecht aber war an der Spitze zweier Heere nach Böhmen eingedrungen, dies entschied den Sieg seines Anhanges. Heinrich entfernte sich mit seiner Gemahlin heimlich von Prag und ging durch Baiern nach Kärnthen; Rudolf wurde als König anerkannt und vermählte sich, um sein Recht zu verstärken, mit Elisabeth, der Wittwe des ermordeten Königs. Albrecht vermochte noch überdies die Böhmen zu der Erklärung, daß sie, im Fall Rudolf kinderlos sterben sollte, einen anderen der Söhne Albrecht's zum Könige wählen würden. So schien Böhmen dem Hause Habsburg für immer gesichert.

Albrecht, stets auf die Vermehrung seiner Hausmacht sinnend, gedachte nun Meißen und Thüringen zu unterwerfen. Nach dem Beispiele seines Vorgängers Adolf erklärte er beide für erledigte Reichslehen; aber die rechtmäßigen Herren, Friedrich und Diezmann, rüsteten sich zum Widerstande, schlugen Albrecht's schwäbische Schaaren bei Lucka in entscheidender Schlacht und blieben fortan im ungestörten Besitz ihrer Lande.

Während des mißlungenen Versuches auf Thüringen und Meißen erhob sich in Böhmen Aufruhr gegen den neuen König. Seine Regierung war zwar nicht drückend, ja man möchte sagen, wohlthätig. Doch konnte er die Liebe der Böhmen nicht gewinnen. Er war der böhmischen Sprache nicht kundig und der Anhang der Schwestern des ermordeten Königs war gegen ihn. Rudolf zog wider die Empörer zu Felde, erkrankte aber bei der Belagerung von Horazdyovicz und starb 1307. Sofort versammelten sich die böhmischen Stände zu Prag zur Wahl eines neuen Königs. Tobias von Bechin, der Landmarschall, sprach für einen österreichischen Prinzen und schlug eine Heirath zwischen diesem und einer böhmischen Prinzessin vor. Er wurde in der Sitzung, an der Seite des Erzbischofes von Prag, erschlagen und Herzog Heinrich von Kärnthen zum Könige ausgerufen.

In diese Zeit fällt die erste Bewegung der Schweizer gegen das Haus Oesterreich. Die Schweizer hatten sich im Streit zwischen Adolf und Albrecht zu ersterem gehalten. Nach seinem Falle erschienen die Abgeordneten der Waldstätte zu Straßburg vor Albrecht und baten um die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte; er aber antwortete: er gedenke nächstens eine Veränderung ihres Zustandes ihnen antragen zu lassen. So kam die erste Besorgniß in die Gemüther. Albrecht vermehrte nun seine Hausmacht in der Schweiz auf verschiedenen Wegen, theils durch Kauf, theils durch Tausch. Als er seine Macht genugsam ausgedehnt und befestigt glaubte, ließ er den Waldstätten verkünden: sie würden wohl für sich und ihre Nachkommen sorgen, wenn sie sich

dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen wollten; die Größe seiner Macht wäre vor ihren Augen, ihm widerstehen könnten sie nicht, allein er wolle sie nicht zwingen, sondern zu seines Hauses lieben Kindern haben. Er, der Enkel ihrer alten Schirmvögte, Sohn Rudolf's, würde sie anführen zu Sieg, er wolle sie reich machen und erhöhen durch Beute, Ritterschaft und Lehen. Die aus den Waldstätten antworteten: der selige König sei ihnen ein guter Hauptmann und Vogt gewesen, seinem Stamm würden sie das immer gedenken; allein sie liebten den Zustand ihrer Altvordern und wollten in demselben verharren, Albrecht möchte ihn bestätigen, wie sein Vater.

Als Albrecht nicht auf diese Weise zum Ziele gelangte, schlug er einen anderen Weg ein. Der Vogt der Waldstätte war in den alten Zeiten ein wichtiger Graf, der in das Land kam, wenn ihn sein Amt rief. Albrecht schickte zwei Reichsvögte, Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg; sie hatten kein oder geringes Eigenthum und wohnten deßhalb immerdar im Lande, drückten es durch Zölle, waren mehr streng als gerecht und reizten das Volk durch rohen Uebermuth. Im Herbste 1306 wurde der Untervogt Wolfenschießen, welcher das Weib des biedern Landmannes Konrad Baumgarten zu Alzelen zwischen Engelberg und Stanz mißhandeln wollte, von dem ergrimmten Ehemanne im Bade erschlagen, ohne daß die Brüder des getödteten Edelknechtes Rache nahmen an dem Mörder, welcher gegen Uri entflohen war; sie sprachen, es sei dem Wollüstling Recht geschehen. Die Vögte aber achteten solcher Warnung des Schicksals nicht; vielmehr gebot Beringer von Landenberg 1307 einem ehrbaren Landmann Heinrich von Melchthal in Unterwalden, das schönste Paar Ochsen abzuliefern, damit eine leichte Uebertretung seines Sohnes Arnold gebüßt werde. Als nun der Knecht kam und trotz der Bitten die Thiere abspannte, „dieweil der Bauer selber den Pflug ziehen könne," ergrimmte der junge Melchthal, zerschlug dem Diener des Vogts zwei Finger und floh gegen Uri zu seinem Blutsfreund Walther Fürst. Da ließ Landenberg den Greis, welcher des Sohnes Aufenthalt weder entdecken konnte noch wollte, verhaften und an beiden Augen blenden.

Um dieselbe Zeit ließ Geßler bei Altorf eine Veste bauen, die er Zwing-Uri nannte und forderte von edlen und unedlen Landsassen schwere Frohndienste. Es erging der Befehl, daß jeder Vorüberwandelnde den auf einer Stange zu Altorf erhöhten Hut als Zeichen des Herzogs von Oesterreich und seines Statthalters begrüßen sollte. In denselben Tagen ritt der Vogt gegen Küßnacht und blickte mit neidischem Auge auf das neue, stattliche Haus Werner's von Stauffacher, welcher in dem Dorfe Steinen wohnte. Auf die Frage: „wessen ist das Haus?" entgegnete bescheiden der Inhaber: „Herr, es ist meines Herrn des Königs und euer und mein Lehen." Dennoch versetzte unwirsch Geßler: „ich bin statt meines Herrn Fürst im Lande und will nicht, daß Bauern Häuser bauen ohne meine Einwilligung, will auch nicht, daß ihr also frei lebet, als ob ihr selber Herren wäret; ich werd's euch wehren!"

und ritt weiter. Stauffacher, welcher den geheimen Kummer über des Landes Knechtschaft und des Vogtes Drohung endlich dem klugen Eheweibe mitgetheilt hatte, entschloß sich auf den Rath desselben gegen Uri zu fahren, Gleichgesinnte zu werben und des Volkes Stimmung zu erforschen. Beides gelang; denn überall hatte der Druck eine dumpfe Gährung hervorgerufen, welche nur eines starken Mittelpunktes bedurfte. Der fand sich alsbald in dem Bündnisse Werner Stauffacher's, Arnold's von Melchthal und Walther Fürst's von Uri. Die drei Männer schwuren einen Eid zu Gott und den Heiligen, daß jeglicher in seinem Lande bei den Blutsfreunden und anderen Vertrauten heimlich werben sollte um Hülfe wider die Gewaltherrschaft der Vögte, die Glieder des Bundes sollten eidlich geloben, an die Vertreibung der Bedrücker Leib und Leben zu setzen.

In der Nacht des 7. November 1307 kamen die drei Männer, jeder von zehn Vertrauten begleitet, auf dem Rütli am Vierwaldstätter-See zusammen, erneuerten das Freiheitsgelübde und beschlossen, weil der Druck täglich steige, es sobald als möglich zu lösen. Da aber die von Unterwalden erinnerten, daß Roßberg und Sarnen, in ihrem Lande gelegene Besten, am 1. Jannar, unter dem Vorwande, dem Vogt die üblichen Geschenke zu bringen, leicht besetzt werden könnten, so wurde einmüthig die Ausführung bis zum nächsten Neujahr verschoben; dann sollte man alle Burgen überfallen, die Vögte mit ihrem Gesinde vertreiben, jedoch Niemanden, wenn er keine Gegenwehr versuchte, am Leben kränken. Da begab es sich, daß am 18. November, an einem Sonntage, Wilhelm Tell*), Landmann aus Bürglen in Uri, Mitglied des

*) Da in keiner der gleichzeitigen schweizer Chroniken vom Tell oder seinem Meisterschusse Erwähnung gethan, sondern erst von den Chronisten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, am ausführlichsten von Tschudi, die That des Tell erzählt wird, und zwar im Allgemeinen nach gleichem Typus, im Einzelnen aber mit wesentlichen Verschiedenheiten, so hat man schon im Jahre 1607 die historische Wahrheit der ganzen Erzählung von Tell in Zweifel gezogen und im J. 1760 zuerst darauf hingewiesen, daß die Erzählung von Tell's Meisterschuß in sehr ähnlicher Weise in einer nordischen Sage vorkommt, welche Saxo Grammaticus erzählt und aus welcher die Schweizersage geflossen zu sein scheine. Für die historische Wahrheit hat man (besonders Joh. v. Müller) geltend gemacht, daß weder das Stillschweigen der Chronisten, noch ihr Abweichen von einander hinreichende Veranlassung gebe, die ganze Erzählung für untergeschoben zu erklären, daß namentlich die Existenz eines Tell wegen der zu seinem Andenken errichteten Heiligthümer (die beiden Capellen, auf der Tellsplatte am See und in der hohlen Gasse bei Küßnacht) nicht bezweifelt werden könne, um so weniger, als 1388 zu Uri in der Landesgemeinde, welche die Erbauung der ersten Capelle (am See) beschloß, 114 Personen gerichtliches Zeugniß abgelegt haben sollen (Documente sind darüber nicht vorhanden), daß sie den Tell persönlich gekannt hätten und seine Geschichte genau wüßten. Zuletzt hat Ludwig Häusser in einer von der philosophischen Facultät zu Heidelberg gekrönten Preisschrift („die Sage vom Tell aufs Neue kritisch bearbeitet," 1840) durch gründliche Prüfung und Sichtung der Quellen die Folgerung gezogen, daß die ganze Erzählung allerdings viel Sagenhaftes angenommen haben möge und vielleicht die Nachricht vom Schuß eine reine Mythe sei,

Rütlibundes und Schwiegersohn Walther Fürst's, an dem herzoglichen Hut zu Altorf ohne Gruß vorüberschritt. Des folgenden Tages vor den Vogt beschieden und befragt, warum er die gebotene Achtung versäumt habe, antwortete Tell, Aergeres zu hemmen: „Lieber Herr, es ist von ungefähr geschehen, verzeiht mirs; es soll nicht wieder begegnen!" Da drohte Geßler, ergrimmt, schwere Strafen, es sei denn, daß Tell, als Schütze von Vielen bewundert, seinem 6jährigen Knaben einen Apfel vom Haupte herabschießen würde. Alle Bitten waren vergeblich; der Vogt gebot, das Ziel auf 120 Schritte abzustecken und alle Anstalten für das blutige Schauspiel zu treffen. Der Vater aber barg einen zweiten Pfeil im Koller, legte an, der Apfel fiel, das Volk jauchzte. „Wozu hast du," fragte der Vogt, „das zweite Geschoß beigesteckt?" „Darum," antwortete Tell hastig, „weil es dich treffen sollte, wenn das erste sein Ziel verfehlt hätte." Der Gewaltherr erschrak; gefesselt wurde der Freimüthige nach Fluelen, von hier in ein Schiff gebracht, das mit dem Vogt und seinem Gefolge gegen Brunnen fahren sollte; Tell's harrte der finstere Thurm in Küßnacht. Das Geschick rettete ihn; ein furchtbarer Sturm brachte, als die Mannschaft verzagte, den entfesselten Gefangenen auf des Herrn Geheiß an das Steuerruder und bald an die steile Wand des Axenberges, wo ein kühner Sprung auf die hervorragende Platte dem Lenker die Freiheit gab, das Fahrzeug aber schwankte im Sturm und entkam mit genauer Noth. Inzwischen hatte Tell durch das Land Schwyz die waldbewachsene Höhe an der Landstraße zwischen Arth und Küßnacht erreicht, um über den Vogt, welchen der See verschmähte, Gericht zu halten. Gegen Abend nahte Geßler; in der hohlen Gasse, unweit Küßnacht, traf ihn das Todesgeschoß; der Schütze floh gegen Steinen zu Stauffacher, in der Nacht über Brunnen und den See nach Uri zu Walther Fürst. Endlich kam die ersehnte Nacht des Jahres 1308. Die Burg Roßberg wurde durch

---

daß aber ein Mann mit dem Namen oder Beinamen Tell in einem kleinen Kreise irgend etwas an sich Unbedeutendes und in seinen Folgen Isolirtes gethan haben müsse, was ihn unter seiner nächsten Umgebung auszeichnete. Die dankbare und patriotische Nachwelt habe es so genau nicht genommen und seinen Namen zum Symbol der schweizerischen Thatkraft und Freiheitsliebe gemacht. Daß die früheren Chronisten ihn nicht erwähnen, möge eben daher rühren, daß sein Wirken mit der Hauptverschwörung der Bauern und dem geschlossenen Bündnisse nicht in Verbindung gestanden habe. Jedenfalls mögen, meint Häusser, die entstandenen Tell-Lieder viel zur Ausschmückung der Erzählung beigetragen haben; auch könne wohl Tschudi aus dem damals schon gedruckten Saxo Grammaticus mehrere Züge der Sage, nicht aber die ganze Erzählung, entlehnt haben, denn zwischen der scandinavischen Sage und der schweizerischen sei eine zu große Verschiedenheit, als daß man die unmittelbare Abstammung der letzteren aus der ersteren annehmen dürfe. „Eine historische Bedeutung des Wilhelm Tell ist durchaus nicht anzunehmen; Befreier der Schweiz war Tell nicht." — Auch hat J. E. Kopp (Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, 1835) nachgewiesen, daß sich in der Reihe der Küßnachter Landvögte kein Geßler findet.

List und Entschlossenheit genommen und zerstört; dasselbe Loos traf Sarnen, von wo der Vogt mit seinem Gesinde ungehindert abziehen durfte, die Geßlerische Zwingburg bei Uri und das Schloß der Insel Schwanau im lowerzer See; nirgends floß Blut; das Volk, den Führern gehorsam, verschmähte um des gemeinen Wesens willen Rache an Einzelnen. Am nächsten Sonntage kamen die Boten der freien Länder zusammen und beschworen ein Schutz- und Trutzbündniß unter denselben Bedingungen, welche schon früher Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner von Stauffacher einander gestellt hatten. Das alles vernahm König Albrecht mit Ingrimm und rüstete den ganzen Winter durch wider Böhmen und die Eidgenossen, die man Empörer schalt. Endlich wurde zu Baden im Aargau ein glänzendes Hoffest gehalten. Da ließ Herzog Johann, des Königs Neffe, den Oheim durch die Bischöfe von Constanz und Mainz um die endliche Uebergabe des lange vorenthaltenen Erbes ersuchen. „Mein lieber Sohn," sprach Albrecht zu dem schnell berufenen Herzog, „du kannst gewiß sein, ich werde dich befriedigen." Als man sich danach zu Tisch gesetzt hatte, erhob sich der König, ungewöhnlich heiter, nahm, wie es der Zeit Sitte war, die von einem Edelknaben überreichten Maienkränze, vertheilte sie unter die Gäste und setzte dem Herzoge den schönsten Strauß auf; Johann's Auge wurde feucht. Nachmittags, als der König seiner Gemahlin Elisabeth entgegenritt und jenseits der Reuß keine anderen Begleiter hatte, als den Herrn von Eschenbach zur Rechten, von Wart zur Linken und von Balm hinter sich, rief der nacheilende Herzog aus: „Jetzt nicht länger gezaudert!" Als die Verschwornen über ihn herfielen, rief Albrecht: „Zu Hülfe, Vetter!" Johann aber stieß ihm das Schwert durch den Nacken, daß es bei der Brust herausdrang und schrie: „Hier ist der Lohn des Unrechts!" Das Schwert Eschenbach's fuhr ihm durch das Gesicht. Balm spaltete ihm das Haupt. Erschüttert und theilnahmlos stand Wart. Die Mörder flohen in verschiedener Richtung. Ein armes Weib eilte herbei und faßte Albrecht auf; in ihren Armen, im Angesichte der hohen Habsburg, verschied er.

---

100. Heinrich VII. von Luxemburg (Lützelburg).

(Nach Friedr. Wilh. Barthold, der Römerzug König Heinrich's von Lützelburg, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das blutige Ende zweier auf einander folgenden Könige schreckte die deutschen Fürsten nicht ab, sich um die so gefährliche Krone zu bewerben; bei keiner früheren Erledigung buhlten so viel mächtige Häupter um die Königswürde, vor allem Erzherzog Friedrich von Oesterreich. Jedoch sprach sich gegen ihn fast entschiedene Abneigung der weltlichen, zumal der geistlichen Kurfürsten aus; seines Vaters ungemessene Herrschsucht, das Uebergewicht, welches er in Deutschland erlangt und welches die Grundfesten fürstlicher Unabhängigkeit so mächtig

erschüttert hatte, schreckte sie von dem Gedanken zurück, die Krone einem so gefährlichen Geschlechte zu übertragen. Nächst Friedrich bemühten sich die Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein und sein Bruder Ludwig, die Markgrafen von Brandenburg, Otto IV. und Waldemar; selbst der machtlose Albrecht, Graf von Anhalt, des letzteren Schwager, konnte der Lockung nicht widerstehen, sein altritterliches, aber armes Haus durch die Königskrone zu bereichern. Auch in Graf Eberhard von Württemberg regte sich mächtig Ehrgeiz und Ländersucht, die er bisher durch blutige Fehden mit den Nachbarn zu befriedigen gesucht hatte. Bei so vielfachen Bestrebungen ist es kein Wunder, daß der Sommer verstrich, ohne daß die Kurfürsten, die noch nicht persönlich zusammengekommen, über die Wahl einig werden konnten. Die deutsche Freiheit gerieth über diese Unentschiedenheit in die augenscheinlichste Gefahr; es war nahe daran, daß die höchste Vertretung der weltlichen Macht der Christenheit an die Westfranken fiele. Philipp der Schöne von Frankreich hatte schon bei Lebzeiten König Adolf's danach getrachtet, einen Prinzen seines Geblütes durch den Einfluß des Papstes auf den deutschen Thron zu bringen. Jetzt nun, da die deutschen Fürsten über die Wahl schwankten und Clemens V., von ihm auf den heiligen Stuhl erhoben, ihm zur Erfüllung einer geheimnißvollen Bitte verpflichtet war, glaubte er, sei die ersehnte Zeit gekommen, den Glanz des Westreiches, wie es unter Karl dem Großen über ganz Europa geherrscht, wieder herbeizuführen. Ungesäumt reis'te er nach Poitiers, wo dermalen die päpstliche Curie sich befand, und verlangte von Clemens, daß er durch alle Mittel seinen Bruder, den Grafen Karl von Valois, auf den erledigten Thron befördern müsse. Der Papst erschrak, da er so drohend an die Erfüllung einer Bedingung erinnert wurde, zu der er sich vor 3 Jahren verstanden, ohne den Umfang derselben zu kennen. Allmählich hatte er aber in der Zwischenzeit durch Ausweichung und mancherlei geschickte Wendung sich eine unabhängigere Stellung zu gewinnen gewußt und er verzagte darum auch jetzt nicht, einer Gefahr zu entgehen, welche ihn und den römischen Stuhl für immerdar mit der schmachvollsten Abhängigkeit bedrohte. Mit diesen Besorgnissen stand gewiß die Verlegung des römischen Hofes von Poitiers nach der Provence in Verbindung, nach Avignon, einer Stadt, welche nicht unmittelbar der Krone Frankreich unterworfen war, sondern zu den Erblanden des Königs von Sicilien, Karl's, Grafen von Provence, gehörte. Dorthin, unter den Schutz des Königs von Sicilien, welcher der Kirche Lehnsherrlichkeit anerkannte, begab sich Clemens noch vor dem 1. August. Als er hier von dem Anschlage hörte, ihn durch Waffengewalt zu bedrohen, forderte er die deutschen Kurfürsten zur Beschleunigung der Wahl auf und empfahl den Grafen Heinrich von Lützelburg, der sich ihm kurz vorher persönlich vorgestellt hatte, als einen frommen, der Kirche ergebenen und dem französischen Hofe abgeneigten Fürsten, welchen auch schon die Kurfürsten (Peter Aichspalter) von Mainz und (Balduin, Heinrich's Bruder) von Trier in Aussicht genommen hatten.

Am linken Ufer des Rheines, unweit Coblenz, dem Einfluß der Lahn gegenüber, war vor alten Zeiten, unter uralten Nußbäumen, ein steinerner Altan erbaut worden, auf welchem die rheinischen Fürsten oft zusammen zu kommen pflegten, um über Königswahl oder ernsthafte Angelegenheiten des Reiches vorläufig sich zu berathen. Nach altdeutscher Sitte liebte man es, dergleichen Handlungen unter freiem Himmel vorzunehmen und jene Stelle am vaterländischen Strome schien besonders zu solchem Zwecke geeignet, weil von dort aus ein gellendes Hifthorn oder der trompetende Herold in vier Kurfürsten Landen zugleich gehört werden konnte, zu Lahnstein, Kurmainz gehörig, zu Capellen im trier'schen, zu Rense im kölnischen und zu Braubach im pfälzischen Gebiete. „Auf dem Königsstuhl zu Rense" ward Graf Heinrich von Lützelburg einstimmig zum römischen König ernannt. Darauf eilten die Fürsten nach Frankfurt, wo nach altem Brauch der König auf den hohen Altar der Predigerkirche erhoben werden mußte.

In Deutschland fand längere Zeit die Erhebung eines so unbedeutenden, nur durch ritterliche That, Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit, nicht durch große Hausmacht bekannten Fürsten Unglauben und Widerspruch, bis endlich die ersten königlichen Handlungen des neuen Reichsoberhauptes das Gerücht bestätigten und der gepriesene sittliche Charakter des Mannes die freudigsten Erwartungen erregte.

Heinrich, in der Reihe der deutschen Könige der Siebente genannt, da Kaiser Friedrich's II. ungehorsamer Sohn nicht mitgezählt ward, sah sich aus einem engen, ritterlichen Leben und der Sorge für sein Geschlecht und seine kleine Grafschaft heraus, plötzlich in den ausgedehntesten Wirkungskreis gehoben. Nach uraltem Brauch begann er von einer Stadt des Reiches zur anderen umher zu reisen, theils um seine gnadenreiche Gegenwart den Völkern zu zeigen, theils um von allen Fürsten und Ständen die Lehnshuldigung zu empfangen, welche als Grund der neuen Ordnung bei jedem Thronwechsel erneuert werden mußte. Nachdem er in Aachen das Diadem Karl's des Großen empfangen hatte (6. Januar 1309), zog er über Köln rheinaufwärts nach der Schweiz, wo er den Waldstätten die Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit von ausländischen Gerichten bestätigte. Von Costnitz aus schickte er eine glänzende Gesandtschaft an den Papst, welche dessen Bestätigung einholte und Verabredungen über die Kaiserwahl traf. Dann zog er durch Schwaben und Franken, allenthalben Gerechtigkeit handhabend, den Landfrieden durch Einsetzung von Vögten und Richtern sichernd, die Schwächeren gegen die Bedrückungen der Stärkeren vertheidigend.

Seinen ersten Reichstag hielt er zu Speier, wo zum ersten Male auch Vertreter der Städte mit dem Könige und den Fürsten das Wohl des Reiches beriethen. Hier ließ er auch die Leichen der Könige Albrecht I. und Adolf in derselben Gruft und neben den modernden Resten des ebenfalls erschlagenen Königs Philipp von Schwaben beisetzen und zwar in Gegenwart von 4 Königinnen, den Wittwen der beiden erschlagenen

Könige, der Tochter Albrecht's, die damals Wittwe des Königs Andreas von Ungarn war und schon an Hunderten mit grausamer Lust Blutrache geübt hatte, und seiner eigenen Gemahlin, der Königin Margaretha. Ein mächtiger Grabstein, in 4 Felder getheilt, bedeckte der drei gemordeten Könige und Rudolf's von Habsburg Gebeine gemeinsam, bis 1689 die Franzosen mit der Stadt Speier auch das kaiserliche Begräbnißmünster zerstörten, in dem auch die vier salischen Kaiser ruhten. Gleichzeitig wurden die flüchtigen Mörder Albrecht's I. in die Reichsacht und ihres Lebens wie ihrer Güter verlustig erklärt; die Vollziehung der Strafe an allen Mitwissern des Königsmordes übernahm Erzherzog Leopold und sättigte seine Rachelust durch Hinrichtung von tausend Edeln und Zerstörung vieler Schlösser. Nicht allein durch diesen Achtspruch ward eine Aussöhnung mit dem Hause Habsburg herbeigeführt, sondern auch durch die Belehnung der Brüder Friedrich und Leopold mit den sämmtlichen habsburgischen Ländern, wodurch der König sich zugleich eine kräftige Unterstützung für die Ausführung seiner weiteren Pläne (Erwerbung Böhmens und der Kaiserkrone) sicherte. Das Wichtigste jedoch, was zu Speier zu Stande kam, war der Beschluß eines Römerzuges zur Wiedergewinnung aller kaiserlichen Hoheitsrechte über Italien, welche durch den Drang der Zeiten und die Gleichgültigkeit seiner Vorgänger seit fast 60 Jahren dem deutschen Reiche entäußert worden waren. Sowohl die Ghibellinen (der aus Mailand vertriebene Maffeo Visconte) als die Welfen (Guido della Torre, der damalige Gewalthaber der vornehmsten Lombardenstadt) suchten durch Gesandtschaften nach Speier den König zu gewinnen, der dadurch immer eifriger von dem romantischen Plane ergriffen ward, das zu vollenden, woran die Kraft der Hohenstaufen gescheitert war. Auch der Papst Clemens V. wies ihn auf seinen hohen Beruf hin, dem Zwiespalt in Italien ein Ende zu machen und das höchste Richteramt wieder zu übernehmen, er hoffte wohl unter dem Beistande des Kaisers den päpstlichen Sitz wieder jenseits der Alpen zu verlegen, da seine Hand dem Herren der Welt die goldene Krone aufsetzen mußte.

Ehe Heinrich den Römerzug antrat, vermählte er noch auf den Wunsch der Böhmen, die mit ihrem Könige Heinrich von Kärnthen, dem Gemahl der ältesten Schwester des letzten Königs (Wenzel) aus dem Stamme Przemislaw, unzufrieden waren, seinen 14jährigen Sohn Johann mit der jüngern Schwester (Elisabeth) des genannten Königes und ertheilte demselben auf einem Reichstage zu Frankfurt die Belehnung mit der Krone Böhmen im Namen des deutschen Reiches. Während der Vater nach Italien zog, um die Kaiserkrone zu gewinnen, brach der Sohn noch in so jungen Jahren unverzagt nach Böhmen auf, um die Königskrone zu erobern, denn diese schien Heinrich von Kärnthen nicht ohne Entscheidung durch das Schwert fahren lassen zu wollen. Als die Deutschen vor Prag erschienen, wurde ihnen die Stadt von den mißvergnügten Bürgern übergeben und die ältere Erbin, Anna, verließ mit ihrem Gemahl die Hauptstadt, um nach den rauhen Bergen

Kärnthens zu ziehen, während dem jugendlichen Könige im prager Dom die böhmische Krone durch den Erzbischof von Mainz aufgesetzt wurde.

Der Römerzug. Heinrich zog nicht, wie seine Vorfahren, den bequemern Weg über den Brenner nach Italien, weil hier leicht Heinrich von Kärnthen dem Zuge Hindernisse entgegenstellen konnte, sondern den beschwerlicheren Weg über den Mont Cenis nach Susa, um dem vom Parteihasse zerrissenen Lande den Frieden zu bringen, dessen Wohlthat auch die Welschen begehrten. In Mailand gelang seinem rastlosen Eifer das Werk der Versöhnung der Visconti mit den Torre. Am Dreikönigstage 1311, dem Jahrestage seiner Krönung zu Aachen, empfing Heinrich in der Kirche des heiligen Ambrosius, in Gegenwart unzähliger Edlen und Abgeordneten aus fast allen lombardischen Städten von Piemont bis nach Aemilien und von den Alpen bis Toscana, die lombardische Krone, doch nicht die alte eiserne, denn diese, das Kleinod der Königin Theodelinde, war verschollen, da seit fast 100 Jahren kein lombardischer König gekrönt worden, sondern eine neu angefertigte, eiserne. Neue Unruhen entstanden in Mailand über die Forderung des Königs, daß von jeder Partei fünfzig ihn nach Rom begleiten sollten; sowohl Matteo Visconti, als Guido della Torre waren unter den Auserlesenen; während jede Partei auf die nahe Abreise des Königs gehofft hatte, sollten nun die Anführer gleichsam als Bürgen für die Ruhe in Mailand mitziehen. Es entstand ein Aufruhr der Torre, den der schlaue Maffeo Visconti benutzte, um den König seiner Ergebenheit zu versichern und von ihm die Statthalterschaft über Mailand wieder zu erlangen.

Um den König an dem weitern Zuge zu hindern, vereinigten sich alle welfischen Städte der Romagna und Toscana's mit König Robert von Neapel. Die Unterwerfung Cremona's und Brescia's hielt den König Heinrich auf und schwächte sein Heer, dessen größeren Theil er vor Brescia durch Hunger, Seuchen und Waffen verlor. Von Genua, wo seine Gemahlin Margaretha starb, ging er zu Schiffe nach Pisa und erhielt hier bedeutende Verstärkung von den Ghibellinen. Rom fand er in zwei Parteien getheilt: die Orsini (Welfen) hatten die sog. Civitas Leonina*) diesseits der Tiber besetzt, in ihr lag das wichtigste Heiligthum, St. Peter, in welchem die römischen Könige nach uraltem Herkommen die Kaiserkrone empfangen mußten; die Colonna (Ghibellinen) dagegen und die dem Könige holde Partei des Adels beherrschten den östlichen und südlichen Theil der weiten Trümmerstadt mit dem Colosseum und dem Münster St. Giovanni zum Lateran. Heinrich eroberte das Capitol nicht ohne blutige Kämpfe, die Leoninische Stadt aber mit der Peterskirche konnte er nicht gewinnen und mußte sich begnügen, dem uralten Herkommen zuwider, die Kaiserkrone in der Kirche St. Giovanni zum Lateran, der vornehmsten Pfarrkirche der

*) So benannt von Papst Leo IV., der diesen Stadttheil zum Schutze gegen die Sarazenen mit starken Mauern umgeben hatte.

Welt und dem eigentlichen Heiligthume des Papstes, zu empfangen und zwar in Abwesenheit des Papstes (Clemens V. in Avignon) aus den Händen des Cardinalbischofs von Sabina, am Feste der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) 1312.

Während Heinrich mit dem Könige Friedrich von Sicilien aus dem Hause Aragonien ein Bündniß schloß zur Bekämpfung und Vertreibung des Königs Robert von Neapel, dessen Truppen noch immer die Hälfte Roms besetzt hielten, glaubten die deutschen Fürsten, welche sich dem Römerzuge angeschlossen hatten, ihre Pflicht erfüllt zu haben, verlangten daher beim Herannahen der durch die aria cattiva ungesunden Jahreszeit die Rückkehr nach der Heimat und viele Herren verließen ohne Erlaubniß das Hoflager. Dennoch und ungeachtet der Papst von Avignon aus einen Waffenstillstand gebot, beharrte der Kaiser bei seinem Plane, ganz Italien zu unterwerfen. Inzwischen dauerten die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen in der Lombardei fort, wo Matteo Visconti sich an die Spitze der kaiserlichen Partei stellte und dadurch das Glück der Visconti auf zwei Jahrhunderte begründete. Da Heinrich erkannte, daß die ungehorsamen Lombarden den mächtigsten Rückhalt an den Welfen in Toscana gefunden hatten, so hoffte er durch die Unterwerfung Toscana's sich auch Lombardien zu sichern. Vergebens belagerte er Florenz, den Hauptsitz der Welfen. Deßhalb forderte er seinen Sohn, den König Johann von Böhmen, dringend auf, die Fürsten und Stände Deutschlands um Reichshülfe anzugehen; allein auf dem Reichstage zu Nürnberg (6. Januar 1313) bezeigten Wenige Lust, dem bedrängten Kaiser in Italien Hülfe zu leisten, vielmehr erhob man die Streitfrage, ob die Unternehmung gegen Robert von Neapel als ein Reichskrieg zu betrachten sei; doch verstanden sich unter Anderen die Herzöge von Oesterreich, deren Schwester, Katharina von Habsburg, dem verwittweten Kaiser vermählt werden sollte, zu einer freiwilligen Hülfe. Während er diese in Pisa erwartete, sprach er gegen Robert von Neapel, der wegen der Grafschaft Provence und seiner Besitzungen in Piemont Lehnsträger des deutschen Reiches war, die Acht aus. Das veranlaßte den König Philipp von Frankreich zu kräftigerem Einschreiten zu Gunsten seines Vetters Robert und er zwang durch Bedrohung den Papst Clemens V., ein päpstliches Verbot an Kaiser Heinrich zu erlassen, den König Robert nicht anzugreifen, weil sein Reich ein Erbe der Kirche sei. Der Kaiser rechtfertigte sich dem Papste gegenüber, daß er keineswegs dem Rechte der römischen Kirche irgendwie Abbruch thun wolle, sondern nur die Ehre und die Rechte des römischen Reiches vor Augen habe. So dauerten die Rüstungen fort und der Hauptschlag sollte von der Küste Campaniens aus geschehen durch eine Landung der vereinigten Flotte, welche König Friedrich von Sicilien als Reichsadmiral befehligte. Als nun die deutsche Hülfe die Alpen überstiegen hatte, brach Heinrich in der höchsten Hitze des Augustmonates 1313 von Pisa auf, um über Rom nach Campanien zu ziehen und wollte trotz eines heftigen Fieberanfalles seinen Bundesgenossen Friedrich nicht warten

lassen. Die Fortsetzung der Reise verschlimmerte die Krankheit, und am 24. August, dem Feste des h. Bartholomäus, an welchem vor 45 Jahren Robert's Großvater den letzten Sprößling des hohenstaufischen Hauses auf das Blutgerüste gebracht hatte, starb Kaiser Heinrich VII., nachdem er am Morgen den Leib des Herrn aus der Hand seines einstweiligen Beichtigers und den Spülkelch von einem ungenannten Dominicanerbruder empfangen hatte, zu Buonconvento, als er im Begriffe war, wider den geächteten König Robert von Neapel zu ziehen. Die Leiche wurde bei Nachtzeit verbrannt und dadurch jede spätere Besichtigung, ob Spuren von Gift vorhanden seien, verhindert, doch scheint sie vor dieser altrömischen Leichenfeier geöffnet worden zu sein, denn Meister Bartolomeo bezeugte auf die Aufforderung des Papstes Clemens, daß er keine Spur der Vergiftung vorgefunden habe.*)

Seit Friedrich Barbarossa hat Deutschland keinen Kaiser gehabt, der größer, ernster, erhabener von seiner kaiserlichen Pflicht gedacht hätte. Selten mag es einen Fürsten von so vollendeter Reinheit des Charakters, von solcher Wahrhaftigkeit und Demuth gegeben haben. „Kein böser Tadel auch seiner Feinde, hat sein Gedächtniß befleckt.“ **)

Das deutsche Volk hörte seines Kaisers Geschick mit um so aufrichtigerer Klage, je unheilschwerere Zeit über das Vaterland ungesäumt einbrach. Und wahrlich rechtfertigte die nächste Folgezeit das prophetische Wort Peter Aichspalter's, Erzbischofs von Mainz. „Seit 500 Jahren sei keines Kaisers Absterben dem römisch-deutschen Reiche also verderblich gewesen, als des Lützelburgers.“

---

101. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne.

(Nach Johann Grafen v. Mailáth, Geschichte von Oesterreich, mit einer Einleitung nach Friedr. v. Weech, Kaiser Ludwig der Baier.)

Die Nachricht von dem Tode Kaiser Heinrich's VII. traf seinen Sohn, den König Johann von Böhmen, und viele Reichsfürsten auf dem Wege nach Italien. Sofort kehrten alle nach Hause zurück. Denn mit dem Tode des deutschen Kaisers war der Reichskrieg in Italien zu Ende. Alle beschäftigte jetzt die Sorge, einen neuen König zu wählen. Es war nichts natürlicher, als daß König Johann von Böhmen selbst daran dachte, sich um diese Würde zu bewerben. Aber seine Aussichten waren doch sehr gering. Bald erhob sich mit großer Entschiedenheit als Wahlcandidat Herzog Friedrich von Oesterreich, der Sohn König Albrecht's, der Enkel Rudolf's von Habsburg.

Bei einer Zusammenkunft der Kurfürsten zu Rense im Juni 1314

---

*) Ueber die angebliche Vergiftung Kaiser Heinrich's VII. im h. Abendmahle, siehe Friedr. Wilh. Barthold, der Römerzug König Heinrich's von Lützelburg, 2. Bd. S. 459 und die 1. Beilage.

**) Joh. Gustav Droysen, Geschichte der preuß. Politik, 1. Bd. S. 146 f. 152.

stellte sich vor Allem heraus, daß die Wahl Johann's wegen seiner allzu großen Jugend nicht durchgesetzt werden könne; aber trotzdem wollte sich seine Partei unter keiner Bedingung für den Habsburger erklären. Indem sie sich nach einem andern Candidaten umsahen, fiel ihr Augenmerk auf Herzog Ludwig von Oberbaiern. Nun begann — ein Vorspiel zu dem späteren Bürgerkriege — ein diplomatischer Kampf zwischen den beiden Parteien, in welchem hier wie dort die höchsten Anstrengungen gemacht wurden, Anhänger zu gewinnen, die Gegner zu schwächen. Weil die österreichische und die luxemburgische Partei sich an Stärke ziemlich gleich waren, verzögerte sich die Kaiserwahl 14 Monate hindurch. Beide Gegner erschienen vor Frankfurt am Main zur Kaiserwahl. Die Oesterreicher wählten in ihrem Lager Herzog Friedrich, er hatte vier Stimmen, nämlich Köln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Kärnthen, dessen Herzog als König von Böhmen das Wahlrecht behauptete. Am andern Tage wählten die Luxemburger Herzog Ludwig, für ihn waren fünf Stimmen, Mainz, Trier, Böhmen, Brandenburg und Sachsen-Lauenburg. Ludwig hatte also nur eine Stimme mehr, ein Verhältniß, welches auch dann bleibt, wenn man die doppelt gezählten Stimmen auf beiden Seiten abzieht. Allein es bestand noch kein Gesetz, daß die Mehrheit entscheide; beide Herzöge behaupteten also die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl. Frankfurt erklärte sich für Ludwig, öffnete ihm die Thore und er wurde, nach gewohnter Weise, auf dem Hochaltare erhöht. Da sich Aachen ebenfalls für Ludwig erklärte, ließ sich Friedrich zu Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen. Ludwig erhielt zu Aachen durch den Erzbischof von Mainz die Krone, und so waren beide Krönungen mangelhaft: Friedrich war nicht an dem hierzu bestimmten Orte gekrönt und Ludwig nicht durch den Erzbischof, welcher hierzu das Recht hatte.

Bei dem Gleichgewichte der Macht beider Fürsten hätte jener den Sieg erlangt, für den sich der Papst erklärt haben würde. Aber Johann XXII. wies die Gesandten beider Nebenbuhler ab und erklärte, das Reichsvicariat gehöre dem Papste allein, so lange der Kaiserthron erledigt sei. So mußte das Loos der Waffen zwischen den beiden Fürsten entscheiden. Den ersten feindseligen Schritt that Herzog Leopold, Friedrich's Bruder, durch einen verheerenden Zug gegen Speier. Ludwig, zum Widerstande zu schwach, mußte die Verwüstung des Landes und die Heimkehr der beutebeladenen Oesterreicher ansehen. Er vergalt diesen Einfall dadurch, daß er auf seinem ersten Reichstage zu Nürnberg die Herzöge von Oesterreich in die Reichsacht erklärte.

Nun wandte sich Herzog Leopold gegen die Schweizer; sie waren Anhänger Ludwig's und der Sieg über Bauern und hiedurch die Vermehrung seiner Macht schien ihm leicht, dies war die doppelte Ursache seines Angriffes. Er befahl, viele Stricke mitzunehmen, die Gefangenen zu binden, aber er kannte die Kraft eines begeisterten Volkes nicht! Die Schweizer, nur 1300 Kämpfer, lagerten am Berg Sattel nächst dem Morgarten.

Der Tag der Schlacht (15. November 1315) brach an. Die Ritter

bildeten den Vortrab, langsam bewegte sich das Fußvolk ihnen nach. Von Kampfeslust getrieben, durch die Enge der Schlucht gezwungen, füllten die Ritter den schmalen Weg und trachteten vorwärts. Da erhoben sich die am Morgarten, rollten und warfen gewichtige Steine herab und zerschmetterten Roß und Reiter; der halbgefrorene Weg mehrte das Uebel, den Rossen fehlte fester Tritt. Herzog Leopold entkam mit Mühe dem Tode oder der Gefangenschaft; ein der Gegend wohlkundiger Mann rettete ihn auf abgelegenen Pfaden.

Erst im Jahre 1320 boten beide Parteien alle ihre Kräfte auf, einen entscheidenden Schlag herbeizuführen. Friedrich lagerte im Salzburgischen bei Mühldorf. Ihm gegenüber, bei Ampfing, stand Ludwig mit einem kleinen Heere; Herzog Leopold am Lech verlor die kostbare Zeit, die Boten, die Friedrich ihm sandte, verloren bei dem fürstenfelder Kloster durch einen unbekannten Zufall ihre Pferde, so daß Leopold keine Kunde erhielt. So verschwand der günstige Augenblick unbenutzt. Ludwig's Heer wuchs, und der kampfdurstende König Johann von Böhmen drang auf eine Schlacht. Friedrich beschloß, sie anzunehmen. Vergebens rieth man ihm, bis zur Ankunft Herzog Leopold's zu zögern; mehr ritterlich als weise antwortete Friedrich: „Durch diesen Streit ist so viel Unbill in der Christenheit geschehen, so Viele sind zu Wittwen und Waisen geworden, daß ich die Entscheidung nicht länger aufschieben mag, wie es auch ergehe."

Der Tag der Schlacht, 28. September, brach an. Oesterreichs glänzendste Ritterjugend, worunter 23 Trautmannsdorfe, befand sich unter den Schaaren, Viele erst am Morgen durch Friedrich selbst zu Rittern geschlagen, Alle glühend, der Ahnen alten Ruhm zu bewahren, zu erhöhen. Im baierischen Heere überließ Ludwig die Leitung der Schlacht einem alten, gebrechlichen Ritter, Schweppermann genannt, der am Tage vor der Schlacht eingetroffen war und über dessen schwächliche Gestalt die Krieger spotteten. Der Ausgang rechtfertigte Ludwig's Wahl. Er stellte auf den linken Flügel König Johann mit den Böhmen und die Reiterei des Herzogs von Niederbaiern. Die Mitte bestand aus den oberbaierischen Rittern, Rindsmaul befehligte sie; auf dem rechten Flügel waren die deutschen Hülfstruppen und einige Baiern. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg hatte sich in der Nacht mit 400 Helmen in einen Hinterhalt gelegt. König Johann eröffnete die Schlacht; er stürzte auf den österreichischen Heerhaufen; 500 seiner Ritter lagen schon am Boden, da fiel auch der König; er lag unter dem Rosse des Marschalls Dietrich von Pillichdorf und hätte sich ergeben oder sterben müssen, wenn ihm, unglaublich genug, nicht ein österreichischer Krieger auf die Beine geholfen hätte. Der Sieg neigte sich auf die Seite der Oesterreicher; ihr Muth wuchs, als aus der Ferne ein Reiterhaufen, unter österreichischem Banner, ansprengte; sie wähnten, es sei der Vortrab von Herzog Leopold's Heer; es war aber der Burggraf von Nürnberg; sein überraschendes Nahen entschied die Schlacht. Die Ungarn flohen, ihrem Beispiele folgten die Oesterreicher, die Tapfersten erlagen

ihrem Geschicke, die Schlacht war verloren. Friedrich hatte so ritterlich gekämpft, daß im ganzen Heere ihm Keiner gleich war. Der Burggraf führte ihn zu Ludwig; dieser sprach: „Vetter, wir freuen uns, euch zu sehen." Friedrich, erschüttert, antwortete nicht.

Noch dieselbe Nacht brach Ludwig mit dem Heere auf, denn er fürchtete plötzlichen Angriff von Leopold. Friedrich wurde nach dem festen Schlosse Trausnitz in Verwahrung gebracht.

Herzog Leopold, bei dem sich auch der junge Herzog Albrecht befand, war schon über den Lech und im Anmarsch gegen die Baiern, als er die Niederlage seines Bruders erfuhr. Die erste Sorge Leopold's und seiner Brüder war die Befreiung Friedrich's.

In einer Anwandlung von Verzweiflung wollte Ludwig seinen Gefangenen tödten lassen; bald aber siegte die Klugheit oder ein menschliches Gefühl. Ohne Jemandem sein Vorhaben kund zu thun, erschien Ludwig zu Trausnitz und verhandelte die Bedingungen der Freilassung mit Friedrich selbst. Die Hauptpunkte des Vergleichs waren folgende: Friedrich entsagt allen seinen Ansprüchen auf den Thron der Deutschen. Die Herzöge von Oesterreich erkennen Ludwig als Deutschlands rechtmäßiges Oberhaupt, sie verpflichten sich, Ludwig gegen alle seine Feinde, namentlich gegen den Papst, beizustehen; kann Friedrich diesen Vergleich nicht erfüllen, so muß er sich am nächsten Sonnenwendetag wieder zu Trausnitz als Gefangener stellen. Beide Fürsten beschworen den Vertrag, empfingen zur Bekräftigung das Abendmahl darauf, die geweihte Hostie theilend. Friedrich blieb noch kurze Zeit in Baiern, dann kehrte er nach Oesterreich zurück. Dritthalb Jahre war Friedrich gefangen gewesen; er war dergestalt gealtert, daß er nicht wohl auf den ersten Anblick zu erkennen war. Er erließ ein Kreisschreiben an alle Fürsten und Städte, worin er erklärte, daß er der Krone entsage und Alle aufrief, fortan Ludwig zu gehorchen. Zugleich versuchte er, den Papst mit Ludwig auszusöhnen. Dieser aber erklärte den ganzen Vertrag Friedrich's mit Ludwig für ungültig und verbot Friedrich, unter Androhung des Bannes, in die Gefangenschaft Ludwig's zurückzukehren. Herzog Leopold verwarf die Bedingungen eben so wie der Papst und fiel Ludwig's Lande feindlich an. So kam der Sonnenwendetag. Friedrich sah die Unmöglichkeit, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und stellte sich abermals als Gefangener vor Ludwig. Friedrich's Treue erschütterte Ludwig dergestalt, daß er von diesem Augenblicke an ihn als seinen innigsten Freund behandelte. Sie aßen an einem Tisch, sie schliefen in einem Bett, und als Ludwig nach Brandenburg eilen wollte, seinem gefährdeten Sohne gegen die Litthauer beizustehen, ernannte er Friedrich zum Verweser von Baiern. Nach zehnjährigem Streite kam endlich (5. September 1325) ein Tractat zu Stande, kraft dessen Beide, Ludwig und Friedrich, dem römischen Reiche vorstehen sollten; sie sollten gleichen Rang und gleiche Machtvollkommenheit haben, in eines Jeden Siegel der Name des Andern vorstehen, der Eid der Treue sollte Beiden geschworen werden; kurz, es ist nichts vergessen,

wodurch die sonderbare Stellung zweier Beherrscher eines Landes unter sich und zum deutschen Reiche hätte möglich gemacht werden können. Außerdem kamen Beide darin überein, daß Ludwig die Römerfahrt nach Italien unternehmen, Herzog Leopold ihn als Reichsvicar begleiten, Friedrich aber in Deutschland als König zurückbleiben solle. Bald nach diesem letzten Vertrage starb Herzog Leopold in der Fülle des Mannesalters; zu Königsfelden wurde er begraben. Er war einer der kühnsten Helden seiner Zeit, sein ganzes Leben ein seltenes Beispiel von Bruderliebe, einzig der Erhöhung seines Bruders geweiht. Ludwig ließ fortan die früheren Verträge mit Friedrich auf sich beruhen, zu Innsbruck sahen sich die Fürsten zum letzten Male und schieden kaltsinnig. Friedrich fuhr zwar fort, sich römischen König zu nennen, erhielt aber auf die Reichsgeschäfte keinen Einfluß. Am 13. Januar 1330 starb er, ein ritterlicher Fürst, an glänzenden Eigenschaften reich, der nicht Feldherrntalent genug besaß, die deutsche Krone zu ersiegen, nach der nicht zu streben ihm Mäßigung gebrach.

---

102. Ludwig der Baier im Kampfe mit den Päpsten zu Avignon.

(Nach Joh. Jos. Ign. Döllinger, Lehrbuch der Kirchengeschichte.)

Papst Johann XXII. (1316—1334) ermahnte in seiner ersten, nach Deutschland gesandten Bulle, die bloß eine Anzeige von seiner Erhebung enthielt, die beiden Gegenkönige zu friedlicher Ausgleichung; 1317 aber erklärte er in einer Decretale, daß bei erledigtem Reiche die Verwaltung der zum Reiche gehörigen italischen Länder dem Papste gebühre und ein kaiserlicher Vicar in Italien nur von ihm ernannt werden könne. Bald darauf bestätigte er dem Könige Robert von Neapel die Reichsstatthalterschaft in Italien bis zur Krönung eines Kaisers, belegte die mächtigen Ghibellinen Matteo und Galeazzo Visconti mit den schärfsten Anathemen, und ließ wider sie, als Ketzer und Schismatiker, einen Kreuzzug predigen; sein Neffe, der Legat Bertrand dal Pogetto, unterwarf sich Piacenza, Parma und andere Städte, bedrohte auch bereits Mailand und hatte Aussicht, in Kurzem Herr von ganz Oberitalien zu werden, als Ludwig der Baier, der unterdeß dem Papste seinen Sieg und die Gefangennehmung seines Gegners gemeldet hatte, den bedrängten lombardischen Ghibellinen Hülfe sandte und seinen Abgeordneten, den Grafen von Neuffen, zum Reichsvicar ernannte. Hierauf ließ der Papst 1323 an den Kirchthüren von Avignon einen Mahnbrief gegen Ludwig anschlagen mit der Aufforderung, sich, da dem apostolischen Stuhle die Entscheidung der zwiespältigen Wahl zustehe, bei Strafe des Bannes der Reichsverwaltung zu enthalten, alle seine Verfügungen zu widerrufen, den Feinden der Kirche keinen Schutz zu leisten und sich

binnen drei Monaten vor dem Papste zu stellen; zugleich wurde allen Geistlichen und Laien verboten, ihm hinsichtlich der Reichsregierung zu gehorchen.

Während Ludwig durch eine Gesandtschaft den Papst um Verlängerung des Termins ersuchen ließ, protestirte er auf einem Fürstentage zu Nürnberg gegen das angemaßte Recht desselben, seine Wahl zu untersuchen und zu genehmigen, gab ihm den Vorwurf, ein Beschützer der Ketzer zu sein, zurück, erbot sich, dies vor den Cardinälen oder vor einem allgemeinen Concilium zu beweisen, und forderte die Berufung einer solchen Versammlung. Johann, dem die französischen Interessen sehr am Herzen lagen, beschäftigte sich indessen mit dem Plane, die deutsche Königs- und die Kaiserkrone dem Könige Karl von Frankreich zuzuwenden. Ludwig belegte er mit dem Banne und sprach ihm alles Recht ab, das er durch seine Wahl auf das Reich erhalten habe. Der übelberathene Ludwig aber ließ sich nun zu Schritten verleiten, wie sie ehemals Heinrich IV. gethan hatte. In einer von Frankfurt aus erlassenen Denkschrift erklärte er den „angeblichen" Papst Johann für einen Urheber aller Zwietracht in Italien und Deutschland, der dort und hier zur Empörung auffordere, überall nur auf Zerstörung des Reiches sinne, die treuen Anhänger desselben bloß deßhalb als Ketzer brandmarke; der aber vielmehr selbst ein Ketzer sei. Der Verfasser dieser Schrift war ein Minorit von der Partei der Spiritualen oder Fratricellen, welche Johann durch die kürzlich erst verkündigte Verwerfung ihrer Grundsätze zu gefährlichen Feinden gemacht hatte und die nun vielfach Ludwig's Partei ergriffen. Der englische Minoriten-Provincial Occam, gleichfalls zur Partei der Spiritualen gehörig, behauptete, im Widerspruche mit der Geschichte und der bestehenden Verfassung, daß die Würde eines römischen Königs und die eines Kaisers dieselbe sei und daß der gewählte König schon kraft seiner Wahl die volle und freie Gewalt über das Reich, auch ohne Krönung, besitze.

Von den durch den Cardinallegaten und den Prinzen Karl von Calabrien, Robert's Sohn, bedrängten Ghibellinen gerufen und um so lüsterner, Italien als den Schauplatz kaiserlicher Herrlichkeit zu betreten, je geringer seine Macht in Deutschland war, zog Ludwig 1327 nach jenem Lande. Zu Mailand ließ er sich von den abgesetzten Bischöfen von Brescia und Arezzo mit der lombardischen Krone krönen, ernannte selbst neue Bischöfe, sprach zu Pisa über den König Robert von Neapel die Acht aus und rückte gegen Rom vor; die Römer, welche auf ihre dringenden Bitten und ihre Vorstellungen, daß die heillose Verwirrung des Kirchenstaates schlechterdings die Rückkehr des Papstes erfordere, von diesem nur höflich ablehnende Antworten erhalten hatten, öffneten ihm ihre Stadt und ernannten ihn auf ein Jahr zu ihrem Senator. Ludwig ließ sich hierauf von zwei abgesetzten Bischöfen zum römischen Könige krönen. Der Augustinermönch Nikolaus da Fabriano fragte dann, ob Jemand den Priester Jakob von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nennen lasse, vertheidigen wolle, und ein deutscher Abt

hielt eine heftige Anklagerede gegen ihn; darauf wurde in Ludwig's Namen das Urtheil verkündigt, daß Jakob von Cahors, der sich die beiden Gewalten, die kaiserliche und die priesterliche, angemaßt habe, der päpstlichen Würde entsetzt sei und der weltlichen Gewalt zur Bestrafung an Leib und Leben übergeben werden solle. Dann stellte er dem Volke, das auf dreimalige Befragung seine Zustimmung gab, den Minoriten Petrus Rainalducci aus der Diöcese Rieti als den neuen Papst vor. Dieser Mann war gegen den Willen seiner Gattin in den Orden getreten, wo er die Partei der Spiritualen ergriffen hatte.

Der Gegenpapst, der sich Nikolaus V. nannte, umgab sich durch die Ernennung einiger Mönche von Ludwig's Partei mit einem Cardinals-Collegium. Ludwig empfing aus seiner Hand ein goldenes Diadem, aber alles, was auf eine Verleihung der Kaiserwürde durch den Papst und auf eine Unterordnung des Kaisers unter diesen deutete, wurde dabei vermieden.

Bald darauf mußte Ludwig, durch Mangel und durch die Fortschritte Robert's gedrängt, unter dem Hohn und dem Wuthgeschrei desselben Volkes, das ihn bei seinem Einzuge mit Beifallsruf begrüßt hatte, Rom mit seinem Papste verlassen. Eine Reihe von Städten, selbst die Visconti's und andere Häupter der Ghibellinen suchten Aussöhnung mit dem Papste Johann; Rom versprach wiederholt Gehorsam; Nikolaus V. mußte aus Pisa, wo ihn Ludwig zurückgelassen hatte, flüchten und sich so lange verborgen halten, bis er 1330, auf dem Punkte, dem Papste ausgeliefert zu werden, selber sich unterwarf, in Avignon öffentlich mit dem Stricke um den Hals seine Schuld bekannte, von Johann den Friedenskuß empfing und seitdem bis zu seinem Tode im päpstlichen Palaste in gelinder Haft blieb. Ludwig aber, während seines Verweilens zu Pavia zu völliger Ohnmacht herabgesunken, war schon vorher nach Deutschland zurückgekehrt.

Seit dieser Rückkehr gab sich Ludwig viele Mühe, den Papst zur Zurücknahme seiner Censuren und zur Anerkennung seiner Wahl zu bewegen; unter Vermittlung des Königs von Böhmen und des Erzbischofs Balduin von Trier erbot er sich, alles wider Johann und den römischen Stuhl Vorgenommene zu widerrufen und seine Lossprechung vom Banne der Gnade des Papstes zu überlassen; er wollte auch eine Buße sich auflegen und die Kaiserkrönung durch den Papst oder dessen Legaten von Neuem sich ertheilen lassen; aber Johann ermahnte vielmehr die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Königs und schien, obgleich Friedrich von Oesterreich unterdessen gestorben war, fest entschlossen, ihn nie als Kaiser anzuerkennen, weil er sich immer noch mit dem Plane trug, die deutsche und die kaiserliche Krone an das französische Königshaus zu bringen.

Nach Johann's Tode suchte die französische Mehrheit der Cardinäle die Rückkehr des päpstlichen Stuhles nach Italien um jeden Preis abzuwehren und wählte einstimmig Benedict XII. Dieser wohlgesinnte Papst versprach einer römischen Gesandtschaft, in wenigen Monaten sei-

nen Sitz in Italien zu nehmen; doch der König Philipp und die französischen Cardinäle wußten dies, so wie die Aussöhnung mit Ludwig und die Herstellung des Friedens in der Kirche zu hintertreiben. Der deutsche König hatte sich 1335 zu allem erboten, was nur billigerweise von ihm gefordert werden konnte; er wollte dem König Robert das Reichsvicariat in Italien übertragen, sich von Neuem zum Kaiser krönen lassen und die ketzerischen Minoriten aufgeben; aber eine Gesandtschaft der Könige Philipp von Frankreich und Robert von Neapel bot in Avignon Alles auf, den Papst, der sich schon ganz günstig erklärt hatte, von jedem Schritte zur Versöhnung abzuhalten. Neue Bemühungen und Anerbietungen Ludwig's, der nun selbst zur Buße einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen versprach, scheiterten an dem Widerstande der französischen Cardinäle, welche nicht zugeben wollten, daß der Papst ohne die ausdrückliche Zustimmung der Könige von Frankreich und Neapel Ludwig lossprechen. So blieb denn der gute Wille dieses schwachen Papstes, der, indem er, gleich seinen Vorgängern, vorzugsweise Franzosen zu Cardinälen ernannte, seine eigenen Ketten fester schmiedete, darauf beschränkt, daß er sich der Erneuerung der Anatheme gegen Ludwig enthielt.

Eine von dem Kurfürsten von Mainz zu Speier veranstaltete Versammlung deutscher Bischöfe ließ 1338 den Papst durch eine Gesandtschaft ersuchen, den bußfertigen Ludwig endlich einmal loszusprechen; Benedict soll den Abgeordneten der Bischöfe unter Thränen gestanden haben, daß der König von Frankreich ihm gedroht habe, wenn er ohne seine Zustimmung den Baier lossprechen, ärger mit ihm zu verfahren, als Philipp der Schöne mit Bonifazius VIII. verfahren sei. Auf einem Reichstage zu Frankfurt 1338 erklärten hierauf die Fürsten Ludwig, der hier den französischen König offen als das Hinderniß seiner Aussöhnung mit dem Papste bezeichnete, für unschuldig an der Fortdauer des Interdicts und geboten, alle Geistlichen, die es fürderhin halten würden, als Feinde der öffentlichen Ruhe zu strafen. Kurz nachher verbanden sich die drei rheinischen Erzbischöfe und die weltlichen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg durch den Kurverein zu Rense zur Erhaltung ihrer Wahlrechte, und auf einem neuen Reichstage zu Frankfurt ließ Ludwig die Constitution von der Unabhängigkeit des Reiches verkünden, laut welcher ein von der Mehrzahl der Kurfürsten erwählter König sofort, ohne päpstlicher Einwilligung oder Bestätigung zu bedürfen, als König und Kaiser geachtet werden und, da die Kaiserwürde unmittelbar von Gott komme, alle Kaiserrechte ausüben sollte, und ein neues Edict verfügte, daß künftig päpstliche Bullen im Reiche nur mit Zustimmung der Erzbischöfe angenommen und befolgt werden sollten.

Ungeachtet der günstigen Entscheidung der Kurfürsten für seine Sache, verscherzte Ludwig dieses Vertrauen wieder durch seine Ländersucht. Unter dem Einflusse schlimmer Rathgeber ließ er sich zu einer Handlung verleiten, die dem Vorwurfe, daß er nicht rechtgläubig sei, nur

allzu großen Schein verlieh und ihm mehr als alles Andere in der öffentlichen Meinung schadete. Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erklärte er die Ehe Margarethens, der Erbin von Kärnthen und Tyrol, mit dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich für getrennt, ertheilte seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig, zur Vermählung mit dieser Prinzessin die wegen der Blutsverwandtschaft Beider erforderliche Dispensation. So machte er sich das mächtige Haus Luxemburg zum unversöhnlichen Feinde, der neue Papst Clemens VI. (1342—1352) aber, der zugleich dem französischen Hofe und als vormaliger Lehrer des Markgrafen Karl von Mähren diesem und seinem Vater Johann ergeben war, entbot ihn nach Avignon, um dort sein Urtheil zu empfangen. Ludwig versuchte anfänglich dem Papste mit der Erklärung, daß er ihn nicht als wahres Oberhaupt der Kirche erkenne, zu begegnen; als er aber wahrnahm, daß auch viele seiner bisherigen Anhänger zu wanken begannen, rief er den französischen König um seine Verwendung bei Clemens an und unterzeichnete sogar die von Avignon aus ihm zugesandte Vollmacht für seine Abgeordneten, welche für ihn so schimpflich war, daß man glaubte, er würde sich nimmermehr zu ihrer Annahme verstehen; er sollte sich durch dieselbe aller Ketzereien, deren ihn Papst Johann bezichtigt hatte, schuldig bekennen und sie verdammen, bereitwillig jede ihm aufzulegende Buße übernehmen, und bekennen, daß er sich den kaiserlichen Titel verkehrter Weise angemaßt habe; ferner sollte er sich der Verfügung des Papstes unbedingt überlassen und alles, was er bisher als Kaiser gethan, widerrufen und vernichten. Als Ludwig's Botschafter diese Vollmacht zu Avignon übergaben und in seine Seele schworen, daß er alles vom Papste ihm Auferlegte leisten werde, wurde ihnen statt der erwarteten Lossprechung eine Reihe von neuen Forderungen mitgetheilt, ja, man begehrte sogar das Versprechen von ihm, daß er künftig in öffentlichen Angelegenheiten nichts ohne die besondere Genehmigung des Papstes thun werde.

Ludwig legte diese Bedingungen einem Reichstage zu Frankfurt im September 1344 vor, wo sie, weil sie auf das Verderben des Reiches zielten, für verwerflich erklärt wurden; auch auf einem Kurfürstentage zu Rense wurde beschlossen, daß er fernerhin nicht mehr um seine Lossprechung anhalten solle, zugleich aber brach hier der Unwille der Fürsten über Ludwig's Ländersucht und sein unzuverlässiges, schwächliches Benehmen und über die Verwirrung, die er über Deutschland gebracht habe, in laute Vorwürfe aus, und im Juli 1346 wählten 5 Kurfürsten, Gerlach von Mainz, die Luxemburger Balduin von Trier und Johann von Böhmen und die durch Geld gewonnenen Walram von Köln und Rudolf von Sachsen, Johann's Sohn, den Markgrafen von Mähren, als Karl IV. zum römischen Könige. Die Anhänger Ludwig's erklärten auf einer Versammlung zu Speier diese Wahl für nichtig; Karl empfing indeß zu Bonn die Krönung und Alles ließ sich zu einem neuen endlosen Kampfe an, als Ludwig plötzlich im October 1347 zu München starb.

Aber das Ansehen des Papstes war bereits zu sehr gesunken, als daß er alsbald seinem Schützlinge Karl allgemeine Anerkennung zu verschaffen vermocht hätte; die baierische Partei stellte dem Könige Karl den Grafen Günther von Schwarzburg als deutschen König entgegen; doch dieser entsagte, da er bald nach seiner Erhebung in eine tödliche Krankheit fiel, dem Königthume und starb gleich darauf 1349, worauf Karl sich an den rechten Orten, zu Frankfurt und Aachen, neuerdings wählen und krönen ließ.

---

103. Karl IV. *)

(Nach Gust. Adolf Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, und Joh. Jos. Rospatt, die deutsche Königswahl, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nicht leicht finden wir bei regierenden Häusern eine so große Verschiedenheit der Generationen als in dem Hause Luxemburg, seitdem es in die höheren Kreise der Geschichte tritt.

Heinrich VII. war so gottesfürchtig und so tapfer, großmüthig im Belohnen, wie gerecht und strenge im Bestrafen, erfüllt von der erhabenen Würde wie von den Pflichten eines höchsten Hauptes der abendländischen Christenheit. Er ist der Letzte mit dem Geiste der alten Kaiser des Mittelalters. Sein Sohn Johann, durch seine Gemahlin Elisabeth König von Böhmen (s. S. 510), immer unruhig und voll

*) Die drei vorhergehenden Kaiser Namens Karl sind: Karl der Große, Karl der Kahle und Karl der Dicke.

Wenzel IV., † 1305.

Wenzel V., 1305—1306.; Gem. Elisabeth.	Anna mit Heinrich v. Kärnthen 1308—1311.	Elisabeth mit Johann v. Luxemburg 1311—1346.

Kinder Johanns v. Luxemburg:

Karl IV. 1346—78. Gem. 1) Blanka v. Valois. 2) Agnes v. d. Pfalz. 3) Anna v. Schlesien. 4) Elise v. Pommern.	Joh. Heinrich, Markgraf v. Mähren, † 1375. 1. Gemahlin Marg. Maultasch, 2. Gem. Marg. v. Schlesien.	Wenzel v. Luxemburg, † 1383.

Söhne Joh. Heinrichs:

2. Jost (Jodocus) † 1411,	2. Procopius,

beide Markgr. in Mähren.

Söhne Karls IV.:

3. Wenzel 1378—1410.	3. Sigmund 1410—1437. Gem. 1) Maria, Erbin v. Ungarn u. Polen. 2) Barbara, Gräfin v. Cilly.	4. Johann, Herzog v. Görlitz, † 1396.

Tochter Sigmunds:

2. Elisabeth, Gem. Albrecht's II.

Kampfbegier, stürzt sich aus einem Kriege in den andern, eilt von Schlacht zu Schlacht nach Oesterreich und Italien, Ungarn und Frankreich, Baiern, Polen und Preußen. Mit List und Gewalt dehnt er die Grenzen seines Reiches aus; selbst erblindet, führt er sein Heer noch gegen die wilden Litthauer, zuletzt, den Franzosen zu helfen, gegen die Engländer (1346) in die fürchterliche Schlacht bei Crecy. Der ungestüme Held erliegt kämpfend mitten unter seinen Gefährten, 1200 Ritter, 30,000 Franzosen neben ihm bedecken das Schlachtfeld.

Ganz anders sein Sohn Karl. Niemand liebt den Krieg weniger als er, ohne ihn gerade zu fürchten. Unblutig, durch kluge Unterhandlungen kommt er noch glücklicher zum Ziele, als sein Vater durch das Schwert; denn er ist sehr verschlagen, er kennt besser als irgend Jemand die Schwächen der Menschen und das Verhältniß der Staaten. Durch seine Mutter Elisabeth ein Abkömmling des alten Fürstenhauses, ist er den Böhmen theuer und gewinnt sie völlig durch die Milde seiner Sitten, durch freundliche Herablassung. Er hat in Paris die Wissenschaften liebgewonnen, spricht mit seinen Unterthanen böhmisch oder deutsch, mit Franzosen und Italienern in deren Sprache, ist es nöthig, auch lateinisch und schreibt seine Geschichte selbst.

Er möchte seine Böhmen bilden und stiftet 1348 die Universität zu Prag, die älteste in Deutschland und gewiß die einflußreichste; nach Tausenden zählte man bald die Studenten. Umgeben von Gelehrten und Künstlern, die er aus fernen Ländern an sich zieht, bauet er herrliche Kirchen, Paläste und Brücken, legt neue Dörfer und Städte an, erweitert die alten und besetzt sie mit Ansiedlern. Während einer Hungersnoth in Prag ernährt er Tausende, doch müssen sie arbeiten und er gründet die Neustadt. Er mißt selbst die neu anzulegenden Straßen aus und bestimmt ihre Richtung. Unter seinen Augen erhebt und bevölkert sich die neue Stadt, dann übersieht er froh, was er geschaffen, und spricht voll Selbstgefühls zu den Fremden, denen er's zeigt: „Das ist mein Werk!" Breslau erweitert er um mehr als die Hälfte seines früheren Umfanges; Flüsse macht er schiffbar, verbessert den Ackerbau, pflanzt Burgunder-Reben in Melnik, bringt selbst Mohammedaner aus dem Morgenlande nach Prag, um kostbare Zeuge von ihnen weben zu lassen und hindert sie nicht in ihrer Religion, obgleich er sie von den Christen absondert. Ueberall ist er besorgt für das Wohl seiner Unterthanen, für die Erhaltung des inneren Friedens zum Schutze des Handels und zur Beförderung der Gewerbe. In Prag sitzt er stundenlang vor seinem Schlosse, hört Klagen an und spricht Recht. Er hält überall auf Ordnung und sucht wirthschaftlich den Ertrag seiner Länder zu erhöhen, bestellt seine Aemter mit tüchtigen Männern und weiß diese zu belohnen. Er ist so arm, daß er Kaisermantel und Krone verpfändet und sich persönlich zur Haft zu stellen verspricht, wenn er sie nicht zur bestimmten Zeit auslösen wird; aber er ist reich, wenn es das Nothwendige, das Nützliche gilt, nur darauf ist sein Sinn gerichtet.

Voll Verstand, fehlt ihm jede romantische Empfindung. Er ist kein

Mann des Mittelalters, sondern der neueren Zeit, verkannt in der seinigen. Diese wollte Glanz, Empfindung, Phantasie, und er bot nur Nützliches, Berechnung, Verstand. Er lächelt zu dem dringenden Aufrufe des begeisterten Petrarca, den Thron der Cäsaren wieder aufzurichten, und zürnet nicht, als ihm der Dichter lebhafte, ja, scharfe Vorwürfe macht, es nicht gethan zu haben. Er ladet ihn zu sich, überhäuft ihn mit Güte und bittet ihn, die Prinzen, seine Kinder, zu erziehen. Karl weiß besser, als Petrarca, wie ungern die Deutschen nach Italien ziehen und wie noch weniger gern die Italiener deutsche Herrschaft ertragen.

Nachdem er endlich am 5. April 1355 die Kaiserkrone empfangen, verließ er noch an demselben Tage die ewige Stadt und ging nach Deutschland zurück, um die Verfassung des Reiches in ihren Hauptpunkten durch ein Reichsgrundgesetz, woran es noch immer mangelte, zu begründen und zu befestigen. Er berief deßhalb alle Reichsstände zu einem allgemeinen Reichstage nach Nürnberg. Es sollte hier verhandelt werden über die Ordnung der Königswahl, über die Bestimmung der Länder, auf denen das Wahlrecht ruhe und die Erbfolge in denselben, über das Reichsvicariat bei Erledigung des Thrones, über einen allgemeinen Landfrieden und noch manches Andere. Besonders war das Wahlrecht der weltlichen Fürstenhäuser durch eine bestimmte Norm festzustellen, da deren Mangel zum Theil die streitigen Königswahlen befördert hatte. Demnach wurde in dem wittelsbachischen Hause, welches Baiern und die Pfalz besaß, die Kurwürde mit dem Truchseßamt dem Besitzer der Pfalz bei Rhein zugesprochen, eben so im sächsischen Herzogshause die Kurstimme mit dem Marschallamte der Linie Sachsen-Wittenberg als Besitzerin des Stammlandes, mit Ausschluß von Sachsen-Lauenburg. Die brandenburgische Kurstimme und das Erzkämmereramt sprach Karl dem jetzigen Besitzer der Marken, Ludwig dem Römer, zu und schloß dadurch seinen Hauptgegner, den Bruder Ludwig's des Römers, Ludwig den Aelteren, jetzt Herzog in Oberbaiern, davon aus. Die böhmische Kurstimme und das Erzschenkenamt wurde einfach bestätigt, indem hier kein Mitbewerber auftrat. Am 10. Januar 1356 wurden 23 Bestimmungen dieses neuen Reichsgrundgesetzes zu Nürnberg öffentlich bekannt gemacht und zur Erledigung der übrigen Punkte ein Reichstag nach Metz ausgeschrieben, auf welchem noch 7 Punkte hinzugefügt und das Ganze am 25. December 1356 als Reichsgrundgesetz öffentlich bekannt gemacht wurde. Der Hauptinhalt dieser sogenannten goldenen Bulle ist folgender:

Sobald der Kaiser todt ist, soll der Kurfürst von Mainz dieses innerhalb eines Monates, vom Tage des Bekanntwerdens an, den übrigen Kurfürsten zu wissen thun und sie auffordern, sich innerhalb dreier Monate persönlich oder durch Gesandte nach Frankfurt zur Wahl zu begeben. Wenn der Kurfürst von Mainz dieses versäumt, so sollen die Kurfürsten sich dennoch innerhalb dreier Monate zu demselben Zwecke zu Frankfurt einfinden. Am Tage nach dem Einzuge in Frankfurt sollen

die Kurfürsten oder deren Gesandte sich in der Kirche des h. Bartholomäus versammeln, einem Hochamte zur Anrufung des h. Geistes beiwohnen und nach demselben einen Eid auf das Evangelium leisten, nach bestem Wissen und Gewissen ohne jede andere Rücksicht die tauglichste Person zu wählen. Die Kurfürsten sollen Frankfurt nicht verlassen, bis alle oder die Mehrzahl, was einer einstimmigen Wahl gleich gilt, sich über einen König vereinigt haben. Wenn die Wahl innerhalb 30 Tagen nicht zu Stande gekommen ist, so sollen die Kurfürsten nur Wasser und Brod genießen bis zur Vollendung der Wahl. Sobald der König gewählt ist, soll er vor allen Anderen den Kurfürsten alle Rechte, Privilegien und Freiheiten, wie sie dieselben bis heran besessen, bestätigen und dieses nach seiner Krönung zu Aachen wiederholen; darauf soll er seinen ersten Reichstag zu Nürnberg halten. Bei der Wahl fordert der Kurfürst von Mainz die Stimmen ein; zuerst befragt er den Kurfürsten von Trier, dann den von Köln, der das Recht der Krönung hat; darauf Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg und zuletzt gibt Mainz selbst seine Stimme. So oft das Reich erledigt ist, hat der Pfalzgraf in den Ländern fränkischen Rechtes, am Rhein und in Schwaben, die Verwaltung des Reiches, ohne daß er Fürsten und Fahnenlehen vergeben oder etwas veräußern darf; in den Ländern sächsischen Rechtes hat dieses Alles der Kurfürst von Sachsen. Das Wahlrecht beruht auf dem Besitze des Kurlandes, dieses kann nicht getheilt werden, und der jedesmalige Besitzer desselben hat das Wahlrecht. Die weltlichen Kurfürstenthümer erben in gerader männlicher Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt; wo diese ausgeht, folgt der nächste Agnat; der Erbprinz, der bei gesunden Sinnen sein muß und auch sonst keinen Fehler haben darf, der ihn zur Regierung unfähig macht, wird mit dem 18. Jahre großjährig. Während der Minderjährigkeit hat der nächste Agnat die Vormundschaft. Wird ein Kurfürstenthum erledigt, so hat der Kaiser es zu vergeben, außer Böhmen, wo die Stände das Recht der Königswahl haben. Zur Berathung der Reichsgeschäfte sollen sich die Kurfürsten alle Jahre, 4 Wochen nach Ostern, in irgend einer Reichsstadt versammeln.

So war denn nun endlich eine bestimmte Wahlordnung zu Stande gekommen. Da die Besetzung des Thrones völlig in die Hände der sieben Kurfürsten gegeben war, so benutzten diese dieselbe dazu, um ihre Macht und ihren Einfluß in Reichsangelegenheiten immer mehr zu erhöhen; so daß ohne ihre Bewilligung der Kaiser nichts Wichtiges vornehmen konnte und daß man bald dahin kam, die Wahl an gewisse, vorher zu beschwörende Bedingungen zu knüpfen (Wahlcapitulation), wodurch die Gewalt des Kaisers immer mehr beschränkt, die der Fürsten und Stände, besonders der Kurfürsten, immer mehr erhöht und endlich der Kaiser zu einer leeren Figur an der Spitze einer fast alleingeltenden Aristokratie herabgedrückt wurde.

Um dem kaiserlichen Namen wieder Macht und Ansehen zu verschaffen, strebte Karl danach, eine Hausmacht zu gewinnen, welche grö-

ßer wäre, als die irgend eines Reichsfürsten. Auch war er so glücklich, zu dem Königreiche Böhmen nebst Mähren, dem Herzogthum Luxemburg und Brabant, seinem Hause noch durch eine Erbverbrüderung die Mark Brandenburg und die Lausitz, so wie durch eine zweite und dritte Ehe einen Theil der Oberpfalz und Schlesien zu erwerben. Es hat zwar den Anschein, als ob Karl dabei nur die Vermehrung seiner Familienmacht, nicht des Reiches Wohl im Auge gehabt, allein dieses letztere konnte wirksam nur dann gefördert werden, wenn dem Kaiser weder Macht noch Ansehen fehlte.

Um auch die deutsche Krone seinem Hause zu sichern, gab Karl sein eigenes Staatsgrundgesetz Preis. Denn obgleich die goldene Bulle nichts von einer Wahl des Nachfolgers bei Lebzeiten des Kaisers enthielt, so erlangte Karl doch durch große Geldsummen und Verpfändungen von einzelnen Reichsstädten in Schwaben, daß sein erst 16 Jahre alter Sohn Wenzel zum römischen Könige erwählt wurde (10. Juni 1376), wozu auch dessen jüngerer Bruder, Sigmund, die von Böhmen (1376) wieder getrennte Kurstimme Brandenburgs abgab. Noch in demselben Jahre ward Wenzel in Aachen gekrönt.

In seinem vorletzten Regierungsjahre erlebte Karl IV. noch den Ausbruch des Städtekrieges. Die Städte hatten schon seit dem Beginn des Interregnums die ihnen oft verbotenen Einungen erneuert, um, bei der völligen Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt, in dieser Weise ihren Handel und Verkehr gegen das zunehmende Raubwesen des Adels zu schützen. Die Handelsstädte Norddeutschlands waren in der deutschen Hansa (s. Nro. 108) vereinigt. Mehr als 60 Städte des westlichen Deutschlands, namentlich die am Rheine, an dessen Ufern vorzugsweise die Raubnester lagen, wie noch jetzt die malerischen Ruinen bezeugen, bildeten schon seit 1255 den rheinischen Städtebund, den König Wilhelm von Holland bestätigte (s. S. 437). Dieser Bund ward in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch mehrmals erneuert, später aber traten viele von den niederrheinischen Städten zur Hansa über, die oberländischen dagegen vereinigten sich mit dem inzwischen zu Macht und Ansehen aufgeblühten schwäbischen Städtebund (s. S. 527).

Die goldene Bulle hatte alle Einungen und Eidgenossenschaften ohne ausdrückliche kaiserliche oder landesherrliche Genehmigung abermals verboten. Nichts desto weniger hatten gerade diese Einungen der kleineren Stände unter der Regierung Karl's IV. ihre wahre Blütezeit. Die Hansa führte gegen Woldemar III. von Dänemark einen 10jährigen Krieg (1361—1370), wobei 77 Städte als Theilnehmer genannt werden, so glorreich zu Ende, daß die dänischen Reichsräthe (im Frieden 1370) sich verpflichten mußten, keinen König zu wählen oder anzuerkennen, ohne Genehmigung der Hansa. Die Folge davon war, daß sich ihr Ruf und Wirkungskreis in weite Ferne ausdehnte. Die schweizerische Eidgenossenschaft, schon 1332 durch Luzern erweitert, trat aus ihrer

mehr localen Bedeutung am Vierwaldstättersee heraus, als zur Zeit Karl's IV. nicht bloß Glarus und Zug (1352), sondern auch die mächtigen Reichsstädte Zürich (1351) und Bern (1353) ihr beitraten. Zu den schon bestehenden Einungen kam noch eine neue hinzu: der schwäbische Städtebund gegen die Erpressungen des Grafen Eberhard von Württemberg, genannt der Greiner (Zänker), der, von Karl IV. zum Landvogt ernannt, nicht nur Recht zu sprechen, sondern auch im Namen des Kaisers Steuern zu erheben hatte. Vierzehn schwäbische Städte unter Ulms Leitung verbanden sich gleich nach der Wahl Wenzel's, um sich gegen Jedermann beizustehen, der sie mit Schatzung und Pfandschaft bedrängen wolle; auch weigerten sie sich, dem neuen Könige (Wenzel) zu huldigen. Vergebens lag Karl mit der Reichsmacht 6 Wochen vor den festen Mauern Ulms; nachdem er abgezogen, erfochten die Städte einen glänzenden Sieg bei Reutlingen (14. Mai 1377) über des verhaßten Württembergers Sohn Ulrich. Dies war ein Signal zur allgemeinen Erhebung der Städte in Franken und am Rhein, die sich dem Bunde der Schwaben anschlossen. Der Kaiser ließ durch seinen Sohn, König Wenzel, Frieden zwischen dem schwäbischen Bunde und den Fürsten schließen, das Einigungsrecht ward den reichsfreien Städten zugestanden und also auch hier (wie bei Wenzel's Wahl) das Reichsgrundgesetz von seinem Urheber selbst aufgegeben.

Kurz vor seinem Tode bestimmte Karl, wie sämmtliche Luxemburger sich in seine Länder theilen sollten. Der römische König Wenzel, als das Haupt der Familie, erhielt das Königreich Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz; der zweite Sohn, Sigmund, war schon mit der Mark Brandenburg belehnt; der dritte, Johann, ward Herzog von der Lausitz oder dem Görlitzer Lande mit der Grafschaft Jauer und Schweidnitz; die Markgrafschaft Mähren wies er seinen Neffen Jost und Procopius, den Söhnen Johann's, zu; das Stammland, die Grafschaft Luxemburg, das zum Herzogthum erhoben worden, verblieb Karl's Bruder Wenzel, schon seit vielen Jahren Reichsvicar in Deutschland, der durch Heirath auch das Herzogthum Brabant besaß.

---

104. Wenzel.

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmund's, und Joh. Grafen von Mailáth, Geschichte Oesterreichs, bearbeitet vom Herausgeber.)

Kaiser Karl IV. hatte besondere Aufmerksamkeit auf die Erziehung seines Erstgeborenen verwandt. Wenzel besaß eine ziemliche Fertigkeit im Lateinschreiben- und Sprechen, mancherlei Kenntnisse und ward gewisser Maßen schon von den Kinderjahren an Regierungsgeschäfte gewöhnt. Denn Karl nahm ihn auf seinen Reisen durch seine Länder mit sich, machte ihn mit den Sitten, dem Rechte, dem Zustande der

Völker bekannt, welche er einst regieren sollte, und räumte ihm schon Antheil an der Regierung ein, als er kaum in das Jünglingsalter getreten war. Nach seines Vaters Tode führte der 18jährige Wenzel selbständig die Regierung über Böhmen und das römische Reich, welche er schon vorher mit seinem Vater getheilt hatte.

In den ersten zehn Regierungsjahren (von 1378—1388) zeigte sich Wenzel als einen sehr thätigen, für das Wohl der von ihm beherrschten Länder eifrig besorgten Fürsten. Er regierte mit Einsicht und Verstand, Gerechtigkeit und gutem Willen. Er liebte die Wahrheit, offenes, aufrichtiges Handeln. Unablässig war er darauf bedacht, den Frieden und die Einigkeit im Reiche und in der Kirche, welche in der damaligen Zeit so sehr gestört waren, wieder herzustellen. Dieser Versuch aber ging über seine Kräfte; auch einsichtsvollere, erfahrenere, thätigere Fürsten würden bei den heillosen Zuständen einer verdorbenen, ganz in Selbstsucht versunkenen Zeit nicht mehr ausgerichtet haben.

Als dem schwäbischen Städtebunde 1379 auch die baierischen Herzöge und der Markgraf von Baden beigetreten waren, so entstanden noch in demselben Jahre oder in den nächstfolgenden ähnliche Bündnisse sowohl beim Adel als bei den Städten. Es bildete sich in der Wetterau die Adelsgesellschaft mit dem Löwen, dann die mit den Hörnern, und sie verbreiteten sich über einen großen Theil Deutschlands. Aehnliche Gesellschaften oder Verbindungen des Adels gegen die Städte entstanden in allen Gegenden des Reiches (so z. B. die vom Stern am Rhein und in Hessen, die Schlegler in Schwaben) und nöthigten die Städte, entweder dem schwäbischen Städtebund beizutreten, wie Mainz, Straßburg, Speier, Worms, Hagenau, Weißenburg, Frankfurt thaten, oder sich mit anderen Städten zu ähnlichen Bündnissen zu vereinigen. Die Absicht aller dieser Verbindungen war zwar die Behauptung erworbener Rechte und Abwehr gegen Gewalt; allein es zeigte sich sehr bald, daß gerade diese Verbindungen viele Rechte verletzten, Gewaltthätigkeiten hervorriefen und anstatt den Landfrieden aufrecht zu erhalten, ihn untergruben. Wenzel hielt mehrere Reichstage wegen des Landfriedens. Auf dem Reichstage zu Nürnberg ließ er 1384 einen allgemeinen Landfrieden auf 12 Jahre bekannt machen, ganz Deutschland in vier Kreise oder Bündnisse abtheilen mit ihren besonderen Bundeshauptmännern, und ließ sich versprechen, daß keine neuen Bündnisse geschlossen würden. Dies hinderte jedoch nicht, daß die innere Ruhe durch einen zweifachen Krieg gestört wurde, den einen in der Schweiz, den anderen in Schwaben und am Rheine.

Der österreichische Herzog Leopold der Fromme, welcher mit seinem älteren Bruder, Albrecht mit dem Zopfe, das habsburgische Erbe getheilt und bei dieser Theilung die westlichen Länder erhalten hatte, war unablässig um Vermehrung seiner Besitzungen bemüht; durch Kauf erwarb er die Grafschaften Feldkirch und Bludenz in Vorarlberg, den Breisgau, die Grafschaft Hohenberg in Schwaben u. s. w. Diese Vergrößerung der habsburgischen Macht im Westen erregte die Besorgniß

der Schweizer, die, zugleich gereizt durch die Härte und den Uebermuth der österreichischen Vögte, mehrere habsburgische Burgen und das Städtchen Sempach zerstörten, auch andere Orte zum Abfall verleiteten.

Beide Theile trafen sich am 9. Juli 1386 bei Sempach. Viertausend Ritter zählte Herzog Leopold; den Rittern schien es nicht edel, das Fußvolk zum Siege herbeizurufen; sie stiegen von den Rossen, hieben sich die langen Schnabelschuhe ab und traten auf des Herzogs Befehl eng zusammen; bis aus dem vierten Gliede ragten die Speere vor. Es war ein undurchdringlicher Schlachthaufen. Der Herzog, 37 Jahre alt, tapfer wie Keiner, leuchtete Allen vor. Einige seiner Getreuen riethen ihm, zurückzubleiben, sie sprachen: „Das Schlachtfeld ist das Vaterland unvorhergesehener Fälle, daher muß der Untergebene streiten für die gemeine Sache, der Fürst aber für Alle wachen; dem Heere ist der Verlust des Hauptes verderblicher, als der einiger Glieder." Mehr Ritter als Feldherr entgegnete der Herzog: „Soll denn Leopold von ferne zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier, in meinem Lande, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen." Die Schweizer, vielleicht 1500 Mann stark, traten aus dem Wald, ungleich und leicht bewaffnet; manche trugen die Hellebarden, mit denen ihre Ahnen am Morgarten gestritten, andere hatten statt der Schilde ein kleines Brett an den linken Arm gebunden; sie standen in schmaler Ordnung. Vor dem Anprall sanken sie nach altem Brauch auf die Kniee, beteten zum Herrn der Heerschaaren, dann rannten sie an den Feind.

Die Schweizer gedachten durchzubrechen und, leichter beweglich als ihre Gegner, in den zerrissenen Gliedern zu wüthen; aber an der undurchdringlichen ehernen Mauer, an den vorragenden Spießen scheiterte jeder Versuch, es sank das Banner der Stadt Luzern. Da trat aus dem Schweizerhaufen ein Ritter heraus, Arnold Strutthahn von Winkelried, er rief: „Ich will euch eine Gasse machen!" umfaßte mit starkem Arm einige Spieße, drückte sie fest an seine Brust und riß sie im mächtigen Falle mit sich zu Boden. *) Ueber seinem Leichnam brachen die Anderen in die Lücke, die Ritter hinwieder drängten eng zusammen, das Sprengen der Linie zu hindern; in dem Gedränge, von der Arbeit und Hitze des Tages erschöpft, von beiden Theilen gepreßt, erstickten in ihren Harnischen viele edle Herren unverwundet. Die Schweizer brachen durch, die Schlacht war entschieden. Die Getreuen umringten den Fürsten und beschworen ihn, zu sorgen für sein Leben. Er aber sprach: „Es ist so mancher Graf und Herr für mich in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben," riß sich von den Seinen los und warf sich in die Feinde. Im Gewühl fiel er zur Erde; wie er in der schweren Rüstung rang, sich wieder aufzuhelfen, traf ihn ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz. Hülflos rief Leopold: „Ich bin

*) Die ganze Erzählung beruht nur auf einem (größeren) Liede über die Schlacht, während sie in allen sonstigen ganz oder fast gleichzeitigen Quellen (Chroniken und Liedern, besonders in der Constanzer Chronik, die mehrere Spezialitäten der Schlacht gibt) fehlt.

der Fürst von Oesterreich." Jener aber bohrte ihm das Schwert in den Nacken. Die Diener der Herren waren mit den Rossen entflohen, als sich die Schlacht zu wenden begann; nichts blieb den Rittern übrig, als der Tod der Tapfern.

Wenige Tage nach der Niederlage von Sempach erhielten die Schweizer Fehdebriefe von Herzog Leopold's zweitem Sohn, Leopold, welcher in der Folge der Stolze benannt worden, und von 50 vornehmen Herren. Der Muth des Adels war nicht gebrochen, wohl aber seine Macht. Bei Näfels wurde er von den Schweizern geschlagen 1388. Da kam endlich durch Herzog Albrecht ein Friede auf 7 Jahre zu Stande. Die Schweizer behielten alles Eroberte oder was sich ihnen freiwillig ergeben; der Verlust war für Oesterreich groß, doch behauptete es noch immer seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau. In der Folge wurde dieser Friede auf zwölf, später auf fünfzig Jahre verlängert.

Gleichzeitig erneuerte sich der Städtekrieg, welcher das südwestliche Deutschland verheerte, jedoch diesmal mit der Niederlage der Städte endete. Wenzel hatte, da die Fürsten der Erneuerung eines allgemeinen Landfriedens abgeneigt waren, sich enger mit den Städten verbunden, die von je her des Königs treueste Stände waren. Diesen übertrug er auch, den Landfriedensbruch zu rächen, als der Herzog Friedrich von Baiern den Erzbischof von Salzburg, ihren Bundesgenossen, gefangen genommen hatte. Die Städte fielen in Baiern ein, der Herzog nebst dem Grafen Eberhard von Württemberg und dem verbündeten Adel in der Städte Gebiet. Das ganze südwestliche Deutschland war mit Mord, Brand, Plünderung erfüllt. Endlich versuchte das Städteheer einen entscheidenden Schlag gegen Württemberg und belagerte den Kirchhof bei Döffingen, unweit Weil, wo es von Eberhard angegriffen wurde. Dessen Sohn Ulrich, der die Reutlinger Schmach tilgen wollte, fiel im Kampfe und schon schwankte das Treffen gegen Eberhard, als diesem sein alter Feind, der Schleglerhauptmann Wolf von Wunnenstein, gegen die Städter, als den gemeinsamen Feind, zu Hülfe kam und die Niederlage der Städte entschied (23. August 1388). Noch in demselben Jahre (im November) erlagen auch die rheinischen Städte bei Worms im Kampfe mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, welcher 60 gefangene Räuber und Mordbrenner in einem Kalkofen lebendig verbrennen ließ.

Ungeachtet der häufigen fehlgeschlagenen Versuche, den Landfrieden in Deutschland wieder herzustellen und zu handhaben, ließ sich Wenzel nicht abhalten, einen neuen Reichstag dafür nach Eger auszuschreiben. Mit unsäglicher Mühe brachte er es hier (April und Mai 1389) dahin, daß die Fürsten und Herren jedem einzelnen Bündnisse entsagten; selbst die Städte, welche lange nicht ihre Einwilligung dazu geben wollten, ihren Verbindungen zu entsagen, zwang er dazu, dem allgemeinen Landfrieden von Eger, der auf sechs Jahre errichtet wurde, beizutreten; zur Handhabung desselben sollten eben so wohl die Fürsten wie die Städte beitragen und von beiden Seiten gewählte Schiedsrichter, denen

der römische König einen Obmann vorsetzte, sollten die vorkommenden Friedensstörungen richten. Obwohl dem Anschein nach die Rechte des Adels wie der Städte im Landfrieden bedacht waren, so hatten doch nur die Fürsten und Herren Ursache, damit zufrieden zu sein, da offenbar das Interesse der Städte wenig oder nicht beachtet war.

Diese Zeit ist recht sichtbar ein Wendepunkt in Wenzel's Regierung, die nun anfängt, von Nachlässigkeit zu Trägheit und Grausamkeit überzugehen.

Nicht nur in Deutschland, sondern auch in seinem Königreiche Böhmen fing er an, sich verächtlich und verhaßt zu machen. Wie alle Luxemburger war er von heftigem Zorne und großer Aufwallung und überschritt in leidenschaftlicher Aufregung jede Mäßigung in Bestrafung irregeleiteter und verführter Unterthanen. Grausam ohne Zweck, schreckte und tödtete er ohne Ursache, ohne Unterschied, die mächtigen Barone, die Bürger, die Geistlichen. Andererseits vernachlässigte er die Pflichten eines Regenten. Er sah durchaus nicht auf Ordnung, es lös'ten sich alle Fugen des Gehorsams. Ein Priester, der mit dem Hochwürdigsten an der Judenstadt zu Prag vorüberging, wurde von den Juden mißhandelt, deßhalb rotteten sich die Christen zusammen, überfielen die Israeliten, plünderten, steckten die Häuser in Brand und mordeten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes. Mittenin diesem Gräuel tauften sie jüdische Kinder mit Gewalt; verzweifelnd stürzten sich die Weiber Israels mit ihren Säuglingen in die Flammen. Wenzel ließ dies ungeahndet. Bis in seinen eigenen Palast störte er den Frieden; seine Gemahlin Johanna wurde ihm unerträglich durch ihr vielfaches Bitten und Mahnen, abzulassen von seinem wüsten Leben; er suchte Ursache oder Vorwand, gegen sie verfahren zu können, deßhalb drang er in ihren Beichtvater Johann von Nepomuk, Magister der Universität zu Prag und Domherr der Hauptkirche, ihm die Sünden zu entdecken, welche Johanna gebeichtet; da sich der Priester dessen weigerte, ließ er ihn einkerkern, martern, in der Moldau ertränken. Die Königin fand wenige Jahre nachher einen unglücklichen Tod; einer der großen Hunde, die der König hielt, packte sie an und tödtete sie.

Die immer steigende heillose Unordnung vermochte endlich einige Große des Reiches, worunter Heinrich von Rosenberg, sich mit dem Könige von Ungarn, Sigmund, und dem Markgrafen Jost von Mähren zu verbinden. Sie nahmen Wenzel gefangen und vertrauten ihn zur Hut den Starhembergern, einem mächtigen österreichischen Geschlechte. Zu Wenzel's Befreiung erschien der jüngste Bruder, Herzog Johann von Görlitz, und Wenzel's Neffe, Prokop von Mähren. Ihr eigener Vortheil trieb sie zu diesem Schritte; denn vermöge eines Hausvertrages konnte Wenzel, kinderlos, entweder seinen Bruder Johann oder einen seiner beiden Neffen zum Nachfolger ernennen. Wenn nun Jost Wenzel gefangen behielt, konnte er sich leicht die Zusicherung der Nachfolge erzwingen. Auch die Reichsfürsten rüsteten zur Befreiung ihres Kaisers; so wurde er frei gelassen, unter

der Bedingung, die bisherigen Beschwerden abzustellen und wegen der Gefangenschaft keine Rache zu üben.

Nach seiner Befreiung kümmerte sich Wenzel um Deutschland eben so wenig wie vorher, und zu den früheren Beschwerden der deutschen Fürsten gegen ihn kamen noch andere, neue hinzu, vornehmlich die Erhebung des Johann Galeazzo Visconti zum Herzog von Mailand und zum Reichsfürsten und die Erklärung Wenzel's gegen Papst Bonifaz IX. zur Beilegung der Kirchenspaltung.

Johann Galeazzo war 1378 seinem Vater in dessen Antheil an der mailändischen Herrschaft gefolgt. Um allein und ungetheilt die Herrschaft über Mailand zu führen, nahm er plötzlich seinen Oheim und Mitregenten Bernabo Visconti gefangen und ließ ihn vergiften. Nach der Herrschaft über ganz Italien strebte er, und den Anfang zu der Unterwerfung der ihn umgebenden italienischen Staaten machte er mit der Eroberung von Verona und Vicenza, woraus er die Familie della Scala verjagte; neuen Zuwachs seiner Macht erhielt er durch die freiwillige Unterwerfung der Stadt Siena, welche ihn zu ihrem Schutzherrn ernannte. Um seiner Herrschaft, die fast sämmtliche Städte und Gebiete in Oberitalien umfaßte, eine festere Grundlage zu verschaffen, als bloße Eroberungen mit Gewalt der Waffen geben konnten, ließ er sich durch Wenzel nicht nur den Besitz aller seiner Länder als Lehen des römischen Reiches für sich und seine Nachkommen bestätigen, sondern auch den herzoglichen Titel beilegen mit gleichen Rechten eines Reichsfürsten. Dieses alles hatte Johann Galeazzo durch 100,000 Goldgulden bei dem geldbedürftigen König Wenzel erlangt. Die Reichsfürsten waren darüber sehr aufgebracht, daß, ohne ihren Rath einzuholen, ein neuer Reichsfürst creirt und für Geld Titel und Länder einem Usurpator zugesprochen wurden, dessen übergroße Macht dem Reiche leicht gefährlich werden konnte.

Seit Clemens V. hatten die Päpste ihren Sitz von Rom nach Avignon verlegt, nicht ohne Schaden für ihre Unabhängigkeit. Nachdem Gregor XI. gestorben war (1378), zwang das römische Volk die Cardinäle, einen Italiener auf den Stuhl des heiligen Petrus zu erheben, der seinen Sitz wieder in Rom nehme. Der Venetianer Urban VI. wurde Papst. Als derselbe aber durch Spott und Unbesonnenheit die französische Partei und die ihr anhangenden Cardinäle erbitterte, so wählten diese Clemens VII. zum Papste und zogen mit ihm nach Avignon. Die beiden Päpste thaten sich gegenseitig in den Bann und die ganze katholische Christenheit theilte sich für oder gegen Rom und Avignon. Als Urban VI. 1389 gestorben und Gelegenheit war, die bisherige Trennung beizulegen, so weigerten sich die Cardinäle in Rom, Clemens VII. anzuerkennen; sie erhoben daher den Neapolitaner Bonifaz IX. auf den Stuhl Petri. Dagegen zeigte sich 1394, als Clemens VII. starb, die französische Partei unter den Cardinälen eben so hartnäckig, indem sie Bonifaz IX. nicht anerkannten, sondern den Cardinal Peter von Luna, einen Aragonier, unter dem Namen Benedict XIII.

zum Papst erhoben. Man hatte ihn hauptsächlich deßhalb gewählt, weil er sich als Cardinal so sehr bemüht hatte, die Kirchenspaltung beizulegen und derselbe sich eidlich dazu verpflichtet hatte, dem Pontificat zu entsagen, im Falle der größere Theil der Cardinäle es zur Wiedervereinigung der Kirche für nothwendig hielte. Sobald aber Benedict den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, bestand er hartnäckiger als irgend ein Papst auf seiner Würde. Daher verbanden sich die Könige von England, Castilien und Aragonien, mit dem französischen Könige dahin zu wirken, daß ein allgemeines Concilium berufen werde, worauf vor allen Dingen beide Päpste abdanken sollten; um dieses desto schneller und besser zu bewerkstelligen, sollte Wenzel zur Theilnahme eingeladen werden.

In Rheims, wohin sich der römische König auf Einladung Karl's VI. begeben hatte, kam man überein, die beiden Päpste zur Abdankung zu zwingen und einen neuen Papst wählen zu lassen. Zugleich übernahm es der König von Frankreich Benedict XIII. und Wenzel Bonifaz IX. nöthigenfalls mit Gewalt zur Abdication zu zwingen. In Folge der getroffenen Uebereinkunft kündigte Karl VI. mit der französischen Geistlichkeit Benedict nicht nur den Gehorsam auf, sondern ließ ihn auch in seinem festen Schlosse zu Avignon einige Monate belagern, bis er endlich eidlich versprach, daß er abdanken wollte, sobald Bonifaz es auch thun werde oder gestorben sei. Doch erklärte Benedict später diesen Eid als einen erzwungenen für ungültig.

Obwohl Wenzel mit Bonifaz viel glimpflicher verfuhr, so brachte diese Einmischung des römischen Königs in die Kirchenspaltung ihm die größten Verdrießlichkeiten. Bonifaz würdigte die Gesandten Wenzel's nicht einmal einer Antwort. Anstatt, wie der König von Frankreich gegen Benedict verfuhr, ihn mit Gewalt zur Abdankung zu zwingen, zögerte Wenzel noch. So erhielt Bonifaz Zeit, nicht nur die drohenden Schritte des römischen Königs von sich abzuwehren, sondern auch dessen Sturz zu veranlassen. Schon lange waren die deutschen Reichsfürsten mit Wenzel's Regierung unzufrieden. An der Spitze dieser gegen Wenzel gestimmten Kurfürsten standen Ruprecht von der Pfalz und der Erzbischof Johann von Mainz. Letzterer hatte von Bonifaz IX. gegen eine große Summe Geldes das Erzbisthum erhalten, so sehr auch der römische König gegen ihn Alles aufbot. Daher der Anfang der Feindschaft des Kurfürsten von Mainz gegen Wenzel.

Daß Wenzel auf die an ihn ergangene Ladung der vier rheinischen Kurfürsten, in Lahnstein zu erscheinen, um sich über seine Regierung zu verantworten, nicht kam, war er sich und seiner Würde schuldig; denn offenbar handelten die vier Kurfürsten als Aufrührer. Auch die beiden Kurfürsten, der Markgraf Jost von Brandenburg und Rudolf von Sachsen, welche auf den Tag nach Lahnstein eingeladen waren, blieben aus.

Vor dem Thore von Lahnstein, wo die rheinischen Kurfürsten zu Gericht saßen, sprach den 20. August 1400 Johann von Mainz die

Absetzung des römischen Königs Wenzel aus. Am folgenden Tage begaben sich die vier rheinischen Kurfürsten zu dem Königsstuhl bei Rense und erhoben aus ihrer Mitte den einzigen weltlichen Kurfürsten, Ruprecht von der Pfalz, zum römischen König; derselbe hatte seine Stimme dem Erzbischofe von Mainz übertragen.

Nachdem der König Ruprecht 6 Wochen vor Frankfurt, auf Wenzel zum Kampfe wartend, gelagert war, und Wenzel der Stadt nicht zur Hülfe kam, so öffnete sie dem neuen römischen Könige die Thore und huldigte ihm, nachdem er zuvor ihre Privilegien bestätigt hatte. Obwohl mehrere rheinische Städte dem Beispiele Frankfurts folgten, so verschloß doch Aachen dem neuen Könige hartnäckig die Thore, so daß derselbe sich in Köln (6. Januar 1401) mußte krönen lassen.

König Ruprecht besaß alle Eigenschaften, welche einen Fürsten auszeichnen können. Er war ritterlich, fromm, thätig, ein Freund der Gerechtigkeit und nicht nur ein Gönner der Gelehrsamkeit und Wissenschaften, sondern auch selbst unterrichtet und gelehrt. Dabei war er von klarem, hellem Verstande, freundlich und mild gegen Alle, daher er auch den Beinamen Klem (Clemens) erhielt. Da dieser König, ungeachtet seiner vortrefflichen Eigenschaften, während seiner 10jährigen Regierung so wenig ausführte und nicht mehr zu thun im Stande war, als König Wenzel, so ist dieser Umstand wohl die beste Rechtfertigung von den Beschuldigungen, welche man gegen letzteren vorbrachte.

Da Ruprecht gegen Böhmen selbst wenig ausrichten konnte und auch in Deutschland sein Anhang sich nur langsam vergrößerte, so wollte er durch einen Zug nach Italien, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, seinen Gegner vernichten. Die Florentiner, die Feinde Wenzel's und des Visconti, hatten Subsidien versprochen und aus den fränkischen, baierischen und rheinischen Ländern ein starker Zuzug sich eingefunden, daher zweifelte man nicht an dem glücklichen Ausgange dieses Römerzuges. Aber gleich das erste Unternehmen, die Ueberrumpelung Brescia's, mißglückte, und bald überzeugte sich Ruprecht, daß er bei dem beständigen Geldmangel, in dem er war, nichts ausrichten konnte, daher kehrte er (April 1402) nach Deutschland zurück. Das Ansehen des neuen römischen Königs war erschüttert, Wenzel schien von Neuem auf dem römischen Königsthron befestigt; wenn er nun die Kaiserkrone, welche Ruprecht nicht erlangen konnte, noch erwarb, so war sein Gegner vernichtet.

Doch Ruprecht wußte bei seiner Rückkehr nach Deutschland den schon vorbereiteten Römerzug Wenzel's zu vereiteln, indem er diesen mit seinem Bruder entzweite. Wenzel hatte nämlich, als er nach Italien aufbrechen wollte, seinen Bruder Sigmund zum Reichsverweser von Böhmen ernannt, scheint dies aber bald, da der italienische Zug unterblieb, bereut zu haben, weil Sigmund eigenmächtig und herrschsüchtig verfuhr. Um jedem Versuch Wenzel's, die Zügel der Regierung in Böhmen wieder selbst zu ergreifen, vorzubeugen, nahm Sigmund seinen Bruder gefangen und führte ihn nach Wien, wo er 19 Monate in der Haft der

Herzöge von Oesterreich blieb, bis ihm durch nachlässige Bewachung die Flucht erleichtert wurde. Da Sigmund die Böhmen übermäßig mit Steuern gedrückt hatte, so wurde die Nachricht von Wenzel's Flucht und Wiederantritt der Regierung (Ende 1403) überall mit Jubel aufgenommen. Doch bemerkte man seitdem nicht selten an ihm Ausbrüche von grausamer, fast wahnsinniger Handlungsweise, wahrscheinlich eine Folge der häufigen Trunkenheit, welcher Wenzel sich erst seit seinem Aufenthalte in Wien ergab, vielleicht zugleich hervorgegangen aus einer gewissen Menschenverachtung in Folge der vielen Treulosigkeiten, die er erfahren hatte. So wird berichtet, daß Wenzel einen Koch, der ihm schlechte Speisen bereitete, hätte am Spieße beim Feuer wollen braten lassen; daß er dem Scharfrichter, den er häufig um sich gehabt, mit eigener Hand den Kopf abgeschlagen, weil derselbe seine Befehle allzu willfährig befolgt hatte. Wenzel wußte selbst, daß er grausam war; als er eines Tages irgendwo die Worte angeschrieben fand: „Wenzel ein zweiter Nero," so schrieb er darunter: „Wenn ich noch nicht einer war, so werde ich einer werden." Da aber die Grausamkeiten Wenzel's nicht die Gesammtheit des böhmischen Volkes trafen, sondern nur meistens einzelne Personen, die zur Dienerschaft des Königs gehörten, und er im Ganzen gerecht und milde regierte, so besaß er doch die Anhänglichkeit der Böhmen, besonders nachdem sie die drückende und strenge Regierung Sigmund's anderthalb Jahr empfunden hatten.

Sein Gegner Ruprecht verlor an Ansehen in Deutschland immer mehr. Als er einige Raubschlösser in der Wetterau zerstörte, welche mainzischen Vasallen gehörten, stiftete der dadurch beleidigte Erzbischof Johann von Mainz, der seine Erhebung veranlaßt hatte, gegen ihn ein Bündniß zu Marbach (1405) mit den Fürsten und Städten, die Beschwerden gegen Ruprecht hatten — gerade wie 100 Jahre früher der Erzbischof Gerhard von Mainz den Kaiser Albrecht erhoben hatte und wieder absetzen wollte. Das Bündniß war dem Namen nach zu Erhaltung des Landfriedens unter den Verbündeten, der Wahrheit nach aber gegen König Ruprecht errichtet, der sich zuletzt genöthigt sah, das gegen ihn geschlossene Bündniß zu bestätigen.

Zu dieser Abnahme des Ansehens Ruprecht's, welche noch mehr beschleunigt worden, wenn Wenzel Energie entwickelt hätte, kamen noch die verwickelten kirchlichen Verhältnisse der Zeit, wobei Ruprecht in Nachtheil kam, er mochte einen Entschluß ergreifen, welchen er auch immer wollte. Nach dem Tode des in Rom residirenden Papstes Bonifazius IX. 1404 versäumte man den günstigen Augenblick, die Einheit in der Kirche wieder herzustellen, eben so wie nach dem Tode von dessen Nachfolger Innocenz VII. 1406, da diesem Angelo Corrario, ein Venetianer, als Gregor XII. zum Nachfolger gewählt wurde. Ruprecht konnte nicht gegen Gregor XII. sein, da dessen Vorgänger Bonifazius IX. ihn als römischen König bestätigt hatte; gab er diesen auf, so verlor er seine letzte Stütze; erklärte er sich für ihn, so hintertrieb er die Beilegung der Kirchenspaltung. Er wollte lieber letzteres thun, als

von dem wankenden Throne steigen, der jeden Tag einzustürzen drohte.

Die von den beiden Päpsten abgefallenen Cardinäle kamen überein, ein allgemeines Concilium zu berufen, um einen neuen rechtmäßigen Papst zu wählen und die Kirchenspaltung zu beendigen. Sie bestimmten die Eröffnung desselben auf den 25. März 1409 in Pisa. Sobald die Versammlung als ein allgemeines Concilium sich über dem Papst stehend erklärt hatte, gab sie (9. Juni 1409) in Bezug auf die beiden Päpste den Ausspruch: Nachdem Benedict und Gregor vergeblich vorgeladen worden, in eigener Person vor dem Concilium zu erscheinen, würden sie als Ketzer und Schismatiker, die ihren Eid der freiwilligen Abdankung gebrochen, abgesetzt und aus der Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen. Um den erledigten Stuhl St. Petri wieder zu besetzen, gingen die vereinigten Cardinäle (15. Juni) in das Conclave. Es schadete nicht wenig dem Vereinigungswerke, daß der Cardinal Balthasar Cossa, Legat von Bologna, ein ganz weltlich gesinnter Mann, einen solchen Einfluß gewonnen hatte, daß man gesonnen war, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Er nahm die dreifache Krone, die man ihm anbot, nicht an, empfahl aber dazu den Erzbischof von Mailand, einen zwar gutmüthigen, aber keineswegs weder durch sein hohes Alter, noch durch seine Schwäche für die damaligen schwierigen Zeitverhältnisse für das Pontificat geeigneten Mann. Unter dem Namen Alexander V. zum Papste gewählt, bestätigte er sogleich alle Beschlüsse der pisanischen Kirchenversammlung. So war dem Anscheine nach das Schisma beendigt und die katholische Christenheit hatte wieder ein einziges Oberhaupt; aber bald zeigte es sich, daß es anders war. Für Benedict erklärten sich nach wie vor die Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel und Schottland; für Gregor der König von Sicilien und der römische König Ruprecht mit mehreren Bischöfen.

Ruprecht sah ein, daß, wenn er nicht durch einen kräftigen Schritt oder einen Sieg sein Ansehen über die abtrünnigen Fürsten herstellte, er bald von allen Seiten verlassen, der Regierung beraubt sein werde. Der tapfere Fürst wollte lieber, wie König Adolf von Nassau, mit dem Schwerte in der Hand in der Schlacht umkommen, als wie sein Vorgänger Wenzel durch die Intriguen des Erzbischofs von Mainz abgesetzt werden. Indem Ruprecht im Begriffe stand, den Erzbischof von Mainz mit Krieg zu überziehen, starb er plötzlich (18. Mai 1410) zu Oppenheim am Rhein.

In derselben Zeit war auch Papst Alexander V., wie man vermuthete, an Gift gestorben. Die Cardinäle beeilten sich, demselben einen Nachfolger in der Person des Cardinals Balthasar Cossa zu geben, der als Papst den Namen Johann XXIII. annahm. Nicht so schnell erhielt Ruprecht einen Nachfolger. Das dreifach getheilte Regiment im Papstthume sollte sich wie ein ansteckendes Uebel auch der höchsten weltlichen Macht im Abendlande mittheilen.

Drei Parteien gab es damals in Deutschland; die eine, mit König

Wenzel an der Spitze, behauptete, es sei gar nicht nothwendig, einen neuen römischen König zu wählen, da man noch einen habe. Zu dieser Partei gehörten diejenigen Fürsten, welche König Ruprecht nicht anerkannt hatten, der Kurfürst Rudolf von Sachsen und der Markgraf Jost von Mähren, als Pfandinhaber von Brandenburg. Die zweite Partei war die, welche bis zuletzt noch König Ruprecht angehangen hatte. An ihrer Spitze stand zwar dem Namen nach der Erzbischof Werner von Trier, ein alter, körperlich und geistig schwacher Mann, allein in Wahrheit war der thätige, gewandte junge Kurfürst von der Pfalz, Ruprecht's Sohn Ludwig, die Seele aller Unternehmungen. Die dritte Partei, welche aus denjenigen Fürsten bestand, welche von Ruprecht in dessen letzten Regierungsjahren abgefallen, war durch den einflußreichen Erzbischof Johann von Mainz mächtig. Die beiden letzteren Parteien waren in dem Punkte einig, daß König Wenzel rechtmäßig abgesetzt worden; auch sahen sie ein, daß nur eine Wahl aus dem Luxemburgischen Hause Bestand haben könnte. Allein die zweite Partei wählte in Verbindung mit dem Burggrafen von Nürnberg, den sie als Bevollmächtigten Sigmund's für Kur-Brandenburg anerkannte, den ungarischen König Sigmund zum römischen Könige, während die dritte Partei, verstärkt durch die inzwischen angekommenen bevollmächtigten Gesandten des Königs Wenzel und des Markgrafen Jost, den letzteren wählten, da der erstere erklären ließ, er wolle die Herrschaft über das deutsche Reich aufgeben und sich mit Böhmen begnügen.

So wie die päpstliche Würde dreifach getheilt war, so führten nunmehr auch drei Fürsten und zwar sämmtlich aus dem Hause Luxemburg und sämmtlich Urenkel Kaiser Heinrich VII., den Titel eines römischen Königs; denn König Wenzel hatte zwar auf die Regierung, aber nicht auf den Namen eines römischen Königs verzichtet, den er nach wie vor führte. Beide Theile trafen Kriegsrüstungen und sahen sich nach Verbündeten um. Als Jost im Begriffe war, mit einem Heere gegen Frankfurt zu ziehen, starb er, nachdem er 3 Monate den Titel eines römischen Königs geführt, ohne Leibeserben zu Brünn 1411. Sigmund betrachtete sich als römischen König und erließ in dieser Eigenschaft Schreiben an die deutschen Reichsstände, doch erst nach der Aussöhnung mit seinem Bruder Wenzel, dem er für seine Stimme bei der neuen, vom Kurfürsten von Mainz ausgeschriebenen Wahl Aussicht auf die Kaiserkrone eröffnete, ward er in dieser zweiten Wahl (21. Juli 1411) einstimmig zum römischen Könige gewählt. Mehrfache wichtige Angelegenheiten hielten ihn jedoch mehrere Jahre ab, in die deutschen Lande, zur Krönung nach Aachen und zur Berufung von Reichstagen, zu kommen.

105. Sigmund.

(Nach Jos. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmund's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dem luxemburgischen Prinzen Sigmund war schon als Kind von seinem kaiserlichen Vater die Mark Brandenburg zugetheilt, und schon als Knabe eröffnete sich ihm die Aussicht auf den ungarischen Thron. Noch hatte er nicht das 15. Jahr erreicht, so war ihm schon die Regierung des Königreiches Polen anvertraut. Leitung schlechter, schmeichlerischer Umgebung, jugendlicher Leichtsinn, übermäßiger Hang zu Vergnügungen und Verschwendung, heftige, schnell aufflammende, zur Grausamkeit verleitende Zornwuth stürzten den jungen Fürsten von Fehler in Fehler und brachten ihm bittere Früchte. Dadurch gerieth der verschwenderische Markgraf in ungeheure Schulden und ward zur Verpfändung von Brandenburg genöthigt; dadurch machte sich der despotische Regent den Polen verhaßt und verscherzte die Regierung über sie; dadurch verlor der leichtsinnige Luxemburger die Liebe seiner Gemahlin, der Königin Maria, und als König der Ungarn reizte er die Magyaren zum Widerstande und zur Empörung, weil er sich mit ausländischen Günstlingen umgab und die Rechte der Nation nicht achtete. Gegen seinen Bruder, den römischen und böhmischen König Wenzel und die übrigen Glieder des luxemburgischen Hauses, handelte er mit Verstellung, Hinterlist, Betrug, Gewalt. Obwohl von schöner, majestätischer Gestalt, seltenem Anstande in seiner äußeren Erscheinung, den ausgezeichnetsten ritterlichen Eigenschaften, großem persönlichen Muthe und einer nicht geringen Rednergabe, verstand er es doch nicht, sich bei dem Volke, das er regierte, Ansehen, Achtung, Liebe zu erwerben; es fehlten ihm Geschicklichkeit und Glück in der Kriegsführung, Ernst und Würde in vielen von seinen öffentlichen Handlungen, Festigkeit und Beharrlichkeit in seinen Ansichten und Neigungen. So war Sigmund bei manchen ausgezeichneten Eigenschaften, bei gutem Willen, bei nicht geringer Thätigkeit bis in die ersten Jahre des 15. Jahrhunderts zwar nicht gerade ein ganz schlechter, aber in vieler Hinsicht ein höchst tadelnswerther Fürst.

Betrachten wir aber die Thätigkeit und Regierungsweise Sigmund's in dem folgenden Zeitraume bis zur Eröffnung des constanzer Conciliums, so finden wir, daß im Laufe dieses Jahrzehends in seinem Charakter und in seiner Regierungsweise eine sehr vortheilhafte Veränderung eintrat. Der sonst für die Wohlfahrt seines Reiches wenig bedachte König begründet dieselbe durch vortreffliche Einrichtungen und Gesetze; der früher ränkesüchtige, durch Hader und Krieg Vortheil suchende Fürst wird nicht nur friedlich gesinnt gegen seinen Bruder Wenzel, sondern tritt auch bei fast allen seinen Nachbarn als Friedensvermittler auf, in Oesterreich, Polen, Litthauen, beim deutschen Orden und anderwärts. Obwohl nicht dem Kriege entsagend, wo derselbe durchaus nothwendig war, wie gegen die Türken, Bosnier, Serbier, Dalmatier, Venetianer,

hatten ihn doch seine Lebenserfahrungen zu der Einsicht hingeführt, daß es besser sei, Streitigkeiten durch das Wort zu entscheiden, als durch das Schwert. Daher schritt er höchst ungern und nur langsam zu den Waffen; erst wenn der Weg der Unterhandlungen und der gütlichen Verständigung ganz erschöpft war, erklärte er sich für den Krieg, der für ihn um so schwieriger zu führen war, als er wegen seiner schlechten Finanzverwaltung, außerordentlichen Prachtliebe und unmäßigen Verschwendung immer in Geldnoth sich befand und dadurch in allen raschen Ausführungen gelähmt wurde.

Seitdem er zum römischen Könige gewählt worden, suchte er vor allen Dingen dahin zu wirken, daß die seit vielen Jahren gestörte Einigkeit in der abendländischen Kirche wieder hergestellt werde.

Die Krönung Sigmund's in Aachen geschah erst im vierten Jahre nach seiner Wahl. Er selbst entschuldigte sich in einem Rechtfertigungsschreiben, daß er noch nicht nach Deutschland gekommen. Ein Krieg mit Venedig, der zunächst im Interesse Ungarns geführt wurde, endete nach drei Feldzügen mit keinem anderen Erfolge, als daß der von der Republik besetzte beste und leichteste Weg nach Italien wieder geöffnet wurde. Dagegen gelang es Sigmund's Klugheit und Thätigkeit, die meisten Fürsten und Städte Lombardiens dahin zu bringen, die Oberhoheit des deutschen Reiches wieder anzuerkennen; nur der Herzog von Mailand, der sich zur gleichen Anerkennung erbot, wenn ihm die Belehnung über Alles, was er zur Zeit inne hatte, gewährt würde, versagte, da der König es weigerte, die Oeffnung seiner Stadt. So mußte die Krönung für Lombardien unterbleiben. Aber was wichtiger als Alles war, es gelang, für das in Pisa versprochene neue Concilium die Einwilligung des Papstes Johann XXIII. zu erhalten, der vom Könige Ladislaus von Neapel damals aus Rom vertrieben war und sich an Sigmund, als den Schirmvogt der Kirche, wandte.

Das Concilium zu Constanz 1414—1418.

Wenige Kirchenversammlungen, die im Abendlande gehalten wurden, waren zur Lösung so wichtiger Fragen berufen; keine, im ganzen Mittelalter, ist größer und glänzender gewesen. Dieses Concilium war zunächst eine allgemeine Kirchenversammlung 1) zur Beilegung des päpstlichen Schisma's, welches die Pisaner Kirchenversammlung nicht gehoben hatte, indem sie zu zwei Päpsten noch einen dritten aufstellte, 2) zur Ausrottung der von Johann Huß und Hieronymus von Prag in Böhmen verbreiteten Lehren des John Wiclif, der seine Angriffe auf die Hierarchie überhaupt und auf den Verfall der Sitten des Clerus gerichtet hatte, 3) zur „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern," die nicht nur von den Fürsten und Völkern, sondern auch von den frömmsten und angesehensten Geistlichen als unumgänglich nothwendig erkannt und daher laut und dringend verlangt wurde. Aber das Concilium war zugleich eine Reichsversammlung zur Berathung über den Landfrieden und über die zum Zwecke der Hand-

habung desselben einzurichtenden Landfriedenskreise, Gerichte, Hauptmannschaften u. s. w. Ja, es war eine Art europäischen Congresses, denn es erschien hier nicht bloß eine ungewöhnlich große Anzahl geistlicher Würdenträger (außer dem Papste Johann XXIII. mit seinem zahlreichen Gefolge, 5 Patriarchen, 33 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 500 sonstige höhere Geistliche und 5300 Priester u. s. w.) und ein glänzender Kreis weltlicher Fürsten (außer dem Könige Sigmund 39 Herzöge, 32 Fürsten, 131 Grafen, 1500 Ritter und gegen 20,000 Personen, welche das Gefolge der ersteren bildeten), sondern auch 83 Gesandtschaften von Staaten außerhalb des Reiches. Selbst von Souverainen Afrika's und Asiens, welche der europäischen Welt kaum dem Namen nach bekannt waren, hatten sich Botschaften eingestellt. Und noch mehr, neben den Kirchenfürsten war die Wissenschaft und deren freie Corporationen (durch 217 Doctoren der Theologie, 361 Doctoren beider Rechte, 171 Doctoren der Medicin und 1400 Magister der freien Künste, zusammen mit einem Gefolge von fast 6000 Personen), neben den weltlichen Fürsten und Vasallen die Corporationen städtischer Gemeinden (durch Boten von 62 Reichsstädten und von 352 landsässigen Städten) vertreten.

a) Beilegung des Schisma. Von seiner Krönung in Aachen (8. November) begab sich Sigmund nach Constanz, hielt hier am Morgen des Weihnachtsfestes seinen feierlichen Einzug in die Kathedrale, wo der Papst selbst mit aller Pracht die Christmesse feierte und der König, als Diaconus gekleidet, mit der Krone auf dem Haupte, am Altare diente und das Evangelium sang. Weder der Plan des Kaisers, zuerst die Reform der Kirche vorzunehmen, noch der des Papstes, mit der Verdammung der ketzerischen Lehren zu beginnen, drang durch, vielmehr gewann der Cardinal Peter von Ailly nicht nur den König, sondern auch die Mehrzahl der Prälaten für seine Ansicht, daß ohne Aufhebung des päpstlichen Schisma's alle anderen Schritte nutzlos seien und daß man das Concilium nicht als eine Fortsetzung des pisanischen, sondern als ein selbständiges erklären müsse, also auch die Unterhandlungen mit den (in Pisa abgesetzten) Gegenpäpsten Gregor XII. und Benedict XIII. nicht zurückweisen dürfe. Ferner wurden die Hoffnungen Johann's XXIII., durch die große Zahl der italienischen Prälaten das Concilium zu beherrschen, durch eine neue Form der Abstimmung vereitelt. Denn während früher die Stimmen nach Personen gezählt wurden, theilte man jetzt die ganze Synode in 4 Nationen: die italienische, die deutsche (wozu auch die Ungarn, Polen, Dänen und Skandinavier gerechnet wurden), die französische und die englische, wozu später noch die spanische als fünfte hinzukam. Die Stimme jeder Nation wurde in besonderen Congregationen durch Zählung nach Personen festgesetzt. Wenn eine Nation über einen Punkt Beschluß gefaßt hatte, so wurde derselbe in einer allgemeinen Congregation noch einmal besprochen und, wenn er die Beistimmung der anderen Nationen erhielt, bekannt gemacht. Durch diese Einrichtung war das Uebergewicht der Italiener,

somit der Einfluß Johann's XXIII. gebrochen und dessen Schicksal entschieden.

Bald stellten zwei Cardinäle in Schriften, welche bei der Versammlung in Umlauf kamen, die Nothwendigkeit dar, daß alle drei Päpste freiwillig abdankten. Da man wußte, daß Johann dazu nicht geneigt war, so suchte man ihn durch Androhung einer Untersuchung über sein keineswegs musterhaftes früheres und späteres Leben einzuschüchtern, und er ließ sich bewegen, durch seine Entsagung der Kirche den Frieden zu geben, im Falle die beiden anderen Päpste ebenfalls abdanken würden. Als man aber weiter von ihm verlangte, daß er dem Könige Sigmund für dessen Reise zu Benedict XIII. Bevollmächtigte seiner Cession mitgebe, konnte er auf keine Weise dazu bewogen werden. Daher entstand Argwohn gegen die Aufrichtigkeit seiner Abdankung, und man zweifelte nicht mehr daran, daß Johann damit umgehe, sich durch die Flucht der Ausführung seines Versprechens zu entziehen. Auch scheint derselbe bereut zu haben, daß er so schnell nachgegeben und nicht stärkeren Widerstand versucht habe. Er mochte sich bis dahin mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß er nach seiner und der beiden Gegner Cession, zur Belohnung seiner Willfährigkeit, wieder auf den Stuhl Petri erhoben werde. Als aber der Kaiser eine neue Papstwahl in Anregung brachte, entfloh Johann, während sein Bundesgenosse, Herzog Friedrich von Oesterreich, durch ein Turnier außerhalb der Stadt die Augen der Menge auf sich zog, in der Kleidung eines Stallknechtes und mit verhülltem Gesichte aus Constanz nach Schaffhausen, einer dem Herzoge von Oesterreich gehörigen Stadt, der noch an demselben Abende ebenfalls dort ankam.

Die Synode, welche Johann durch seine Flucht aufzulösen beabsichtigte, wurde vorzüglich durch Sigmund's Besonnenheit und Umsicht zusammengehalten, und Johann Gerson, Kanzler der Universität Paris, war seit dieser Zeit die Seele der ganzen Versammlung. Als alle Versuche, den Papst zur Rückkehr zu bewegen, erfolglos blieben, so erklärte eine Congregation, von welcher die italienischen Cardinäle wegblieben, eine allgemeine Kirchenversammlung habe ihre Gewalt unmittelbar von Christus, Jedermann, selbst der Papst, müsse ihr gehorchen in Allem, was den Glauben, die Aufhebung des Schisma's und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern angeht. Darauf schritt das Concilium zur Absetzung Johann's auf den Grund von 54 Klageartikeln (deren 70 erhoben worden waren). Der Kurfürst Friedrich von Brandenburg hatte sich schon seiner Person bemächtigt und brachte ihn nach seiner Absetzung auf das Schloß Gottlieben bei Constanz, wo damals auch Johann Huß gefangen saß. Um aber Verbindungen des Abgesetzten mit seinen Anhängern auf dem Concilium zu verhindern, übergab Sigmund ihn dem zum Schirmvogte des Conciliums ernannten Pfalzgrafen Ludwig, der ihn auf das Schloß zu Heidelberg und nach einigen Jahren auf die Veste Mannheim brachte, endlich aber für 30,000 Ducaten freiließ (1418), wie es scheint, ohne Willen des römi-

schen Königs. Wenige Monate später starb er (als Cardinalbischof von Frascati) zu Florenz (im December 1418).

Nach der Absetzung Johann's XXIII. ließ auch der 88jährige Greis Gregor XII. durch einen Bevollmächtigten dem Concilium seine Abdankung erklären. Um nun auch Benedict XIII. zur Abdankung zu bewegen, unternahm Sigmund selbst, in Begleitung von 15 Deputirten des Conciliums, eine Reise nach Perpignan, wo er mit Benedict und mit dem Könige Ferdinand von Aragonien zusammentraf. Vergebens boten Sigmund und Ferdinand Alles auf, Benedict zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Dieser behauptete, er sei der einzig wahre Papst, und da durch die Absetzung und Entsagung seiner Gegner das Schisma factisch aufgehoben sei, so brauche man ihn nur überall anzuerkennen, um die Einheit der Kirche wieder herzustellen; eine neue Papstwahl würde das Schisma nur erneuern. Auch die Drohung der spanischen Könige, sich seiner Obedienz zu entziehen, wenn er nicht nachgebe, beugten nicht seine Hartnäckigkeit. Als er sich in Perpignan nicht mehr gesichert glaubte, entfloh er nach der in der Geschichte des Cid berühmten Bergfestung Peniscola, in der Nähe von Valencia. Darauf sagten sich die drei spanischen Könige (von Aragonien, Castilien und Navarra) von der Obedienz Benedict's XIII. los, und diesem Schritte folgten bald Portugal und Schottland. In Folge dessen wurden die spanischen Prälaten und Fürsten zum Besuch der Kirchenversammlung in Constanz eingeladen, wo sie die fünfte Nation (s. S. 540) bildeten. Benedict aber schleuderte von seiner Felsenburg aus gegen das Concilium den Bann, um den sich Niemand kümmerte. So hatte Sigmund durch seine unermüdlichen Anstrengungen es dahin gebracht, daß sämmtliche christliche Nationen des Abendlandes sich zur Beendigung des Schisma's vereinigten.

Auf seiner Rückreise von Perpignan erhielt Sigmund in Lyon eine Einladung des Königs Karl VI. von Frankreich, nach Paris zu kommen und einen Frieden zwischen den Franzosen und Engländern (nach der Niederlage der Franzosen bei Azincourt, 25. October 1415) zu vermitteln. Dieses Friedensgeschäft führte ihn auch nach London, aber die vom Sieger gestellten Bedingungen waren so schimpflich und nachtheilig für Frankreich, daß sie in Paris verworfen wurden und Sigmund alle seine Bemühungen und seine Hoffnungen auf die wohlthätigen Folgen des Friedens für die schnellere Beendigung der Kirchenangelegenheiten vereitelt sah. Inzwischen hatte das Concilium die Absetzung Benedict's als „eines meineidigen, hartnäckigen, verstockten Schismatikers und Ketzers“ ausgesprochen. Er aber fuhr fort, sich auf seiner Felsenburg für den rechtmäßigen Papst und das Oberhaupt der allgemeinen Kirche zu halten, und den Drohungen der spanischen Könige, ihn mit Waffengewalt oder durch Hunger zu bezwingen, wozu der römische König sie aufforderte, antwortete er mit Bannflüchen.

Gerade damals, als alle Schwierigkeiten, welche der Kircheneinheit entgegenstanden, aus dem Wege geräumt waren, erhob sich in dem

Schooße des Conciliums ein kräftiger Widerstand gegen Sigmund. Während der König vor allen Dingen die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern betrieben haben wollte, behaupteten die Cardinäle, daß ohne Oberhaupt der Kirche in dieser Sache nichts vorgenommen werden könnte und es daher unumgänglich nothwendig sei, vorerst die Wahl eines neuen Papstes vorzunehmen.

Zwar stellte Niemand die Nothwendigkeit der Reformation in Abrede; jedoch herrschte in Rücksicht der Art und Weise, wie und von wem die Kirche reformirt werden sollte, eine große Verschiedenheit der Ansichten. Vielen war es anstößig, daß der weltliche Einfluß des römischen Königs dabei der vorherrschende sein sollte; theils fürchteten sie, daß dadurch der geistliche Standpunkt der Sache verrückt werde, theils wollten sie zum Nachtheile der übrigen Nationen und Fürsten den Deutschen und dem römischen Könige nicht einen Vorrang und ein Vorrecht zugestehen. Alle diese Befürchtungen schienen beseitigt, wenn die Kirche ein Oberhaupt hatte und von diesem die Reformation ausging. Daß aber der neue Papst dem allgemeinen Verlangen nach Besserung der kirchlichen Einrichtungen widerstehen oder dieselbe ganz versagen sollte, dachten sich die Nationen nicht möglich; um so leichter war es daher den Cardinälen, die Mehrzahl derselben für ihre Ansichten zu gewinnen. Ganz besonders förderlich aber war es ihrer Sache, daß der für die Reformation so eifrig und oft in Reden und Schriften aufgetretene Cardinal von Cambray die Wahl eines neuen Papstes vor der Kirchenreformation auf das dringendste empfahl. Gleiche Ansichten sprach auch sein Freund, der pariser Kanzler Johann Gerson aus, was hinreichte, die Franzosen für die Cardinäle zu gewinnen. Sobald auch die Engländer zu den Cardinälen übergetreten waren, stand die deutsche Nation vereinzelt, und als auch in ihren Reihen selbst der Abfall einriß, so konnte Sigmund nichts mehr ausrichten. Er stimmte endlich in die Vornahme der Papstwahl ein, unter der Bedingung, daß der neue Papst unmittelbar nach seiner Wahl und noch vor seiner Krönung in Gemeinschaft mit dem Concilium das Reformationswerk vornehme und zu Ende führe. Auch die deutsche Nation trat diesem Verlangen Sigmund's bei und die Cardinäle sagten die Erfüllung desselben zu.

Nachdem nun 18 verschiedene Reformationspunkte (z. B. über die Zahl und Nation der Cardinäle, über die Reservationen des päpstlichen Stuhles, über die Annaten, über die Appellationen an den römischen Hof, über die Einkünfte der erledigten Beneficien, über Ausrottung der Simonie, Dispensationen, Indulgenzen, Zehnten u. s. w.) festgesetzt worden und man sich über den Modus der Papstwahl dahin geeinigt hatte, daß diesmal 6 Deputirte von jeder Nation (also im Ganzen 30) das Wahlgeschäft mit den (23 anwesenden) Cardinälen gemeinschaftlich vornehmen sollten, erfolgte die Wahl in dem als Conclave eingerichteten Kaufhause zu Constanz. Obgleich Anfangs jede Nation den Papst aus ihrer Mitte gewählt haben wollte, so einigten sich doch schon am dritten Tage (11. November 1417) die Stimmen auf den

Cardinal-Diacon Otto von Colonna, der sich als Papst nach dem Heiligen des Wahltages Martin V. nannte. Noch an demselben Tage fand unter großem Pomp die Inthronisirung des neuen Papstes Statt. Der römische König, die deutschen Reichsfürsten, die Gesandten fast aller europäischen Fürsten, der Magistrat und die Bürger von Constanz holten mit der gesammten Geistlichkeit den Papst aus dem Conclave ab und führten ihn nach dem Münster. Jedermann war zu Fuß, nur Martin ritt auf einem schneeweißen Pferde, das mit rothem Tuche bedeckt war. Der römische König führte es am Zaume zur rechten Seite, zur linken der Kurfürst von Brandenburg. Der Papst ertheilte Allen den Segen und reichte den ihm zunächst gehenden Fürsten und Prälaten freundlich die Hand. Nachdem Martin unter vielen Feierlichkeiten im Münster auf den Altar gesetzt, d. h. inthronisirt worden war, nahm er von dem bischöflichen Palast, den früher Johann XXIII. bewohnt hatte, Besitz.

b) Johann Huß. Nachdem schon im 14. Jahrhundert mehrere Reformatoren in Böhmen aufgetreten waren, brachte Hieronymus Faulfisch, ein Schüler des Professors Johann Huß an der Universität zu Prag, von Oxford, wo er studirt hatte, mehrere Schriften des englischen Reformators John Wiclif († 1384) mit, in welchen dieser vorzugsweise die Mönchsgelübde und die katholische Lehre von der Brotverwandlung im h. Abendmahle angegriffen hatte, ohne jedoch die Bildung einer neuen kirchlichen Gemeinde zu bezwecken*). Da der Verfasser dieser Schriften von der Kirche als Ketzer erklärt worden war, so entschloß sich Huß erst nach einigem Bedenken, sie zu lesen. Doch machte er bald viele Ansichten Wiclif's zu den seinigen und verbreitete dieselben sowohl vom Katheder, als von der Kanzel; auch fand er bei seinen Landsleuten vielen Beifall. Selbst König Wenzel bezeugte unverhohlen seinen Wohlgefallen an Hussens Angriffen auf die Sitten und Reichthümer der Geistlichkeit; er erklärte das vom Erzbischofe von Prag veranlaßte Verbrennen wiclifischer Schriften für gesetzwidrig und sprach den Eigenthümern derselben eine Entschädigung aus den erzbischöflichen Einkünften zu.

Im Jahre 1411 ließ Papst Johann XXIII. einen allgemeinen Ablaß für diejenigen verkündigen, welche ihn in seinem Kriege gegen den excommunicirten König Ladislaus von Neapel unterstützten. Ablaß-Commissarien wurden zur Erhebung von Geldern auch nach Böhmen geschickt. Kaum war die päpstliche Ablaßbulle in Prag bekannt gemacht worden, so traten Huß und sein Freund Hieronymus Faulfisch, letzterer zwar kein Priester, aber doch Baccalaureus und Magister der Theologie, dagegen auf; jener in Predigten vor dem Volke und in gelehrten Disputationen vor den Studenten, der andere, verwegener und heftiger, in Handlungen, indem er die Ablaßbulle unter dem Galgen öffentlich verbrennen ließ. Die Ablaßprediger wurden verspottet, mißhandelt,

*) Ueber Wiclif handelt ausführlicher Reinhold Pauli, Bilder aus Alt-England, S. 210 ff.

verfolgt. Der Magistrat von Prag wollte sie schützen und ließ einige Anführer der Ruhestörer ergreifen und des Nachts enthaupten. Das Volk gerieth über diese Hinrichtungen in Wuth, stürmte das Rathhaus, bemächtigte sich der Leichname der Hingerichteten und verehrte sie als Reliquien von Martyrern. Ungewiß ist, ob Klugheit oder Scheu vor Kraftentwicklung den König Wenzel bestimmte, ruhiger Zuschauer bei diesen Bewegungen in seiner Hauptstadt zu bleiben. Wahrscheinlich aber ist es, daß Huß an seinem Könige eine geheime Stütze gegen die Geistlichkeit hatte, doch wollte Wenzel die Sache nicht auf die Spitze getrieben haben. Denn als die Nachricht nach Prag gelangte, daß Huß in den Bann gethan und die Stadt Prag mit dem Interdict belegt worden, so mochte der böhmische König doch ernstlichere Folgen für seine Regierung aus diesen Streitigkeiten fürchten. Ohne Huß aufzugeben, war es ihm doch nicht lieb, daß dessen Gegenwart in Prag ferner Veranlassung zu Unruhen und blutigen Auftritten gebe. Nachdem Huß gegen den Bann und das Verfahren des Papstes protestirt hatte, verließ er Prag, begab sich zuerst nach seinem Geburtsorte, dessen Gutsherr Niclas von Hussinecz, stolz auf den berühmten Rector der prager Universität, ihn schützte und ungestört predigen ließ. Dann predigte er auch in mehreren anderen umliegenden Orten, oft auch auf freiem Felde, wohin Tausende zusammenströmten, aus dem Munde des vielbesprochenen Mannes selbst die Lehrsätze zu vernehmen, die im ganzen Lande so viel Aufsehen erregten.

Als der römische König Sigmund über ein allgemeines Concilium mit Papst Johann am Ende des Jahres 1413 übereingekommen war, wurde Huß auch vor dasselbe geladen, um sich wegen der angeschuldigten Ketzerei zu rechtfertigen. Nachdem Huß die Gewißheit von dem römischen Könige erlangt hatte, daß er ihn in seinen besonderen Schutz nehmen werde, zeigte er sich bereit, vor dem Concilium zu erscheinen und sich daselbst über seine Lehrsätze zu verantworten, obschon er von einer trüben Ahnung erfüllt war, daß er für seine Ueberzeugung werde sterben müssen. Sigmund versprach ihm in einem besonderen Geleitsbriefe, sowohl auf der Hinreise zum Concilium, als auf der Rückkehr, seinen und des Reiches Schutz und Schirm. Man kann nicht behaupten, daß sich Huß nach seiner Ankunft in Constanz versöhnlich oder auch nur vorsichtig benommen habe. Indem er in der großen Menge neugieriger Zuhörer warme Anhänger erblickte, fuhr er fort, die in Böhmen gepredigten Lehren am Orte des Conciliums, gewisser Maßen unter den Augen des Papstes, zu verbreiten. Dieser ließ ihn, nach einem vergeblichen Fluchtversuche, ohne Rücksicht auf den königlichen Geleitsbrief, in gefänglicher Haft halten.

Das Concilium verdammte in der 8. öffentlichen Sitzung, welcher auch Sigmund beiwohnte, die Lehrsätze des Wiclif und drang nach Johann's XXIII. Absetzung darauf, daß vor Allem Huß gerichtet werde. Ehe Huß auf dem Concilium öffentlich auftrat, machte man noch den

Versuch, ihn zum Widerrufe zu bewegen, erhielt aber keine andere Erklärung, als daß er sich der Entscheidung des Conciliums unterwerfe.

Huß hatte aber nicht allein solche zu Feinden auf dem Concilium, welche seine Lehrsätze in Rücksicht auf den Glauben als ketzerisch verdammten, sondern auch alle die, welche zu den Nominalisten in der scholastischen Philosophie gehörten. Die deutschen Theologen, welche größtentheils zu dieser Seite des Scholasticismus hinneigten, waren ihm schon gram, weil er früher auf der Universität Prag sich als Hauptgegner der deutschen Nation bewiesen und nicht wenig zur Zurücksetzung derselben beigetragen hatte. Die Theologen Frankreichs, ganz besonders entschiedene Nominalisten und heftige Gegner der Realisten, mochten in der Verurtheilung des Huß einen Triumph ihres philosophischen Systems sehen. Daher waren auch der Cardinal von Cambray und vor allen Johann Gerson, der Pariser Kanzler, heftige Gegner der realistischen Grundsätze des böhmischen Professors.

Das Concilium ließ dem Huß die Freiheit über einen jeden der 39 Klageartikel, wovon die meisten die oberste Autorität des Papstes bestritten, andere die Kircheneinrichtungen angriffen, seine Ansicht zu entwickeln und sich zu verantworten. Von mehreren längnete er, daß sie seine Meinung enthielten, indem seine Gegner dieselben entweder verdreht und unvollständig oder aus dem Zusammenhang gerissen hätten. Die meisten aber vertheidigte er als richtige Lehrsätze und suchte sie aus der Bibel und den Kirchenvätern als Sätze des wahren Glaubens zu rechtfertigen. Er wollte sie nur widerrufen, wenn man ihn von ihrer Unrichtigkeit überzeugt habe.

Nachdem (am 15. Juni) in der 13. öffentlichen Sitzung, welcher auch der römische König beiwohnte, gegen die Lehre des Jakob von Mies, daß auch die Laien das Abendmahl unter beiden Gestalten empfangen müßten, ein Beschluß erlassen worden war, welcher sie als eine gegen den Kirchengebrauch gehende gefährliche Neuerung erklärte, schritt man endlich auch zur Verurtheilung des Huß selbst, der ungeachtet aller möglichen Versuche nicht zum Widerruf seiner Lehre zu bewegen war. Am 6. Juli ward die Verdammung des Huß ausgesprochen. Huß hatte das nicht anders erwartet; als er aus dem Gefängnisse abgeholt ward, hatte er sich schon zum Tode vorbereitet, von seinen Freunden und Anhängern schriftlich Abschied genommen und sie zur Festigkeit in ihrem Glauben ermahnt. Der Urtheilsspruch lautete: „Johannes Huß, offenbarer, unverbesserlicher, hartnäckiger Ketzer, dessen Irrthümer die Kirche schon längst verurtheilt, der Aufruhr gelehrt und gepredigt, das Ansehen der Kirche gelästert hat, werde des Priesterthums entsetzt und aller Weihen beraubt, sodann (zur Bestrafung) dem weltlichen Arm übergeben, da die Kirche nichts mehr mit ihm zu thun habe.“ Das Urtheil ward noch denselben Tag vollzogen. Unmittelbar nach seiner Verlesung schritt man zur Degradirung des Huß. Er ward vollständig als Meßpriester angekleidet und ihm ein Kelch in die Hand gegeben. Nach nochmaliger, aber vergeblicher Aufforderung zum Widerruf, ent-

setzten ihn die Bischöfe des Priesterstandes, indem sie ihm zuerst den Kelch, dann alle Priesterkleidungsstücke nahmen, unter den in diesem Falle üblichen, furchtbaren Verwünschungsformeln. Unter Verwünschungen seiner Seele übergab man ihn der weltlichen Obrigkeit, dem römischen Könige, mit der Bitte, daß er ihn nicht tödten, sondern nur in immerwährender Gefangenschaft halten möchte. Der König übergab Huß dem zum Beschirmer des Conciliums angeordneten Pfalzgrafen Ludwig mit den Worten: „Lieber Fürst, weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Bestrafung derer, die Böses thun, so nimm diesen Mann, Johann Huß, und vollziehe an ihm in unserem Namen die Strafe, die ihm als einem Ketzer gebühret." Das Gesetz aber bestimmte nach dem Schwaben- oder Kaiserspiegel, daß Ketzer, nachdem sie von dem geistlichen Richter überführt worden, dem weltlichen Arm überliefert und verbrannt werden sollen. Die Hinrichtung selbst ward noch an demselben Tage vollzogen. Huß ging festen Schrittes, ohne Aeußerung von Reue und Furcht, Psalmen singend und betend, zum Tode. Nachdem er sich mit einem kurzen Gebete zum Tode vorbereitet, den Beichtvater aber abgewiesen, da an dessen Absolution die Abschwörung seiner Lehre als Bedingung geknüpft war und er allen seinen Feinden Verzeihung zu geben zum Allbarmherzigen gebetet hatte, ergriffen ihn seine Wächter und banden ihn mit einer Kette an einen Pfahl. Die Flammen erstickten bald seine Stimme und endigten das Leben des im 44. Jahre stehenden Mannes, dessen Festigkeit und Unerschütterlichkeit selbst seine entschiedensten Gegner bewunderten. Damit seine Freunde und Anhänger nicht die Ueberreste ihres Lehrers als Reliquien sammelten und verehrten, ward seine Asche sorgfältig gesammelt und in den Rhein geworfen. Auch alle Kleidungsstücke und sonstige Habseligkeiten des Huß wurden verbrannt und vernichtet. Die Böhmen aber gruben dessen ungeachtet die Erde an der Stelle, wo Huß verbrannt worden war, aus, brachten sie nach Prag und verehrten sie wie die kostbarsten Reliquien eines Heiligen.

In Huß war das Vorgefühl, daß bald nach ihm neue Reformatoren kommen würden, die weiter gingen, als er; daher sagte er, mit Anspielung auf seinen Namen Huß, der im Böhmischen Gans bedeutet: die Gans ist ein zahmes Thier, das als Hausthier sich nicht weit entfernt und hoch fliegt, aber es werden andere Vögel kommen, welche mit hohem Fluge alle Schlingen der Feinde durchbrechen. Diese Aeußerung mag veranlaßt haben, daß man in der Zeit Luther's mehrere Prophezeiungen der Reformation, als von Huß ausgegangen, erdichtet hat.

Dasselbe Schicksal erlitt sein Freund, Hieronymus von Prag, der nach Constanz gekommen war, um Huß zu vertheidigen, dann, als er die Erfolglosigkeit dieses Unternehmens einsah, nach Böhmen zurückkehren wollte, aber unterwegs erkannt und dem Concilium ausgeliefert wurde. Viermonatliche Gefangenschaft in Ketten, Mangel an allen gewohnten Lebensbedürfnissen, Krankheit, der wohlmeinende Rath frommer und gelehrter Männer hatten des Hieronymus Festigkeit und Willens-

kraft in der Weise gebrochen, daß er sich dem Concilium ganz und gar unterwarf, alle seine dem katholischen Glauben widerstreitenden Lehren widerrief und abschwur. Hätte man sich mit diesem Widerruf begnügt, wozu mehrere Cardinäle auf das eindringlichste aufforderten, so wären vielleicht die aufs höchste erbitterten Böhmen einiger Maßen beschwichtigt worden. Aber in einer allgemeinen Versammlung der Nationen ward Hieronymus von Neuem verschiedener Irrlehren angeklagt und zwar nicht allein solcher, die er etwa nach seinem Widerruf, sondern in früherer Zeit vorgetragen habe. Er läugnete von den meisten, daß sie seine Lehrmeinungen seien, rechtfertigte sich auch in Betreff einiger Punkte, gestand aber zu, daß er bei seinem Aufenthalt in England die Schriften Wiclif's gesammelt und sie nach Böhmen gebracht habe; und wenn er auch nicht alle Lehren dieses Mannes billige, so kenne er doch auch viele vortreffliche von demselben. Da er aber in dem dritten Verhöre sah, daß er ungeachtet alles Läugnens als ein der Ketzerei Ueberführter werde verurtheilt werden, so sprach er mit fester Stimme: „Ich gestehe mit Schaudern, daß die Furcht allein vor dem Scheiterhaufen mir gegen mein Gewissen die Zustimmung zu der Verurtheilung der Lehre des Johann Wiclif und des Huß abgepreßt hat, und ich erkläre hiermit meinen früheren Widerruf für das größte Verbrechen, das ich je begangen habe, bin aber jetzt entschlossen, Wiclif's und Hußens Lehre bis in den Tod zu bekennen, als eine reine und heilige Lehre, wie deren Leben selbst heilig und untadelig gewesen.“ Hieronymus schloß seine Rede mit einem heftigen Ausfall gegen den Hochmuth, die Habsucht, die Sittenlosigkeit der Päpste, der Cardinäle, des ganzen Clerus. War Huß trotz des königlichen Geleitsbriefes als Irrlehrer hingerichtet worden, so konnte Hieronymus als rückfälliger Ketzer dem Feuertode nicht entgehen. Nachdem er als solcher verurtheilt worden, wurde er zur Hinrichtung, wie die Gesetze bestimmten, dem weltlichen Gerichte überliefert. Noch an demselben Tage endigte er an gleicher Stätte und in gleicher Weise, wo und wie Huß verbrannt worden.

War Johann Huß mehr der Mann des böhmischen Volkes und übte auf dasselbe den größten Einfluß, so galt Hieronymus Alles bei dem Adel. Daher kam es, daß seine Hinrichtung in Böhmen noch größere Wirkung hervorbrachte, als die des Huß. War durch letztere Böhmen schon in eine dumpfe Gährung versetzt und schlugen schon hie und da die Flammen des Aufruhrs aus, so war die Nachricht, daß auch Hieronymus auf dem Scheiterhaufen für seinen Glauben geendet, hinreichend, ganz Böhmen, die Herren wie das Volk, in völligen Aufruhr zu bringen.

c) Die Reform der Kirche. Gleich am Tage nach der Krönung des Papstes Martin V. drangen die 5 Nationen darauf, daß die Kirchenreformation vorgenommen werde. Martin schien dazu bereit und ernannte 6 Cardinäle, um mit den Bevollmächtigten der Nationen an dem Reformationsgeschäfte zu arbeiten. Allein die Cardinäle wichen in ihren Ansichten über die zu reformirenden Punkte sehr bedeutend von

der Meinung der Abgeordneten der Nationen ab und diese waren wieder unter sich gar nicht einig. Daher trat der Papst mit jeder Nation einzeln in Unterhandlung; so entstanden vier Concordate; denn mit den Italienern, welche ganz mit dem Papste einverstanden waren, brauchte er keins abzuschließen. Da jedoch diese Concordate, welche auf 5 Jahre Gültigkeit haben sollten, nicht die Bestätigung der Regierungen erhielten (das Concordat mit der deutschen Nation wurde wenigstens nicht auf einem Reichstage den Ständen vorgelegt), sie aber auch keineswegs dem Inhalte nach den Erwartungen von dem Reformationswerke entsprachen, so mußte man dieses als mißlungen ansehen.

d) Reichsangelegenheiten. Die Thätigkeit Sigmund's in Constanz blieb keineswegs auf kirchliche Angelegenheiten beschränkt, sondern die Anwesenheit so vieler weltlicher Fürsten und Herren wurde dazu benutzt, eine Menge von unerledigt gebliebenen Geschäften der Reichsverwaltung vorzunehmen. Fast täglich sah man den König Bestätigung von Reichslehen vollziehen, deren Inhaber schon seit langer Zeit der verfassungsmäßigen Erneuerung der Belehnung durch Sigmund's Hand geharrt hatten. Die folgenreichste aber unter allen Staatshandlungen, welche König Sigmund bei seinem ersten Aufenthalte in Constanz vornahm, war die Erhebung des Burggrafen Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern zum Kurfürsten und Erzkämmerer des Reiches (30. April 1415). Die feierliche Belehnung desselben mit der Mark Brandenburg, die er schon seit 1411 als Landesverweser in Besitz hatte, erfolgte erst bei Sigmund's zweitem Aufenthalte in Constanz (18. April 1417). Dem Hause Luxemburg war das Wiedereinlösungsrecht vorbehalten und die dafür zu leistende Abstandszahlung ward damals (1415) auf 400,000 ungarische oder Goldgulden festgesetzt*). So wurde die besondere Kurstimme Brandenburgs (auch als Gegengewicht gegen die feindselige des mainzer Kurfürsten) hergestellt und Sigmund zeigte, daß er von dem Eigenen zu opfern bereit sei, um des Allgemeinen willen.

Der Hussitenkrieg 1419—1436.

Papst Martin V. sandte den Cardinal Johann Dominici nach Böhmen, um die Anhänger des Huß mit Hülfe des weltlichen Armes der Kirche wieder zu unterwerfen. Als dieser sah, daß er durch Predigten und Ermahnungen in Prag nichts ausrichte, begab er sich nach Slan, wo ebenfalls schon, der Lehre des Jakob von Mies zufolge, das Abendmahl unter beiden Gestalten den Laien gereicht wurde. Da er hier das auf dem Altar befindliche Behältniß für die Kelche auf den Boden warf und einen hussitischen Priester und einen Laien, die sich widersetzt hatten, durch Feuer hinrichten ließ, auch an anderen Orten durch die

*) Die herkömmliche Erzählung von dem Verkauf der Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern ist erst im Anfange 17. Jahrhunderts aus einer oberflächlichen Auffassung der Verhandlungen entstanden.

Mitwirkung des prager Erzbischofes eine strenge Verfolgung der Hussiten, wenn auch ohne Hinrichtungen, eintrat, so wandten sich die Bürgermeister der drei prager Städte an Wenzel, der auch Anfangs eine den Calixtinern (wie man sie nach dem Gebrauche des Kelches gewöhnlich benannte) günstige Antwort ertheilte und für ihren Gottesdienst drei Kirchen in Prag anwies. Allein da die täglichen Uebergriffe der Hussiten und die Umtriebe ihrer Häupter, des Nicolaus, Gutsherrn von Hussinecz (bei welchem der aus Prag vertriebene Huß ein Asyl gefunden hatte), und des Johann Zizka, Edelmannes von Trocznow (der in seiner Jugend ein Auge verloren hatte, aber nicht deßhalb Zizka hieß), selbst den Thron bedrohten, so trat plötzlich eine Aenderung in der Gesinnung des böhmischen Königs gegen die neuen Lehren ein. Die Hussiten, unter Leitung des Johann Zizka, veranstalteten in Prag eine Procession, mit Vortragung des Kelches, als des Symbols ihres Glaubens, und verlangten von dem Bürgermeister und den Schöffen die Freilassung einiger (wahrscheinlich wegen Ruhestörungen) in Haft gehaltener Calixtiner. Da der Magistrat diesem Ansinnen nicht willfahrte und zu gleicher Zeit vom Rathhause aus mit Steinen auf die Calixtiner geworfen und der Priester, welcher den Kelch trug, getroffen wurde, so drangen Zizka und eine Schaar kräftiger Männer in das Rathhaus der Neustadt, ergriffen den Bürgermeister, den Stadtrichter, drei Räthe und vier Gerichtsdiener, welche sie sämmtlich zu den Fenstern heraus auf die Straße stürzten, wo sie von dem wüthenden Volke mit Spießen, Heugabeln und Schwertern aufgefangen und martervoll umgebracht wurden. Die Aufrührer riefen alle Bürger der Neustadt, unter Androhung des Todes und der Verbannung, unter die Waffen, besetzten das Rathhaus, plünderten und verbrannten die Gebäude der Katholiken. Daß Wenzel, auf die Nachricht von dem Aufstande der Neustadt, vom Schlage gerührt und kurze Zeit darauf gestorben sei, ist eine falsche Nachricht; vielmehr scheint er, als er Anstalten traf, die Hussiten als Aufrührer zu vernichten, von seinen Höflingen und Räthen, welche größtentheils Hussiten waren und für ihr Leben fürchteten, in ähnlicher Weise, wie die Kaiser Tiberius und Domitianus, erstickt und getödtet worden zu sein.

Die Nachricht von Wenzel's Tode ermuthigte die Hussiten zu neuen Verfolgungen der Katholiken, insbesondere waren die Geistlichen und Mönche der Wuth eines rasenden Pöbels ausgesetzt, der in den katholisch gebliebenen Kirchen Alles zerstörte, werthvolle Sachen raubte und mit dem heiligen Chrisam sich die Schuhe und Stiefel einschmierte. Da man aber einen Kampf mit Wenzel's Nachfolger, Sigmund, voraussah, so suchten Zizka und Nicolaus von Hussinecz den Aufstand über ganz Böhmen zu verbreiten. Zu diesem Zwecke veranstalteten sie Volksversammlungen auf Bergen, die sie Tabor, Horeb u. s. w. benannten; auf dem schon früher befestigten Tabor wurde eine überaus feste Stadt als Zufluchtsort der Hussiten angelegt, welche sich seitdem auch Taboriten nannten.

Erster Kriegszug Sigmund's nach Böhmen 1420. Während sich die hussitischen Lehren schnell über Mitteleuropa, von Ungarn und Polen bis nach den Niederlanden, verbreiteten, erschien Sigmund mit einem aus Ungarn, Schlesien, Mähren, der Lausitz gesammelten Heere in Böhmen und vereinigte sich bei Prag mit den von Westen herankommenden deutschen Kriegsvölkern. Die Anzahl der letzteren soll über 100,000, das ganze Heer über 150,000 Mann betragen haben, wobei ohne Zweifel auch die Besatzungen der Städte und die einzelnen abgesandten Corps mitgerechnet sind. Sie waren bereits mit Kammerbüchsen und Kanonen versehen. Die Prager mit ihren Hülfsvölkern waren nur halb so zahlreich und weniger gut bewaffnet, als ihre Gegner. Die Waffen der Meisten bestanden nur in Spießen und mit Eisen beschlagenen Dreschflegeln, aber was ihnen an Zahl und Bewaffnung abging, das ersetzten sie durch verzweifelte, bis zum Fanatismus gesteigerte Tapferkeit und durch das überwiegende Feldherrentalent ihres Führers Johann Zizka. Bei dem allgemeinen Sturme auf Prag, den Sigmund am 14. Juli unternahm, sollten die Meißner und Thüringer den mit Mauern, Gräben, Thürmen wohlverschanzten Witkowberg erstürmen, aber, als Zizka an der Spitze der Taboriten in sie hereinbrach, die ein Priester, das Sacrament in der Hand haltend, zum heiligen Kampfe anfeuerte, da wandten die Meißner sich in wilder Flucht, 300 wurden erschlagen, eine größere Anzahl tödtlich verwundet und gefangen. Zur Erinnerung an diese tapfere Vertheidigung des Witkow durch Zizka, welche Prag rettete, heißt der Berg noch jetzt Zizkaberg. Beschämt und niedergeschlagen führte Sigmund das Heer ins Lager zurück. Dennoch nahm er die von den gemäßigten Calixtinern zu Prag ihm vorgelegten vier Prager Artikel, in welchen Freiheit des Gottesdienstes, Austheilung des Abendmahles unter beiden Gestalten u. s. w., gefordert wurde, nicht an, da der päpstliche Legat sich auf das bestimmteste dagegen erklärte. Als die Prager gegen die Taboriten immer mißtrauischer wurden, verließen diese die Hauptstadt, um ihre Verheerungen durch das ganze Königreich zu tragen. Die Prager aber unternahmen die Belagerung des noch von den Königlichen besetzten Wissehrad und brachten dem Entsatzheere, welches Sigmund herbeiführte, eine gänzliche Niederlage bei, fast ohne eigenen Verlust (1. November). Der König selbst war unter den Fliehenden; der Wissehrad ging in die Hände der Prager über, die ihn durch gänzliche Zerstörung der Mauern für die Zukunft unschädlich machten. Seitdem liegt dieser einst prachtvolle Stadttheil öde und unangebaut, nur Ruinen erinnern an die ehemaligen schönen Gebäude.

Ein Theil der böhmischen Stände versammelte sich in Prag und beschloß, daß das luxemburgische Haus aufgehört habe, in Böhmen zu regieren, aber über die neue Königswahl konnten sie sich nicht einigen. Nicolaus von Hussinecz, der sich selbst Hoffnung auf die Krone gemacht hatte, verließ unzufrieden Prag; in einem Hohlwege begegnete er einem Wagen, dem er nicht ausweichen wollte, sein Pferd bäumte sich, er

stürzte in einen Graben und starb nach wenigen Tagen in Prag. Seitdem trat Zizka als alleiniger Führer an die Spitze der Taboriten und nannte sich „Johann vom Kelch, Hauptmann der Taboriten."

Inzwischen hatte der Fanatismus der Hussiten neue Secten hervorgebracht, welche nicht bloß einzelne Dogmen und Ceremonien, sondern das Evangelium und jede positive Religion verwarfen. Gnostische und Waldensische Lehren zeigten sich bei der Secte der Adamiten, welche durch Zurückgehen auf den Naturzustand des Menschen mitten unter der Civilisation zur gänzlichen Entsittlichung führte, aber in Böhmen und Mähren schnell Anhänger fand. Zizka, der Einigkeit des Landes verlangte, richtete gegen solche Schwärmer seine ganze Wuth und gewann dadurch immer mehr die Partei der Gemäßigten für sich. Ein Landtag zu Czaslau erklärte Sigmund des böhmischen Thrones verlustig und constituirte Böhmen als eine Republik unter 20 Directoren.

Schon im Frühjahre 1421 war, mit Ausnahme mehrerer Festungen an der nördlichen Grenze gegen das sächsische Erzgebirge hin, welche mit thüringischen Besatzungen versehen waren, und einiger Orte im Süden gegen Oesterreich hin, das ganze Königreich Böhmen für Sigmund verloren. Ehe die Hussiten ihre Waffen über die Grenzen Böhmens trugen, waren sie bedacht, die wenigen festen Städte längs des sächsischen Erzgebirges und im Süden des Königreiches gegen Oesterreich hin sich zu unterwerfen. Während die Prager gegen die ersteren zogen, wandte sich Zizka mit den Taboriten nach Mittag. Die Prager fanden bei der Festung Brix tapferen Widerstand an dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, und mußten sich bis jenseits der Eger zurückziehen. Gleichzeitig ward im Süden Zizka bei der Belagerung von Raby durch einen Pfeil an dem einzigen noch gesunden Auge so verwundet, daß er gänzlich erblindete. Doch zeigte sich bald, daß sein Name hinreichend war, die feindlichen Heere in die Flucht zu jagen und seine Taboriten in die größte Kampfeswuth zu versetzen.

Sigmund's zweiter Zug nach Böhmen 1421—22. Schon im Frühjahre 1421 war auf einem Reichstage zu Nürnberg von den Reichsständen in Abwesenheit des Königs ein neuer Zug zur Ausrottung der hussitischen Ketzerei beschlossen worden und Sigmund hatte versprochen, im August auch mit seinen Ungarn und anderen Hülfsvölkern in Böhmen einzutreffen. Zudem forderte der Papst wiederholt die rechtgläubigen Fürsten und Völker zu einem Kreuzzuge gegen die Hussiten auf. Das regelmäßige Heer, welches die deutschen Fürsten zusammengebracht hatten, zählte 80,000 Mann, eine nicht viel geringere Zahl strömte als freiwillige Kämpfer für den wahren Glauben herbei.

Nachdem das deutsche Reichsheer sich um Saatz versammelt, die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüstet, alle gefangenen Hussiten grausam niedergemacht oder verbrannt, sechs Mal vergeblich das nur mit einer geringen Besatzung versehene Saatz bestürmt hatte, glaubte es seiner Pflicht Genüge geleistet zu haben. Auf die Nachricht, daß Zizka, der blinde Taboritenführer, und die Prager im Anzug seien, waren sie

sogleich auf die Flucht bedacht. Verfolgt von den nachziehenden Böhmen unter Zizka's Anführung, kehrten sie eiligst mit Schimpf und Schande bedeckt auf dem Wege, auf welchem sie gekommen waren, in ihre Heimat zurück. Das deutsche Reichsheer, welches nicht die Geduld und Ausdauer hatte, auf Sigmund einige Wochen länger, als bestimmt war, zu warten, trägt nicht weniger Schuld an dem schlechten Erfolge der Kriegsführung, als Sigmund, der seine Rüstungen nicht zeitig genug beendigt hatte.

Die Reichsarmee hatte Böhmen bereits schon einige Wochen verlassen, als der römische König (Anfang November) mit einem ansehnlichen Heere (80,000 Mann) Ungarn, Siebenbürger, Serbier, Cumanen und anderer noch halb wilder Völkern in Mähren einrückte. Von Oesterreich her führte der Herzog Albrecht 12,000 Mann zur Hülfe. Die den Hussiten sehr überlegenen Streitkräfte drangen unaufhaltsam im feindlichen Lande vor. Die Prager schickten eiligst an Zizka, daß er ihnen mit den Taboriten zu Hülfe komme. Der erblindete Führer, welcher damals damit beschäftigt war, die fanatische Secte der Adamiten und Picarden auszurotten, sammelte schnell seine sieggewohnten Truppen, allein durch den Abfall der Bergstadt Kuttenberg gerieth er in eine mißliche Lage und ward von den zahlreichen Truppen Sigmund's immer mehr umringt. Doch in der Nacht brach er mit seiner eng zusammengestellten Mannschaft mitten durch die Feinde, zog Verstärkungen an sich und bot dem Könige eine Schlacht an. Allein Sigmund wagte nicht, sie anzunehmen und auf die falsche Nachricht, daß viele Kriegsvölker dem Zizka zuzögen, bemächtigte sich ein panischer Schrecken des ungarischen Heeres. Ohne eine Schlacht geliefert zu haben, floh es vor dem blinden Feldherrn, den es schon vernichtet gewähnt hatte, mit Hinterlassung eines großen Theiles der Bagage. Zizka folgte dem fliehenden Heere auf der Ferse nach, aber erst bei Deutschbrod, wo wegen des sumpfigen und schlüpfrigen Bodens die Flucht nur mühvoll und langsam Statt finden konnte, brachte er die ungarische Reiterei, gegen 15,000 Mann stark, zum Stehen. Das Fußvolk aber setzte seine Flucht fort. Zizka drang mit solcher Heftigkeit gegen die ungarischen Reiter vor, daß nach einem hitzigen Gefechte auch diese in die ungeordnetste Flucht geworfen wurden. Ein Theil der Flüchtlinge wollte über die zugefrorene Sazawa setzen, aber das schwache Eis brach und einige tausend Reiter fanden in dem Wasser ihr Grab. Sigmund, der selbst kaum der Gefangenschaft entgangen war, setzte mit Scham und Ingrimm erfüllt, seine Flucht über Iglau nach Mähren fort.

Während Sigmund in Polen und Ungarn beschäftigt war und Böhmen seinem Schicksale überlassen mußte, entzweiten sich die Prager mit den Taboriten und deren blindem Heerführer, weil dieser, wie ein unumschränkter Gebieter, Alles seinen Befehlen untergeordnet wissen und weder politische noch religiöse Meinungen neben den seinigen dulden wollte. Eine solche Tyrannei eines Einzelnen mißfiel aber auch dem böhmischen Adel, deßhalb vereinigte er sich mit den Pragern zum ge-

meinschaftlichen Kampfe gegen die Taboriten. Die Prager hatten schon 1420 dem Könige Wladislaus von Polen die böhmische Krone angeboten und als dieser sie ausschlug, dem Großfürsten Witold von Litthauen, der sie annahm und seinen Neffen, den Prinzen Koribut, als Reichsverweser nach Böhmen schickte (1422). Die Streitkräfte der Prager waren denen der Taboriten weit überlegen und sie schienen des Sieges gewiß zu sein; doch wie ein zweiter Hannibal wußte Zizka Rath in jeder Gefahr. Er ließ die Seinigen in eiliger Flucht über die Elbe setzen. Die Prager wollten den Feind nicht entrinnen lassen; sie setzten ihm durch den Fluß nach. Sobald Zizka vernommen, daß die eine Hälfte des Prager Heeres über den Fluß gegangen, kehrte er um und schlug sie aufs Haupt. Die noch auf dem anderen Ufer Zurückgebliebenen konnten nur der Niederlage der Ihrigen zusehen. Furcht und Schrecken befiel sie bei dem Anblick; sie lös'ten sich in ungeordneter Flucht nach Prag auf und verbreiteten daselbst großes Entsetzen. Dem Zizka folgte ihnen in eilendem Siegeszuge auf dem Fuße nach, lagerte sich unweit Prag und sprach seine Absicht aus, die ihm so feindlich gesinnte Stadt gänzlich zu zerstören. Wie ein anderer Coriolan traf er die furchtbarsten Anstalten, die Hauptstadt seines Vaterlandes, welche von jeder Vertheidigung entblößt war, von dem Erdboden zu vertilgen. Diese bemitleidenswerthe Lage der unglücklichen Stadt, des anfänglichen Heerdes des hussitischen Glaubens und Kampfes, rührte die städtischen Gemeinden, welche sich im Lager des Zizka befanden. Sie meinten, es wäre besser, allen inneren Kampf und Krieg aufzugeben und vereint wider die Königlichen und die Deutschen zu streiten, die nach der Böhmen gemeinsamem Untergang trachteten. Auch einige taboritische Heerführer, unter ihnen der tapfere, angesehene Procopius, traten dieser Meinung bei. Nach einigen Unterhandlungen ward der Friede, die Versöhnung zu Stande gebracht (14. September). Koribut und die Prager einestheils, Zizka und die Taboriten anderentheils gelobten einander ewige Freundschaft und schwuren, sofort gemeinschaftlich ihre Waffen wider den römischen König Sigmund und dessen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich zu führen. Zizka hielt seinen Einzug in Prag, wo er mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Zwischen ihm und Koribut wurde in der Weise Frieden und Freundschaft geschlossen, daß jener diesen Sohn und Koribut den Zizka Vater nannte.

Doch nicht lange verweilte Zizka in der Hauptstadt. Mit den Pragern verstärkt, eilte er ins Feld nach Mähren, wo Herzog Albrecht von Oesterreich ganz das Uebergewicht gewonnen hatte. Man war auf einen neuen blutigen Krieg gefaßt und ganz Mähren zitterte schon vor dem gewaltigen Feldherrn, der in seiner Wuth nichts zu verschonen pflegte. Nunmehr konnte er fast über sämmtliche böhmische Streitkräfte verfügen; er war so gut wie König über das Reich; der Namenkönig Sigmund Koribut mußte unbedingt seinen Befehlen folgen, wollte er nicht für seine Sicherheit und sein Leben die größte Gefahr laufen.

Zizka war auf dem Marsche nach Mähren begriffen und unterwegs

damit beschäftigt, die Festung Przibislawa im czaslauer Kreise zu belagern und zu erobern, als er von einer ansteckenden Seuche, welche man die Pest nannte, ergriffen ward. Die Krankheit raffte ihn schnell dahin, mitten in seinen großen Plänen und Siegesentwürfen. Er starb im Taboritenlager (12. October 1424), wenigstens 70 Jahre alt. Vor seinem Tode soll Zizka Procopius den Großen zum Oberfeldherrn der Taboriten bezeichnet und ihm zur Pflicht gemacht haben, alle Feinde und Gegner der Hussiten mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Ferner wird auch berichtet, daß er den Befehl hinterlassen habe, wenn er gestorben, aus seiner Haut eine Trommel zu machen und unter ihrem Schall gegen die Feinde zu ziehen. Diese würden ihn nicht ertragen können und davor die Flucht ergreifen. Diese Verfügung muß, als dem Charakter Zizka's widersprechend, als fabelhaft ganz verworfen werden. Um ihrem verstorbenen Feldherrn eine würdige Leichenfeier zu bereiten, erstürmten die Taboriten sogleich nach dessen Tode die Festung Przibislawa, zündeten die Stadt an und ermordeten die Einwohner.

Zizka besaß in einem hohen Grade alle Eigenschaften, die bei Staatsumwälzungen einen Mann von nicht vornehmem Stande emporbringen: Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Rücksichtslosigkeit, Umgänglichkeit, eiserne Festigkeit, Pracht wie Schwelgerei verachtende Einfachheit und Nüchternheit. Erst einäugig wie die großen Feldherren des Alterthums, Philipp der Macedonier, Hannibal der Carthager, Sertorius der Römer und wie die neueren berühmten Strategen, Nelson der Brite und Kutusow der Russe — später ganz blind, wie der tapfere böhmische König Johann von Luxemburg, verdient er wegen seiner außerordentlichen Kriegsthaten unter die ersten und ausgezeichnetsten Heerführer aller Zeiten gesetzt zu werden. Seine Heerhaufen bestanden aus schwer zu bändigenden Massen, meist rohen Bauern, denen er Commandowörter, vom Pflug hergenommen, geben mußte, wenn er sie an militärische Ordnung gewöhnen wollte. Und dennoch fand sein großer Geist Mittel, diese zusammengelaufenen Massen in der Weise schnell zu discipliniren und seinem Willen gefügig zu machen, daß sie die besten Krieger im Abendlande und der Schrecken der katholischen Christenheit wurden.

Dritter Kriegszug gegen Böhmen 1426. Nach Zizka's Tode schien es Anfangs, als wenn die Böhmen durch innere Uneinigkeiten sich selbst aufrieben. Es fehlte an einem allgemeinen Oberhaupte, das Kraft und Ansehen genug hatte, die Parteien zu beherrschen und zu vereinigen. Die Taboriten, die zahlreichsten und entschiedensten Hussiten, zugleich auch die besten Krieger, wählten den **Procop** mit dem Beinamen der **Große**, der auch Holy (der Geschorene) hieß, weil er früher Mönch gewesen. Er war durch seine Kriegserfahrung, seinen Muth, seine Rohheit und Grausamkeit würdig, Zizka's Nachfolger zu sein. Diejenigen Taboriten, welche sich früher schon den Adamiten zuneigten und durchaus nichts von einer Staatsordnung und Regierung wissen wollten, traten nach dem Abgang des gefürchteten Vaters (so nannten sie Zizka) unter dem Namen **Waisen** oder **Orphaniten**

auf; sie standen unter mehreren Führern, von welchen Procop der Kleine noch der angesehenste war. Die Orebiten trennten sich von den Taboriten und führten nach eigenem Gutdünken und Gefallen Krieg. Die Prager, nebst dem größeren Theile des böhmischen Adels hatten sich nur gezwungen unter Zizka's Fahnen gereiht; sobald sein Schreckensname nicht mehr befehligte, trennten sie sich von den Taboriten und strebten mit ihrem König Koribut, gegen den der Papst Martin V. den Bannfluch schleuderte, eine geordnete Regierung wieder einzurichten und wo möglich die Gegenparteien, welche nur auf Gleichheit der Stände, Gemeinschaft der Güter, Untergrabung der christlichen Religion ausgingen, zu bekämpfen. Sie führten vorzugsweise den Beinamen Utraquisten, weil sie das Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen, für einen ihrer Hauptglaubenssätze erklärten. So uneinig diese vier Parteien unter einander waren, so vereinigten sie sich doch sogleich wieder, sobald Böhmen von einem auswärtigen Feinde bedroht war. Auch darin schienen sie nach einer gewissen Uebereinkunft zu handeln, daß sie alle Grenzländer von Böhmen (sie nannten dieselben die Länder der Philister, Idumäer und Moabiter, ihr eigenes Land aber das gelobte Land) mit verheerenden Streifzügen heimsuchten.

Diese verheerenden Einfälle der Hussiten in die benachbarten deutschen Länder: Schlesien, Mähren, Oesterreich und Baiern, waren Ursache, daß Sigmund, um Hülfe von den Reichsständen zu erhalten, einen Tag nach Nürnberg ausschrieb. Auch der Papst Martin V., von dem österreichischen Herzoge Albrecht in wiederholten Briefen bestürmt, ließ gegen die Hussiten einen neuen Kreuzzug bekannt machen.

Während die zu Nürnberg zahlreich versammelten Reichsstände sich noch über die Vertheilung der neuen Truppenstellung stritten und Sigmund auf dem Wege dahin an der Gicht krank liegen blieb, eroberten die Taboriten und Prager die von dem Kurfürsten von Sachsen an der nördlichen Grenze besetzten Festungen bis auf Außig, zu dessen Rettung eine ansehnliche Heeresmacht von sächsischen, thüringischen und fränkischen Truppen sich sammelte. Diese griff den durch seine Wagenburg wohl verschanzten Feind an (16. Juni 1426) und erst bei einbrechender Nacht ward der Sieg für die Böhmen entschieden, welche mit langen zackigen Lanzen die feindlichen Reiter aus dem Sattel hoben. Die Hälfte des Heeres (bei 15,000 Mann) lag erschlagen auf dem Schlachtfelde, darunter die Blüte des sächsischen und thüringischen Adels; das übrige Heer wurde großentheils auf der Flucht niedergemacht, da die Hussiten keinen Pardon gaben, Außig ward erstürmt und niedergebrannt, die Besatzung und die Einwohner ermordet. Der in Nürnberg verabredete Hussitenzug unterblieb, die Taboriten fielen in Oesterreich ein, die Waisen in die Lausitz und in Schlesien, die Prager setzten ihren Schattenkönig Koribut ab, weil er mit dem Papste Unterhandlungen wegen der Wiedereinführung der katholischen Religion in Böhmen angeknüpft hatte.

Vierter Kriegszug gegen Böhmen 1427. Die beständigen Aufforderungen des Papstes zur Fortsetzung des Krieges gegen die

Ketzer und die dringenden Hülferufe der von den Hussiten bedrohten oder heimgesuchten Reichsstände nöthigten Sigmund als Oberhaupt des römischen Reiches immer wieder von Neuem, die vergebliche Arbeit des Sisyphus zu verrichten. Heere wurden mit vieler Mühe auf die Beine gebracht und gegen Böhmen geschickt. Kaum hatten dieselben die Grenzgebirge überschritten, so waren sie auch vernichtet oder hatten sich aus panischem Schrecken in blinde Flucht aufgelös't. So ging es auch im Jahre 1427.

Um die Mitte Juni waren an den bestimmten Sammelplätzen so viele Kriegsvölker eingetroffen, versehen mit allem Kriegsmaterial und Proviant, daß man die sichere Hoffnung hegte, diesesmal einen glücklichen Feldzug zu machen. Das West- und Nordheer, gegen 80,000 Mann stark, begann die Eröffnung des Feldzuges. Es sollte ein combinirter Angriff auf Böhmen von Thüringen und Franken aus gemacht werden. Anfangs ging Alles glücklich, die Sachsen drangen siegreich über Kommotau vor und fingen an, die Stadt Mies zu belagern und mit Kanonen zu beschießen, noch ehe sich ihre Landsleute mit ihnen vereinigt hatten. Sobald die Böhmen Kunde von den furchtbaren Kriegsanstalten der Deutschen gegen sie vernommen hatten, legten sie ihre einheimischen Streitigkeiten bei. Auf die Nachricht von der Belagerung der Stadt Mies durch die Sachsen eilten die Böhmen zum Entsatz herbei. Ihr Heer bestand nur aus 15,000 Reitern und einer etwas größeren Anzahl Fußgänger. Procopius der Große führte den Oberbefehl. Sobald die Deutschen vor Mies von der Annäherung der Hussiten Nachricht erhielten, hoben sie die Belagerung auf. Da die beiden anderen deutschen Heerhaufen noch nicht eingetroffen waren, hielt der Kurfürst von Sachsen es für gerathen, sich gegen das Fichtelgebirge hin zurückzuziehen, auf welchem Wege er mit dem fränkisch-thüringischen und baierisch-schwäbisch-rheinischen Heerhaufen zusammentreffen mußte. Dieser Aufbruch zum Rückzuge bei der Annäherung der Hussiten verbreitete aber einen solchen panischen Schrecken, daß das sächsische Heer sich in die ungeordnetste Flucht auflös'te (21. Juli). Die Hussiten mit ihrer zahlreichen Reiterei setzten den Flüchtigen nach, holten sie ein und hieben ihrer 10,000 nieder. Alles Gepäck, alle Wagen und Kanonen, nebst vielem Mundvorrath fielen den Siegern in die Hände. Die Flucht dieser Heeresabtheilung hatte aber auch die Folge, daß die beiden anderen Heerhaufen, als die Flüchtlinge bei ihnen eintrafen, ihren Marsch nicht nur nicht weiter fortsetzten, sondern auch in großer Unordnung über die böhmischen Grenzen in ihre Heimat zurückeilten.

F ü n f t e r K r i e g s z u g g e g e n B ö h m e n 1431. Die verheerenden Streifzüge der Hussiten nach der Lausitz, Schlesien, Mähren, Oesterreich und Baiern, selbst bis nach Brandenburg, wiederholten sich in den nächsten Jahren, während König Sigmund den Weg der Unterhandlungen versuchte. Erst im Februar des Jahres 1431 ward ein neuer allgemeiner Hussitenkrieg auf dem Reichstage zu Nürnberg in Gegenwart des Königes berathen und beschlossen.

Auf das Gerücht, daß die Böhmen untereinander uneinig geworden und ihre versammelten Streitkräfte getrennt hätten, welches Procopius der Große aus Kriegslist fälschlich verbreiten ließ, was aber auch zum Theil wegen Futtermangels geschehen mußte, brachen die deutschen Reichsstände an verschiedenen Orten in Böhmen ein; das Hauptheer unter dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg drang über den Böhmerwald vor, unterdessen der österreichische Herzog Albrecht mit seiner und der ungarischen Kriegsmacht die böhmische Grenze von Mähren aus überschritt. Um nicht genöthigt zu werden, mit getheilten Streitkräften dem Feinde in einer Schlacht gegenüber zu kommen, wurden die deutschen Heeresabtheilungen bei Tauß zusammengezogen. Aber es entstand sogleich Uneinigkeit unter mehreren deutschen Fürsten und als gar die Nachricht einlief, daß die Hussiten mit gesammter Macht sich näherten, so befiel das Reichsheer ein solcher panischer Schrecken, daß sie an nichts mehr als an Flucht dachten. Da auch der Kurfürst von Brandenburg, der Oberfeldherr, und mehrere andere Fürsten sich entfernten, so daß man ganz ohne alle Führung war, so lös'te sich alle Ordnung und aller Gehorsam im Reichsheere auf. Die Fahnen wurden zerrissen und die Kriegsvölker, die den Feind noch nicht einmal ansichtig geworden, lös'ten sich in der wildesten und zügellosesten Flucht auf, Waffen, Proviant und Geräthschaften wegwerfend. Elftausend Deutsche würgte das feindliche Schwert. Unermeßlich war die Beute, welche in die Hände der Sieger fiel; außer 150 Stück Kanonen und 240 mit Munition und Waffen beladenen Wagen erbeuteten sie ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln. Die Böhmen feierten ihren Sieg in Prag mit großen Festlichkeiten, wobei sich aber das Unglück ereignete, daß bei dem Zuge über die Moldaubrücke aus der Altstadt auf das Schloß diese einstürzte und viele Menschen umkamen oder beschädigt wurden. So endigte dieser schmachvolle Kriegszug gegen die Böhmen, welcher nur vom 1. bis 14. August gedauert hatte, zur gänzlichen Schande Deutschlands.

Diese wiederholten Niederlagen der deutschen Reichstruppen, trotz ihrer großen Anzahl, erklären sich zum Theil durch die Veränderung des Kriegswesens. Der Uebergang von dem Ritterthum zu der modernen Kriegsführung mit den Feuergewehren und dem Geschütz hatte eine gänzliche Unsicherheit in die Heerbewegungen gebracht; von dem Ritter war das Vertrauen zu seiner Kraft, seiner Stärke, seiner Gewandtheit gewichen, weil er wußte, daß sie ihm nichts mehr in den Schlachten half, wo Kanonen und Büchsen ihn bedrohten; und doch widerstritt es seinem Gefühle von Rittterehre, aus der Ferne seine Feinde mit dem Geschütz zu bekämpfen. Dieses aber wurde von den Büchsenmeistern und deren Leuten oft so schlecht bedient, daß es meistens dem blinden Zufall überlassen blieb, ob es Schaden anrichtete oder nicht. Die böhmischen Heerhaufen, größtentheils von Bauern und Handwerksleuten zusammengesetzt, mit schlechten Waffen versehen, ersetzten durch maschinenmäßigen Gehorsam, welchen sie ihren kriegskundigen Führern leisteten,

und durch grenzenlosen Fanatismus den Mangel früherer Kriegsübung und wurden durch die Feldherrntalente ihrer Führer unüberwindliche Soldaten. Aber die Veränderung des Kriegswesens, die Ungeschicklichkeit der Heerführer, die schlechte Waffenübung der Truppen veranlaßten nicht allein die häufigen Niederlagen der deutschen Reichstruppen; eben so viel Schuld daran trugen auch die unter einander uneinigen Fürsten und die aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzten Heerhaufen.

Erst als jede Hoffnung auf Sieg durch Waffengewalt verschwunden war, ja, als selbst die Erwartung auf Auflösung des böhmischen Reiches durch die inneren Zwistigkeiten sich als eine trügerische erwiesen hatte, erst dann machte man den Böhmen Zugeständnisse und ging von dem Verlangen unbedingter Unterwerfung ab. Zugleich ward auch in Böhmen die des langwierigen und verderblichen Krieges überdrüssige Partei immer mächtiger. Während das Reichsheer gegen Böhmen zog, war das Baseler Concilium eröffnet worden (23. Juli 1431). Dieses schickte auf die wiederholte Forderung der von den Hussiten bedrohten deutschen Reichsstände, so wie des Königs Sigmund, der endlich zum ruhigen Besitze Böhmens gelangen wollte, eine förmliche Einladung an die Böhmen zu Vergleichsverhandlungen. Da Sigmund selbst nach Italien ging, wo er 1433 zum Kaiser gekrönt wurde, so ernannte er den um die versöhnliche Annäherung der Parteien vorzugsweise bemühten Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg zu seinem Verweser bei dem Concilium. Unter den Böhmen waren die Taboriten größtentheils gegen jeden Vergleich und bestanden auf der Fortsetzung des Krieges, dagegen wünschte die gemäßigte Partei des Adels und der Städte ernstlich den Frieden und setzte es durch, daß eine Deputation von hussitischen Geistlichen, begleitet von Adligen und Kriegsanführern, nach Basel geschickt wurde. Da jedoch nach 50tägigen Disputationen kein Vergleich zu Stande kam, so ging eine Deputation des Conciliums nach Prag, mit dem geheimen Auftrage, die Gemäßigten durch Concessionen von den überspannten und unbeugsamen Taboriten und Orphaniten abzuziehen und wenigstens einen Theil der Böhmen wieder der Kirche zuzuführen. Es gelang, die Calixtiner zu einem Vergleiche zu bewegen (30. November 1433), die Prager Compactaten genannt, in denen namentlich für Böhmen und Mähren der Empfang des Abendmahles unter beiden Gestalten bewilligt wurde, jedoch sollten die Priester lehren, daß es ebenso vollständig unter einer Gestalt empfangen werde.

Die Taboriten und Orphaniten hielten diesen Vergleich für einen Verrath an der hussitischen Sache und erklärten sich aufs entschiedenste gegen die Autorität des Papstes als Oberhauptes der Kirche. Daher spalteten die Böhmen sich seitdem in zwei schroff einander gegenüber stehende Parteien: die calixtinische oder utraquistische, die sich wieder der Kirche genähert hatte, und die procopische, welche die Gegner des Katholizismus und des Luxemburgischen Hauses unter

den Fahnen Procopius des Großen vereinigte. Bei Böhmisch-Brod kam es zwischen beiden Parteien zu einem entscheidenden Kampfe (30. Mai 1434), in welcher die Calixtiner durch die List einer scheinbaren Flucht siegten, Procopius fiel und der größte Theil seines Heeres ward aufgerieben. Es hatte sich der Ausspruch Sigmund's bewahrheitet, daß Böhmen nur durch Böhmen selbst besiegt werden könnten. Doch dauerte es noch zwei Jahre, ehe Sigmund von der böhmischen Nation die Anerkennung als ihr rechtmäßiger König erhielt, denn die hussitische Geistlichkeit, welche die Masse des Volkes beherrschte, wirkte dagegen. Erst nach vielfachen Concessionen und einer Reihe von Urkunden zur Sicherung und Beruhigung der Böhmen konnte der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Prag halten (23. August 1436), um, nachdem er schon anderthalb Jahrzehnt die böhmische Krone getragen hatte, endlich auch in den Besitz des Thrones der Czechen zu gelangen.

Kaum sah Sigmund seine Regierung in Böhmen allgemein anerkannt, so trat eine Reaction ein, da der Kaiser viele Zugeständnisse gemacht hatte, die er theils von Anfang an nicht zu halten gedachte, theils jetzt bereute, weil man ihm vorhielt, er habe an der Kirche Unrecht gehandelt, indem er den Hussiten so viel zugestanden habe. Die Calixtiner beschwerten sich alsbald über Verletzung der Compactaten und es schien von Neuem zum Bürgerkriege zu kommen, ja, es entstand eine weit verzweigte Verschwörung gegen ihn und seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht von Oesterreich, der ihm in der Regierung folgen sollte. An der Spitze derselben stand die Kaiserin selbst, eine stolze, herrschsüchtige und zugleich sehr ausschweifende Frau, die den natürlichen Tod ihres fast 70jährigen Gemahls nicht abwarten konnte und durch Vermählung mit dem polnischen König Ladislaus, der kaum erst aus dem Knabenalter getreten war, die Kronen Böhmens, Ungarns und Polens vereinigen wollte. So hoffte man ein großes slavisch-magyarisches Reich mit einer besonderen hussitischen Kirche stiften zu können. Die Uneinigkeit der Verschworenen verzögerte den Ausbruch der Verschwörung, der Kaiser, durch seinen Schwiegersohn, zu dessen Nachtheile sie hauptsächlich angelegt war, davon unterrichtet, verließ Prag, um sich durch Mähren nach Ungarn zu begeben. Doch er starb (nach einer sehr schmerzhaften Operation an einer großen Zehe) in Znaim (9. December 1437), nachdem er die ungarischen und böhmischen Herren in seinem Gefolge aufgefordert hatte, seinen Schwiegersohn, Herzog Albrecht, zum Könige beider Reiche zu wählen; denn die Vereinigung beider Kronen sei nothwendig, wollten die Ungarn den Türken mit Erfolg widerstehen. Seine sterbliche Hülle wurde in Großwardein in der Begräbnißstätte der ungarischen Könige und zwar zu den Füßen des von ihm besonders verehrten h. Ladislaus beigesetzt.

Von allen seinen Bestrebungen ist Sigmund nur eine vollständig gelungen, die Einheit in der Kirche ward hergestellt, und daß dieses Sigmund's Werk war, haben schon die Zeitgenossen anerkannt. Aber Sigmund hielt auf dem Kaiserthrone sich auch berufen, alle Streitig-

keiten in der Christenheit als oberster Schiedsrichter und Vermittler beizulegen und zugleich gegen die Feinde des christlichen Glaubens zu kämpfen. In diesen doppelten Bestrebungen war er höchst unglücklich. Weder den Krieg zwischen Frankreich und England, noch den zwischen dem deutschen Orden und Polen vermochte er beizulegen und im Kampfe gegen die Türken war er eben so unglücklich, als in den Feldzügen gegen die Hussiten.

---

106. Albrecht II. von Oesterreich.

(Nach Karl Adolf Menzel, die Geschichten der Deutschen.)

Am 18. März 1438 hielten die zu Frankfurt anwesenden drei geistlichen und drei weltlichen Kurfürsten Königswahl in der Bartholomäuskirche an gewöhnlicher Stätte. Kurfürst Friedrich von Brandenburg hatte das Reich entweder für sich oder für einen seiner drei Söhne erwartet, die er zu dem Ende mit nach Frankfurt gebracht hatte; aber die drei geistlichen Kurfürsten und Sachsen gaben ihre Stimmen dem abwesenden Herzoge Albrecht von Oesterreich, der den Wunsch des verstorbenen Kaisers und die Neigung oder Hoffnung der Nation für sich hatte, und der Brandenburger mit dem Pfalzgrafen traten dieser Wahl ohne weitere Schwierigkeit bei, ein unverkennbarer Beweis, wie tief der Werth des deutschen Thrones unter den Luxemburgern heruntergekommen war, da sich bei den anderweitigen Bestrebungen der damaligen Fürsten schwerlich annehmen läßt, daß bloß friedliche und uneigennützige Gesinnung die Ursache ihrer Eintracht gewesen sei. Albrecht selbst hatte sich um die Krone gar nicht beworben und trug, trotz der Einmüthigkeit der auf ihn gefallenen Wahl, Bedenken, dieselbe anzunehmen. Er fürchtete, in seinen ungarisch-böhmischen Angelegenheiten durch den Besitz derselben eher gehindert, als gefördert zu werden. Hatten ihn doch sogar die Ungarn, die Sigmund's öfteren und langwierigen Abwesenheiten aus dem Königreiche die siegreiche Annäherung der Türken an ihre Grenzen zuschrieben, nur unter dem eidlichen Versprechen zu ihrem Könige gemacht, daß er die deutsche Krone weder suchen, noch annehmen wolle. Dagegen drangen nun die Abgesandten der Kurfürsten, des Baseler Conciliums, des Papstes auf das lebhafteste in ihn, sich dem Reiche zu unterziehen. Endlich wurde er nur durch den Herzog Friedrich von Oesterreich, seinen Vetter, der nachmals sein Nachfolger im Reiche geworden, überredet. Darauf versagten auch die Ungarn ihre Einwilligung nicht. Unter diesem einsichtigen und geschickten Fürsten eröffneten sich für Deutschland sehr vortheilhafte Aussichten, die aber durch seine vorzugsweise auf Böhmen und Ungarn gerichtete Thätigkeit und seinen frühzeitigen Tod unerfüllt geblieben sind. Nicht einmal die Krönung zu Aachen zu empfangen, nahm er sich Zeit, und eben so wenig wohnte er dem ersten, herkömmlich nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage

bei. Während auf demselben seine Abgeordneten den Reichsständen den Entwurf zu einer neuen Verfassung vorlegten, nach welcher alle Befehdungen aufgehoben und verboten, Streitigkeiten der Stände durch Austräge gütlich entschieden und zur Vollziehung der gerichtlichen Aussprüche und besserer Handhabung des Landfriedens das ganze Reich mit Ausnahme von Böhmen und Oesterreich in vier Kreise getheilt, in jedem aber ein Kreishauptmann bestellt werden sollte, war Albrecht selbst, dessen persönliche Anwesenheit allein so wichtigen Vorschlägen hätte Nachdruck geben können, in Böhmen mit ganz anderen Unternehmungen beschäftigt. In diesem Königreiche hatten sich nämlich zwar die katholischen Herren sehr bald bereitwillig gefunden, dem letzten Willen des Kaisers Gehör zu geben und Albrecht auch zum Könige von Böhmen zu erwählen; dagegen erwählte die Partei der Calixtiner, durch seinen katholischen Glaubenseifer und durch seine Weigerung, die ihm vorgelegten, seine Königsrechte beschränkenden Bedingungen einzugehen, in Besorgniß gesetzt, an demselben Tage, an welchem dies zu Prag geschah, am 6. Mai 1438, zu Tabor den Bruder des Königs Wladislaus von Polen, den 13jährigen Prinzen Kasimir zum Könige von Böhmen. Die Häupter dieser Partei waren Praczek von Lippa, Alexius von Sternberg und Georg von Podiebrad; sie konnten aber Albrecht nicht hindern, sich am 29. Juni 1438 zu Prag die böhmische Krone durch den Erzbischof von Olmütz aufsetzen zu lassen.

König Albrecht begab sich über Wien nach Ungarn, wo er Belgrad, die Hauptfestung Serbiens, von dem Beherrscher dieses Landes, dem Fürsten Georg, der sich des türkischen Druckes zu entledigen hoffte, durch einen Vertrag erwarb, sich aber in Folge dessen in einen Krieg mit dem Sultan Murad verwickelte, der zwar keine große Kriegsthaten, wohl aber den Tod des römischen und ungarischen Königs veranlaßte. König Albrecht, von den ungarischen Magnaten verrathen und verlassen, und durch den zu häufigen Genuß der Melonen mit einem großen Theile seines Heeres an der Ruhr erkrankt, starb auf der Rückreise nach Wien in dem Dorfe Langendorf, 27. October 1439. Seine Leiche ruht zu Stuhlweißenburg im Begräbniß der ungarischen Könige. Er hinterließ den Ruhm eines sehr einsichtigen Fürsten von sanfter und milder Gemüthsart. Seit Christi Geburt, sagt Windeck, ist kein König von Edlen und Unedlen, von Reichen und Armen so sehr beweint worden, als er; doch hat er für Deutschland so wenig geleistet und sich überhaupt so gleichgültig gegen dessen ihm aufgedrungene Krone bezeigt, daß er weit weniger für einen König der Deutschen, als für einen König von Böhmen und Ungarn zu zählen ist. Dennoch beginnt mit diesem, in der deutschen Geschichte so wenig bekannt gewordenen Könige die ununterbrochene Reihe der österreichischen Könige und Kaiser auf dem deutschen Throne, während das Scepter Ungarns und Böhmens den Händen dieses Stammes zum zweiten Male frühzeitig entsank.

Auf diese kürzeste aller Regierungen in Deutschland folgte die längste.

---

107. Friedrich III. (IV.)

(Nach Friedrich Lorentz, Handbuch der deutschen Geschichte, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Unter allen deutschen Fürsten war Keiner weniger geeignet, die von Albrecht beabsichtigten und zum Theil schon angefangenen Verbesserungen auszuführen, als Friedrich von Steiermark, auf welchen die einstimmige Wahl der Kurfürsten fiel (Januar 1440). Friedrich III. war ein zu phlegmatischer und ruheliebender Mann, um neben den Angelegenheiten seines Hauses auch noch mit Nachdruck für das deutsche Reich zu sorgen; er bedachte sich daher lange, ehe er sich zur Annahme der deutschen Krone entschloß und nachdem er sie angenommen hatte (23. April), benutzte er die Vortheile, welche sich daraus ziehen ließen, bloß für das Interesse der österreichischen Familie. Im Anfange seiner Regierung verwickelten ihn die Ansprüche seines Mündels Ladislaus, den Albrecht's II. Gemahlin erst nach dem Tode ihres Gemahls geboren hatte, in die Angelegenheiten Ungarns und Böhmens. Ein Theil der ungarischen Großen rief den König Wladislaus von Polen herbei, und obgleich auch Albrecht's unmündiger Sohn Ladislaus eine Partei hatte, so konnte doch Wladislaus nicht verdrängt werden und Friedrich vermochte für seinen Mündel nichts zu thun, als daß er durch die Vermittlung des Papstes Eugenius den König von Polen bewog, sich nur als Regenten von Ungarn zu betrachten. In Böhmen wollte man ebenfalls den jungen Ladislaus übergehen und bot dem Herzoge Albrecht von Baiern die Krone an, allein Friedrich's Vorstellungen bewirkten nicht nur, daß dieser sie ausschlug, sondern auch, daß die Böhmen von katholischer Seite Mainhard von Neuhaus und von hussitischer Seite Georg Podiebrad zu Regenten des Königreiches während des Ladislaus Minderjährigkeit erwählten.

Erst nach diesen Anordnungen kam Friedrich nach Aachen, um sich krönen zu lassen (17. Juni 1442), und sodann nach Frankfurt, um hier seinen ersten, schon oft angekündigten und immer wieder verschobenen Reichstag zu halten. Ueber viele wichtige Punkte kam man zwar zur Berathschlagung, aber zu keinem Beschlusse. Friedrich hatte zu wenig Energie, um die widerstreitenden Interessen bei allgemeinen Anordnungen zu vereinigen; sein Phlegma theilte sich dem Ganzen mit. Die Erneuerung und Einschärfung der von der goldenen Bulle über die Befehdungen festgesetzten Bestimmungen und eine Verbesserung des Münzwesens war daher alles, was Friedrich III. auf seinem ersten Reichstage für Deutschland zu Stande brachte. Desto thätiger war er dagegen bei dieser Gelegenheit für den Vortheil seines Hauses. Er konnte den Verlust der auf Veranlassung des Constanzer Conciliums von den schweizer Eidgenossen seinem Hause entrissenen Besitzungen nicht vergessen. Er benutzte einen unter den Eidgenossen ausgebrochenen Streit, um mit den Kräften der Schweizer den Schweizern ihre Eroberungen

wieder abzunehmen. Ueber die Erbschaft des Grafen von Toggenburg war nämlich Zürich mit Schwyz und Glarus in Krieg gerathen. Zürich schloß daher 1442 mit Friedrich III. ein Bündniß, allein es reizte dadurch die übrigen Eidgenossen nur um so mehr gegen sich, ohne an Friedrich, der sich in seinen Kräften verrechnet hatte, die erwartete Stütze zu finden. Denn die deutschen Stände verweigerten ihm für einen Krieg, der nicht das Reich, sondern das Haus Oesterreich anginge, ihren Beistand. Friedrich verlangte daher von dem König Karl VII. von Frankreich einen Theil der Söldner, die derselbe in dem so eben beendigten Kriege mit England gebraucht hatte, und um diese wilden Soldatenbanden los zu werden, schickte der König von Frankreich statt der geforderten 5000 Mann zehnmal so viel, unter Anführung seines Dauphins, auf das deutsche Gebiet. Diese Schaaren, die man von ihrem Anführer Armagnacques oder spottweise arme Gecken nannte, veranlaßten durch ihre Erscheinung bei Basel in dem daselbst versammelten Concilium die Furcht, daß sie die Absicht hätten, es zu sprengen; auf das Verlangen der Kirchenversammlung schickten daher die gegen Zürich verbundenen Eidgenossen eine Besatzung nach Basel. Diese fand aber den Weg dahin besetzt und als sie sich ihn mit Gewalt bahnen wollte, kam es am 26. August 1444 zu dem Treffen bei St. Jacob an der Birs. Die Tapferkeit und Kriegswuth, mit der die Schweizer in dieser denkwürdigen Schlacht fochten, brachte dem Dauphin einen solchen Respect vor den schweizerischen Waffen bei, daß er, statt in die Schweiz einzudringen, sich in dem Elsaß festsetzte und deutsche Lande dem Reiche zu entreißen drohte. Gegen die von dem deutschen Könige selbst herbeigerufenen Truppen mußte daher ein Reichskrieg beschlossen werden. Ehe jedoch die mit gewohnter Langsamkeit betriebenen Kriegsrüstungen zu Stande kamen, verließen die Franzosen das Reich, ohne für den von ihnen angerichteten Schaden die geringste Genugthuung zu geben. Dem Könige Friedrich blieb nun nichts übrig, als mit den Eidgenossen Frieden zu schließen. Er überließ in demselben den Eidgenossen alle ihre Eroberungen (1449) und gab drei Jahre später zum Ersatz für die Kriegskosten auch die Grafschaft Kyburg heraus. Die Züricher söhnten sich darauf ebenfalls mit den Eidgenossen aus und traten in ihr altes Verhältniß zu denselben zurück (1450). Die Eidgenossenschaft hatte sich in diesem Kriege stark genug gezeigt, um für die Zukunft vor Oesterreich sicher zu sein. Ihr Verhältniß zu dem deutschen Reiche aber war so locker geworden, daß sie von dieser Zeit an als ein selbständiger Staat zu betrachten ist.

Friedrich III. unternahm zwar 1452 einen Römerzug und ließ sich in Rom vom Papste Nicolaus V. die italienische Königskrone und die römische Kaiserkrone aufsetzen, allein wie wenig an Geltendmachung ehemaliger Reichsrechte in Italien zu denken war, zeigt das Beispiel von Mailand. Mit Philipp Maria Visconti war nämlich das Geschlecht der Visconti 1447 ausgestorben und von allen, die auf das dadurch erledigte Herzogthum Mailand Anspruch machten, hatte keiner so gegrün-

dete Rechte, als König Friedrich, keiner aber auch so wenig Entschlossenheit und Thatkraft, als er. Es gelang daher dem Grafen Franz Sforza, einem der berühmtesten Condottieri in Italien, der mit des letzten Visconti unehelicher Tochter vermählt war, sich von dem Commando der Truppen, welches ihm Mailand als Republik anvertraut hatte, zur Herrschaft zu erheben und darin zu behaupten (1450). Friedrich that nichts, als daß er bei seinem Römerzuge Mailand vermied und dem neuen Herzoge Anerkennung und Belehnung verweigerte.

Die geringe Thätigkeit, welche Friedrich zu entwickeln im Stande war, wurde noch außerdem in seinen Erblanden zu sehr in Anspruch genommen, als daß dem Reiche davon viel hätte zu Gute kommen können. Zuerst blieb die Vormundschaft über seinen jungen Vetter Ladislaus eine Quelle von Beunruhigung für ihn. Die Oesterreicher, Böhmen und Ungarn sahen mit Mißvergnügen ihren künftigen Beherrscher in Friedrich's Händen und als ihn Friedrich sogar nach Italien mitnahm, stieg ihr Unwille zu so hohem Grade, daß sie den Kaiser mit Gewalt zur Auslieferung seines Mündels zwangen. Böhmen blieb unter der Statthalterschaft des Georg Podiebrad und in Ungarn behielt Johannes Corvinus die Regierung, welche er geführt hatte, seitdem König Wladislaw in der Schlacht bei Varna gegen die Türken gefallen war (1444). Durch den Tod des Ladislaus 1457 wurde jedoch der Kaiser bald wieder in eine Reihe von Unannehmlichkeiten gestürzt, die ihn an das Reich gar nicht denken ließen. Mit Ladislaus erlosch die österreichische Linie des habsburgischen Hauses. Von der steiermärkischen Linie dagegen blühten noch zwei Zweige, der steiermärkische, der aus dem Kaiser Friedrich und seinem Bruder Albrecht bestand, und der tyrolische, von dem bloß Sigmund vorhanden war. Als der Aelteste seines Geschlechtes wollte nun Friedrich das nach einem Hausgesetze untheilbare Oesterreich allein in Besitz nehmen; sein Bruder Albrecht und sein Vetter Sigmund zwangen ihn aber zu einer Theilung (1458); er mußte Oberösterreich an seinen Bruder und einen Theil von Kärnthen an seinen Vetter abtreten und sich mit Niederösterreich begnügen; Wien blieb den drei Fürsten gemeinschaftlich. Durch seinen Geiz machte sich der Kaiser in Niederösterreich sowohl bei den Bürgern als bei dem Adel verhaßt und alle seine Gegner schlossen sich an Albrecht an. Der von dem Bürgermeister Ulrich Holzer aufgewiegelte und angeführte Pöbel belagerte den Kaiser in der Burg zu Wien und ohne den Entsatz und die Vermittlung durch die Böhmen wäre Friedrich seines Bruders Gefangener geworden. Der Vergleich mit Albrecht (1462) befreite ihn zwar aus dieser Gefahr, allein er mußte seinem Bruder gegen eine Geldentschädigung den Besitz von Niederösterreich auf 8 Jahre einräumen. Erst durch den plötzlichen Tod Albrecht's (1463) erhielt er Ruhe und den ungestörten Besitz von ganz Oesterreich.

Auch auf des Ladislaus beide Königreiche Böhmen und Ungarn machte Friedrich Anspruch. Ohne aber darauf Rücksicht zu nehmen,

erwählten die Böhmen ihren bisherigen Statthalter Georg Podiebrad zum Könige und der Kaiser hielt es für das beste, ihn anzuerkennen und ihm die Belehnung zu ertheilen (1459). In Ungarn war Friedrich nicht glücklicher. Der Anhang, welchen er fand, war zu gering, um seine Ansprüche gegen den größeren Theil der Magnaten, die sich für den Sohn des Johannes Corvinus, Matthias, erklärten, durchsetzen zu können. Er mußte sich daher 1463 zu einem Vertrage verstehen, worin er Matthias als König von Ungarn anerkannte, sich aber den königlichen Titel und das Recht der Succession vorbehielt, wenn Matthias ohne Erben sterben sollte. Den Kaiser ließ bei diesen Begebenheiten das Reich eben so ohne alle Unterstützung, wie er selbst sich um das Reich wenig bekümmerte. Selbst die von den Türken drohende Gefahr, die nach dem völligen Umsturze des griechischen Kaiserthums durch die Eroberung von Constantinopel (1453) ihre Waffen und ihren Glauben weiter auszubreiten suchten, konnte den Kaiser zu keiner größeren Thätigkeit bringen, als daß er Reichstage ausschrieb. Da er sie aber nicht selbst besuchte, so theilte sich seine Saumseligkeit den Fürsten mit. Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Kaisers kam hinzu, um die Reichsstände von Geld- und Truppenbewilligungen abzuhalten und der Türkenkrieg gehörte von nun an zu den Angelegenheiten, die man auf jedem Reichstage in Berathung zog, um sie auf einen anderen zu verschieben und am Ende zu vergessen. Um die kriegerischen Kräfte der Deutschen gegen die Türken zu vereinigen, wäre ein allgemeiner Landfriede nöthig gewesen, allein der Kaiser that zur Errichtung desselben nichts als Vorschläge, die ohne allen Erfolg blieben, da er sich nicht einmal die Mühe nahm, ihnen durch seine persönliche Anwesenheit auf den Reichstagen Nachdruck zu geben. Wie zu Wenzel's Zeiten war daher das Reich sich selbst überlassen.

Während der Kaiser durch seine Einmischung in die Angelegenheiten der östlichen und seinen Erblanden zunächst gelegenen Reiche nichts, als Schimpf und Schande für sich und Nachtheil für seine Unterthanen davon trug, eröffneten ihm die Verhältnisse der westlichen Theile des deutschen Reiches eine Aussicht zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Dem Herzoge Philipp dem Guten von Burgund war im Jahre 1467 sein einziger Sohn Karl der Kühne nachgefolgt. Karl vermehrte die von seinem Vater ererbten Länder durch die Erwerbung von Geldern und Zütphen (1473) und richtete seine eroberungssüchtigen Blicke auf benachbarte Provinzen, mit dem Plane, ein eigenes Königreich zwischen Deutschland und Frankreich zu errichten. Zu diesem Zwecke suchte er von dem Kaiser den Königstitel und das Reichsvicariat in Burgund zu erhalten und Friedrich III. war um so eher geneigt, in Karl's Plan einzugehen, da er dessen Tochter und muthmaßliche Erbin Maria mit seinem Sohne Maximilian zu vermählen hoffte. Er hielt daher mit dem Herzoge eine glänzende Zusammenkunft zu Trier und hier war schon Alles zu Karl's Krönung bereit, als sich die Sache plötzlich zerschlug. Friedrich wollte den Herzog nicht eher zum Könige erklären,

als bis die Vermählung seines Sohnes mit der burgundischen Erbin vollzogen sei, und da Karl erst die Krone und das Vicariat verlangte, wurde des Kaisers Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Herzogs rege und von dem Könige von Frankreich so gut unterhalten und geschärft, daß der Kaiser heimlich von Trier abreis'te. Die getäuschte Hoffnung erzeugte in Beiden eine Erbitterung, welche bald in offene Feindseligkeiten ausbrach. Während der Kaiser in Verbindung mit dem Könige von Frankreich sich bemühte, dem Herzoge von Burgund überall Feinde zu erwecken, benutzte dieser einen Streit zwischen dem Erzbischofe Ruprecht von Köln und seinem Domcapitel als eine Gelegenheit zur Rache an dem Kaiser und dem deutschen Reiche. Ruprecht hatte unmittelbar nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl die von seinem Vorgänger verschleuderten Einkünfte wieder an sich zu bringen gesucht und dadurch so viele Interessen verletzt, daß er der gewaltsamen Unterstützung seines sieghaften Bruders, des Kurfürsten von der Pfalz, bedurfte, um sich behaupten zu können. Im Jahre 1472 brach aber der Streit in einen Aufstand aus; die bedeutendsten Städte des Erzstiftes empörten sich gegen Ruprecht, während das Domcapitel den Landgrafen Hermann von Hessen zum Administrator wählte. An den Streit dieser beiden Competenten lehnte sich die Feindschaft des Herzogs von Burgund und des Kaisers an. Karl der Kühne nahm sich des Erzbischofes Ruprecht an und rückte zuerst vor die Stadt Neuß (1474); die ruhmvolle Vertheidigung dieser kleinen Stadt gegen das starke Heer der Burgunder verschaffte dem Kaiser Zeit, das Reich zu einem Zuge gegen den Herzog von Burgund aufzubieten. Im Frühjahre 1475 versammelte sich das Reichsheer unter Anführung des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg bei Köln. Die Macht war imposant genug, um dem Herzog von Burgund eine andere Vorstellung von dem Kaiser beizubringen, als er zu Trier von demselben gefaßt hatte. Karl der Kühne willigte daher in einen Frieden, in welchem er von seiner Seite seinen Schützling Ruprecht fallen ließ, während auf der anderen Seite der Kaiser durch die Aufopferung seiner Verbündeten die zu Trier abgebrochenen Unterhandlungen über die Vermählung seines Sohnes mit der burgundischen Erbprinzessin von Neuem anknüpfte.

Karl der Kühne richtete nun sogleich seinen Zorn und seine Waffen gegen seine von dem Kaiser verlassenen Feinde und zwar zuerst gegen den Herzog Renatus von Lothringen. In kurzer Zeit (September 1475) war der Herzog von Lothringen vertrieben und sein Land in burgundischer Gewalt. Dann wandte er sich gegen die Schweizer. Karl hatte von des Kaisers Bruder Sigmund die vorderösterreichischen Länder als Pfand erhalten und durch seine gefährliche Nachbarschaft die Besorgniß der Schweiz so rege gemacht, daß sie nicht allein mit Sigmund in ein gutes Vernehmen trat, sondern auch das Aufgebot des Reiches gegen den Herzog von Burgund zu einem Einfall in dessen Gebiet begierig ergriff. Die Aussöhnung des Kaisers mit dem Herzoge gab sie der Rache desselben Preis, die so rücksichtslos war, daß er alle Anerbietungen

von Genugthuung zurückwies und mit einem Heere von 60,000 Mann in das Waadtland eindrang. Bei Granson wurde er aber am 2. März 1476 von einem dreimal schwächeren eidgenössischen Heere völlig geschlagen. Diese Niederlage steigerte seinen Zorn bis zu einer wahnsinnigen Wuth. Er konnte kaum den Augenblick abwarten, wo sein Heer wieder vollständig war, um seine Schmach in dem Blute seiner Feinde abzuwaschen. Schon im Juni erschien er mit einem eben so großen Heere, als das vorige gewesen war, vor Murten. Die Schweizer zogen mit einer stärkeren Kriegsmacht als bei Granson, und mit einem durch ihren Sieg erhöhten Muth zum Entsatze der belagerten Stadt heran. Sie griffen den Herzog am 22. Juni an und schlugen ihn zum zweiten Male aus dem Felde. Karl der Kühne verlor außer seinem Ruhme, außer der Blüte seines Heeres, auch sein Selbstvertrauen und alle gesunde Urtheilskraft; er überließ sich seiner Leidenschaft, die ihn ins Verderben stürzte. Denn statt der Noth des Augenblickes nachzugeben und mit seinen Feinden Frieden zu schließen, lieferte er dem Herzoge Renatus von Lothringen, welcher mit Hülfe der Schweizer sein Herzogthum wieder zu erobern suchte, die Schlacht bei Nancy (5. Januar 1477), in der er selbst den Tod fand.

Karl's des Kühnen reiche Erbschaft und die Hand seiner Erbtochter Maria wurde nun der Gegenstand, um den sich die Beherrscher von Frankreich und Deutschland bewarben. Der König Ludwig XI. von Frankreich besetzte sogleich burgundische Städte und Landschaften, um die Herzogin Maria desto eher zu bewegen, sich mit seinem Sohne, dem Dauphin, zu vermählen, allein seine voreilige Habsucht gab den Ansprüchen des kaiserlichen Prinzen Maximilian einen größeren Nachdruck. Die niederländischen Stände erklärten sich für ihn und die Vermählung wurde zuerst durch einen Bevollmächtigten und dann durch Maximilian selbst vollzogen (19. August 1477). Die Folge war ein Krieg mit Frankreich, in welchem der Kaiser durch ein Reichsaufgebot seinen Sohn Maximilian unterstützte und dieser selbst durch den Sieg bei Guinegate 1479 das Uebergewicht behauptete.

Als Maria in Folge eines Sturzes mit dem Pferde starb, wollte Flandern Maximilian nicht als Vormund seiner Kinder (Philipp und Margaretha) anerkennen und schloß eigenmächtig Frieden zu Arras mit Frankreich, worin es einen Theil der burgundischen Erbschaft an den Dauphin, der Maximilian's Tochter heirathen sollte, abtrat. Zwar erkannten die Flanderer später Maximilian nach dem Beispiel der übrigen Provinzen als Vormund seines Sohnes an, doch sah man ihn als Fremden an und der neue König von Frankreich, Karl VIII., wußte die Gährung so zu steigern, daß Maximilian 4 Monate lang in Brügge gefangen gehalten wurde. Darüber gerieth ganz Deutschland in Bewegung, der 73jährige Kaiser stellte sich an die Spitze eines Heeres, um seinen Sohn, den römischen König, zu befreien und der Papst sprach den Bann über die erste Stadt Flanderns aus. Die Flanderer, welche schon gleich, als ihnen der Krieg drohte, Maximilian freigegeben hatten,

erkannten ihn, als Frankreich keine Hülfe mehr gewährte, als Vormund und Regent an.

Die Zeit der Ruhe benutzte Maximilian, um Tyrol zu erwerben, den Ungarn Oesterreich zu entreißen und den Rest der burgundischen Erblande zu gewinnen. In Tyrol regierte nämlich Erzherzog Sigmund, welcher die meisten österreichischen Länder in der Schweiz durch Kriege verloren, das Uebrige (Kyburg und Winterthur) verkauft und sich durch seine elende Verwaltung so verhaßt gemacht hatte, daß die tyroler Stände sich an Maximilian, als dieser nach Tyrol kam, anschlossen, weßhalb der kinderlose Sigmund ihm zuletzt das Land abtrat, 1490, welches ihm ohnehin anheim gefallen sein würde. Durch die Abtretung Tyrols war die Wiedervereinigung sämmtlicher österreichischer Lande unter einem Haupte in nahe Aussicht gestellt.

Als Friedrich dem ungarischen Könige Matthias Corvinus nicht nur seine Tochter (Kunigunde) als Gemahlin verweigerte, sondern auch den polnischen Prinzen Wladislaus feierlich mit Böhmen belehnte, obgleich er früher diese Belehnung dem Matthias für geleistete Hülfe versprochen hatte, so fielen die Ungarn in Oesterreich ein, verwüsteten das Land und zwangen die Einwohner, ihrem Könige Treue zu schwören. Der Kaiser mußte ihren Abzug mit großen Versprechungen erkaufen (1477). Bald erneuerte sich der Krieg, als Friedrich den (aus unbekannten Ursachen) zu ihm entflohenen Erzbischof von Gran gegen den König in Schutz nahm und ihm das Erzbisthum Salzburg verlieh. Die Ungarn eroberten Wien (1485), wo sich Matthias huldigen ließ und das Land unter der Ens, während Oesterreich ob der Ens sich gegen den Feind behauptete. Als Matthias Corvinus gestorben war (1490), trat Maximilian als Bewerber um die ungarische Krone auf und da die Ungarn diese dem böhmischen Könige übertrugen, griff er zu den Waffen, vertrieb zunächst die Ungarn aus Oesterreich und drang in Ungarn selbst bis Stuhlweißenburg vor, mußte aber wegen Geldmangels zurückkehren und sich mit Oesterreich und mit Zusicherung der Nachfolge in Ungarn, falls Wladislaw ohne männliche Erben stürbe, begnügen (1491).

Ein neuer Krieg mit Frankreich kam zum Ausbruche, als die dem Erzherzoge Maximilian durch Procuration angetraute Erbin (Anna) von Bretagne von Karl VIII. durch Krieg gezwungen wurde, ihn, den König, zu heirathen und dieser zugleich die Erzherzogin Margarethe ihrem Vater zurückschickte. Zwar reichten Maximilian's Mittel nicht hin, eine solche doppelte Beleidigung durch Krieg zu rächen. Allein da Karl VIII. mit dem Plane der Eroberung Neapels umging, so gab er im Frieden zu Senlis (1493) die ihm im Frieden zu Arras als Ausstattung der Erzherzogin Margaretha abgetretenen burgundischen Provinzen zurück, so daß die ganze burgundische Erbschaft ungeschmälert dem habsburgischen Hause blieb.

Für das deutsche Reich war Friedrich eben so unthätig, als früher Wenzel; daß er dessen Schicksal nicht erfuhr, obgleich es ihm mehrere Male gedroht wurde, ist ein Beweis für die Ausbildung der

Verhältnisse, welche den Kaiser zum nominellen Oberhaupte einer Staatenconföderation machten. Unter einem Oberhaupte, wie Friedrich III., regierte sich das Reich selbst und die Unthätigkeit eines Kaisers schadete eben so wenig, als die Macht und die Thatkraft eines anderen zu fürchten war. Aeußere Macht diente vielmehr bei der Königswahl jetzt in demselben Grade zur Empfehlung, als sie vorher Grund der Furcht gewesen war. Sie war nöthig, um die Würde des Reiches gegen das Ausland zu behaupten und dem Kaiser im Innern Ansehen zu verschaffen. Aus diesem Grunde hatte auch die Erwählung des mächtigsten deutschen Fürsten, Maximilian, keinen Widerstand gefunden und man erwartete von der bisher von ihm bewiesenen Thätigkeit das Beste, als er nach dem Tode seines Vaters (am 19. August 1493) die Regierung antrat.

108. Die deutsche Hansa.

(Nach H. Scherer, allgemeine Geschichte des Welthandels, mit Einleitung und Schluß nach Friedrich Wilhelm Barthold, Geschichte der deutschen Hansa, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Weltstellung Deutschlands begünstigt keineswegs die Ausbildung einer Seemacht und eines überseeischen Verkehres. Gegen Mittag hemmen die Alpen die bequeme Verbindung mit dem reichen Süden und erschweren den Zugang zu dem Mittelmeere, das schon im Alterthum alle Anwohner seiner Buchten zu den fruchtbarsten Wechselbeziehungen vereinigte. Für diese Ungunst der Lage scheint die Natur unser Vaterland im Nordwesten und Norden entschädigt zu haben; alle unsere größere Ströme, mit Ausnahme der Donau, die lothringische Maas mit eingerechnet, suchen ihren Weg nach dieser Richtung und münden in das „deutsche" und das baltische Meer. Aber auch diese Gunst der geographischen Verhältnisse ist durch natürliche und historische Hindernisse verkümmert. Beide Meere sind nur Binnenmeere, beide leicht durch fremde Seemächte zu versperren, das eine in der engen Straße von Calais mit ihrer gefahrvollen Strömung, so daß im Falle der Sperrung nur auf dem Umwege um die shetländischen Inseln ein Ausweg bleibt, das andere durch die engen Straßen zwischen den dänischen Inseln, zwischen welchen der Durchgang mit großen Opfern (Sundzoll) erkauft werden mußte; beide haben Mangel an geschirmten Häfen, an windstillen bergenden Golfen, die an der Nordsee zum Theil (Zuyder-See, Dollart, Jahdebusen) erst im Mittelalter entstanden sind, das eine umgürtet in seinem westlichen Theile die ihm mühsam abgewonnenen Küsten von Friesland mit einer tückischen Reihe brandungsvoller Düneneilande, das andere hemmt in seinem östlichen Theile die bequeme Verbindung mit der hohen See durch einen seltsam gebildeten Dünenkranz (von Danzig bis Kurland), durch welchen sich die Binnengewässer an zwei ängstlich zu behütenden Stellen (Pillau und Memel) einen schmalen

Ausgang bahnten. Diese natürlichen Hindernisse sind schon frühe durch die Gewalt geschichtlicher Verhältnisse gesteigert worden. Solche sind: 1) die frühe Lostrennung Niederlands im Westen, gerade da, wo der natürliche Schwerpunkt einer germanischen Seemacht zu suchen war; der friesisch-batavische Stamm gerieth unter französischen Einfluß und trat den deutschen Bestrebungen sogar feindlich entgegen. 2) Das dänische Volk hat, seines deutschen Fürstenhauses ungeachtet, auf die Handelsbestrebungen der Deutschen jenen ungeheuren Druck ausgeübt, zu welchem sein Festlandsbesitz und seine Inseln, das deutsche und das baltische Meer trennend und die Mündungen deutscher Ströme beherrschend, ihm die natürlichen Mittel liehen. 3) Die baltischen Küsten wurden während der Völkerwanderung von den germanischen Stämmen verlassen, von den Slaven (Wenden) eingenommen und später die freiwillig geräumten Wohnsitze erst nach einem 200jährigen Vernichtungskampfe wieder gewonnen. 4) Zu keiner Zeit genoß der Großhandel der Deutschen und ihr Seewesen irgend einer der Sache würdigen Fürsorge von Seiten des Kaisers und des Reiches, deren Blicke vielmehr fortwährend auf das verführerische Italien gerichtet waren.

Alle diese Hindernisse hat die „gemeine deutsche Hansa“ überwunden. Der dunkle Ursprung derselben fällt um die Mitte des 13. Jahrhunderts und ist in den Einzelbündnissen niederdeutscher Städte zur Abwehr von Land- und Seeräuberei zu suchen, wie ein solches im Jahre 1241 zwischen Lübeck und Hamburg geschlossen wurde, welches jedoch nicht allein die Grundlage der Hansa bildet, wie man früher glaubte. Zur Zeit des (S. 526 erwähnten) Krieges mit Dänemark (1370) erstreckte sich der Kreis des Bundes bereits von dem rechten Ufer der Maas und den seeländischen Inseln bis nach Reval in Esthland. Auch binnenländische Städte, wie Köln, Dortmund, Münster, Soest, Braunschweig, Magdeburg u. s. w. gehörten der Verbrüderung an. Jener Kampf mit Dänemark, welcher so glorreich für die Hansa endigte, verbreitete den Ruf des Bundes und erhob ihn von einer bisher mehr localen Bedeutung zu einem allgemeinen Wirkungskreise. Den Städten selbst gab der Kampf das Bewußtsein ihrer Macht und die Erkenntniß von den Mitteln und Wegen, sie zu erhalten und zu vermehren. Wahrscheinlich fällt in diese Periode auch die erste Verfassungsurkunde des Bundes, wie sie auf einer in Köln abgehaltenen Tagfahrt beschlossen wurde. Derselbe hat von Anfang bis zu Ende den Handel und vorzüglich den auswärtigen Handel, seinen Schutz und seine Ausbreitung, die Behauptung bereits erworbener und die Erwerbung neuer Handelsprivilegien und Rechte zum Gegenstand gehabt. Zu diesem Behufe sagten sie sich wechselseitige Hülfe zu Land und Wasser zu, allgemeine Vertheidigung jedes einzelnen Mitgliedes, das angegriffen würde, gleichen und gemeinschaftlichen Genuß der gewonnenen Rechte und Freiheiten. Ein dritter Zweck des Bundes war schiedsrichterliche Vermittlung in allen Streitigkeiten der Bundesglieder, um damit jeder Einmischung einer fremden Macht in die städtischen Angelegenheiten vorzu-

beugen und das Ansehen der Stadtobrigkeit und in letzter Instanz die Competenz des Bundes zu wahren. Die höchste Bundesgewalt stand den städtischen Deputirten zu, welche sich auf einem Hansatage (einer Tagfahrt) rechtskräftig versammelt hatten. Obgleich der Ort der Versammlung gesetzlich auf keine bestimmte Stadt beschränkt war, so hatte man sich doch gewöhnt, das alte und mächtige Lübeck allmählich als das gemeinschaftliche Haupt der Hansa anzusehen und vorzugsweise innerhalb seiner Mauern die Bundesangelegenheiten zu berathschlagen. Jede wirkliche Bundesstadt war befugt, zu der Tagfahrt ihre Abgeordneten zu senden. Kleinere Städte mochten mitunter, der Kostenersparniß wegen, ihre Vollmacht auf größere übertragen. Auch scheint es mittelbare Glieder gegeben zu haben, welche zwar der erworbenen hansischen Handelsvorrechte und anderer aus der Verbindung entspringender Vortheile mehr oder minder sich erfreuten, an der Gesetzgebung selbst aber keinen Antheil hatten. Außer den Deputirten der Hansestädte erschienen auf den gemeinen Tagfahrten, wenigstens eine geraume Zeit hindurch, auch Abgeordnete des deutschen Ordens, der mit der Hansa auf dem Fuße innigster Freundschaft stand und mit ihr das vereinte Interesse hatte, keines der nordischen Reiche zu einer einheitsvollen, beiden gleich gefährlichen Kraft gelangen zu lassen. Ohne Stimmrecht, nur als Consulenten zum Besten des Handels wohnten den Tagfahrten die Secretäre der vier hansischen Comptoire in Nowgorod, Bergen, Brügge und London bei. Nicht selten schickten die größten Fürsten, der Kaiser selbst, die Könige von England und Frankreich, Schweden und Dänemark, außerordentliche Gesandte zu den Tagfahrten, um ihre Anliegen und Werbungen bei der Hansa vorzubringen. Die gefaßten Beschlüsse wurden in Form eines Recesses, Abschiedes, gesammelt und Lübeck lag ob, über die Ausführung zu wachen. Ueberhaupt war die solidarische Verwaltung der Bundesangelegenheiten dieser Stadt so gut wie ausschließlich übertragen, sie übte die Vertretung nach Außen, sie führte die Correspondenz mit den fremden Mächten, mit den Factoreien und was sonst die laufenden Geschäfte waren. Unter ihrer Aufsicht standen das hansische Archiv und die gemeinschaftliche Casse, sie fertigte alle Staatsacte mit ihrem Stadtsiegel aus. Auch war sie im Verein mit den nächst belegenen Städten ermächtigt, im Fall dringender Noth oder bei geringer Erheblichkeit der Sache nach eigener Ansicht rechtskräftige Beschlüsse zu fassen. Also gelangte Lübeck mehr und mehr zur Hegemonie des Bundes, welche es würdig und oft mit eigener Aufopferung führte und darob von Köln vergeblich angefochten wurde. Bei dem wachsenden Umfange der Hansa und ihrer Ausdehnung bis tief in das Binnenland stellte sich bald als zweckmäßig heraus, sie nach ihrer Lage und Beschaffenheit in mehrere Kreise, „Quartiere", abzutheilen, welche unter Vorsitz einer Hauptstadt, „Quartierstadt", alle speciell ihrem Bezirk angehörigen Interessen verhandelten, eilende Hülfe den Bedrängten leisteten, sich über die auf dem allgemeinen Hansatage zu stellenden Anträge beriethen und die Verbindung mit Lübeck und den anderen Kreisen unterhielten. Anfangs nur

drei Quartiere, erweiterten sie sich später bis zu vier: das wendische, Lübeck an der Spitze, mit Hamburg, Bremen, Lüneburg, Stettin, Wismar, Rostock, Kiel, Stralsund, Greifswalde, Köln an der Spree (Berlin), Kolberg, Stolpe, Stargard, Wisby u. a.; das westfälische, Köln an der Spitze, mit Amsterdam, Arnheim, Duisburg, Dortmund, Dorbrecht, Dewenter, Emmerich, Wesel, Soest, Middelburg, Münster, Utrecht, Vlißingen, Mastricht, Breda, Bielefeld, Osnabrück, Nymwegen u. s. w.; das sächsische, Braunschweig an der Spitze, mit Magdeburg, Halle, Halberstadt, Hannover, Hildesheim, Erfurt, Nordhausen, Breslau, Frankfurt a. d. Oder, Salzwedel u. s. w.; das preußische, Danzig an der Spitze, mit Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval u. s. w. Im Zenith seiner Blüte, d. h. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zählte der Bund gegen 80 Städte als wirkliche Mitglieder, die Schutzverwandten nicht gerechnet.*) Um die Gesetze des Bundes aufrecht zu erhalten, gab es verschiedene Strafen, zumeist Geldbußen, die zugleich als Einnahmequelle dienten, sodann den größeren und kleineren Bann, d. h. beständige oder temporäre Ausschließung aus dem Bunde. Dadurch ging die Stadt der Rechte, der Genossenschaft im In- und Auslande verlustig, des Genusses der hansischen Comptoire, sowie aller dem Bunde zustehenden Privilegien und es begreift sich, wie wirksam ein solcher Bann für eine Handel und Verkehr treibende, innerhalb des hansischen Handelsgebietes gelegene Stadt werden mußte. Das Budget des Bundes bestand außer den schon erwähnten Strafgeldern in einem bestimmten Matricularumschlag und verschiedenen Abgaben, die unter dem Namen Schoß- und Pfundgeld von dem eidlich angegebenen Werthe der aus- und eingeführten Waaren, so wie auch von dem Schiff, erlegt werden mußten. Ueber das Gesuch der Aufnahme in den Bund wurde auf den Tagfahrten entschieden. Unabhängigkeit der Stadt von einem Landesherrn galt als wesentliche Bedingung der Aufnahme. Verloren ging das hansische Recht durch Ausstoßung oder durch freiwillige Absonderung, welche zu den Zeiten des Verfalles am häufigsten vorkam.

Unter den Bündnissen, die der Freiheit und Cultur Asyl und Pflege gaben, steht die Hansa als handelspolitische Macht, von allen anderen unerreicht, auf dem ersten Platz. Auch hat sie ihre glorreichen Kriegstropäen zu Land und Wasser und ihre constitutionellen Kämpfe mit Kaiser und Landesherrn, aber sie sind ihr nur die Mittel zu dem einen, unverrückten, immer gleichen Zweck, großen und sicheren Handel zu treiben und dafür Privilegien und Freiheiten zu erwerben. Eine officielle Anerkennung des hansischen Bundes von Seiten des Kaisers und Reiches hat nicht Statt gefunden, allein andererseits hat auch derselbe nie-

*) Zu letzteren gehörten auch ganze Provinzen, z. B. Preußen und Livland, die Ditmarschen und Cleve, Holstein, wie überhaupt ganz Niederdeutschland in Betreff seiner handeltreibenden Corporationen in dem einen oder anderen Verhältniß der Hansa beigezählt wurde.

mals um eine Sanction seiner Verbrüderung und höchst selten um eine Befugniß zu den gefaßten Beschlüssen, Handels- und Staatsverträgen, Kriegserklärungen sowie anderen Acten der Souveränetät bei Kaiser und Reich nachgesucht. Erst später, als der Bund seinem Verfalle zuneigte, flehte er des Reiches ohnmächtigen Schutz an. In den Zeiten der Blüte stand er auf eigenen Füßen. Den Markt in die Fremde auszudehnen und das Monopol in allen Ländern, welche sie besuchten, zu gewinnen, das ist von erster Stunde, so wie aller Kaufleute zu allen Zeiten, so auch der Hansen vorzüglichstes Bemühen gewesen. Wohin ihre Macht drang, hat sie das Strandrecht und die Confiscation des Gutes aufgehoben, wenn dasselbe beim Umfallen eines Wagens oder durch einen anderen Unglücksfall des Grundherrn Boden berührte, sie hat den Straßenzwang gemildert und die öffentliche Sicherheit zu Land und Wasser hergestellt, sie hat nicht nur eine bessere Rechtspflege bei sich eingeführt, sondern ein Gleiches auch in der Fremde durchgesetzt, wo von nun an nur der wirkliche Schuldner und dessen freiwilliger Bürge, nicht mehr dessen unschuldige Landsleute zur Leistung einer Verbindlichkeit angehalten werden durften. Sodann behaupteten die Hansen zuerst den Grundsatz freien Handels und freier Fahrt der neutralen Flagge für zwei mit einander Krieg führende Nationen. Die Verdienste, welche sie darin erwarben, wirken noch bis jetzt segensreich, sie schufen für den internationalen Verkehr den zeither ganz mangelnden Rechtsboden, sie vindicirten dem Handel zuerst seine weltbürgerliche Bedeutung, und was jetzt zur unverbrüchlichen, selbstverstandenen Gewohnheit geworden, haben sie mit Muth in das öffentliche Leben eingeführt und mit Eifer und Ausdauer gepflegt.

Nur ein so begabtes, kluges, zäh ausdauerndes, muthiges Männergeschlecht, als unsere Vorfahren, vermochte allen Verhältnissen zum Trotz, so Wunderbares zu schaffen. Wie alles, was das christliche Mittelalter hervorgebracht hat, zumal das deutsche, trägt die Hansa das Gepräge des nur einmal möglichen Individuellen. Sie ist, wie die „heimliche Vehm", wie die gothische Baukunst, wie das Ritterthum, wie der Ordensstaat in Preußen, wie das deutsche Reich nur einmal in der Gesammtentwicklung eines großen, in sich gleichförmigen Volkes unter den Bedingungen einer besonderen Weltstellung erfindbar. Die Hansa weckte den Forschersinn für geographische Entdeckung, pflanzte das Christenthum, erspähte ferne Straßen und Länder, gab Gesetze, verbesserte die Schifffahrt, ward unberufen des Reiches Seemacht, erzog die britische Marine, den britischen Handel; sie zähmte die Wuth der Normannen, steckte der Herrschsucht der Dänen ihre Grenzen, erhob die Könige des Nordens auf ihren Thron, beseitigte oder entsetzte sie nach Gutdünken. So lange eine kraftvolle deutsche Hansa existirte, gab es auch eine gefürchtete deutsche Seemacht und die Geschichte der deutschen Hansa ist daher mit der der deutschen Seemacht identisch.

109. Die Vehmgerichte.

(Nach Joh. Heinr. Karl Förster, Geschichte der Deutschen und der Grundzüge des deutschen Rechtes.)

Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen gelangten unter Kaiser Friedrich I. verschiedene Stände in Norddeutschland zur Reichsunmittelbarkeit, erkannten demnach keine herzogliche Gerichtsbarkeit mehr an und die kaiserliche Gerichtsbarkeit über die Freien, zunächst zwischen der Weser und dem Niederrhein, wurde dem Erzbischof von Köln übertragen. Diese enthielt unter dem Namen Freigrafschaft auch das Recht, vermöge des Blutbannes über Verbrechen zu richten *), wogegen die herzoglichen Gaugrafen bei den alten Gaugerichten über alle nicht gegen Freie anhängig gemachten Sachen entschieden. Der Hauptsitz der Frei- oder Vehmgerichte war zu Dortmund, doch wurden bisweilen auch Versammlungen zu Arnsberg und anderwärts in Westfalen gehalten. Den Vorsitz führte der Freigraf oder Dinggraf (liber comes, frigravius), die Beisitzer wurden Freischöffen oder Wissende genannt und entweder von dem Erzbischofe zu Köln oder von dem Kaiser als Oberstuhlherrn ernannt. Stuhlherr war derjenige, welcher das Gericht durch Belehnung empfangen hatte.

Das Freigericht war entweder ein öffentliches (offenbares) oder ein heimliches. Zum letzteren wurde nur zugelassen, wer durch die heimliche Acht feierlich zum Schöffen des Gerichtes aufgenommen war, und nur ein solcher lernte die Einrichtung des Gerichtes und seines Verfahrens kennen. Keiner vom Volke kannte die Freischöffen, außer denen, die zum freien Stuhle selbst gehörten und diese waren durch den fürchterlichsten Eid verbunden, Vater und Mutter, Bruder und Schwester und Verwandte den Wissenden anzuzeigen, wenn sie ein Verbrechen begangen hatten, die Vervehmten zu verfolgen und zu vernichten. Niemand erfuhr, von wem er angeklagt war. Heimliches Gericht hieß die Vehme zunächst von dem alten Unterschiede zwischen dem echten ungebotenen Ding oder Gericht, zu welchem sich die ganze Volksgemeinde oder Gaugrafschaft versammelte, und dem besonderen geschlossenen, zu welchem der Richter in speciellen Fällen nur die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen an der gewöhnlichen Malstatt unter freiem Himmel, nicht an verborgenen Orten oder in düsteren Gewölben.

Das Verfahren gegen angeklagte Wissende war folgendes: Es erging an sie eine dreimalige Vorladung, jedesmal mit einem Termine von mindestens 6 Wochen und 3 Tagen, nach deren fruchtlosem Ablaufe sie vervehmt werden konnten. Bei Nacht schlichen die Freischöffen oder der Frohnbote an die Mauern eines Schlosses oder einer Stadt und

*) Die Vehme richtete insbesondere über Ketzerei, Mord, Verrath, Raub (namentlich Beraubung der Kranken und Leichen), Diebstahl, Meineid, Fälschung, Mordbrand.

hefteten unbemerkt an die Pforte die gerichtliche Vorladung an den Angeklagten, im Termine vor dem Freistuhle zu seiner Rechtfertigung zu erscheinen. Läugnete der Angeschuldigte, so konnte er sich durch einen Eid reinigen. Diesen konnte zwar der Ankläger durch einen Eid mit zwei Eidhelfern widerlegen, allein dem Angeklagten stand dagegen die weitere Vertheidigung mit 6 Eidhelfern und wenn auch diese durch den Eid von 14 Eidhelfern des Klägers überwogen wurde, die Vertheidigung mit 21 Eidhelfern zu, welche als höchstes Beweismittel der Unschuld die Freisprechung zur unmittelbaren Folge hatte. Gegen nicht Wissende, d. h. solche, die nicht Freischöffen waren, fand anfangs nur das heimliche Verfahren Statt, wenn sie sich vor das offene Freigericht auf die von demselben mit einem Termin von 6 Wochen und 3 Tagen erlassene Vorladung nicht gestellten, dann konnten sie aber, wenn der Kläger mit 6 Eidhelfern seine Klage bewies, ohne gehört zu werden, verurtheilt werden. Auf solche Weise suchten die Freischöffen die bereits öffentlich gegen Jemand ausgesprochene Acht, die oft gegen Flüchtige nicht vollstreckt werden konnte, durch ihre heimliche Acht zu verstärken, deren Vollziehung sie durch die eigene Faust sicherten. Diese Ausdehnung der Vehmgerichtsbarkeit, welche auch außerhalb der Grenzen Westfalens Opfer suchte, bewog angesehene Leute aus allen Gegenden Deutschlands, sich auf der rothen Erde in Westfalen zu Freischöffen aufnehmen zu lassen, um andere vor der heimlichen Acht anklagen oder sich und andere vertheidigen zu können. So stieg die Zahl der Freischöffen bis gegen 100,000 und sie bildeten bei Ausartung der Vehme ein zahlreiches Heer unsichtbarer Henker. Diese Wissenden erkannten sich an einem bestimmten Zeichen; trafen drei von ihnen (oder mehrere) einen Vervehmten, d. h. zum Tode Verurtheilten, so hängten sie ihn an den nächsten Baum auf der Landstraße mit Weidenruthen, niemals an einen Galgen, um zu zeigen, daß sie nicht an die herrschaftliche Gerichtsstätte gebunden wären, durchbohrten ihn, wenn er sich widersetzte und steckten ihr Messer neben ihn, zum Merkmal, daß er nicht ermordet, sondern von den Freischöffen gerichtet sei. Eben so verfuhren sie, wenn sie einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten. Seitdem Fürsten und eine große Menge Ritter Freischöffen geworden waren, trotzten die Freigrafen selbst dem Kaiser, wenn er nicht Wissender war, und Kaiser Sigmund ließ sich 1429 zu Dortmund förmlich unter die Wissenden aufnehmen.

Unter der immer mehr zunehmenden Menge von Freischöffen befanden sich auch unwürdige Subjecte, welche die Gewalt des Bundes frevelhaft mißbrauchten zur Befriedigung persönlichen Hasses, und seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts begannen die Beschwerden der deutschen Stände über die Vehmgerichte und steigerten sich bis zur Mitte desselben. Auf Kaiser Sigmund's Befehl veranstaltete der Kurfürst Dietrich von Köln 1430 zu Arnsberg eine „Reformation des freien und heimlichen Gerichtes in Westfalen“; Friedrich III. schränkte die Gerichtsbarkeit der Vehmgerichte auf die Fälle ein, wo der Ver-

klagte nicht anderwärts Recht nehmen wollte, und als die Freigrafen sogar dem Kaiser nicht Folge leisteten und ihn zur Verantwortung forderten, ertheilte er zahlreiche Exemtions-Privilegien von ihrer Jurisdiction. Eine gesetzliche Aufhebung der Vehmgerichte erfolgte zwar auch später nicht, da man den Inhabern der Freistühle ihre rechtmäßig hergebrachte Jurisdiction nicht nehmen konnte und wenn sie auch in Westfalen als gewöhnliche Policei- und Rügegerichte zum Theil bis in das 18. Jahrhundert fortdauerten, so verwischte doch bei veränderter Denk- und Handlungsweise der neueren Zeit schon die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. die letzten Spuren ihres eigenthümlichen Verfahrens.

---

110. Die Buchdruckerkunst.

(Nach J. D. F. Sotzmann, Gutenberg und seine Mitbewerber, in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch, 1841, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Vorläufer der Typographie war der xylographische Bücherdruck vermittels fester, in Holz geschnitzter Schrifttafeln, welcher vor Gutenberg's erstem Auftreten (in Straßburg) schon in den Niederlanden und mehreren deutschen Reichsstädten, zunächst auf Spielkarten und Heiligenbilder, dann aber auch auf Bücher (Bilderbücher und Schulbücher) angewandt wurde. Dieser Tafeldruck hat Anfangs (etwa bis 1480) noch neben dem Letterndruck fortbestanden. Gutenberg hatte solche in Holland mit Holztafeln gedruckte Schulbücher (sog. Donate) vor Augen. Er ist also nicht als Erfinder der Buchdruckerkunst oder gar der Druckerkunst überhaupt anzusehen, sondern als Erfinder des Druckes mit beweglichen Lettern.

Johann Gutenberg stammte aus dem patricischen Geschlechte der Gensfleisch in Mainz; ein Zweig dieses Geschlechtes, der sich am längsten fortgepflanzt hatte, nannte sich von Sorgenloch, wozu aber Johann Gensfleisch nicht gehörte. Dieser führte den Beinamen Gutenberg von seiner Mutter, die der letzte Sprößling des adeligen Geschlechtes der Gutenberge gewesen sein soll. Aus unbekannten Gründen zog er nach Straßburg und faßte hier den Gedanken, mittels beweglicher Lettern und daraus zusammengesetzter Formen Bücher zu drucken und dadurch einen allgemeinen Umschwung in der Gelehrsamkeit und Literatur hervorzubringen. Es sollten aber nicht kleine, aus wenigen Bogen bestehende Schriften, wie sie die sogenannten Briefdrucke*) lieferten, sondern ein voluminöses Werk, wie die Bibel, auf diese Art vervielfältigt werden. Man brauchte viele Zeit, um den nöthigen Vorrath von Lettern,

---

*) Das Wort Brief (von breve, welches im Mittelalter jede Schrift auf einzelnen Bogen oder Blättern bezeichnete) umfaßt in seiner weitesten Bedeutung jede Verbindung von Bild und Schrift, namentlich Bilderbogen und selbst Spielkarten.

so lange sie einzeln geschnitten werden mußten, zusammenzubringen, man machte Versuche mit Lettern von Holz, Blei, Zinn, und jeder Uebergang zu einem neuen Letternstoff machte den bisherigen Schriftvorrath unnütz; selbst als der Schriftenguß erfunden war, bedurfte es vieler Versuche, um das geeigneteste Material und die beste Methode des Gusses zu finden. Wegen der Unzulänglichkeit seiner Geldmittel verband sich Gutenberg, nach Mainz zurückgekehrt, mit Johann Fust. Dieser gab das Geld (1600 Gulden), jener seine Kunst und Arbeit her, der Vortheil aber sollte gemeinschaftlich sein. So wurde die 42zeilige „Biblia latina" in zwei Folianten von 641 Blättern im Jahre 1450 vollendet. Bald nachher entzweite sich Fust mit Gutenberg, der keine Rechnung ablegte, und verband sich mit seinem kunstfertigen Gehülfen (und späteren Schwiegersohne) P. Schöffer, welcher bedeutende Verbesserungen in der Schriftgießerei (Anwendung der in Stahl geschnittenen Patrizen, der in Kupfer ausgeprägten Matrizen, Zusammensetzung des Letternmaterials aus Blei, Spießglanz u. s. w.) gemacht hatte. Dadurch ward erst die Herstellung kleinerer Typen*) möglich und somit der Erfindung der Buchdruckerkunst das letzte Siegel der Vollendung aufgedrückt. Diese Vervollkommnung, in welcher Gutenberg mit Schöffer wetteiferte, gehört Mainz ausschließlich an und gab der mainzer Typographie das erstaunliche Uebergewicht über den Buchdruck mit grober Schrift von gegossenen Bleilettern, den einzelne Briefdrucker in Holland und Deutschland selbständig zu Stande gebracht hatten, ohne aber darüber hinauskommen zu können. So hat also Gutenberg weder den ersten noch den letzten Schritt zur Erfindung der Typographie gethan, wohl aber den wichtigsten.

Als im Jahre 1462 in Folge eines Kampfes zweier Erzbischöfe, Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, Mainz von dem letzteren erobert und geplündert wurde, mußten alle Gesellen die Stadt verlassen, die Diener Gutenberg's erscheinen bald darauf als die ersten Buchdrucker in Basel, er selbst wurde Kammerherr des siegenden Erzbischofes und überließ die weitere Entwickelung seiner Erfindung glücklicheren Schülern. Er starb im Anfange des Jahres 1468.

---

111. Venedig und Genua.

(Nach Joh. Gottfr. Eichhorn, Weltgeschichte, mit einem Zusatze nach Karl Ritter, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Bei der Völkerwanderung, als sich der Strom der Barbaren aus Pannonien immer zuerst über Venetien wegwälzte, von dem Einbruche

---

*) Diese wandten zuerst Fust-Schöffer im Rationale an 1459 und Gutenberg 1460 im Catholicon.

der Westgothen und Hunnen an bis auf die Besitznehmung der Longobarden, trieb der Schrecken viele Einwohner, besonders die Vornehmen und Reichen, auf die kleinen Inseln, welche an der nördlichen Spitze des adriatischen Meerbusens liegen. Ueber dritthalbhundert Jahre lang (von 421—697) lebten diese Flüchtlinge unter Oberhäuptern, die Tribunen hießen. Ihr Gewerbe war Schifffahrt und Handel.

Nach und nach erwachte jedoch Eifersucht beim Volke gegen die Macht der Tribunen; die Seeräubereien der Araber vermehrten sich und machten das adriatische Meer so unsicher, daß eine gemeinschaftliche Anstrengung aller Inseln gegen sie nothwendig wurde. So wurden die Lagunenbewohner durch ihre Stimmung gegen die Tribunen und durch die Umstände der Zeit bewogen, einen gemeinschaftlichen Anführer, Doge oder Herzog, zu wählen; und das Loos des ersten Dogen traf 697 den Paolucci Anafesto. Nach dieser Einrichtung hatte das Volk (die Edeln, Bürger und Geistlichen) die gesetzgebende, die Tribunen die richterliche und der Herzog die vollziehende Gewalt. Der Sitz der Centralregierung war anfangs Heraklea, nachher Malamocco, späterhin Rialto. Seitdem erhob sich die letztere Insel über die übrigen; die benachbarten kleineren Inseln wurden mit ihr durch Brücken verbunden und eine mächtige Seestadt, **Venedig**, stieg nach und nach gegen das Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts wie aus dem Meer empor. Sie herrschte über alle umliegenden Inseln und auf dem adriatischen Meere und schützte dasselbe gegen arabische Seeräuber.

Schifffahrt und Handel der Venetianer breiteten sich seit der Zeit, da Venedig Sitz der Centralregierung war, immer weiter aus; nur hatten sie lange an den ihnen zur See noch überlegenen Arabern mächtige Rivalen, die besonders ihren Handel nach Syrien (der schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts im Gange war) häufig störten, bis sie ihnen endlich 871 bei Taranto die erste Seeschlacht abgewannen. Von dieser Zeit an steigt die Macht der Venetianer immer sichtbarer in die Höhe. Mit dem Jahre 991 fangen die Ertheilungen wichtiger Rechte und Privilegien in allen byzantinischen Häfen an die Venetianer an, die von Zeit zu Zeit erneuert und erweitert wurden; um dieselbe Zeit schlossen sie vortheilhafte Handelstractate mit den Arabern in Syrien und Aegypten. Ihre jetzt erlangte Macht bewog mehrere Städte in Dalmatien, sich aus Furcht vor den arabischen Seeräubern unter den Schutz der Venetianer zu begeben; Zara erkannte zuerst die venetianische Herrschaft, und ihrem Beispiele folgten die übrigen, weßhalb von nun an, 998, der Doge von Venedig den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte. Die Kreuzzüge erhoben endlich die Venetianer zu der größten See- und Handelsmacht in Italien. Sie unterstützten die Kreuzfahrer mit den ansehnlichsten Flotten (zuweilen von 200 Segeln) und erlangten, zur großen Eifersucht von Genua und Pisa, die größten Handelsvortheile. Zu gleicher Zeit verwickelte die Nachbarschaft sie in Kriege mit den Normannen und ihre Herrschaft über Dalmatien in solche mit den mächtigen Königen von Ungarn.

Durch solche günstige Ereignisse mußten in Venedig sehr reiche Familien entstehen, welche die Gewalt des Dogen, der in Kriegs-, Gerichts- und Finanzsachen fast unumschränkt war, nicht ertragen konnten, zumal, da es nicht an Versuchen der Dogen fehlte, die ihnen eingeräumte, schon halb monarchische Gewalt endlich gar in eine Monarchie zu verwandeln. Daher setzte man dem Dogen aus Eifersucht zwei Räthe, die jährlich neu gewählt wurden, an die Seite, wodurch die Entstehung einer Monarchie allerdings gehindert wurde. Dafür schwankte aber die Verfassung zwischen Aristokratie und Demokratie, indem die Volksversammlungen zuweilen noch zusammengerufen wurden, die vor 1423 nicht förmlich aufgehoben waren.

Bei dem Antheil, den die Venetianer in ihren noch nicht ganz eingegangenen Volksversammlungen an der Regierung ihres Vaterlandes, an den Vorfällen in Italien und im Orient nahmen, bei ihrer ausgebreiteten Schifffahrt und dem Wohlstande, der immer Muth gibt, gährte es in Venedig beständig; die reichen und mächtigen Familien waren, wie in allen Freistaaten, mit der Regierung nie zufrieden, und hie und da trat auch ein Volksauflauf ein. Bei einem solchen Volkstumult 1132 ward der 38. Doge, Vitali Michieli, vom Volke ermordet und die Regierungsform geändert. Ein unter vielen Umständlichkeiten gewählter Doge blieb zwar an der Spitze, ward aber eingeschränkt. Ihm ward ein kleiner Rath (signoria) von 6 Mitgliedern, die der große Rath aus den 6 Quartieren der Stadt (sestieri) wählte, beigegeben; dem Dogen wurde die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staates genommen und dagegen drei Beamten der Rechnungskammer übertragen, welche besondere Untersucher der Vermögensumstände eines Jeden (Inquisitori) zur Seite hatten; der große Rath von 480 adeligen und unadeligen Bürgern, die jährlich aus den 6 Quartieren der Stadt von 12 besonders dazu beeidigten Wahlmännern gewählt wurden, besaß die höchste Gewalt; zu besonders wichtigen und geheimen Berathschlagungen erbat sich der Doge den Beirath von einer Anzahl Nobili, deren Ernennung und Zahl von ihm abhing und die von der Art der Zusammenberufung die Erbetenen (Pregadi) hießen. So lange diese Einrichtung blieb, hatte die Republik noch eine halb demokratische Form, nur daß sich das Uebergewicht auf die Seite der edeln Geschlechter neigte.

Während dieser Verfassung trat die venetianische Republik in ihre glücklichste Periode. Ihre Verbindungen reichten durch ganz Italien und sie tritt sogar an die Spitze des lombardischen Bundes. Im Jahre 1202 hilft sie das griechische Reich zerstören und gelangt nicht nur zum Alleinhandel mit Alexandrien, sondern auch zum Besitz der ansehnlichsten Inseln des Archipelagus und des mittelländischen Meeres und kauft das Königreich Candia. Die kleineren Inseln, welche die Republik nicht selbst in Besitz nahm, eroberten Privatpersonen und sie besaßen sie, so lange das lateinische Kaiserthum dauerte, als kleine Souveräne. Je größer die Vortheile waren, die Venedig dadurch zuflossen, desto empfind-

licher war der Schlag, den es 1261 durch die Wiederherstellung des griechischen Reiches unter genuesischem Beistande erlitt, zumal, da die Genueser für ihre Hülfe mit den herrlichsten Freiheiten belohnt wurden.

Der Handelsneid der Genuesen verdrängte die Nachbarrepublik von den Gestaden des schwarzen Meeres. Dadurch wurde Venedig veranlaßt, sich einen anderen Weg zur indischen Handelswelt zu bahnen, die Herrschaft der maritimen Südstraße zu gewinnen, die noch größere Vortheile darbot und dauernderen Gewinn brachte, weil sie weniger mächtigen Gebietern unterworfen war, als die Nordstraße durch Asien. Die Venetianer knüpften nämlich, trotz dem, daß sie dafür als Ketzer verschrieen wurden, Freundschaftsverhältnisse mit den Saracenen, zumal mit den toleranter gewordenen Sultanen von Syrien und Aegypten an. Wie ihre Neider, die Genuesen, bei den Kaisern in Constantinopel, so wurden sie bald bei den Sultanen in Aegypten die Herren, zumal in Alexandria, und seitdem standen ihnen wieder alle Häfen Syriens, Aegyptens, Arabiens und Indiens für ihre Flotten offen. Nun begann ihr Großhandel schon in der Levante. Sie eroberten die drei Inseln Cypern, Candia und Negroponte, stifteten drei marine Königreiche und wurden bald die Gebieter des mittelländischen Meeres. Nun strömten die Reichthümer Indiens in die Häfen der Königin des Adria-Meeres. Es stiegen nun die Paläste der Venetianer aus den Lagunen hervor. Der Anblick Venedigs, so sehr es auch gesunken ist, zeigt doch noch heute vom St. Marcusplatze aus sogleich, daß hier die Schätze Indiens, der Levante, Aegyptens und Südeuropa's Jahrhunderte hindurch aufgehäuft waren. Noch immer wehen dort, wenn auch nur in symbolischer Erinnerung alter Herrlichkeit, die Wimpel der drei Inselkönigreiche Cypern, Candia und Negroponte auf hohen Mastbäumen vor dem stattlichen Dogenpalaste und dem grandiosen Marcusdome.

Inzwischen gewann die Anfangs demokratische Form der Verfassung immer mehr die Gestalt einer Erbaristokratie. So wurde im Jahre 1296 festgesetzt, daß künftig die Mitglieder des großen Rathes nicht mehr aus der Mitte des Volkes, sondern nur aus denen gewählt werden sollten, die damals Mitglieder waren und die es in den vier letzten Jahren gewesen. Im Jahre 1319 ward die Erbaristokratie vollendet durch den Beschluß, daß künftig gar keine Wahl in den Rath mehr Statt finden sollte, sondern die damaligen Mitglieder behielten ihren Sitz lebenslänglich und vererbten ihn auf ihre Nachkommen. Diese willkührliche Maßregel nannte man „das Schließen des großen Rathes". Verschwörungen gegen die neue Verfassung, sowohl von Seiten des Volkes, als von einzelnen edlen Geschlechtern, wurden leicht unterdrückt und veranlaßten 1310 die Einsetzung des furchtbaren Rathes der Zehn (Anfangs auf kurze Zeit, wurde er später für permanent erklärt), welcher unter dem Vorwande, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, sich die größte Willkühr erlaubte, sogar Beschlüsse des großen Rathes vernichtete, auch den 76jährigen Dogen Marino Falieri wegen einer Verschwörung zum Umsturze der Verfassung (1355) im Hofe des Do-

genpalastes enthaupten ließ. Aus diesem Rathe der Zehn ging (1454) die noch furchtbarere Behörde der drei Staatsinquisitoren hervor, welche der Rath der Zehn wählte, ohne daß bekannt wurde, wer dazu gehörte; ihre Gewalt war völlig unumschränkt und ihre Wirksamkeit in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Wer verdächtig geworden war, verschwand auf unbekannte Weise; eherne Löwenrachen am Dogenpalaste und an den Kirchen angebracht, waren stets geöffnet, um anonyme Anklagen aufzunehmen; keine Regel band das gerichtliche Verfahren der Inquisitoren, als die Uebereinstimmung ihres Urtheils.

Der offene Kampf mit Venedigs mächtigster Nebenbuhlerin, der Republik Genua, entbrannte mit großer Heftigkeit erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts und wurde anfangs vorherrschend zum Nachtheile der Venetianer geführt, die nach einer großen Niederlage ihrer Flotte an der Küste von Morea im Frieden von 1355 dem Handel nach dem schwarzen Meere (mit Ausnahme von Kaffa) entsagten. Mit größerer Erbitterung erneuerte sich der Krieg 1378, an welchem Ungarn und andere Feinde Venedigs Theil nahmen. Der venetianische Seeheld Victor Pisani griff mitten im Sturme die genuesische Flotte an und erfocht einen glänzenden Sieg, aber die Signoria hinderte ihn an der Verfolgung des Sieges; daher erschienen die Genueser im adriatischen Meere, zerstörten die venetianische Flotte und eroberten das wichtige Chioggia; Pisani, der wegen dieses Unfalls mit Gefängniß belohnt worden war, trat von Neuem an die Spitze der Flotte und in Vereinigung mit dem wackeren Karl Zeno, der bisher eine andere Abtheilung der venetianischen Flotte angeführt hatte, rettete er Chioggia und somit Venedig, nachdem der kühne genuesische Anführer Peter Doria gefallen war (1380). Die Erschöpfung der beiden Republiken beschleunigte den Frieden (1381), der Venedigs Uebermacht sicherte.

Während Genua in der nächstfolgenden Zeit durch innere Factionen so geschwächt wurde, daß es sich (1396) der französischen Herrschaft und, nach Vertreibung der Franzosen, an Mailand (wie schon früher einmal) ergeben mußte, benutzte Venedig seine neu erprobte und gestärkte Kraft, um auf dem Festlande Friaul und den größten Theil der Lombardei, in Dalmatien einzelne Städte und Inseln, in Apulien einzelne Seeplätze und in der Levante die wichtige Insel Cypern zu gewinnen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war Venedig die erste Handels- und Seemacht der Welt. Aber seit der Mitte dieses Jahrhunderts vereinigten sich mehrere Umstände, um der stolzen Königin des Meeres das Scepter zu entreißen. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken entzog ihm alle Handelsvortheile, welche es bis dahin in der Levante in so reichem Maße genossen hatte; die Entdeckung von Amerika, welche Europa mit den Producten der neuen Welt überschüttete, vernichtete das venetianische Monopol für gewisse Handelsartikel; die Umseglung des Vorgebirges der guten Hoffnung ward Venedig noch in höherem Grade verderblich, indem sie den indischen Handel den

Staaten am atlantischen Ocean zuwandte. So beginnt am Ende des Mittelalters der rasche Verfall Venedigs.

---

112. Florenz. Cosimo dei Medici.

(Nach einer akademischen Rede von Franz Dorotheus Gerlach, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie einst die Römer die hellenischen Musen nach Latium geführt haben und wie im Gefolge römischer Legionen hellenische Gesittung nach dem äußersten Norden und Westen getragen worden ist, so hat im Mittelalter von Italien aus ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft sich über Deutschland, ja, über Europa verbreitet. Wenn das gesammte Volk an diesem Ruhme Antheil hat, so sind nicht minder die hervorragenden Bestrebungen Einzelner zu achten. Insbesondere hat Cosimo es unternommen, als erster Bürger von Florenz, seiner Vaterstadt eine vorher nie geahnte Größe und Bedeutung zu erringen und sie zum Mittelpunkte der geistigen Bewegung zu erheben, die damals von Italien über Europa sich verbreitet hat.

Die äußere Größe von Florenz war auf Handel und Gewerbfleiß gegründet. Schon lange waren Venedig, Genua und Pisa durch Handel und Schifffahrt berühmt und blühend, als Florenz zuerst in den Zeiten Friedrich Barbarossa's Bedeutung gewann, indem es dem ghibellinischen Pisa gegenübertrat, das ihm unterlag. Mit Genua wetteifernd, das durch Parteistreit sank, haben die Florentiner sowohl den levantinischen Handel zum Theil an sich gerissen, als die Märkte des Westens (den von London, sowie die niederländischen) mit den Erzeugnissen des Morgenlandes und dem Ueberflusse ihres eigenen Landes versehen und sich allenthalben Rechte, Freiheiten und Vergünstigungen für ihren Handel erwirkt. Dazu kam der blühende Zustand der Gewerbe: Seiden- und Wollenwebereien waren seit alter Zeit in Florenz heimisch; die Arbeit in Gold- und Silberstoffen war einzig in ihrer Art und die mannichfaltige Betriebsamkeit der Bürger wird daraus erkannt, daß die Zahl der Zünfte von 7 bis 21 stieg, wiewohl die niedrigen Gewerbe nicht vertreten waren.

Die Medici waren zu allen Zeiten die Schirmer des Mittelstandes (der Popolani) und standen als thätige Fabrik- und Handelsherren mit der mächtigen Zunft der Weber in enger Verbindung und an der Spitze der Bürger im Kampfe gegen den Adel. Giovanni di Bicci, der Vater des Cosimo, genoß wegen seiner bürgerfreundlichen Gesinnung die ungetheilte Liebe des Volkes. Er widerstand eben so wohl den Lockungen des herrschsüchtigen Adels, der ihn um jeden Preis auf seine Seite ziehen wollte, als dem ungestümen Begehren des Volkes, welches neuen Steuergesetzen eine rückwirkende Kraft geben wollte. So hat er eine Ungerechtigkeit abgewandt, welche die Reichen für immer mit dem Volke

entzweien mußte, und sich dabei eine Unabhängigkeit erhalten, die sein Ansehen und seinen Einfluß nur vermehren konnte. So, gleich entfernt von Parteihaß und Gunstbuhlerei, empfahl er noch auf dem Todesbette seinen Söhnen Cosimo und Lorenzo dieselben Grundsätze und diese sind auch im Allgemeinen die Grundlage der Macht für seine Nachkommen geworden.

Sein Sohn Cosimo, der beim Tode des Vaters beinahe 40 Jahre zählte, hatte seine ausgezeichneten Anlagen an Geist und Gemüth durch den Unterricht des Camaldulenser Mönches Traversari, durch die liebevolle Pflege des Vaters und durch den Umgang mit den berühmtesten Männern des Jahrhunderts, zu herrlicher Reife entwickelt. In Bezug auf Thätigkeit und Umsicht im Handel und Gewerbe hatte er so ganz den Geist seines Vaters geerbt, daß ihm Arbeit und Beschäftigung die nothwendige Bedingung des Lebens schien. Und wenn Gottes Gnade ihm Alles ohne Mühe schenken wollte, pflegte er zu sagen, so möchte er doch niemals ohne Arbeit sein. Den von seinem Vater ererbten Reichthum hat er vorzüglich durch Wechselgeschäfte ins Unglaubliche vermehrt. Kaiser, Könige, Fürsten, der Papst bedurfte seiner Hülfe. Eduard IV. von England verdankte ihm den Thron, Papst Johann XXIII., den er zur Kirchenversammlung nach Costnitz begleitete, seiner Vermittlung die Freiheit. Der immer geldbedürftige Kaiser Sigmund konnte sich seiner Großmuth rühmen. Als nach der Eroberung von Constantinopel das Vertrauen der Handelswelt in ganz Europa erschüttert war, hat sein Name dieses Vertrauen wieder hergestellt. Der Einfluß des thätigen Mannes ward überall gefühlt, denn das Geld war eine Macht geworden und Cosimo hatte dessen Werth erkannt.

Aber Reichthum allein hat noch niemals Ehre und Ruhm, nicht einmal Einfluß und Macht gegeben. Ein todtes Besitzthum erregt nur Neid. Cosimo, wenn auch der reichste Bürger von Europa, hat seine Größe nicht dem glänzenden Metalle, sondern seiner Geisteskraft verdankt. Das Geld war ihm ein Mittel, die Laufbahn zu verfolgen, die das Beispiel seiner Vorfahren ihm geebnet hatte. Stets hatten die Medici in dem Schutz des Volkes ihre Größe und ihren Ruhm gesucht. Giovanni, der Vater Cosimo's, hatte sich in der Liebe des Volkes einen so festen Thron erbaut, daß aller Haß des Adels sein Ansehen nicht erschüttern konnte. Seinem Beispiel folgte Cosimo. Sein Haus stand jedem Bürger offen und kein Armer ging ungetröstet von ihm weg. Das Schamgefühl der Unglücklichen hat er aufs edelste geschont und er gab, ehe er gebeten ward. Gegen die adeligen Geschlechter hat er so zuvorkommend sich bewiesen, daß fast alle Bürger von einiger Bedeutung ihm verpflichtet waren. Bei alledem hat er selbst seine einfache Lebensweise nicht geändert; er erschien so prunklos öffentlich, daß in dem schlichten Manne Wenige den einflußreichen Cosimo erkennen mochten, um dessen Gunst die Mächtigen der Erde buhlten. Die heitere Ruhe in dem bleichen, fast olivenfarbigen Gesichte, die edle Würde, welche Hoheit mit Milde und Güte zu vereinigen wußte, hat

seine Feinde mit Argwohn und Furcht erfüllt. Sie mochten die Tiefe seines Geistes in diesen Zügen ahnen. Darum sollte er als ein Opfer ihres Hasses und ihrer Rache fallen. Als der Rath aus Männern ihrer Partei gebildet war, wurde Cosimo als ein Feind gemeiner Freiheit vor Gericht gestellt und mit solcher Leidenschaftlichkeit gegen ihn verfahren, daß er einen gewaltsamen Tod hätte leiden müssen, wenn nicht die Unbestechlichkeit seines Gefangenwärters und ein beträchtliches Geldgeschenk den ersten Magistraten der Republik günstig für ihn gestimmt hätte. Aber der Verbannung entging er nicht, so wenig als eine große Zahl seiner Freunde und Verwandten, weil die ganze Partei zu stürzen die Absicht seiner Feinde war. Doch was seine tiefe Demüthigung bewirken sollte, ward für ihn der höchste Ruhm. Nicht nur, daß während seiner Gefangenschaft in der Nähe und Ferne für ihn gewaffnet wurde, daß der Senat von Venedig und der Markgraf von Ferrara sich für ihn verwandten, ward er auf seiner Reise nach dem Verbannungsorte Padua überall mit den ausgezeichnetsten Ehren empfangen, durch Bewaffnete geleitet und in Venedig selbst nicht wie ein Verbannter, sondern wie ein Gesandter der Republik empfangen. Aber die Sehnsucht der Bürgerschaft von Florenz nach ihrem Wohlthäter und Beschützer war so groß, daß er, ehe ein Jahr verfloß, durch einen Volksbeschluß zurückgerufen und in den Besitz aller seiner Güter und Ehren wieder eingesetzt wurde. Mehrere seiner erbittertsten Feinde wurden hingerichtet, Viele schmachteten ihr Leben lang in Kerker und Banden, eine ungeheure Zahl wurde verbannt, so daß ganz Italien mit florentiner Flüchtlingen sich füllte. Dadurch wurde Cosimo's Stellung in der Republik für die Zukunft festgestellt.

Aber freilich ist schonungslose Unterdrückung politischer Gegner noch kein Beweis von wahrer Staatsweisheit. Dadurch wird wohl für die eigene Sicherheit gesorgt, aber nicht immer für das Wohl der Republik. In der Sorge fürs gemeine Wesen erscheint die wahre Größe Cosimo's. Seiner Vaterstadt ihr wohlbegründetes Ansehen zu erhalten; ihre Macht zu mehren und für die Zukunft gegen Stürme sie zu befestigen, das war das Ziel seines thatenreichen Lebens. In der Verfolgung dieses Zieles hat er eine eiserne Beharrlichkeit gezeigt und zuerst den Grundsatz von dem Gleichgewicht der Staaten im großartigen Sinne aufgefaßt und mit solcher Folgerichtigkeit durchgeführt, daß sein Tiefblick in die Verhältnisse der Staaten für künftige Geschlechter maßgebend geworden ist. Die republikanische Verfassung, gleiche Gefahr und der Trieb der Selbsterhaltung mußte trotz immerwährender Eifersucht die Florentiner den Venetianern nähern. Das Waffenbündniß beider Republiken war das Werk des Cosimo, und so oft auch der Argwohn des aristokratischen Venedig die freien Bürger beleidigt, verletzt oder verlassen hat, wurde von Cosimo immer von Neuem das Band geknüpft und dadurch Italien vor völliger Unterjochung durch einen Alleinherrscher bewahrt. Und wie er durch Bündnisse, Verträge und Friedensschlüsse das Ansehen und die Macht seiner Vaterstadt gemehrt, so hat er nicht

minder auf die Gesetzgebung und Verwaltung eingewirkt. Durch seine Bemühung sind neue Straßen angelegt, ist der Arno von Florenz bis ans Meer schiffbar gemacht worden. Kurz seine Fürsorge, seine Einsicht, seine Thatkraft hat in jeder Hinsicht das gemeine Wesen gefördert und geleitet.

Doch der Staatsmann, der nur für die Mehrung von Macht und Ruhm thätig ist und die höheren Güter unbeachtet läßt, kann von den Zeitgenossen hochgepriesen und bewundert werden, in dem Andenken der Nachwelt lebt er nicht. Cosimo's schönster Ruhm ist seine Liebe für Wissenschaft und Kunst. Ohne streng wissenschaftliche oder eigentlich gelehrte Bildung, denn die griechische Sprache verstand er nicht, besaß Cosimo eine hohe Empfänglichkeit für Alles, was der Geist der Menschen Treffliches erschafft. Kein Zweig des Wissens, kein Gebiet der Kunst war ihm ganz fern geblieben; er ehrte in allen das Streben einer edlen Kraft. Namentlich hat er für die Baukunst Unglaubliches gethan und die Kirchen von Florenz erzählen seinen Ruhm. Wie schon Giovanni Medici in seinem Hause alle Zeitgenossen zu vereinigen pflegte, welche durch Geist, Gelehrsamkeit und ein edles Streben hervorgeragt, so und noch mehr war der Palast des Cosimo der Sammelplatz der ersten Männer des Jahrhunderts. Historiker, Dichter, Sprach- und Rechtsgelehrte, Aerzte und selbst Physiker, wer nur in irgend einer Kunst und Wissenschaft sich ausgezeichnet, fanden Zutritt bei ihm. Aus dem Zusammenwirken so mannichfaltiger Kräfte strömte jene Geistesfülle, die wir an den Männern dieser Zeit bemerken, und was Cosimo empfing, das gab er reichlich zurück durch ein gediegenes Urtheil, durch eine reiche Ader strömenden Witzes, wodurch er die Unterhaltung würzte, belebte und beherrschte. Nicht nur hatte er eine große Anzahl gelehrter Abschreiber in seinen Diensten, welche die Handschriften vervielfältigten, sondern er schickte auch Reisende durch alle Länder von Europa und Asien, so weit diese dringen konnten, um die alten Manuscripte aufzusuchen und für große Summen zu erwerben. Ein großer Theil der Werke der alten Literatur ist nur durch diese Bemühungen erhalten worden. Die Früchte dieser mannichfaltigen Thätigkeit hat er in vier Bibliotheken aufbewahrt. Wie weit sich seine Freigebigkeit für Wissenschaft und Kunst erstreckte, mag man daraus entnehmen, daß nach Paul Jovius seine Ausgaben für diese Zwecke auf mehr als 4 Millionen Franken sich beliefen, so daß schwerlich je ein Fürst den großen Bürger von Florenz übertroffen hat.

Aber wenn die Pflege der Wissenschaft und Kunst bei Manchem mit Prunk, selbst mit einer gewissen Eitelkeit gepaart oder durch die Zeitrichtung bedingt erscheint, wie man damals von Italien glauben möchte, so ging bei Cosimo die Beschäftigung mit der Wissenschaft aus einer tieferen Sehnsucht seines Gemüthes hervor. Er wollte nicht bloß als Beförderer der Künste gelten, nicht in dem Lobe dankbarer Freunde sich berauschen, sondern die Veredelung seiner selbst, die Verständigung über die höchsten Räthsel dieses Lebens suchte er in der Wissenschaft.

Als er Vorträge über die Platonische Philosophie gehört, ward er so ergriffen von dem Gegenstand, daß er diese Lehren als das höchste Kleinod sich und seiner Vaterstadt bewahren wollte. Darum hat er einen Verein von Gelehrten um sich versammelt, welche vorzugsweise die Erforschung und Erklärung der Platonischen Philosophie sich zum Gegenstand ihrer Thätigkeit genommen. Ja, dem Marsiglio Ficino hat er diese Forschung zur Aufgabe für seine Lebenszeit gemacht und dadurch sich das größte Verdienst um das Verständniß des Platon selbst erworben. In diesen Kreis hat er aus der Schwüle des Lebens sich gerettet. Da fühlte er sich gestärkt, gehoben und belebt, dort fand er die ideale Geisteshöhe wieder, welche die wahre Weihe für den großen Kampf des Lebens ist. Selbst als körperliche Schwäche ihn mehr und mehr gefesselt und des Lebens Flamme dem Erlöschen nahe war, da sah man den edlen Mann oft im Kreise seiner Enkel, rathend, lehrend, von den Thaten der alten Zeiten erzählend, damit sie des Hauses Ehre, den Ruhm der Vaterstadt bewahren möchten. So hat er sich im Geiste über die Schranken der Gegenwart erhoben und sein Leben mit edler Fassung und Freudigkeit beschlossen im 76. Jahre, ein lebensmüder Greis. Auf dem Grabstein in der Kirche San Lorenzo steht die Inschrift: „Cosmus Medicus hic situs est, decreto publico pater patriae.“ Und das ist keine Schmeichelei; er hat den Namen Vater des Vaterlandes im vollen Maße verdient.

113. Der Kirchenstaat.

(Nach Joh. Jos. Ign. v. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Bis zum Sturze des weströmischen Kaiserthums waren die Päpste Unterthanen der römischen Kaiser. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts standen sie in demselben Verhältnisse zu den ostgothischen Königen von Italien, später zu den oströmischen Kaisern. Der Bilderstreit und der dabei grell hervortretende Despotismus der byzantinischen Soldatenkaiser führte zum Bruche zwischen Rom und Constantinpel.

Der Longobardenkönig Luitprand schenkte, mit einer sonst diesem Fürsten nicht eigenen Großmuth, der Kirche des h. Petrus einen Theil des südlichen Toscana und der Frankenkönig Pipin der Kleine übergab ihr in gleicher Weise die von ihm eroberten Landschaften Aemilia, Flaminia und Pentapolis, d. h. das Küstenland von der Pomündung bis nach Ancona hin und östlich vom Rücken der Apenninen und dem Reno. Karl der Große bestätigte die Schenkung seines Vaters und übergab dem Papste toscanische Städte.*)

*) Mock, Th. D., de donatione a Carolo Magno sedi Apostolicae anno 770 oblata. Münster 1861.

Mit der Kaiserkrönung Karl's verschwand der Schatten der byzantinischen Oberhoheit. Rom gehörte jetzt zum abenländischen Reiche, der Papst und die Römer leisteten dem Kaiser den Eid der Treue; der weltliche Besitz des Papstthums stand unter besonderem kaiserlichen Schutze, aber auch unter kaiserlicher Oberhoheit. Unter den späteren Karolingern erbleichte der Glanz des Kaiserthums; die meist von Adelsfactionen erhobenen und gestürzten Päpste konnten nicht hindern, daß (in der Zeit von 850—1050) der größere Theil des Kirchenstaates ihnen von italienischen Fürsten wieder entrissen wurde.

In dem Kampfe um das von Kaiser Heinrich III. dem Papste Leo IX. abgetretene Benevent gewann der päpstliche Stuhl, was mehr werth war, als der Besitz dieses Gebietes, die Lehnshoheit über die normannischen Eroberungen in Unteritalien. In der Folge ist freilich gerade dieses Vasallenreich die Ursache geworden, daß die Päpste ihren Sitz nach Avignon verlegten, dadurch in Abhängigkeit von Frankreich geriethen, wodurch zuletzt das große Schisma entstand.

Große Aussichten auf gesicherten Besitz eines umfassenden Gebietes hatte den Päpsten die Schenkung der mächtigen Markgräfin Mathilde eröffnet. Wäre sie dem ganzen Wortlaute nach vollzogen worden, so würden dadurch die Päpste sofort die länderreichsten Fürsten in Ober- und Mittelitalien geworden sein; Ligurien und Tuscien, sagen die Zeitgenossen, sei in der Schenkung begriffen gewesen; aber da sich Reichslehen und Allodialgut unmöglich mehr ausscheiden ließ, nahm der Kaiser, auch unter dem Vorwande der Verwandtschaft, die ganze Erbschaft in Anspruch. Erst Innocenz III. machte im rechten Momente die Rechte seines Stuhles mit der ihm eigenen thatkräftigen Energie geltend und so kam endlich das sogenannte Patrimonium Petri, d. h. das südliche Tuscien, aus der mathildischen Verlassenschaft wirklich an die römische Kirche. Früher hatten die Päpste wohl Besitzungen, von denen sie Gefälle und Lehensdienste in Anspruch nahmen, aber nicht einen Staat, den sie regierten. Schon im ersten Jahre hatte Innocenz die bedeutenderen Städte der Marken und des Herzogthums Spoleto, dann Perugia, Montefiascone, Radicofani und Acquapendente nebst der Grafschaft Benevent unterworfen. Bald erkannten auch die Städte der Romagna die Oberhoheit der Kirche an, die damals so milde war, daß die Städte sie kaum bemerkten. Die Freiheit und volle Autonomie der Städte wurde anerkannt. Die Herrschergewalt der Päpste beschränkte sich auf die Ausübung einer, im Ganzen sehr enge begrenzten Gerichtsbarkeit, auf Verfügung über die Geldmittel und Truppen, welche die wohlgesinnten Städte und Dynastieen lieferten und auf schiedsrichterliche Acte. Rom, wo jetzt die Savelli's, Orsini's, Colonna's das Uebergewicht besaßen, blieb nach wie vor eine unruhige, gegen jede Befestigung päpstlicher Regierung argwöhnisch wachsame Stadt, kaiserlich gesinnt oder ghibellinisch, theils aus Opposition gegen die Päpste, theils weil nach der damaligen, in ganz Italien herrschenden Theorie das Volk und die Stadt Rom der eigentliche Träger und Inhaber der kaiserlichen Würde

und Herrschaft war, so daß die Päpste nur im Namen und Auftrage des römischen Volkes die Kaiserwahl an die deutschen Fürsten übertragen hätten.

Bald erfolgte die Verpflanzung der Curie nach Avignon, wo sie 70 Jahre blieb. Der Kirchenstaat hatte nun fast alle Bedeutung verloren; man betrachtete und behandelte ihn in Avignon wie eine entfernte Provinz, die man durch Statthalter regieren läßt.

Eben um den Anfang des 14. Jahrhunderts war der Zeitpunkt des Verfalls für die italienischen Freistaaten gekommen, die, mit wenigen Ausnahmen, in Folge bürgerlicher Wirren, zu Fürstenthümern wurden. Auch der ganze Kirchenstaat ward allmählich zerstückelt. In Rom und der Campagna herrschte Anarchie und wildes Faustrecht. Da gelang es dem von Bildern altrömischer Herrlichkeit erfüllten Tribunen Cola Rienzi, den vergänglichen Schimmer einer geordneten Republik auf kurze Zeit zurückzuführen. Wohl hatte er die Rechte des Papstes als einzig rechtmäßigen Oberherrn vorbehalten. Aber weder zu regieren, noch zu kämpfen verstand er und ging bald, obgleich vom Papste zum Senator ernannt und nach seinem ersten Sturze zurückgeschickt, an Eitelkeit und Ungeschick zu Grunde. Dagegen vermochte der von Avignon gesandte Cardinal Albornoz, groß als Feldherr und Staatsmann, allmählich die Städte und Gebiete des Kirchenstaates von ihren Zwingherren zu befreien.

Der Druck und die Willkühr der französischen Legaten erzeugte bald einen allgemeinen Abfall. Durch die gegen Gregor XI. erbitterten Florentiner aufgeregt, empörten sich im Jahre 1376 binnen 9 Tagen 80 Städte und Flecken des Kirchenstaates und erklärten sich entweder für frei oder riefen die von Albornoz entsetzten Zwingherren zurück. Der geldbedürftige Bonifazius IX. verkaufte den Zwingherren und den Republiken gegen sofort zu zahlende Summen und einen jährlichen Lehenszins die Hoheitsrechte, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten. Als Martin V. nach beendigter Spaltung zu Constanz zum alleinigen Papste gewählt, im Jahre 1418 in Italien erschien, fand er Rom und Benevent in den Händen der Neapolitaner, eine Republik in Bologna, die Romagna, die Mark und Umbrien in den Händen verschiedener Häuptlinge. Manches wurde gewonnen und wieder durch neue Empörungen verloren. Der Zug zur Errichtung von Sonderherrschaften war in Italien im 15. Jahrhundert so vorherrschend geworden, daß am Ende dieses Jahrhunderts auch die Päpste (Sixtus IV., Alexander VI.) davon ergriffen wurden und ihre Verwandten zu Fürsten auf Kosten des Kirchenstaates zu machen suchten. Doch Julius II., im Anfange des 16. Jahrhunderts, stürzte diese Sonderherrschaften und ward, nach Innocenz III. und Albornoz, der dritte Begründer oder Wiederhersteller des Kirchenstaates.

114. Die sicilische Vesper.

(Nach Heinr. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie der Kirchenstaat, so lös'te sich auch das Königreich Neapel seit der Thronbesteigung des Hauses Anjou allmählich in einzelne Herrschaften auf, um so mehr, als die neue Regierung es sich gar nicht angelegen sein ließ, ein engeres Band zwischen sich und dem Lande zu knüpfen. Hochverrathsprocesse und Confiscationen folgten auf Konradin's Hinrichtung, bereicherten die Franzosen und deren Anhänger und ließen immer mehr deren Uebermuth unerträglich erscheinen, besonders in der ehemals bevorzugten, nun hintangesetzten Insel Sicilien, die den Bedrückungen der Beamten fast hülflos Preis gegeben war.

Den Mittelpunkt der Mißvergnügten bildete Giovanni, ein von Friedrich II. hochgeehrter, dann von Manfred mannichfach bevorzugter Edelmann von Salerno, der als Arzt einen großen Ruf hatte und Besitzer der Insel Procida war. Karl hatte das Vermögen Giovanni's da Procida, als eines entschiedenen Anhängers der Hohenstaufen, confiscirt und dieser hatte seine Heimat verlassen und war zu Manfred's Schwiegersohn, dem Könige Peter von Aragonien (s. die Stammtafel S. 369) gegangen. Von Aragonien aus, wo er wieder mit Ehren und Gütern überhäuft wurde, suchte Giovanni Verbindungen auf Sicilien; mehrere der angesehensten Sicilianer traten mit ihm, der selbst verkleidet auf die Insel kam, in näheres Verständniß und sie beschlossen, um jedenfalls den Erfolg des Unternehmens zu sichern, noch den Papst und den griechischen Kaiser zu Unterstützung desselben zu gewinnen. Als Mönch verkleidet, kam Giovanni nach Rom und nach Constantinopel und fand überall geneigtes Gehör. Kaiser Michael gab Geld, der Papst versprach Geld und überdies, sobald die Sache ihren Fortgang haben würde, die Belehnung. Am längsten bedachte sich noch König Peter, als Giovanni im Jahre 1280 zurückkehrte und es nur noch an seiner Entscheidung fehlte, ob er seine Erbrechte geltend machen wollte oder nicht. Unter dem Vorwande, die Saracenen in Afrika bekriegen zu wollen, rüstete Peter eine sehr bedeutende Flotte, und auf die Anfragen der Könige von Frankreich und Neapel, zu welchem Ende er diese Rüstungen mache, ertheilte er ihnen die Antwort, es geschähe, um Ludwig IX. zu rächen und zu gleicher Zeit wußte er ihnen noch Geld zu seiner Unterstützung abzuleihen.

Unterdessen ließ die in allen Einwohnern der Insel gleichmäßig vorhandene Wuth die Empörung in Sicilien früher zum Ausbruche kommen, als die Verschworenen beabsichtigten. Am zweiten Osterfeiertage 1282 gingen die Frauen der Palermitaner, wie gewöhnlich an diesem Tage zur Vesperzeit ihrer Andacht wegen, von ihren Männern begleitet, nach einer Kirche außer der Stadt zu St. Spirito. Die Franzosen wollten bei Gelegenheiten, wo sich viel Volk zusammenfand, das Verbot, ver-

borgene Waffen zu tragen, strenger beobachtet wissen, erlaubten sich daher Visitationen der Kirchengänger und benutzten die Visitationen auf die frevelhafteste Weise zu Muthwillen gegen die Frauen. Einem derselben, Drouet genannt, riß ein junger Mann den eigenen Degen von der Seite und durchbohrte ihn; die Frauen flohen; die Männer ergriffen in Ermangelung besserer Waffen Steine und schlugen die Franzosen zurück; dann ertönte in der Stadt der Ruf: „Nieder mit den Franzosen!" und von allen Seiten begann das Morden, das sich rasch von Palermo aus über mehrere andere Theile der Insel fortsetzte. Die Palermitaner constituirten sich sofort als Republik, pflanzten das Reichspanier mit dem Adler auf, das ihnen seit den hohenstaufischen Zeiten werth war, und ernannten einen Capitan und Rathmannen.

Als die Empörung der Sicilianer die Könige von Neapel und von Aragonien zu handeln zwang, wandte Karl seine ganze Macht gegen Sicilien. Peter aber verließ mit einer Flotte die spanischen Küsten, zunächst um scheinbar die Saracenen anzugreifen. Leicht fiel ihm das feste Schloß Alcoll in Africa in die Hände und während er sich mit dem Heere noch hier befand, kam ihm die erste Nachricht von dem Aufstande der Sicilianer zu. Die Verschworenen hatten zwar zunächst das Volk bei der Freiheit, die es ausrief, gelassen, allein bei der sich bald mehr und mehr aufdringenden Nothwendigkeit, einen Rückhalt zu gewinnen, lenkten sie alle Gemüther auf Peter und ordneten Boten an ihn ab. Schon hatte Karl ein Heer über die Meerenge gesetzt und belagerte Messina zu Wasser und zu Lande, als sich endlich der vorsichtige Aragonese bestimmt für die Sicilianer erklärte, seine Flotte nach Westen wandte und am 30. August, vom Jubel des Volkes begrüßt, bei Trapani landete. Im October sah sich endlich Karl zur Aufhebung der Belagerung von Messina genöthigt und seine Flotte erlitt noch auf dem Rückzuge bei Reggio eine harte Niederlage.

115. Papst Bonifazius VIII. und König Philipp IV. von Frankreich.

(Nach Jos. Aschbach, in dessen allgemeinem Kirchenlexicon.)

Bonifazius VIII. gehört zu den größten und merkwürdigsten Päpsten; durch eine große Geschäftsgewandtheit, ausgezeichnete Rechtskunde, vielseitige Gelehrsamkeit, Entschiedenheit des Charakters, Frömmigkeit des Sinnes und Tadellosigkeit des Lebenswandels, schien er vor allen anderen dazu berufen, die Tage Gregor's VII. und Innocenz' III. wieder zurückzuführen. Schon die Pracht bei seiner Krönung deutete auf seinen Entschluß, das Pontificat auch äußerlich zu heben. Er nahm eine doppelte Krone an. Aus allen seinen Handlungen leuchtete klar hervor, daß er die Kirche auch äußerlich herrschend über alle weltlichen

Gewalten erheben wollte. Er schreckte vor keinem Hindernisse, vor keiner Gefahr zurück, seine Idee auszuführen und verfuhr dabei nicht selten so schroff und die Zeitumstände so wenig beachtend, daß er, anstatt zu seinem Ziele zu gelangen, sich davon entfernte und der Kirche wirklichen Nachtheil bereitete. In den Ghibellinen in Italien sah Bonifazius seine Feinde, weßwegen er sie verfolgte, unter ihnen die mächtige römische Familie Colonna, aus der zwei Glieder die Cardinalswürde bekleideten. Indem er sich in seiner nächsten Umgebung unversöhnliche Feinde machte, in die Ferne nach Ungarn, Böhmen, Dänemark, Schottland seine Machtgebote schickte und wo man ihnen keine Folge leistete, mit Bann und Interdict strafte und in Castilien Thronstreitigkeiten zu Gunsten Ferdinand's IV. schlichtete, war er in derselben Zeit auch mit den Königen von England und Frankreich und dem Kaiser in mannichfachem Conflicte. So wenig er auch ein Freund des römischen Königs Adolf von Nassau gewesen war, so mißbilligte er doch dessen Absetzung durch die Kurfürsten und verwarf seinen Nachfolger Albrecht von Oesterreich. Er nahm das Prüfungs- und Bestätigungsrecht des gewählten Königs in Anspruch und fand in Albrecht nicht die Eigenschaften, die er von einem Fürsten, der die Kaiserkrone zu tragen berufen war, verlangte.

Am heftigsten aber entbrannte der Kampf mit dem französischen Könige Philipp IV., dem Schönen, einem Fürsten, der kein auch noch so schlechtes Mittel verschmähte, alle Schranken und Fesseln, die seiner Herrschsucht angelegt werden könnten, zu durchbrechen. Daß Bonifazius in der Bulle Clericis laicos (1296) verbot, die Geistlichkeit außerordentlich und willkührlich zu besteuern, wie Philipp IV. öfter gethan hatte, rief die königliche Verordnung hervor, alle Geldsendungen nach Rom einzustellen. Bonifazius stellte in der Bulle Ausculta fili (vom 6. December 1301) den Satz auf, daß der Papst nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen die höchste Gewalt ausübe, mit welchem Ausspruche er Philipp's Behauptung niederzuschlagen meinte, daß der König Niemanden auf Erden über sich anerkenne. Dazu berief der Papst die französischen Prälaten zu einem Concilium nach Rom, um in dem Streite mit dem Könige eine Entscheidung zu treffen. Philipp dagegen verbot allen Franzosen die Reise, wie auch jede Geldsendung nach Rom. Die Bulle selbst, welche verfälscht in des Königs Hände gekommen sein soll, ließ er öffentlich verbrennen. Auf der römischen Synode (im October 1302) erschienen nur wenige französische Prälaten, die unmittelbar unter Philipp's Regierung standen, desto zahlreicher aber kamen sie aus den anderen Theilen von Frankreich, wo der König nur mittelbar gebot, wie in den englischen Besitzungen. Als Folge der Versammlung erließ Bonifazius die merkwürdige Bulle Unam Sanctam (18. November 1302) über die zwei Schwerter, das geistliche und weltliche, die Gott in die Welt gesetzt, wovon letzteres dem ersteren untergeben sein müsse. Als sich zeigte, daß auch dieser Schritt und die neuen Friedensunterhandlungen, die der Papst anknüpfte, den König nicht zur Sinnesänderung bewogen, so erfolgte im April 1303

der Bannfluch. Philipp hatte aber Alles vorbereitet, diesen unwirksam zu machen. Er hatte sich des Beistandes des Adels und der Bürgerschaft versichert, er hatte die Geistlichkeit eingeschüchtert und berief eine Versammlung der drei Stände nach Paris, um gleichsam Gericht über den abwesenden Papst zu halten. Man klagte ihn des Unglaubens an die Unsterblichkeit der Seele und überhaupt der Ketzerei an. Der Beschluß der Versammlung lautete dahin, an ein allgemeines Concilium zu appelliren. Man begnügte sich aber auf beiden Seiten nicht mit schriftlichen Erlassen, Reden, Versammlungen, Bullen und Appellationen; man sah ein, daß zuletzt materielle Gewalt den Streit entschied. Während sich der Papst dem deutschen Könige Albrecht, den er bis dahin nicht anerkannt hatte, näherte und dieser seinen früheren Bundesgenossen Philipp verrieth, um die Kaiserkrone und französische Provinzen zu erhalten, während auch England und Flandern gegen Frankreich rüsteten, um zu Gunsten des Papstes einzuschreiten, war Philipp thätig, durch Hinterlist Bonifazius in seine Gewalt zu bringen. Behülflich waren ihm dazu die mächtige römische Familie Colonna, welche der Papst aufs Aeußerste verfolgt hatte, und der schlaue Rechtsgelehrte Wilhelm Nogaret, der vom Könige mit reichlichem Gelde versehen, scheinbar als Gesandter über die Alpen geschickt wurde und feile italienische Bandenführer leicht für seine Absichten gewann. Bonifazius hielt sich damals in seiner Vaterstadt Anagni auf, ein Ueberfall der Stadt war leicht auszuführen; der Papst, der gerade im Begriffe stand, Frankreich mit dem Interdicte zu belegen, wurde in seinem Palaste gefangen (September 1303), die Cardinäle retteten sich zum Theil durch die Flucht. Der Papst hatte seinen Pontificalornat angelegt und zeigte sich entschlossen, als Martyrer zu sterben; er setzte den rohen, selbst körperlichen Mißhandlungen seiner Feinde würdevolle Ergebenheit in sein Schicksal entgegen. Besonders roh zeigte sich Sciarra Colonna, der aus Rache für die früher erlittenen Verfolgungen den Papst nicht nur mit Lästerungen überhäufte, sondern ihn auch mit seinem Handschuh ins Gesicht schlug. Drei Tage war Bonifazius gefangen, als die Bewohner von Anagni, eingedenk der vielen Wohlthaten, die vorzugsweise sie von dem Papste erhalten, sich zu seiner Befreiung sammelten und nach einem heftigen Kampfe mit den Colonna's und ihren Leuten auch ihre Absichten erreichten. Nur mit Mühe gelang es Bonifazius, nach Rom zu entkommen, wo er aber keine vollkommene Sicherheit fand. Denn die Orsini, eifersüchtig über die Verbindung der Colonna's mit dem französischen Könige, wollten, um sich Bedeutung und Macht zu geben, den Papst in ihre Gewalt zu bringen. Als Bonifazius bemerkte, daß auch selbst in Rom überall Verrath ihm drohte, überwältigte den 80jährigen Greis Gram und Schmerz über das Erlittene. Ein hitziges Fieber, in das er verfiel, machte schnell seinem Leben ein Ende (11. October 1303).

Bonifazius starb als Martyrer für die Aufrechthaltung der Hierarchie. Das Ziel, das er zu erreichen strebte, war offenbar ein doppeltes: 1) Die Unterwerfung der weltlichen Fürsten nicht unter die Herrschaft,

sondern unter das Aufsichtsrecht des Papstes; 2) die Freimachung der Kirche von Steuern, die sie nicht freiwillig übernommen hatte, und dabei das Aufsichtsrecht des Papstes über diese freiwillige Besteuerung.

---

116. Die Aufhebung des Tempelherrnordens.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich.)

Dieser geistliche Ritterverein hatte während des ersten Jahrhunderts seines Bestehens durch die eifrige Erfüllung seines Gelübdes, durch Frömmigkeit, wie durch unermüdlichen, tapferen Kampf gegen die Feinde des Christenthums sich Achtung und Ruhm erworben, die Zahl seiner Mitglieder und seine Besitzungen im Morgenlande wie im Abendlande hatten sich rasch vermehrt. Wenn die Unabhängigkeit, welche der Orden durch päpstliche Gunst von der bischöflichen Gewalt erlangt hatte, ihn den Prälaten verhaßt machte, so mußte die Unabhängigkeit einer zahlreichen, besonders in Frankreich sehr begüterten Adelsaristokratie auch von der höchsten weltlichen Gewalt einem nach unumschränkter Herrschaft strebenden Könige, wie Philipp IV., eben so unangenehm sein, als der Reichthum derselben seine Habgier reizte und, da die Wahl Clemens' V. und dessen Aufenthalt in Frankreich den einzigen Beschützer des Ordens in seine Gewalt gab, versäumte er nicht, die Gelegenheit zur Vernichtung desselben zu benutzen. Nachdem er noch 1304 den Templern manche Vorrechte in seinem Reiche bewilligt, die Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Freigebigkeit derselben rühmend anerkannt und erklärt hatte, daß er den Orden aufrichtig liebe und ihm besondere Gunst erweisen wolle, klagte er bereits im folgenden Jahre, als er sich nach Lyon zur Krönung des Papstes Clemens V. begeben hatte, bei diesem den Orden an und wohl nicht ohne seine Veranlassung geschah es, daß der Papst 1306 den Großmeister des Ordens, Jakob von Molay, aufforderte, von Cypern, wohin der Sitz des Ordens nach dem Verluste von Ptolemais verlegt war, sich nach Frankreich zu begeben, indem er sich mit ihm über einen Kreuzzug berathen wolle. Molay, nichts von dem ihm und seinem Orden drohenden Schicksale ahnend, folgte dieser Aufforderung und kam nach Frankreich mit großen Geldsummen, welche er in dem Templerhause zu Paris niederlegte. Die von dem Könige erhobene Anklage stützte sich besonders auf die von zwei nichtswürdigen Menschen ihm übergebenen Beschuldigungen gegen den Orden. Squin von Flexian nämlich, früher Prior des Ordens zu Montfaucon, allein wegen Verbrechen vom Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, theilte mit einem ganz verworfenen Florentiner, Noffodei, wahrscheinlich einem abtrünnigen Templer, welcher sich gleichfalls schwere Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen, dasselbe Gefängniß und diese beiden Männer waren es, welche, um durch die Gunst des Königs ihre Freiheit wieder zu erlangen, eine Anklage des Ordens aufsetzten und dem Könige über-

geben, welcher sogleich einige Templer verhaften und verhören ließ und bestätigende Aussagen erlangte. Im Frühlinge 1307 forderte er den Papst auf, sich zu einer Zusammenkunft mit ihm nach Poitiers zu begeben und Clemens erfüllte dies Verlangen. Philipp erzwang von ihm das Versprechen, daß er den Orden der Templer aufheben wolle. Der Absicht des Papstes indeß, eine förmliche Untersuchung, wie sie selbst der Großmeister und mehrere Präceptoren des Ordens verlangten, anzustellen, kam Philipp zuvor; er erließ geheime Schreiben an die Seneschälle und Baillis und an die von ihm durch das Reich gesandten Bevollmächtigten folgenden Inhaltes: Durch die Aussage vieler Glaubwürdigen habe er erfahren, daß die Templer Christum durch ärgere Beleidigungen, als er am Kreuze erlitten, wiederum kreuzigten; bei dem Eintritte in den Orden und bei der Ablegung des Gelübdes werde ihnen sein Bild vorgehalten, sie verläugneten ihn drei Mal und spuckten ihm drei Mal in das Gesicht u. s. w. Da die Wahrheit anders nicht gefunden werden könne, so befehle er, daß alle Templer gefangen genommen und dem Urtheile der Kirche vorbehalten, alle ihre Güter aber in Beschlag genommen würden. Bei der Untersuchung, welche jetzt sogleich nach dem Geheiße des Königs gegen die verhafteten Templer angestellt wurde, wurden die grausamsten Foltern angewandt. So erklärte nachmals vor den mit der Untersuchung beauftragten päpstlichen Commissarien Ponsard von Gisi, Prior von Payens, das Eingestehen der dem Orden zur Last gelegten Verbrechen sei durch Gewalt, Drohungen und Todesfurcht erzwungen oder durch Martern erpreßt worden, durch welche, vieler auswärtigen zu geschweigen, allein zu Paris 36 Mitglieder desselben ihr Leben eingebüßt hätten; er selbst habe stundenlang in einer Grube gestanden, die Hände auf dem Rücken gebunden und so fest zusammengeschnürt, daß das Blut bis durch die Nägel gedrungen sei. Durch solche Mittel erlangte man die gewünschten Eingeständnisse, die Templer bekannten entweder sämmtliche gegen sie erhobene Beschuldigungen oder einzelne derselben und auch der Großmeister gestand die Verläugnung Christi ein. Im Anfange des Octobers 1311 versammelten sich außer anderen Prälaten 300 Bischöfe zu Vienne und der Papst eröffnete das allgemeine Concilium. Nachdem während des Winters vielfache Verhandlungen und Berathungen über das Schicksal des Ordens Statt gefunden und nachdem auch der König von Frankreich sich nach Vienne begeben hatte, versammelte der Papst, ohne daß den Templern Vertheidigung vor dem Concilium gestattet worden war, am 22. März 1312 nebst den Cardinälen auch viele andere Prälaten in einem geheimen Consistorium und sprach die Aufhebung und Vernichtung aus. Am 6. Mai erließ der Papst in Beziehung auf dieselbe eine apostolische Constitution. In Betracht der gegen den Templerorden erhobenen Beschuldigungen, in Betracht des von dem Großmeister und vielen Brüdern abgelegten Bekenntnisses der ihnen vorgeworfenen Ketzereien und anderer gerechten Gründe und Ursachen habe er, nicht ohne Kummer und Schmerz, mit Beistimmung des Conciliums, den Orden

auf immer aufgehoben. Die Güter der Templer sollten (mit Ausnahme der in Spanien liegenden, welche auf andere Weise verwandt wurden) nach der Bestimmung des Papstes den Johannitern übergeben werden; jedoch mußten diese sie erst von dem Könige von Frankreich und den anderen Herren, welche sie in Besitz genommen hatten, durch so bedeutende Geldsummen erkaufen, daß sie dadurch sich in Schulden stürzten. Der Großmeister und drei andere Ordensobere wurden erst 1314 durch eine Versammlung von Prälaten, welche päpstliche Legaten nach Paris beriefen, zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt. Als der Großmeister und der Meister von der Normandie dagegen protestirten und die Verbrechen, welche sie früher eingestanden hatten oder haben sollten, läugneten, wurden diese Beiden von den Legaten in der Absicht, am folgenden Tage reiflicher über die Sache zu berathen, dem Prevot von Paris übergeben; als aber der König dies erfuhr, ließ er sie noch am Abende desselben Tages auf einer Insel der Seine zum Scheiterhaufen führen; mit solcher Ruhe erduldeten sie indeß den Feuertod und mit solcher Standhaftigkeit beharrten sie bis zum letzten Athemzuge bei der Erklärung, daß sie der ihnen aufgebürdeten Verbrechen nicht schuldig seien, daß alle Anwesenden mit Staunen und Bewunderung erfüllt wurden.

Auf diese Weise endete ein geistlicher Ritterorden, welcher fast zwei Jahrhunderte hindurch die Stütze und der Ruhm der Christenheit im Morgenlande gewesen und welcher durch seine Tapferkeit wie durch seinen Reichthum zu hohem Ansehen auch im Abendlande gelangt war. Sehr schwer, vielleicht unmöglich möchte es sein, die Beschaffenheit dessen, was er verschuldet hatte, zu bestimmen, zumal sogleich bei dem Anfange der gegen ihn gerichteten Untersuchungen sein Untergang beschlossen und diejenigen, in deren Gewalt er gegeben war, nur die Bestätigung der wider ihn erhobenen Anklagen erlangen wollten und durch unmenschliche Martern und durch Schrecken sich diese zu verschaffen suchten. In der Weise, mit welcher der König von Frankreich zunächst die Untersuchung gegen den Orden führen ließ, in der Gewaltthätigkeit, mit welcher er in den Gang der gerechteren, menschlicheren Untersuchung der päpstlichen Commissarien eingriff und der richterlichen Entscheidung zuvorkam, liegt der deutlichste Beweis davon, daß, wenn auch nicht alle, doch die meisten Mitglieder desselben der ihnen zur Last gelegten Verbrechen nicht schuldig und daß der König sogar selbst davon überzeugt war *).

*) Eine ausführlichere Apologie des Ordens, von W. G. Soldan, enthält das von Fr. v. Raumer herausgegebene historische Taschenbuch, Jahrgang 1845.

117. Der englisch-französische Successionskrieg. *)

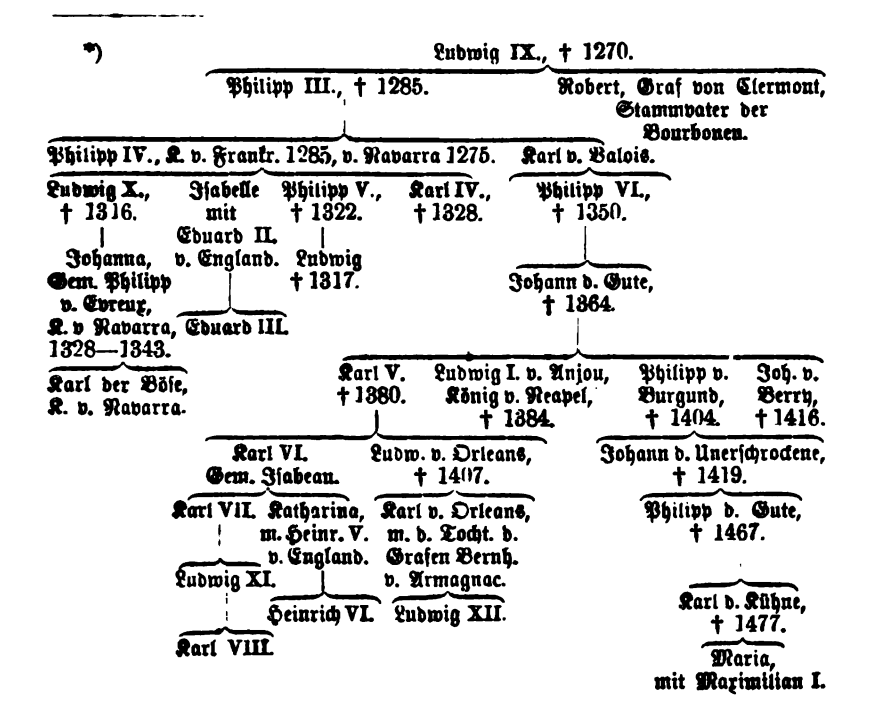
(Nach Reinhold Pauli, Geschichte von England, bearbeitet vom Herausgeber.)

Philipp IV. dem Schönen waren seine drei Söhne rasch nach einander auf dem Throne von Frankreich gefolgt. Sie hinterließen nur Töchter, keiner einen männlichen Erben. Als die Tochter seines ältesten Sohnes, Ludwig X., bei dem Tode desselben (1316) Ansprüche auf die Krone erhob, ließ sein zweiter Sohn, Philipp V., durch eine Art von Ständeversammlung die Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Thronfolge beschließen (1317).

Nachdem mit Karl IV. die directe Linie der Capetinger in männlicher Linie ausgestorben war, folgte der vierte Enkel Philipp's III., Philipp VI., und mit ihm beginnt die ältere Linie der (nach seinem Vater benannten) Dynastie Valois. Zwar machte Isabella, die Schwester der drei letzten Capetinger, Ansprüche auf die Krone Frankreichs für ihren Sohn, König Eduard III. von England, allein dieser leistete für die englischen Lehen in Frankreich Philipp VI. den Eid der Treue, wodurch er ihn als König anerkannte. Wahrscheinlich würde der Streit um die Krone nicht zum Ausbruche gekommen sein, wenn nicht Graf Robert III. von Beaumont aus dem Hause Artois, welcher

---

*)



von Philipp VI. wegen Urkundenfälschung (um Ansprüche auf die Grafschaft Artois zu belegen) geächtet worden war, aus persönlichem Hasse den König Eduard III. zum Kriege gegen Frankreich aufgereizt hätte.

Nachdem Eduard sich durch Bündnisse mit den niederländischen und niederrheinischen Fürsten (besonders in Holland, Brabant, Geldern, Jülich) und mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Ludwig IV., so wie mit dessen ältestem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, verstärkt hatte, berief er das Parlament, um durch dessen Geldbewilligungen den Krieg mit Frankreich zur Sache des Volkes zu machen. Bei seiner Ankunft auf dem Festlande (zu Antwerpen) fand er jedoch nur thätige Hülfe bei den flandrischen Städten, welche den mit Frankreich befreundeten Grafen Ludwig vertrieben hatten und von einem Patricier, Jacob van Artevelde, geleitet wurden, der sich der Sitte der Zeit und des Landes gemäß, in eine der einflußreichsten Zünfte, die der Brauer, hatte aufnehmen lassen. Eduard gewann die Flanderer durch Verleihung von zahlreichen Handelsprivilegien und nahm, wenn nicht auf ihren Rath, so doch jedenfalls mit ihrer Beistimmung den Titel eines Königs von Frankreich und England an. Die Franzosen hatten eine Flotte vor der Scheldemündung aufgestellt und drohten, die Verbindung mit England abzuschneiden. Allein ihre Flotte wurde auf das offene Meer gelockt und bei Sluys (24. Juni 1340) geschlagen und erbeutet; 30,000 Franzosen fielen; die Engländer wollen nur 4000 Mann und 2 Schiffe verloren haben.

Nachdem der Krieg eine kurze Zeit geruht hatte, während welcher päpstliche Legaten vergebens einen Frieden zu vermitteln suchten, landete Eduard mit einer neuen Flotte in der Normandie 1346, zog durch Nordfrankreich, um sich mit den Flamändern, die schon über die Grenze gerückt waren, zu vereinigen und machte bei Crécy, nördlich von Abbeville, Halt. Philipp VI. rückte mit seinen großen, aber wenig geordneten Massen (wobei 12,000 Ritter und 60,000 Gewaffnete) heran. Am Abende des 26. August, als zufällig ein Gewitter mit heftigem Regenguß über die Gegend heranzog, begann die Schlacht, an welcher der deutsche König Karl IV. (der damals sich in Frankreich befand, um die päpstliche Bestätigung zu erhalten) und sein Vater, der blinde König Johann von Böhmen, persönlichen Antheil nahmen. Der letztere, welcher 6000 genuesische Armbrustschützen befehligte und mit diesen den Angriff eröffnete, bat seine Umgebung, ihn in das dichteste Handgemenge zu führen, damit er selbst auch einen Streich gegen den Feind thue; sie banden ihre Zügel zusammen und fanden sämmtlich den Tod; der ganze tapfere Adel wurde hier neben einander erschlagen (vgl. S. 523). Der Prinz von Wales mit seinen gefürchteten Bogenschützen hatte den für die Engländer fast unblutigen Sieg, den ersten Vorläufer so vieler glänzender Siege auf dem Festlande, entschieden. Auf seinem eigenen Gebiete war der Lehnsherr dem Vasallen erlegen. Das siegreiche Heer unternahm die Belagerung von Calais, denn keine andere Stadt lag günstiger als Stützpunct zu Unternehmungen gegen Frankreich; sie ward

erst im August 1347 eingenommen, die ausgehungerten Einwohner mußten mit der wenigen Habe, die sie selbst tragen konnten, abziehen und in Schaaren wanderten Kaufleute aus England in die verlassenen Häuser ein. Die Erschöpfung beider Staaten führte einen Waffenstillstand herbei, der während 6 Jahre von einem Termin zum anderen verlängert wurde.

Vielleicht war die gewaltige Geißel, welche im Jahre 1349 unter dem Namen „der schwarze Tod" das sündige Europa traf, der vornehmste Grund, weßhalb Fürsten und Völker in jenen Tagen in allen ihren Anstrengungen zu erschlaffen schienen. Im inneren Asien erzeugt und rasch sich nach Westen fortpflanzend, trat jene furchtbare Pest auf, von deren entvölkerndem Wüthen die Geschichten des halben Welttheiles zu erzählen wissen. Seltsame Himmelszeichen, mächtige Erdbeben und unmäßige Regengüsse verkündeten das Herannahen des Ungeheuers. Von Italien nahm der Tod seine Straße durch Languedoc nach Frankreich, Deutschland und England. Die charakteristischen Zeichen der rasch hinraffenden Seuche waren überall dieselben, die Sterblichkeit besonders unter der jungen, kräftigen Bevölkerung gewaltig. In London bestattete man täglich 200 Leichen; ganze Dörfer starben aus; viele Häuser lagen nach dem Tode ihrer Bewohner in Trümmern. Es fehlte hernach so sehr an Arbeitskräften, daß der Tagelohn immer höher stieg und eine große Theuerung der Ackerfrüchte die Folge war. Der Edelmann und Grundbesitzer mußte seinem Pächter den Zins erlassen; der Leibeigene war nicht mehr zur Arbeit zu zwingen. In Folge dieser Seuche sah man zahlreiche Vereine von Geißlern in Procession umherziehen, um durch die Geißelbuße dieses Strafgericht des Himmels abzuwenden. Mit Dornenkronen geziert, den oberen Theil des Leibes entblößt, pflegten sie zwei Mal des Tages öffentlich mit zerfleischenden Hieben und unter Absingung litaneenartiger Lieder ihre Marterübungen zu vollziehen. Papst Clemens VI. erließ ein Breve gegen sie, in welchem sie als vom bösen Geiste verführte Schwärmer und als Feinde der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung bezeichnet werden.

Nach dem 1350 erfolgten Tode Philipp's VI. wurde dessen ältester Sohn Johann ohne Opposition von Seiten Englands zu Rheims zum Könige gesalbt, doch besaß er keineswegs die Herrschereigenschaften, die zur Befestigung eines bestrittenen Thrones unerläßlich sind; wie sein Vater verachtete er den Bürgerstand und wenn er auch durch größere Kühnheit und Tapferkeit, als sein Vater besaß, die Bewunderung des Adels gewann, so entfremdete er sich doch die vornehmsten Mitglieder desselben durch ungestüme Leidenschaftlichkeit.

Eduard III., des wiederholten Verlängerns des Waffenstillstandes müde, erneuerte den Krieg 1355. Der Prinz von Wales, damals in der vollen Blüte des Mannesalters, führte ein Heer nach Guienne und machte einen siegreichen Streifzug durch Languedoc bis zum mittelländischen Meere; nach 8 Wochen lagen an 500 Ortschaften in Trümmern. Im folgenden Jahre machte der schwarze Prinz, wie er von seiner Rü-

stung hieß, seinen Namen eben so gefürchtet in der Auvergne, in Limousin und Berry bis zur Loire. Als er durch Touraine und Poitou nach der Garonne zurückkehren wollte, versuchte König Johann von Frankreich, ihm den Weg zu versperren. Bei dem Gehöfte Maupertuis, etwa 2 Meilen nördlich von Poitiers, traf er mit 50,000 Mann auf den Prinzen, der nur 10,000 Mann bei sich hatte. Dennoch siegten die englischen Bogenschützen, die, als ihnen die Pfeile ausgingen, Feldsteine und was ihnen sonst zur Hand war, in die feindlichen Massen schleuderten. Der König Johann mit seinem jüngsten Sohne, Philipp, mußte sich ergeben und wurde zu seinem Vetter, dem Prinzen von Wales, geführt; aber der Sieger demüthigte sich vor dem Könige mit so ritterlichem Edelmuthe, daß er selbst bei der Abendtafel ihm knieend aufwartete und als er im Mai 1357 mit dem gefangenen Könige in London einzog, saß der König auf einem prachtvollen Zelter, während sein Sieger auf einem kleinen schwarzen Gaule zur Seite ritt. Der Dauphin Karl übernahm die Regierung in Frankreich und schloß mit dem schwarzen Prinzen einen Waffenstillstand auf 2 Jahre, welcher 1360 durch päpstliche Vermittlung in einen definitiven Frieden zu Bretigny verwandelt wurde. Dessen Inhalt ist sehr weitreichend: Der König von England erhält nicht nur Gascogne und Guienne, sondern auch ganz Poitou mit allen dazu gehörigen Grafschaften als freies Eigenthum, das gänzlich aus dem Lehnsverbande zur französischen Krone ausscheidet, ebenso Calais. Dafür verzichtet er aber auf Krone, Titel und Wappen von Frankreich, auf alle Ansprüche in Normandie, Touraine, Anjou, Maine, in Bretagne und Flandern. Der gefangene König Johann erhält sofort für 3 Millionen Goldstücke seine Freiheit, doch haben seine beiden Söhne Ludwig und Johann, die Spitzen des Adels und 42 Bürger aus Paris und anderen Städten zu haften.

Nur zu bald wurde es klar, daß Frankreich den erniedrigenden Anforderungen nicht nachkommen konnte. Weder zur Herbeibringung jener Summen, noch zur Abtretung jener Gebietstheile mochte man willig die Hand bieten. Die meisten Herren in Poitou erklärten offen, nicht englisch werden zu wollen, und suchten durch Anklammerung an ihr Königthum demselben wieder Kraft zu verleihen. Der König Johann, welcher durch die Treue und Ehrenhaftigkeit, mit der er den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen suchte, seinen Beinamen des Guten verdiente, kehrte in die englische Gefangenschaft zurück, um von Eduard mildere Bedingungen zu erlangen, starb aber unvermuthet in London (8. April 1364).

Ungehindert wurde sein ältester Sohn als König Karl V. in Rheims gesalbt. Dieser lud den Prinzen von Wales wegen der Klagen, die die Einwohner von Aquitanien und Poitou gegen dessen Verwaltung erhoben, vor den Pairshof nach Paris. Furchtbar lautete die Antwort des in Wuth entbrannten Helden; er werde kommen, aber mit 60,000 Mann und mit dem Helm auf dem Haupte. Aber leidend und schwermüthig, konnte er nur das abgefallene Limoges erobern, wobei an 3000

Einwohner erbarmungslos hingeschlachtet wurden, dann kehrte er nach England zurück, wo er 1376, ein Jahr vor seinem Vater, starb.

Die Schwäche der Regierungen in England und in Frankreich führten zu so verderblichen Parteiungen im Inneren beider Länder, daß der auswärtige Krieg sehr lau betrieben wurde und bald ganz ruhte, bis zum Jahre 1415. Während nämlich in England Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, durch den Herzog Heinrich von Lancaster, einen anderen Enkel Eduard's III., gestürzt wurde und im Gefängnisse wahrscheinlich durch Hunger umkam, der Usurpator Heinrich IV. aber unter beständigen Verschwörungen regierte, war der Zustand Frankreichs noch trostloser. Denn während der Minderjährigkeit Karl's VI. und später in Folge seiner oft wiederkehrenden Geisteskrankheit, stritten sich der Herzog Ludwig von Orleans, des Königs Bruder, mit dem Herzog Philipp von Burgund, dem Oheime des Königs und nach dessen Tode (1404) mit dessen Sohne, Johann dem Unerschrockenen, um die Regentschaft. Die Spannung zwischen beiden Häusern wuchs, trotz aller Versuche, sie auszugleichen, in der bedenklichsten Weise. Der Herzog von Orleans, welcher nicht nur maßloser Ausschweifungen, sondern auch eines allzu vertraulichen Verkehres mit der Gemahlin seines Bruders, der Königin Isabeau, beschuldigt wurde, ward eines Abends, unweit des Tempels in Paris, von verkappten Meuchelmördern überfallen und getödtet (1407). Offen erklärte Johann von Burgund, er habe das Reich von seinem schlimmsten Feinde befreit, und seitdem wüthete in Frankreich ein wilder Bürgerkrieg.

Diesen hülflosen und verzweifelten Zustand Frankreichs benutzte Heinrich V. von England, um mit den übertriebensten Forderungen hervorzutreten und die sehr mangelhaften Ansprüche Eduard's III. zu erneuern. Durch die Gegenvorschläge, welche der damalige Regent Frankreichs, Herzog von Berry, der alte Oheim Karl's VI., machte, kam die Ohnmacht des Reiches hinlänglich zu Tage. Im August 1415 lief eine englische Flotte, bemannt mit 30,000 Streitern und geführt von Heinrich V. selbst, in die breite Seinemündung ein. Doch bei der Belagerung von Harfleur schmolz das Heer durch eine heftige Seuche schon fast auf die Hälfte zusammen. Die noch übrige Hälfte zog nach der Uebergabe von Harfleur über die Somme und stieß beim Schlosse Azincourt *) auf 50,000 Mann Franzosen. Allein dieser Uebermacht fehlte jede einheitliche Führung, denn die Spaltungen der Nation und des Hofes reichten aufs verderblichste bis ins Feldlager. So kam es denn, daß die fast an Verzweiflung grenzende Begeisterung der Engländer, die geschickte Anwendung ihrer nationalen Waffe (der Bogen) und der rasche, taktische Blick des wahren Feldherrngenies ihres Königs die Blüte des übermüthigen französischen Ritterthums mit außerordentlich geringem eigenem Verluste (von kaum 1000 Schützen) vernichtete (25. October); unter den 10,000 gefallenen Franzosen waren allein

*) Pauli schreibt: Agincourt.

8000 von Adel. Da der Winter schon nahe und der Rest des Heeres für weitere Unternehmungen zu schwach war, so kehrte Heinrich V. nach London zurück. Vergebens versuchte der deutsche König Sigmund den Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Im Jahre 1417 unternahm Heinrich V. einen zweiten Zug nach der Normandie, eroberte deren wichtigste Städte (Caen, Rouen) und wußte jede Gelegenheit zu benutzen, um den Bruch zwischen seinen hadernden Gegnern weiter zu treiben. Nach einer scheinbaren Aussöhnung derselben wurde Herzog Johann von Burgund bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin auf der Yonnebrücke bei Montereau ermordet — eine furchtbare Sühne für das einst von Burgund an dem Herzoge von Orleans begangene Verbrechen. Sein Sohn Philipp trat in Verbindung mit dem Könige von England, um den Mord seines Vaters an dem Dauphin durch Ausschließung desselben vom französischen Throne zu rächen. Beiden fiel es nicht schwer, den durch Altersschwäche und Blödsinn aufgeriebenen Karl VI. zu bewegen, allem Herkommen zuwider, das Erbrecht in Frankreich, mit Preisgebung seines Sohnes, seiner Tochter Katharina zu übertragen, die sofort den englischen König heirathete. Die Kronen beider Reiche sollten, ungeachtet der Bewahrung ihrer besonderen Rechte und Verwaltung, auf ewige Zeiten verbunden bleiben und in der directen Nachkommenschaft Heinrich's forterben. Nachdem die Stände von Frankreich diesen sogenannten Frieden von Troyes bestätigt hatten, begann Heinrich seine Thätigkeit als Regent von Frankreich, allein die Rücksichtslosigkeit, mit der er viele Franzosen aus ihren Aemtern entfernte, um Engländer in dieselben einzusetzen und das fortdauernde Elend der pariser Bevölkerung entfremdeten ihm in wenigen Tagen Aller Herzen. Die nationale Partei blickte stets auf ihr angestammtes Haupt, den Dauphin Karl. Dieser hatte sogleich nach dem Vertrage von Troyes gegen den Verrath Burgunds, die englische Eroberung und den unnatürlichen Abfall des Vaters, der Mutter und der Schwester protestirt. Südlich von der Loire war sein Anhang bald wieder im Wachsen und mit schottischer Hülfe begann er den Krieg gegen den Thronräuber. Dieser starb unerwartet, erst 35 Jahre alt, noch vor Karl VI. (31. August 1422) und hinterließ ein Kind von 9 Monaten, Heinrich VI. (regierte 1422—1461) als Erben von England und Frankreich.

Wenige Wochen nach ihm (21. October) starb auch Karl VI. Sofort ließ sich der Dauphin in Poitiers als Karl VII. (regierte ebenfalls von 1422—1461) krönen, indem er die Salbung auf die Zeit verschob, wo er Rheims wieder sein nennen könnte. Doch weder die Persönlichkeit des 20jährigen Fürsten, der mehr der Genußsucht und den Lüsten ergeben war, als der geistigen und körperlichen Anstrengung, noch seine geringe Macht, die sich hauptsächlich auf schottische, italienische und spanische Söldlinge stützte, waren geeignet, ihm auch den nördlichen Theil Frankreichs zu gewinnen. Vielmehr beschlossen die Engländer den Krieg in die Gegenden südlich von der Loire zu versetzen und zunächst

die Stadt Orleans, den eigentlichen Schlüssel zum südlichen Frankreich, anzugreifen.

Die Engländer waren ober- und unterhalb der Stadt über die Loire gegangen und griffen dieselbe im October 1428 von der Südseite an; der Winter und die tapfere Vertheidigung der Belagerten verzögerten zwar ihre Erfolge, aber im Frühjahre 1429 schien am Hofe in Chinon alle Hoffnung aufgegeben und der schwache Fürst selbst befreundete sich bereits mit dem Gedanken, in der Dauphiné oder in Spanien oder gar in Schottland eine Zufluchtsstätte zu suchen, als ein Wunder vom Himmel, eins der unerklärbarsten, welches die Geschichte aufzuweisen hat, ihn, Orleans und Frankreich erretten sollte. Ein schlichtes Landmädchen vollbrachte, was der König nicht zu denken wagte.

Die Jungfrau von Orleans*).

Zu Domremi, in dem burgundisch gesinnten Lothringen, war 1412 Jeanne Darc von frommen, aber armen Aeltern geboren. Unter deren Augen aufwachsend und nur selten die Heerden hütend, lernte sie von der Mutter die gebräuchlichsten Gebete und erbte vom Vater die Liebe zum Vaterlande. Nur vom Hörensagen hatte sie am heimischen Heerde die allgemeine Noth Frankreichs erfahren und ihre Seele hatte sich ganz der Sache ihres angestammten, verjagten Fürsten zugewandt. Im 13. Jahre (1424) glaubte sie eines Tages, um Mittag, die Stimme eines Engels zu vernehmen, der ihr den Beistand Gottes verhieß und sie aufforderte, Frankreich zu befreien. Diese Erscheinungen wiederholten sich und außer dem Erzengel Michael glaubte sie auch die h. Katharina und die h. Margaretha zu erblicken. Die Angst schwand, ihre „Stimmen", wie sie sie nannte, wurden ihr lieb und verschmolzen bald mit ihrem religiösen Glauben. Fünf lange Jahre vergingen, ehe sie ihre sich beständig wiederholenden Erscheinungen Jemanden offenbarte. Im Jahre 1428 geschah, wie sie nachher aussagte, die himmlische Mahnung immer häufiger, immer dringender: sie solle in die benachbarte Stadt Vaucouleurs gehen und den Vogt derselben, den Ritter Beaudricourt, um Geleit zum Dauphin bitten. Ein Bruder ihrer Mutter führte sie endlich auf ihr stürmisches Drängen dahin, und selbst als sie von dem Rittersmann mit Hohn und Verachtung abgewiesen worden, bestand sie darauf, die Sendung auszuführen, die ihr der Himmel ertheilt habe. Im Anfange des Jahres 1429 begab sie sich abermals zu Beaudricourt, wo ihr diesmal schon mehr Glauben geschenkt wurde, da bei der immer heftigeren Aufregung der Gemüther ähnliche Prophezeiungen von der Rettung des Reiches durch eine Jungfrau an Tag gekommen waren. Beaudricourt selbst gab ihr einen Degen, die Einwohner von Vaucouleurs, deren Herzen sie in kurzer Zeit gewonnen, hatten zusammengeschossen, um ihr ein Pferd anzuschaffen und am 23.

*) Mit Benutzung von Reinhold Pauli, Bilder aus Alt-England, 1860, bearbeitet.

Februar zog sie in Begleitung von zwei jungen Edelleuten und einigen Dienern quer durch Feindesland zum Dauphin nach Chinon. Bei der ersten Audienz erkannte sie mitten unter den vielen prächtig gekleideten Herren auf der Stelle den Fürsten, der sich in schlichter Tracht unter den Haufen gemischt hatte und redete ihn an: „Edler Dauphin! ich bin Johanna, die Jungfrau; der himmlische König thut Euch durch mich zu wissen, daß Ihr in Rheims sollt gekrönt und sein Statthalter auf Erden werden." In einem Gespräche, dem nur wenige Personen beigewohnt, soll sie dem Könige seine innersten Gedanken verrathen und so sein ganzes Vertrauen gewonnen haben. Nachdem sie noch vor einer geistlichen Commission eine strenge Prüfung über die Reinheit ihres Glaubens bestanden und alle arglistigen Fragen triumphirend beantwortet hatte, gab man ihr eine vollständige Rüstung und der Herzog von Alençon schenkte ihr ein Roß. Nach ihrer eigenen Angabe ward die Standarte angefertigt, welche auf weißem Grunde, mit goldenen Lilien besäet, den Heiland auf der Erdkugel darstellte, zwei Engel betend zur Seite, darüber die Worte: Jesus, Maria. Von einem kleinen Hofstaate begleitet, zu welchem auch zwei ihrer Brüder gehörten, erschien sie in Mannestracht zu Blois, wo ein Heer von 6000—7000 Mann zusammengezogen worden, um damit den Entsatz von Orleans zu versuchen. Innerhalb einer Woche war der erste Auftrag ihrer himmlischen Sendung ausgeführt. Noch im Morgendunkel des 7. Mai griff sie von der Brücke aus das gewaltig befestigte Castell les Tournelles an und legte nach langem erbittertem Kampfe mit eigener Hand die erste Sturmleiter an den Wall. Da streckte sie ein Pfeil zu Boden, der tief in die Schulter getroffen. Wohl weinte sie, als sie das erste Blut aus der Wunde fließen sah, aber dann feuerte sie die Kampfgenossen zu neuem Angriffe an und pflanzte mit eigener Hand ihre Standarte auf die Mauer. Das Castell ward genommen und so Orleans befreit, denn Tages darauf hoben die Engländer, die umsonst eine Feldschlacht anboten, die Belagerung auf.

Sobald Johanna mit dem Dauphin in Tours zusammentraf, bestand sie darauf, nun auch den zweiten Theil ihrer Aufgabe auszuführen und ihn nach Rheims zur Krönung zu geleiten. Dazu war zunächst erforderlich, die Engländer von den Flußübergängen zu vertreiben, die sie noch inne hatten. Bei dem Sturme auf die Burg Jargeau wurde Johanna von einer gewaltigen Steinkugel getroffen und in den Graben zurückgeschleudert. Schon jubelte der Feind, aber sie war sogleich wieder auf den Beinen und erstürmte an der Spitze der Franzosen den Wall. Die meisten Burgen, an welchen der weitere Marsch vorüberführte, öffneten ihre Thore, Troyes und Chalons ergaben sich nach kurzem Widerstande. Am Sonntage, den 17. Juli, wurde Karl VII. an der heiligen Stätte, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten Krone und Scepter empfangen hatten, gesalbt und gekrönt. Mit ihrer Standarte in der Hand, stand Johanna in ihrem vollen kriegerischen Schmucke in der Nähe des Fürsten. Es war der Tag ihres höch-

sten Glückes, das auch durch die Anwesenheit ihres alten Vaters erhöht wurde.

Es ist einer der vielen Irrthümer, welche sich legendenartig an die wunderbare Geschichte der Jungfrau von Orleans — so hieß sie seit der Befreiung dieser Stadt — angesetzt haben, daß sie nach der Krönung ihren Abschied begehrt habe, weil ihre Sendung zu Ende sei, daß Karl VII. sie wider ihren Willen zurückgehalten habe und daß sie seitdem von ihren Stimmen und vom Glücke verlassen gewesen sei. Vielmehr rechnete sie zu ihrer Aufgabe, Paris zu erobern und die Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Ihr Eifer mußte erst alle Lässigkeit und Intrigue bei Hofe überwinden, ehe sie es durchsetzte, daß man vor Paris erschien. In einem erbitterten Kampfe wurde Johanna noch einmal schwer verwundet, allein schmerzlicher war ihr der königliche Befehl, von Paris abzustehen und nach der Loire zurückzukehren. Daß der König sie nebst ihren Aeltern in den Adelsstand erhob, hat ihr kaum Freude gemacht, sie selbst hat nie das ihr verliehene Wappen angelegt.

Ueberdrüssig der langen Unthätigkeit, eilte sie auf die Nachricht, daß die Engländer in Gemeinschaft mit den Burgundern die im vorigen Herbste von der königlichen Partei eroberte Stadt Compiègne belagerten, mit geringem Gefolge dorthin (Ende März 1430). In der Nacht (23. Mai) stürmte sie mitten durch die feindliche Schaaren in die gefährdete Stadt hinein. Sobald es Morgen war, rief sie die Besatzung unter die Waffen, redete sie in feurigen Worten an und machte an ihrer Spitze einen Ausfall, wurde jedoch von der feindlichen Uebermacht überholt; der Rückzug der Ihrigen drohte sich in Flucht aufzulösen, aber verwegen deckte sie mitten im Gefechte die Nachhut. Schon waren die Ihrigen fast alle über die Zugbrücke in die Stadt gelangt, als ein hastig nachsetzender Schütze das Heldenmädchen am Rockzipfel vom Pferde herabriß und ein Herr von Wandonne hinzuspringend die Hülflose gefangen nahm. Von ihren Freunden in der Burg geschah nichts zu ihrer Hülfe; ihr Glück hatte sie auf immer verlassen.

Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von diesem Ereignisse durch das Land; die Feinde frohlockten, ganz Frankreich wurde von tiefem Schmerze ergriffen. Bei Karl VII. vermochte nicht die Dankbarkeit gegen seine Erretterin alle Schranken, die ihm andere setzten, zu überwinden; er rührte sich nicht zu ihrer Rettung. Als sie hörte, daß sie für ein schnödes Blutgeld von 10,000 Franken, welche von unterjochten französischen Provinzen eingetrieben worden, an die Engländer ausgeliefert werden sollte, stürzte sie sich von der Höhe des Thurmes von Beaurevoir herab, wurde aber lebend, obwohl verletzt, aufgenommen. Das 19jährige Mädchen ward in Folge der größten Thaten, die je ein Weib vollbracht, des schwersten Verbrechens im Mittelalter, der Ketzerei und der Zauberei, angeklagt. Ein geistliches Gericht, von etwa 60 Beisitzern, von denen manche, wie namentlich die Domherren von Rouen, als gute Patrioten nur durch Drohungen zur Theilnahme zu bewegen

waren, unter dem Vorsitze des (Peter Cauchon) Bischofs von Beauvais, hielt 2 Monate lang Sitzungen und Verhöre in der Capelle des herzoglichen Schlosses. Auch in diesem schmählichen Prozesse bewährte das schwache Mädchen einen Heldenmuth, wodurch ihre Tapferkeit in der Schlacht noch weit überboten wurde. Ohne Vertheidiger beschämte sie, die weder lesen noch schreiben konnte, einzig und allein auf ihre Unschuld und ihren klaren Verstand gestützt, die gelehrten Richter durch ihre offenen, lauteren Antworten auf die verfänglichsten Fragen. Einmal, als sie ernstlich erkrankte und ihre Gesundheit den unsäglichen Qualen von Leib und Seele zu erliegen drohte, fürchtete man bereits, ein natürlicher Tod würde sie erlösen. Endlich, am 24. Mai sollte der Spruch erfolgen, in einer Sitzung unter freiem Himmel auf dem Kirchhofe von St. Ouen. Die Richter, ihre Beisitzer, darunter auch Cardinal Beaufort, der seinen König ins Ausland begleitet, englische Soldaten, das Volk von Rouen waren beisammen; da ergriff Johanna im letzten entscheidenden Augenblicke, als das entsetzliche Urtheil der Verbrennung über sie gesprochen werden sollte, die Furcht; von der lang entbehrten frischen Luft betäubt, in einem Schwindel, mit lächelnder, fast irrer Miene ließ sie sich bestimmen, die Ketzereien, die sie gegen die heilige römische Kirche begangen haben sollte, zu widerrufen. Zur Buße für die eingestandenen Sünden verurtheilte man die Unschuldige zu ewigem Gefängniß. Doch wenige Tage nachher, am 29., wurde der Prozeß wieder aufgenommen, da es verlautete, daß die Sünderin rückfällig geworden. Ihre englischen Wachen hatten ihr die Mannskleider, die ihr zu tragen so eben untersagt worden, wieder zugesteckt und durch das schamloseste Benehmen gegen sie ihr aufgedrungen; die Visionen, die sie als teuflische Hirngespinnste hatte verdammen müssen, hatten sich wieder eingestellt, sie schämte sich der Todesangst und erklärte, zum Widerrufe gezwungen worden zu sein. Mittwoch, den 30. Mai, sollte sie sterben. Auf dem Markte zu Rouen war die Richtstätte bereitet, derselbe Haufe war abermals versammelt, um das schnöde Urtheil zu vernehmen. Früh um 8 Uhr trat sie den letzten schmerzensvollen Gang an, gestärkt durch die Tröstungsmittel ihres Glaubens, die ihr grausam während der ganzen Dauer ihrer Qual, nur heute nicht mehr, vorenthalten worden waren. Kein Auge war thränenleer; selbst die harten Gemüther Beaufort's und Cauchon's sollen bis zum Weinen erweicht gewesen sein, als das unschuldige Opfer ihrer Rache, im langen Gewande, ein kleines unförmliches Crucifix in den Händen, an den Pfahl gekettet wurde. Maria! Jesus! waren die letzten Worte, welche von den ihr zunächst stehenden Beichtigern durch den Qualm hindurch vernommen wurden. Bald war die Seele der gemarterten Jungfrau bei Gott im Himmel, ihr letzter irdischer Rest, ein kleines Häuflein Asche, in den tiefen Fluß geworfen. Die völlige Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens liegt zu Tage. Die Mitwelt hat es auf der Stelle empfunden und bald genug ausgesprochen. Als späterhin der König, der seine eigene Schuld an dem Untergange bitter empfinden mochte, wieder zu seinem Reiche gekommen, gab

er selber den Anlaß zur Umstoßung des Prozesses: die Angehörigen der Unglücklichen, ihre alte Mutter, ihre Brüder wurden klagbar; abermals vernahm man eine Menge von Augenzeugen, und nachdem Papst Calixtus III. seine Genehmigung ertheilt, wurden nach jahrelanger Forschung endlich 1456 die Acten geschlossen und Andenken und Ehre des Heldenmädchens vor aller Welt rehabilitirt. Nationale Dankbarkeit, Legende, Dichtung haben darauf Jahrhunderte hindurch das wahre Bild der Jungfrau und ihrer Thaten verschleiert, erst in neuester Zeit liegen uns die urkundlichen Angaben vollständig vor, und zollt das Vaterland der Erretterin von Neuem seinen Dank.

Einstweilen freilich triumphirten ihre Verfolger, sie ahnten nicht, wie sich an diese That der Rache der eigene Sturz knüpfen sollte. Man mußte den Gedanken fahren lassen, den englischen König in Rheims zu krönen. Der Zufluß von Geld und Truppen war zu gering, um eine größere Unternehmung zu wagen. Man mußte sich mit einer Krönung in Paris begnügen. Der Regent, Herzog von Bedford, hatte guten Grund, die Abreise von der Hauptstadt sehr zu beeilen; er sah im Geiste bereits ihren Verlust voraus, sein ganzes Streben galt daher, die Normandie möglichst festzuhalten. Nachdem seine Gemahlin, Anna von Burgund, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben war, hatte das verwandtschaftliche Band mit dem mächtigen Bundesgenossen ein Ende; die persönliche Entfremdung und der bald darauf folgende Tod des Herzogs von Bedford führte in Verbindung mit allgemeinen politischen Angelegenheiten eine Lösung des Bündnisses und zuletzt einen Uebergang des Burgunders auf die Seite Karl's VII. herbei. Vergebens boten die Engländer ihre letzten Krafte auf, um wenigstens den Ruhm der alten Tapferkeit zu bewahren. Nachdem Paris an Karl VII. übergegangen (1436), verheerten sie im folgenden Jahre noch einmal die nordfranzösischen Landschaften, doch bald verloren sie einen Theil der Normandie, sowie die wichtigsten Plätze in Gascogne und nach einem vierjährigen Waffenstillstande (1444—1448) den Rest beider Landschaften (1450). Der Krieg hörte auf, ohne daß förmlich Friede geschlossen ward, weil in England der Krieg zwischen der rothen und weißen Rose ausgebrochen war.

Was war nunmehr aus Heinrich's V. stolzer Eroberung geworden! Nach kaum 30 Jahren mühevollen Besitzes war sie nicht allein der Krone Frankreichs zurückgewonnen, sondern die Engländer hatten noch überdies das alte, reiche Erbe der Eleonore von Poitou, das 3 Jahrhunderte hindurch von den Plantagenets beherrscht, das oft genug von den Franzosen angefallen, doch niemals ganz bezwungen worden, auf immer verloren. Es blieb ihnen auf dem Festlande nichts als Calais mit einigen benachbarten Castellen, um daran noch ganze Generationen hindurch den Anspruch auf Titel und Krone von Frankreich zu knüpfen.

118. Sieg des französischen Königthums über die Lehnsaristokratie, besonders unter Ludwig XI.

(Nach Ernst Alexander Schmidt, Geschichte von Frankreich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Während Karl VII. die Wiedereroberung seines Königreiches, die Vertreibung der Engländer aus demselben, vornehmlich den ausgezeichneten Kriegsanführern verdankt, welche Frankreich zu seiner Zeit hervorbrachte, kann man dagegen die friedliche, gesetzgebende, auf die inneren Verhältnisse gerichtete Thätigkeit seiner Regierung mehr als sein eigenes Werk betrachten. Ein halbes Jahrhundert hindurch war die Entwickelung des politischen Zustandes Frankreichs, welche mit der Regierung Philipp's II. August begonnen hatte, gehemmt gewesen, Gewalt und Willkühr war an die Stelle eines gesetzlichen Zustandes getreten und der Wohlstand des Reiches war zu Grunde gerichtet, als Karl VII., die Grundsätze und Bestrebungen seines Großvaters Karl's V. wieder aufnehmend, sich die Aufgabe stellte und auch lös'te, jene Entwickelung weiter zu führen. Bereits, als das Haus Valois den Thron bestieg, war die am Ende des Mittelalters sich vollendende innere Gestaltung des französischen Staates zu einer Monarchie und im Wesentlichen auch die Verknüpfung der Einwohner zu einem Volke auf solche Weise vorbereitet, daß das Fortschreiten zu diesem Ziele wohl bisweilen auf einige Zeit aufgehalten, nicht aber mehr verhindert werden konnte. Die festeste Stütze der Macht der Vasallen, der Besitz ausgedehnter, den unmittelbaren Kronländern an Umfang überlegener Landschaften, war durch die Eroberungen Philipp's II. August und durch die Erwerbungen Ludwig's des Heiligen und seines Sohnes vernichtet, die dadurch der Krone zu Theil gewordene Macht wurde im 14. Jahrhundert noch durch die Vereinigung der Champagne mit derselben und durch den Kauf der Dauphiné vermehrt. Das Königthum besaß ein so bedeutendes, unmittelbares Besitzthum, daß es die Vasallen wenigstens nicht als überlegene Gegner zu fürchten hatte, zumal seitdem ihm in einem stehenden Heere eine stets streitfertige Kriegsmacht zu Gebote stand.

Während der Kriege mit England hatte nämlich das Kriegswesen eine völlige Umgestaltung erlitten. Die zunehmende Anwendung der Feuergewehre, welche schon in der Schlacht bei Crécy den Engländern den Sieg verschafft hatte, namentlich der Angriff und die Vertheidigung der Städte und Festungen, machte ein Heer, das bloß in schwerer Reiterei bestand, wie das der Ritter und ihres Gefolges, ganz unbrauchbar. Da der Adel es unter seiner Würde hielt, zu Fuße zu dienen, so sahen die Könige von Frankreich sich in dem langwierigen Kampfe mit England gezwungen, Fußvölker nicht bloß mit Aussicht auf Beute, sondern auch gegen Sold zu werben. Diese Söldner wurden Anfangs entlassen, sobald die Waffen ruhten, streiften dann aber als Räuberbanden durch

das Land, das sie vorhin beschützt hatten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, suchte man sie auswärts zu beschäftigen. So ist schon oben (S. 564) erzählt worden, wie Karl VII. im Jahre 1444 dem Kaiser Friedrich III., statt der geforderten 5000 Mann, zehnmal so viel schickte, um nur diese wilden Banden los zu werden. Im folgenden Jahre aber, als die Wiedereroberung Frankreichs fast vollendet war und er wegen des Waffenstillstandes (s. S. 607) seine Söldner hätte entlassen können, errichtete er aus denselben eine stehende Miliz von 15 Compagnieen von je 100 Lanzen (Ordonnanzcompagnieen genannt, weil sie durch eine königliche Ordonnanz errichtet wurden), welche er fortwährend besoldete. Neben dieser stehenden Reiterei befahl er (1448) die Bildung eines nationalen Fußvolkes, der Freischützen, damit man, wenn der Waffenstillstand mit England nicht zum Frieden führe, nicht der Hülfe Fremder bedürfe.

So wie der Adel durch die Vergrößerung der königlichen Macht seine bisherige Geltung allmählich einbüßte, so wurden auch die städtischen Freiheiten beschränkt und vermindert. Es zeigte sich bald, daß die Könige die Städte nur so lange durch Betheiligung und Bestätigung von Privilegien begünstigt hatten, als es ihr Interesse war, in denselben der Macht des Lehnswesens ein Gegengewicht entgegen zu stellen. In demselben Maße aber, als die einzelnen Stände in größere Abhängigkeit von der Krone kamen, verloren auch die allgemeinen Versammlungen derselben ihre frühere Bedeutung. Der hauptsächlichste Zweck der Berufung der Reichsstände war die Bewilligung neuer Auflagen. Als aber die Reichsstände auch Anspruch auf Antheil an der Gesetzgebung und Verwaltung erhoben und auch der englische Krieg zu Ende ging, wurden (nach 1439) keine solche allgemeinen Versammlungen mehr berufen, sondern höchstens noch solche in einzelnen Provinzen (Languedoc und Normandie), wo das Steuerbewilligungsrecht von Alters her feststand.

Die Versuche des höheren Adels, sich gegen die neue Ordnung der Dinge aufzulehnen, wurden von Karl VII. vereitelt und der Bürgerstand ertrug die Schmälerung seiner Rechte ruhig, da er dem Könige Schutz gegen die Mächtigen des Reiches und die Rückkehr eines friedlichen Zustandes verdankte, dessen Fortdauer die rasche Herstellung des fast vernichteten Landbaues und Gewerbfleißes bewirkte.

Die Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung Frankreichs wurde durch Ludwig XI. (reg. 1461—1483) beschleunigt und im Wesentlichen zu Ende gebracht. Seine Regierung war die Fortsetzung und Vollendung der zweiten Hälfte der Regierung Karl's VII. Allein was dieser nur gelegentlich unternommen, wozu ihn mehr seine Räthe als seine Thatkraft bestimmt hatten, das führte Ludwig XI. nach festem Plane, mit unablässiger Beharrlichkeit aus.

Eine Herrschsucht, welche nur durch den alleinigen Besitz der Macht innerhalb seines Königreiches, durch unbedingte Unterwerfung Höherer wie Geringerer unter seinen Willen befriedigt werden konnte und welche ihm Abneigung und Haß gegen Alle, die seiner nicht bedurften, einflößte,

war der Grundzug seines Charakters und der Gunst der Umstände, namentlich der Persönlichkeit seiner bedeutendsten Gegner, verdankte er eben so sehr, als seiner eigenen Persönlichkeit die Erreichung seines Zieles, der völligen Vernichtung der Macht des Lehnswesens und der festen Begründung der königlichen Herrschaft. Da er erst nach Vollendung seines 38. Lebensjahres den Thron bestieg, so hatte er sowohl die Verhältnisse, in welche er als König eintrat, kennen gelernt, als auch die Zeit gehabt, sich zur Benutzung derselben vorzubereiten und sich Kenntnisse zu erwerben, wie sie kein anderer Fürst seiner Zeit besaß. Sein Aufenthalt in den Ländern des Herzogs von Burgund hatte ihm Gelegenheit gegeben, sich in der Kunst der Verstellung zu üben und seine Abneigung hinter dem Scheine erheuchelter Freundlichkeit zu verbergen und die unmittelbare Anschauung, welche dieser Aufenthalt ihm von der Macht des Lehnswesens darbot, mußte seinen Entschluß, dieselbe zu vernichten, noch mehr befestigen. Indem er die Schwächen der ihm Feindseligen und gegen ihn Verbündeten durchschaute, besaß er auch die Kunst, diese zu trennen und unter einander zu verfeinden. Er erkannte sehr richtig, welche Personen ihm Dienste zu leisten vermochten, er vergaß, wodurch solche Männer früher seinen Haß sich zugezogen hatten, er opferte seine Abneigung dem Nutzen auf, welche ihre Brauchbarkeit ihm gewähren konnte und sparte keine Versprechungen und Geschenke, um sie für sich zu gewinnen.

Die Hauptstütze der Macht der Vasallen war der Herzog Philipp der Gute von Burgund. Diesen beschuldigte Ludwig jetzt der Absicht, sich von der französischen Krone ganz unabhängig machen zu wollen, beschwerte sich darüber, daß er die Ausführung von königlichen Befehlen und Parlamentsbeschlüssen nicht gestatte, sich „souveränen Herrn" und „von Gottes Gnaden" nenne, in sein Wappen eine Krone statt des Herzogshutes setze, Münzen prägen lasse und nach Belieben in der Bretagne Steuern auflege. Der Herzog von Burgund war zwar wegen seines höheren Alters und der zunehmenden Schwäche seines Geistes und Willens einem Kampfe mit dem Könige abgeneigt, allein sein leidenschaftlicher Sohn, der Graf Karl von Charolais und nachmaliger Herzog von Burgund vereinigte die angesehensten Großen des Reiches zu einem Bündnisse, durch welches die Herrschaft des Lehnswesens in ganz Frankreich hergestellt werden sollte und welches, um die Meinung aller Stände für dasselbe zu gewinnen, die Ligue für das Staatswohl (ligue du bien public) genannt wurde. Der Herzog von Burgund, wenn er auch selbst nicht beitrat, billigte doch die Verbindungen, welche sein Sohn geschlossen hatte, und gestattete ihm, ein zahlreiches Heer zu versammeln. Bei Montlhery hielt dieses am 16. Juli 1465 den ganzen Tag den Kampf aus gegen das königliche Heer, welches ihm am folgenden Tage, ohne Erneuerung der Schlacht, den Wahlplatz überließ. Dieser Sieg gereichte aber dem Grafen Karl später nur zum Verderben, weil er, fortan sich für einen ausgezeichneten Feldherrn haltend, auf Niemandes Rath mehr hörte und

von unersättlicher Kriegslust beseelt war. Als die Verbündeten ihre gesammte Macht vor Paris concentrirten, rettete Ludwig XI. durch scheinbares Nachgeben den Besitz der Hauptstadt und wahrscheinlich auch den seines Thrones. Arglistig versprach er, was die Ligue verlangte; den Verbündeten bewilligte er Landschaften, Entschädigungen, Wiedereinsetzung in früher ihnen entzogene Aemter, Geld u. s. w., zuletzt noch eine Commission von 36 achtbaren Männern (12 Geistlichen, 12 Herren und Rittern und 12 Justizbeamten) zur Abstellung ihrer Beschwerden. Kaum war die Ligue auseinander gegangen, als der König im Pariser Parlamente den Frieden für erzwungen erklärte und von allem Versprochenen nichts hielt; vielmehr vertrieb er mit überraschender Schnelligkeit den Herzog von der Normandie aus seinem Lande und da der Herzog von Burgund seit längerer Zeit mit den Lüttichern im Streit war, so schloß er mit diesen ein Bündniß, doch war er nicht im Stande, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, auch wenn es seine ernstliche Absicht gewesen wäre.

Der ungeduldige Wunsch, die Ligue schnell und völlig aufzulösen, die Hoffnung, durch persönliche Einwirkung auf Karl den Kühnen (der inzwischen nach dem Tode seines Vaters Herzog von Burgund geworden war) und dadurch, daß er ihm einen Beweis besonderen Vertrauens gab, sein Ziel zu erreichen, veranlaßte ihn, sich zu diesem nach Peronne zu begeben (1468). Aber während seines Aufenthaltes daselbst traf die Nachricht ein von dem Aufstande der Lütticher (der früher erfolgte, als Ludwig erwartet hatte). Daher konnte der Herzog den heimtückischen König festhalten und ihm die Bewilligung aller Forderungen abnöthigen, sogar mußte der König den Herzog auf dem Zuge gegen Lüttich begleiten. Nach der Einnahme Lüttichs, über welche er große Freude heuchelte, kehrte Ludwig nach Frankreich zurück und mußte von Neuem versuchen, das Bewilligte nach und nach zurückzunehmen und seine Gegner von Neuem zu entzweien.

So dauerte der Kampf des Königs mit seinem mächtigsten Vasallen fort, bis dieser sich bereit finden ließ, einen Waffenstillstand einzugehen (1472), der auf mehrere Jahre verlängert wurde. Die Dauer dieses Waffenstillstandes und die innere Ruhe Frankreichs wurden dadurch gesichert, daß Karl der Kühne auf einmal seine Macht gegen Deutschland wandte und die Befreiung seiner deutschen Länder von der Lehnsabhängigkeit, so wie die Erlangung der Königskrone sich zum Ziele seines Ehrgeizes setzte, vgl. S. 566 ff.

Der Tod Karl's des Kühnen und der Uebergang seiner Länder auf eine Tochter (Maria), war die größte Gunst des Glückes, welche dem Könige Ludwig während seiner Regierung zu Theil wurde. Sofort zog er das Herzogthum Burgund ein, weil es als Apanage eines französischen Prinzen nicht auf Töchter übergehen könne, wiewohl König Johann einst das Herzogthum seinem Sohne Philipp und dessen rechtmäßigen Erben — keineswegs bloß den männlichen — übertragen hatte. Als er aber auch die niederländischen Provinzen, welche Karl der Kühne be-

sessen hatte, angriff, wandten diese sich an den Erzherzog Maximilian, den Sohn des Kaisers Friedrich III., der inzwischen Gemahl der Maria geworden war. Die Niederlage der Franzosen bei Guinegate in Flandern (1479), obwohl sie weiter keine nachtheiligen Folgen hatte, sein höheres Alter und seine körperliche Hinfälligkeit, dazu Mißwachs und Hungersnoth machten Ludwig XI. zum Frieden geneigt, und da andererseits nach dem frühen Tode Maria's (1482) Maximilian's Kriegslust bei den Niederländern wenig Unterstützung fand, so kam der Friede zu Arras zu Stande, demzufolge Margaretha, Maria's zweijährige Tochter, in Zukunft mit dem Dauphin vermählt werden und diesem als Mitgift die Grafschaften Artois und Burgund, so wie einige Herrschaften übergeben sollte, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn die Vermählung nicht zu Stande käme oder diese Ehe ohne Nachkommen bliebe, jene Länder an ihren jüngeren Bruder Philipp und dessen Erben fallen sollten. Außerdem blieb Ludwig im Besitze des Herzogthums Burgund.

Schon vorher (1481) hatte er, in Folge des Aussterbens einer Nebenlinie (Anjou) des königlichen Hauses, die Grafschaften Provence, Anjou, Maine eingezogen, so daß alle große Lehen, außer der Bretagne, mit der Krone vereinigt waren. Ohne alle eigene, persönliche Größe, hinterließ er das Reich so stark, daß es auch eine Minderjährigkeit, die in Frankreich immer so gefährlich war, aushalten konnte.

Karl VIII. (reg. 1483—1498) vollendete das Werk seines Vaters, indem er durch seine Vermählung mit der Erbin von Bretagne (1491) das einzige noch nicht mit der Krone verbundene große Lehen gewann. Die Befestigung und Erweiterung der königlichen Macht im Innern und einer größeren nationalen Einheit gestattete ihm diese Macht auch nach außen hin geltend zu machen. Er unternahm einen Zug nach Italien zur Eroberung des Königreiches Neapel, auf welches sein Vater als Erbe des Hauses Anjou begründete Ansprüche erhalten und ihm hinterlassen hatte. Beim Herannahen eines französischen Heeres (1495) entsagte König Alfons II., der sich durch Stolz und Grausamkeit allgemein verhaßt gemacht hatte, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II., allein auch dieser fand keine günstige Aufnahme und schiffte sich nach der Insel Ischia ein. So zog Karl VIII. ohne Widerstand in Neapel ein. Aber die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Eroberung täuschte die Franzosen über die Unsicherheit des gewonnenen Besitzes und durch eigene Schuld beschleunigten sie den Verlust desselben. Ihre Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten gegen Geringere, so wie die Verachtung und der Stolz, welchen sie auch gegen den Adel bewiesen, verwandelte die frühere Zuneigung bald in den erbittertsten Haß. Auch veranlaßte die Besorgniß, daß die Eroberungspläne Karl's VIII. über die Grenzen Neapels hinausgehen möchten, ein Bündniß zwischen Venedig, dem Papste, dem Könige von Aragonien, dem römischen Könige (Maximilian) und dem Herzoge von Mailand zur Erhaltung der Besitzungen der Verbündeten und zur Wiedereroberung Neapels. Dies bewog den König Karl, das

Eroberte aufzugeben, und der vertriebene König Ferdinand II. kehrte, begleitet von spanischem Kriegsvolke, in sein Reich zurück. Dieser italienische Feldzug hat einerseits die geistige Entwickelung der Nation befördert, indem diese mit der in jeder Beziehung weiter fortgeschrittenen Bildung Italiens bekannter wurde, und zugleich eine engere Beziehung der Staaten des westlichen Europa zu einander bewirkt, andererseits aber auch die französischen Könige auf eine dem wahren Vortheile ihres Reiches nachtheilige Bahn, auf die der Eroberungssucht, geführt.

---

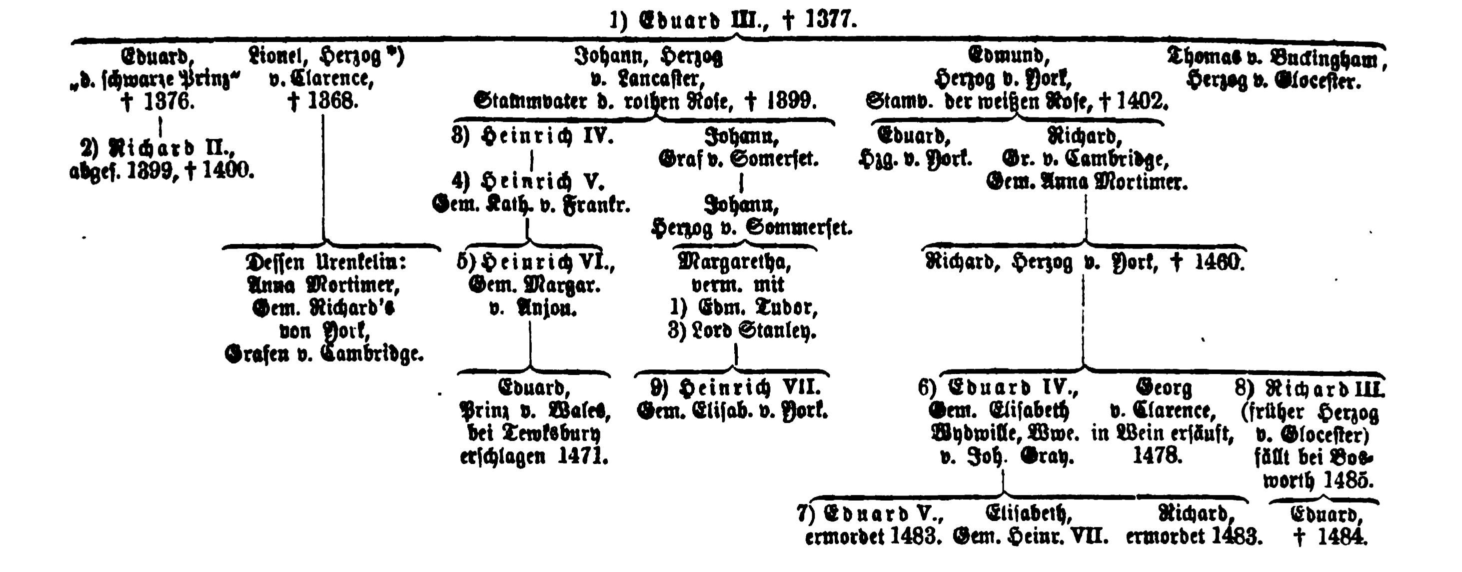
119. Der Krieg der rothen und weißen Rose 1450—1485.

(Nach Reinhold Pauli, Geschichte von England, und Wilh. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Heinrich VI. (—1461).

Die Usurpation des englischen Thrones durch das Haus Lancaster mit Hintansetzung besserer Rechte machte dessen Besitz fortwährend unsicher. Heinrich V. hatte die ihm feindlichen Stimmungen durch den Krieg mit Frankreich abzulenken gesucht, allein dieser nahm unter seinem Nachfolger Heinrich VI. einen so kläglichen Ausgang, daß ein zweites Element, das tief gekränkte Nationalgefühl, dem Geiste der Opposition wider die bestehende Dynastie neue Kraft verlieh. Noch grünte ein Zweig vom Stamme Eduard's III., der dem Ahnherrn näher stand, als das Haus Lancaster. Richard von York stammte von mütterlicher Seite von dem zweiten (eigentlich dritten) Sohne Eduard's III. und von väterlicher Seite von dem vierten (eigentlich fünften) Sohne jenes Ahnherrn. In ihm vereinigten sich also die Ansprüche der Nachkommen der zweiten und vierten gegen die der dritten Linie; kein Wunder, wenn sie in wechselvollen Zeiten nach Anerkennung strebten. Um diesen Richard vom Rathe und Hofe fern zu halten, hatte Heinrich VI. ihn auf zehn Jahre zum Statthalter von Irland ernannt. Von dort, wo er ein kraftvolles Regiment geführt, kehrte er 1450 ohne Urlaub nach England zurück. Als nun (1453) Heinrich VI. plötzlich in eine Geisteskrankheit verfiel, vielleicht ein Erbtheil seines mütterlichen Großvaters (Karl's VI.), und zugleich die Königin Margarethe nach langer Unfruchtbarkeit einen Sohn (Eduard) gebar, dessen königliche Abkunft bezweifelt wurde, erhielt Richard die Regentschaft als „Protector des Reiches" (1454). Doch verlor er dieselbe bald wieder, da der Zustand des Königs sich besserte und dieser seinen früheren Günstling, den Herzog von Somerset, aus dem Tower an den Hof zurück berief. Der Haß gegen diesen und das Bedürfniß der eigenen Sicherheit veranlaßte den Herzog Richard, mit seinem Anhange zu den Waffen zu greifen. Im Gefechte bei St. Albans (21. Mai 1455) wurde Somerset getödtet, der König verwundet und nach seiner Rückkehr in die Re-

Die Häuser Lancaster (rothe Rose) und York (weiße Rose).



*) Ein Sohn Eduard's III., nach dem schwarzen Prinzen geboren, war in jungen Jahren gestorben, daher wird in den genealogischen Angaben der Engländer Clarence der dritte, Lancaster der vierte u. s. w. Sohn genannt.

sidenz wieder von seinem traurigen Uebel befallen, der Sieger Richard aber zum zweiten Male Protector (bis zur Volljährigkeit des Prinzen Eduard, der damals zum Prinzen von Wales erhoben wurde). Doch auch diese zweite Regentschaft war von kurzer Dauer, es hieß, der König sei genesen und in der That entfernte er ihn durch Patent aus seiner Stellung. Vergebens war der König, „der einzige Unparteiische im Königreiche“, bemüht, die Parteien mit einander zu versöhnen; vielmehr dauerte der Parteikampf mit abwechselndem Glücke fort und nach kleineren Gefechten sammelten sich größere Massen bei Northampton (1460). Durch Verrath eines der königlichen Hauptleute gelang den Yorkisten ein Ueberfall des Lagers; das darauf folgende kurze Gefecht war wieder, gleich dem von St. Albans, mörderisch für hochgestellte Anhänger der rothen Rose; der Graf Warwick hatte seine Soldaten angewiesen, die Gemeinen zu schonen, die Edelleute aber ohne Gnade niederzumachen. Der Herzog von Buckingham nebst 300 Edelleuten und Rittern wurden erschlagen, der König abermals gefangen, die Königin Margaretha und ihr siebenjähriger Sohn entkamen zur Noth nach Wales und von da nach Schottland. Der Herzog Richard trat jetzt offen mit seinen Ansprüchen hervor. Aber wenn er meinte, Heinrich IV. nachzuahmen und gleich ihm unter allgemeinem Beifalle nur zugreifen zu dürfen, so hatte er sich sehr geirrt. Der Adel hielt größtentheils fest am Hause Lancaster. Nach mehrfachen Unterhandlungen kam man zu einem vermittelnden Auswege, der an den Vertrag Stephan's von Blois mit Mathilde und deren Sohne erinnert (s. S. 458). Heinrich sollte auf Lebenszeit König bleiben, nach seinem Tode aber die Krone an den Herzog York und dessen Nachkommen fallen. Damit waren beide Parteien zufrieden, York begleitete den König zur Danksagung nach der Paulskirche und wurde als Prinz von Wales zum Thronerben ausgerufen. Allein die abwesenden Häupter der königlichen Partei, vor Allen die Königin Margaretha, waren nicht damit einverstanden, daß die Rechte ihres Prinzen Eduard so ohne alle Berücksichtigung blieben. Sie vertraute auf die Treue des im Norden des Landes mächtigen Adels; Herzog Heinrich von Somerset und Lord Clifford, deren Väter in dem Gefechte bei St. Albans erschlagen worden waren, hatten ein Heer (von 18,000 Mann) gesammelt, welches der Herzog von York, von jeher mehr durch Kühnheit als durch Feldherrngaben hervorragend, bei Wakefield zum Kampfe herausforderte. Kein Gefecht, sondern eine Metzelei war die Folge; 2800 Yorkisten wurden in einer halben Stunde niedergemacht. Es wird erzählt, daß eine wüthende Schaar den Herzog York gefangen genommen, ihn mit einer aus Gras geflochtenen Krone auf einen Ameisenhaufen als Thron gesetzt und ihm dann unter dem Rufe: „Heil, König ohne Reich! Heil, Fürst ohne Volk!“ das Haupt abgeschlagen habe, welches die Königin Margaretha mit einer papiernen Krone auf den Thorzinnen der Stadt York aufpflanzen ließ.

Dieser Vergeltung für den Tag von St. Albans folgte bald eine blutige Erwiderung von Seiten der mit Rachsucht erfüllten Yorkisten.

Des erschlagenen Herzogs ältester Sohn, Eduard, Earl von March, hatte ein Heer zusammengebracht, um einem zweiten Heere Königlicher, das vom Westen heranzog, die Spitze zu bieten. Bei Mortimers Croß blieben 4000 Königliche auf dem Platze; die vornehmen Gefangenen wurden enthauptet. Die Verwilderung bekam Zuwachs in jedem Siege; es galt immer mehr Rache um Rache, Blut um Blut. Von nun an wetteiferten Eduard und Margaretha darin mit einander. Margarethens Heer siegte in einem zweiten, von St. Albans benannten Treffen, und Hinrichtungen gefangener Lords folgten auf den Sieg. Der König, von den flüchtigen Yorkisten in seinem Zelt zurückgelassen, ward mit Gemahlin und Sohn wieder vereinigt. Das aber war die einzige Frucht des Sieges für das Königspaar; das von Margaretha und den Lords der rothen Rose zusammengebrachte Kriegsvolk war zuchtlos und mehr auf Genuß, als auf soldatische Pflicht bedacht; statt in geordneten Schaaren nach London vorzubringen, zerstreute es sich zu Raub und Verwüstung in der Umgegend. Kurze Zeit nach dem zweiten Treffen von St. Albans hatten Eduard von March und Warwick ihre Truppen vereinigt und schon am 25. Februar 1461 zog Eduard mit der Haltung eines Siegers in London ein. Ihm die Gemüther zu gewinnen, war seine Persönlichkeit vor Allem wirksam; 19 Jahre alt, in der Blüte des Jünglingsalters, von ungemeiner Schönheit und ebenso berufen als Held in der Schlacht, fand er eine ihm sehr günstige Stimmung. In einem großen Rathe der Lords wurde beschlossen, Heinrich, weil er den Compromiß vom vorigen Jahre nicht gehalten, sei der Krone verlustig und diese an Eduard, den Erben des Herzogs von York, zu übertragen. Darauf ritt Eduard mit Gepränge nach dem königlichen Palaste in Westminsterhall, bestieg den Thron und ward mit oft wiederholtem Zurufe des Volkes: „Lang lebe König Eduard!" begrüßt.

Eduard IV., 1461—1483.

Eduard's Thron stand keineswegs schon fest. Die Partei der rothen Rose hatte in der leidenschaftlichen Margaretha eine unermüdlich thätige Führerin. Ein Heer von 60,000 Streitern war um sie in der Nachbarschaft von York versammelt. Eduard wollte nicht gekrönt sein, bevor diese Macht niedergeworfen sei. Er und Warwick zogen mit einem fast ebenso starken Heere von der Hauptstadt heran. Bei Towton, einige Meilen von York, kam es (29. März 1461) zu einer mörderischen Schlacht. Nie haben auf dem Boden Englands so zahlreiche Streitmassen gekämpft und nie ist eine Schlacht daselbst blutiger gewesen, als die von Towton, welche die ganze Nacht hindurch dauerte. Eduard hatte ausrufen lassen, es solle Keinem das Leben geschenkt werden. Warwick hatte vor der Schlacht sein Pferd niedergestochen, zum Zeichen, daß hier an keinen Rückzug zu denken sei. Mehr als der dritte Theil der beiden Heere wurde erschlagen. Heinrich, Margaretha und ihr Sohn Eduard retteten sich durch die Flucht nach der schottischen Grenze;

Margaretha selbst fuhr hinüber nach Frankreich, um hier gegen Anerbieten der Uebergabe von Calais Beistand zu finden. Eduard kehrte nach London zurück, ließ sich krönen und berief ein Parlament. Dies war eifrig, sein Thronrecht zu bestätigen, die drei vorhergehenden Regierungen für Usurpation zu erklären und demgemäß die Führer und bedeutendsten Anhänger der rothen Rose zu ächten. Sie sollten als Hochverräther bestraft und ihre Güter eingezogen werden.

Die Partei Lancaster war in England selbst noch nicht gänzlich niedergekämpft. Man sammelte wieder einen Heerhaufen; König Heinrich sollte sich an die Spitze stellen. Dieses Aufgebot ward aber in zwei blutigen Treffen (1464) zu Grunde gerichtet. Heinrich blieb über ein Jahr lang im Versteck getreuer Anhänger, bis er durch Verrath entdeckt wurde, Warwick führte ihn nach London, ließ ausrufen, Niemand solle dem Gefangenen Ehrfurcht beweisen, band mit empörender Rohheit dessen Füße unter dem Bauche seines Thieres zusammen, führte ihn drei Mal um den Galgen und darauf in den Tower, wo er mehrere Jahre mit Menschlichkeit behandelt wurde.

Warwick, dem Königshause verschwägert, stand auf der höchsten Stufe am Throne und galt für dessen mächtigste Stütze. Seine zwei Töchter, Isabella und Anna, standen hoch genug, um hoffen zu lassen, daß durch sie das verwandtschaftliche Band ihres Hauses mit dem königlichen sich abermals knüpfen möchte. Doch schon bereitete sich ein Glückswechsel vor. Der junge leidenschaftliche König lernte bei einem Jagdritt die Wittwe (Elisabeth) des bei Towton gefallenen Ritters Johann Gray von der lancaster'schen Partei kennen und vermählte sich mit ihr. Den förmlichen Bruch zwischen Eduard und Warwick führte die auswärtige Politik des Königs herbei. Die Fürsten von Frankreich und Burgund nämlich bekämpften sich wieder mit großer Erbitterung (s. S. 610), Warwick, der als Gouverneur von Calais eine fast unabhängige Machtstellung behauptete und die Burgunder entschieden haßte, knüpfte aus handelspolitischen, wie persönlichen Rücksichten, Verbindungen mit Ludwig XI. an, Eduard IV. dagegen gab Karl dem Kühnen seine Schwester Margaretha zur Gemahlin. Warwick zog nun den nächsten Bruder des Königs, den Herzog Georg von Clarence, auf seine Seite und vermählte ihm seine Tochter Isabella, wohl mit dem Gedanken, daß, wenn sie noch nicht Königin geworden, sie es doch werden könnte, denn der Herzog galt damals (vor der Geburt Eduard's V.) als muthmaßlicher Thronfolger. Als sich nun im Norden Englands der Anhang der rothen Rose (wegen einer Steuer) von Neuem erhob, beschied der König seinen Bruder Clarence, Warwick und den Erzbischof von York zu sich nach Buckingham. Die Truppen, die er aufgeboten, waren theils geschlagen, theils aus einander gelaufen, als seine Gegner vor ihm anscheinend ehrfurchtsvoll erschienen. Seine Vorwürfe wurden ihm zurückgegeben und er erkannte sofort, daß er ihr Gefangener sei. So hatte Warwick beide Häupter der um den Thron streitenden Dynastieen in Haft: Eduard im Norden (in Middleham), Heinrich VI. im Süden

(im Tower) und schien selbst mächtiger, als je zuvor. Doch wurde er nicht versucht, von der weißen sich der rothen Rose zuzuwenden, Eduard ward entlassen und mußte Allen, die die Waffen gegen ihn erhoben hatten, unbedingte Verzeihung gewähren. Aber wie konnte nach solchen Vorgängen an eine aufrichtige Versöhnung gedacht werden?

So ungeheuerlich es auch erscheinen mochte, Graf Warwick selber, der Heinrich VI. und seiner Gemahlin nichts als Verderben bereitet hatte, schloß ein Bündniß mit Margaretha von Anjou mit der Bedingung, daß ihr Sohn, der Prinz von Wales, seine Tochter Anna heirathete und führte Heinrich VI. nach fünfjähriger Haft aus dem Tower auf den Thron zurück 1470. Eduard war gerade im Norden abwesend, um einem Aufstande zu begegnen und saß bei Tische, als Reiter mit dem Rufe: „Es lebe König Heinrich“ heransprengten. Nur in höchster Eile gelang es ihm, mit seinem Bruder Richard nach Holland zu entfliehen, um bei seinem Schwager, Karl dem Kühnen, Hülfe zu suchen. Er und die Seinen hatten fast nichts als ihre Kriegsrüstung am Leibe und der König konnte dem Schiffscapitän, der ihn gerettet, zum Danke nur seinen mit Marder verbrämten Rock geben. Seine Gemahlin Elisabeth floh in das Sanctuarium von Westminster, wo sie einen Sohn, Eduard, gebar.

Ein so jäher Umschwung, die Wiedereinsetzung des völlig unfähigen Monarchen und die Unterwerfung unter seine gebieterische Gemahlin und deren neue Verbündeten war nur dadurch möglich, daß die öffentliche Meinung sich wirklich von Eduard abgewandt hatte, da man unter seinem Scepter statt Frieden und Wohlfahrt nur dieselben Lasten gefunden und noch obenein eine Reihe von Schlachten erlebt hatte, die dem Lande Gut und Blut gekostet. Ein unter den Einflüssen einer solchen Stimmung gewähltes Parlament erklärte Eduard IV. zum Usurpator. Um den Herzog von Clarence zu befriedigen, wurde ihm die Anwartschaft auf die Krone bestätigt, das Herzogthum York und Irland übertragen und allerlei Schadenersatz geboten. Warwick erscheint wieder als Großadmiral und einstweilen als Protector.

Mittlerweile hatte sich König Eduard im Unglücke wieder einmal ermannt; er wollte persönlich Alles wagen, um seine Krone zurückzuerobern. Bei seinem Schwager, Karl dem Kühnen, fand er zwar ein Asyl, aber keineswegs bereitwillige Hülfe; denn dieser wollte sich zu dem Kriege mit Frankreich nicht noch andere ganz unabsehbare Kämpfe um den englischen Thron aufbürden. Nur Geld zur Werbung und einige Schiffe zur Ueberfahrt der Geworbenen erhielt er. Mit 2000 Mann landete er und sein Bruder Richard in der Mündung des Humber, genau an derselben Stelle (bei Ravenspur), wo einst Heinrich IV., aus der Verbannung zurückkehrend, ausgestiegen war. Da in der Nachbarschaft Alles unter den Waffen stand und Niemand Miene machte, sich ihm anzuschließen, so ließ er, wie einst Heinrich IV., aussprengen, er komme nur, um das Erbe seines Vaters (das Herzogthum York) zu beanspruchen und forderte selber seine Leute auf, König Hein-

rich und den Prinzen Eduard hoch leben zu lassen. Erst, als er auf seinem Zuge gegen London größeren Anhang gefunden, wagte er es, sich wieder König von England zu nennen. Inzwischen hatte sein Bruder, Herzog von Clarence, durch die Vorstellungen seiner Mutter und seiner Schwester (Margaretha von Burgund), das Gewebe durchschaut, in welches ihn sein Schwiegervater, Warwick, verstrickt hatte; er führte die von ihm in Heinrich's Namen aufgebotene Mannschaft zu seinen Brüdern über und die drei Brüder York begrüßten sich freudig im Angesichte ihrer Schaaren. Ungehindert zog Eduard IV. in London ein (1471) und als Warwick, der sich Statthalter von England nannte, mit 20,000 Mann heranrückte, zog er ihm entgegen und führte zu seiner eigenen Sicherheit auch seinen Nebenbuhler mit sich. In der Schlacht bei Barnet, am Ostertage, siegte Eduard und Warwick fiel. Der Tod dieses gewaltigen Mannes, des Königsmachers, wie man ihn hieß, der seit beinahe 20 Jahren in den Geschicken Englands das mächtigste Wort mitgeredet, Fürsten ein- und abgesetzt, für sein eigenes Haus wohl gar die Krone begehrt hatte und doch im letzten entscheidenden Momente, vielleicht aus persönlicher Furcht, nur an die eigene Rettung dachte, mußte für Eduard unstreitig der vornehmste Gewinn sein. Der abermals entthronte König aber, der, obwohl man ihn mitten ins Getümmel hineingeführt, keinerlei Verletzung davongetragen, wurde wieder in seinen alten Kerker im Tower eingeschlossen.

Wenige Stunden nach der Schlacht bei Barnet waren Margaretha und ihr Sohn Eduard mit französischem Kriegsvolke gelandet. König Eduard hoffte den Bürgerkrieg mit einem Schlage zu beenden; sein militärisches Talent, dem er bisher überall, wo er selbst anführte, nur Siege zu verdanken hatte, bewährte sich auch in der Schlacht bei der Abtei Tewksbury (4. Mai); er mit seinem ungestümen Bruder Richard von Glocester stürzte sich mit aller Macht auf die feindliche Schlachtordnung und durchbrach dieselbe, Eduard, der Prinz von Wales, wurde nach tapferer Gegenwehr getödtet. In der Nacht nach Eduard's IV. Einzuge in London ist Heinrich VI. in seinem Gefängnisse im Tower um's Leben gekommen; die Art und Weise bleibt der Geschichte unbekannt; der Zeitpunkt und die Umstände aber deuten auf Mord, so sehr auch die Yorkisten behaupten mögen, er sei aus Gram über die Vernichtung seines Hauses bei Tewksbury gestorben. In London bezeichnete späterhin der Leumund den 18jährigen Herzog von Glocester geradezu als Thäter, der entweder selbst den Dolch gezückt oder Andere beauftragt habe. Dies war das Ende eines Fürsten, der sein 50. Jahr kaum vollendet und dem Namen und dem Rechte nach fast ebenso lange die Krone getragen hatte. Er hatte niemals selbständig zu handeln vermocht und war vielmehr von Kindesbeinen an wegen seiner Geistesschwäche und des mangelhaften Thronrechtes seiner Ahnen ein Spielball in den Händen Anderer gewesen. Der unschuldige Fürst hat durch ein ähnliches Schicksal den Tod Richard's II. sühnen müssen. Einstweilen ward der unglücklichen Margaretha von Anjou, nachdem sie Sohn

und Gemahl verloren und im Triumphe von Tewksbury nach London geführt worden, das Leben geschenkt, um es in der Haft ihrer geschworenen Feinde zu verbringen. Erst nach 5 Jahren erlangte sie die Freiheit gegen ein von Ludwig XI. gezahltes Lösegeld. Von dem ganzen Hause Lancaster blieb nur Margaretha von Somerset und ihr junger Sohn Heinrich (VII.) übrig. Den letzteren suchte Eduard IV. vergebens in seine Gewalt zu bringen; sein Oheim flüchtete mit ihm nach der Bretagne und die Anträge Eduard's auf Auslieferung fanden beim Herzog von der Bretagne kein Gehör.

Nachdem ein Menschenalter hindurch zwischen Lancaster und York gefochten worden und England in ähnlicher Weise zerrissen war, wie Frankreich in den Tagen von Orleans und Burgund, hat Eduard IV. durch seinen tapferen Arm und seine berechnete Grausamkeit, mit welcher er fast alle Zweige vom Stammbaume der Plantagenets grundsätzlich abgehauen hat (sein Bruder Georg von Clarence soll wegen Hochverraths in Wein ersäuft worden sein), wenigstens für ein volles Decennium den Rosenkriegen ein Ende gemacht. Aber mit dem unerwartet frühen Tode des ausschweifenden Königs (1483) beginnt wieder eine schreckliche, bluttriefende Zeit.

Eduard V. (9. April bis 21. Juni 1483).

Um die Vormundschaft seines Sohnes Eduard, der noch nicht 13 Jahre alt war, entstanden Parteiungen zwischen der Familie der Königin und der des Königs. Das älteste Haupt der letzteren, Herzog Richard von Glocester, bemächtigte sich seines Neffen, des jungen Königs, mit Gewalt und ließ sich zum Vormund und Protector erklären. Da aber die geistlichen und weltlichen Pairs das Protectorat nur bis zur Krönung Eduard's V. bestehen lassen wollten, so erkannte Richard die Nothwendigkeit eines zweiten Gewaltstreiches und scheint erst jetzt daran gedacht zu haben, sich selber die Krone anzueignen. Zu diesem Zwecke wollte er sich der Person des zweiten Prinzen, des neunjährigen Richard, versichern. Deßhalb begab er sich mit bewaffnetem Gefolge nach Westminster und ließ sich den Knaben von seiner Mutter ausliefern, der angeblich als Gespiele seinem Bruder (im Residenzgebäude des Tower) zugeführt wurde. Freude über die Wiedervereinigung erfüllte die arglosen kindlichen Gemüther.

Zur Bereitung des Weges zum Throne mußte das Andenken Eduard's IV. geschändet und sein Thronerbe als unächt dargestellt werden. Dies geschah zuerst in einer Predigt eines Doctor Shaw und als dabei der erwartete Zuruf der Menge: „Es lebe König Richard!" nicht erfolgte, mußte der Herzog von Buckingham in der Guildhalle vor den versammelten Bürgern dasselbe Gaukelspiel wiederholen und ihm zuletzt eine Bittschrift überreichen, worin er als legitimer Thronerbe dargestellt und um die Annahme der Krone gebeten wurde. Schon am nächsten Tage trat Richard als König auf.

Richard III. (1483—1485).

Richard III., der bei seiner Thronbesteigung noch nicht 31 Jahre alt war, hatte dieselbe sorgfältige Erziehung genossen, wie seine älteren Brüder; die Vorstellung von seiner abschreckenden Gestalt, wie von seiner ruchlosen Natur ist aus einseitiger Parteileidenschaft entsprungen und durch Shakespeare's Zeichnung (Richard III., Act. 1, 1.) vollends stereotyp geworden. Seine großen geistigen Anlagen hatte er längst vor aller Welt dargethan und mit ihrer Hülfe war es ihm gelungen, sich über alles Recht hinwegzusetzen und auf den Thron zu schwingen. Die glänzenden Zurüstungen zur Krönung Eduard's V. wurden von dem Oheim zur eigenen benutzt.

Allein gleich nach dem Antritte der üblichen Rundreise durch das Reich erhob sich im Süden eine Partei für die gefangenen Söhne Eduard's, an deren Spitze derselbe Herzog von Buckingham stand, der ihm bisher am unerschrockensten zur Seite gestanden hatte, der sich aber jetzt als Königsmacher zu fühlen begann, wie einst Graf Warwick. Da ließ Richard selbst, der eigenen Sicherheit wegen, die Nachricht aussprengen, die beiden Söhne Eduard's seien im Tower gestorben; er hatte längst den Befehl ertheilt und Mittel gefunden, seine Neffen in der Stille des Kerkers aus dem Wege zu räumen. Es wird erzählt, Richard habe den Befehlshaber (constable) des Towers vergebens zur Mordthat aufgefordert, darauf seinen Stallmeister Tyrrel hingeschickt mit dem Befehle, ihm für eine Nacht sämmtliche Schlüssel des Tower einzuhändigen und dieser habe die Prinzen im Schlafe unter Kissen und Bettdecken ersticken lassen; ihre Leichen wurden am Fuße der Treppe eingescharrt und unter Karl II. (1674) die dort ausgegrabenen Ueberreste in Westminster beigesetzt. So viel steht fest, der Oheim hat die Neffen, die ihm im Wege standen, zu beseitigen gewußt; vielleicht hing gar seine abermalige Krönung (in York) mit diesem Frevel zusammen. Der Herzog von Buckingham, welcher von mütterlicher Seite dem Hause Lancaster angehörte, ließ alsbald die eigenen Pläne auf den Thron fallen, um Heinrich Tudor die Krone zuzuwenden, der mit Eduard's IV. Tochter Elisabeth vermählt werden sollte, um so die beiden Rosen zu versöhnen. Die Schilderhebung für Heinrich begann, doch durch Richard's rasche Thätigkeit wurden die Aufständischen geschlagen, Buckingham gefangen und enthauptet. Richard suchte die seinem Gegner zugedachte Braut für seinen eigenen Sohn und Thronfolger zu gewinnen und als dieser schon 1484 starb, gedachte er sie selbst (seine Nichte) zu heirathen, indem er den Tod seiner Gemahlin erwartete, der auch bald erfolgte, ohne daß ein triftiger Grund vorliegt, an Vergiftung zu denken. Doch ließ er von dem Vorhaben ab, als man ihm vorstellte, daß er durch die Heirath mit einer Prinzessin, die er selbst, gleich ihren Brüdern, für illegitim erklärt habe und die vielleicht den Tod ihrer Brüder rächen werde, seine eigenen Ansprüche erschüttere.

Heinrich Tudor landete (1. August 1485) mit 3000 normannischen

und bretonischen Abenteurern an der Küste von Wales, wo er am meisten Anhang erwartete und wirklich von der kymrisch redenden Bevölkerung als Sprosse des nationalen (altbritischen) Geschlechtes König Arthur's begrüßt wurde, der gekommen sei, das Joch der Sachsen und Normannen abzuwälzen. Das Schicksal Richard's wurde vorzüglich durch den Abfall des Lord Thomas Stanley, des dritten Gemahls der Mutter Heinrich's und dessen Bruders Wilhelm entschieden. Der letztere ging in der Schlacht bei Bosworth, unweit Leicester, (21. August) zu Heinrich über, und Thomas Stanley überbrachte seinem Stiefsohne die Krone des nach tapferer Gegenwehr gefallenen Königs, die er ihm unter dem Jubelrufe des Heeres: „König Heinrich VII. hoch!" aufs Haupt setzte.

Das war das Ende des letzten Königes aus dem Hause York, des letzten aus dem Stamme der Plantagenets, der über drei Jahrhunderte in England geherrscht. Schrecklich und großartig, ruchlos und erhaben zu gleicher Zeit, wie so mancher Zug in seinem Wesen, war sein eigenes Ende und das der Dynastie. Er blieb als letzter des Geschlechtes in ritterlichem Kampfe auf der Wahlstatt, gleich jenem letzten Sachsenkönige Harald, Godwine's Sohn (s. S. 275). Wie dieser konnte er eine ungerechte Besitzergreifung nur mit dem Tode sühnen, denn das Blut der Söhne Eduard's schrie um Rache zum Himmel; an dem heißen Tage von Bosworth ist sie gewährt worden.

---

120. Die Entdeckungsreisen der Portugiesen.

(Nach Karl Ritter, Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Vorläufer der Portugiesen in der Entdeckung und Erforschung bisher unbekannter Länder waren die Venetianer. Ihnen gehört der größte Landwanderer des Mittelalters an, Marco Polo, ihnen der größte Entdecker und Seefahrer, Cadamosto, der den Portugiesen erst den Weg gewiesen.

Schon während der Kreuzzüge hatten sich manche dunkle Gerüchte von einem christlichen Fürsten in Mittelasien verbreitet, dem man eine große Macht beilegte und den Namen des Priesters Johannes gab. Man hoffte an ihm einen tapferen Beistand gegen die mohammedanischen Feinde in Vorderasien zu finden. Dies veranlaßte eine ganze Reihe von Missionen und Reisen in den Orient, vorzüglich durch Dominicaner und Franciscaner ausgeführt, und erst Marco Polo's genauere Forschungen enthüllten die Fabel vom Priester Johannes. Man hat jenen mit Recht in späteren Zeiten, wo man (namentlich durch die Portugiesen) die Treue und Genauigkeit seiner Angaben erst kennen und schätzen lernte, den Herodot des Mittelalters genannt.

Marco Polo begleitete seinen Vater und Oheim, venetianische Pa-

trizier und Handelsleute, an den Hof des Mongolenkaisers und brachte, meist in dessen Gefolge, 26 Jahre auf Reisen in Asien zu (1272—1298). Er unterstützte ihn bei der Eroberung China's und namentlich bei der Belagerung der großen und festen Städte, durch seine Kenntniß vom Bau und der Anwendung von Katapulten und anderer Kriegsmaschinen, und begleitete ihn später auf seinen weiteren Eroberungszügen nach Tibet und bis Pegu. Er beschreibt nicht nur die selbst durchzogenen Länder und gibt die erste inhaltreiche Geographie China's, sondern erwähnt auch zuerst die äußerste Ostgruppe der großen und zahlreichen Inseln Japans. Ebenso berichtigt er die Hypothesen des Ptolemäus über Ceylon, die großen Sundainseln und die Halbinsel Malakka (die aurea Chersonesus des Ptolemäus), indem er ihre Producte und Merkwürdigkeiten aus eigener Anschauung beschreibt. Auch die Ostküste Afrika's ist ihm bekannt, er spricht zuerst von der Insel Madagascar und von den dahinter liegenden „Inselländern der Neger", die man umschiffen könne. Er ist also nach Herodot der erste, der wieder auf die Möglichkeit, Südafrika zu umschiffen, hinweis't, obgleich diese Fahrt erst 200 Jahre später durch die Portugiesen ausgeführt wurde. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er in einer Seeschlacht mit den Genuesen gefangen und dictirte im Gefängnisse zu Genua die Begebenheiten seiner Reise in die Feder, wovon eine Menge Copieen in Umlauf kamen.

Cadamosto, ebenfalls ein venetianischer Patrizier, wurde für die Westküste Afrika's, was Marco Polo für das östliche und südliche Asien geworden war, (s. S. 624).

Das kleine Portugal schien zu keiner großen Rolle in der europäischen Geschichte bestimmt zu sein: aber durch seine eigenthümliche oceanische Lage war es die Schwelle, die Pforte des Ausganges von Europa in das oceanische Gebiet der Erde. Die portugiesische Nation erkannte den Beruf, der ihr in dem Gange der Weltgeschichte geworden war. Das Werk der Entdeckungen war jetzt nicht mehr vom Zufalle abhängig, es ward zu einer Kunst und Wissenschaft. Eine nautische Schule bildete sich zuerst vollständiger aus in der portugiesischen Marine während der Kriege, welche die Könige von Portugal im 15. Jahrhundert mit ihren oceanischen Nachbarn, den maurischen Königen in dem gegenüberliegenden Nordafrika, führten.

Die Söhne Königs Johann I. begannen die Eroberungen in Afrika mit der Einnahme von Ceuta (1415), aber die Hoffnung, Marokko zu gewinnen, ging nicht in Erfüllung, denn das Atlasplateau bildet eine zu feste, natürliche Burg gegen das Ausland, als daß selbst der heldenmüthige Religionskampf der Christen unter Johann I. (1385—1433), Eduard III. (1433—1438) und Alfons V. (1438—1481) dort bedeutende Fortschritte hätte machen können. Für die Erdkunde aber trugen jene Kriege dennoch reiche Früchte, indem Nachrichten über die

Negerländer südlich von Marokko durch gefangene Araber, Juden und Neger in Umlauf kamen.

Unter den 5 Söhnen Königs Johann I. zeichnete sich der dritte, Prinz Heinrich, bekannt unter dem Namen Heinrich der Seefahrer, durch Wißbegierde und rastlose Thätigkeit aus. Planmäßig verfolgte er die Entdeckungen an der Westküste Afrika's, er bahnte den Seeweg nach Ostindien und ward der Begründer des großen portugiesischen Colonialsystems, das sich über beide Indien ausgebreitet hat. Zunächst entdeckte (1418) ein von der Küste auf die hohe See verschlagenes Schiff die Insel mit dem heiligen Rettungshafen, dem Porto santo, und von dort aus (1420) die unbewohnte Nachbarinsel Madeira, welche von den dichten Waldungen (materia) die „Holzinsel" genannt und durch einen siebenjährigen Waldbrand urbar gemacht wurde. Es war die erste, welche Prinz Heinrich colonisirte. Er verpflanzte das Zuckerrohr von Sicilien und den Malvasier Weinstock von Candia dahin. Bald wagten sich die kühnen Schiffer weiter: das Cap „Non" (plus ultra) wurde umschifft (1433) und (von bojar „umschiffen") Cap Bojador („das Umschiffte") genannt. Mit zwei vom Prinzen Heinrich ausgerüsteten Schiffen entdeckte man die Azoren, benannt von den vielen Habichten (Açores) und colonisirte sie. Die Gruppe der Canarischen Inseln war schon früher von Normannen (1330) und Spaniern (1370) aufgefunden und (1402) für die Könige von Castilien in Besitz genommen worden, doch ihre völlige Eroberung gelang erst später nach einem langen und heftigen Kriege (1370—1502) mit dem tapferen Gebirgsvolke der Guanches*), der die Spanier so sehr in Anspruch nahm, daß sie dadurch von allen weiteren Entdeckungen abgehalten wurden, in denen die Portugiesen glückliche Fortschritte machten.

Diese Fortschritte wurden ihnen erleichtert durch den beständigen Krieg der heidnischen Negervölker gegen die schon im 13. Jahrhundert hier angesiedelten Mohammedaner; überall warfen sich die Negerfürsten bei der ersten Bekanntschaft den Portugiesen voll Vertrauen in die Arme und suchten ihre Freundschaft. Die Insel Arguin im Süden des Capo Blanco (20° Br.) ward die zweite portugiesische Colonie und die Hauptstation für die weiteren Fahrten. Solche unternahm der Venetianer Cadamosto (s. S. 623) auf Veranlassung des Prinzen Heinrich; auf der ersten Reise (1455) entdeckte er die Capverdischen Inseln und den Senegal, den berühmten Strom der Schwarzen, auf

---

*) Die meisten der Guanches fielen unter dem Schwerte der Spanier; viele Tausende wurden als Sclaven auf den afrikanischen und spanischen Märkten verkauft. Mit ihnen starb ein Urvolk der Erde aus, dessen eigenthümliche Sprache und Geschichte manche Belehrung über die alten phönizischen und karthagischen Zeiten hätte geben können, deren Ansiedlungen mit ihnen höchst wahrscheinlich in Berührung gekommen sind. Merkwürdig ist der bei ihnen herrschende Gebrauch, die Todten einzubalsamiren, ähnlich, wenn auch weniger kunstreich, wie bei den Aegyptern. Man hat noch solche Mumien in den Felsspalten des Pics von Teneriffa aufgefunden.

der zweiten Reise (1456) den Gambia, den Rio Grande und alles Land bis zur Goldküste. Er staunte nicht nur über die zahlreichen Völkerschaften, sondern auch über die vielen Staaten und Königreiche fast unter dem Aequator. Die kostbaren Producte zogen alsbald die lebhafteste Begierde der portugiesischen Handelswelt auf sich. Goldstaub, Elfenbein, Pfeffer, Sclaven waren das Losungswort der Speculanten. Bei Heinrich's Tode (1460) war die Küste von Guinea schon genauer bekannt geworden durch Petro de Cintra. Die Erdkunde von Afrika war, von der Straße von Gibraltar bis zum Aequator, vorzugsweise durch die Bemühungen des fürstlichen Patrons der Seefahrer erweitert worden.

Nach seinem Tode ließ der Entdeckungseifer nach, die Begierde nach Gewinn nahm zu. Es bildeten sich monopolistische Handelscompagnieen zur Ausbeutung der goldreichen Küsten, die dem Fortschritte der Entdeckungen eher nachtheilig als förderlich waren, indem sie den Meerbusen von Guinea jedem anderen portugiesischen Seefahrer verschlossen. Dagegen bereiteten die Kriege der Negerkönige und ihrer Vasallen unter einander den Portugiesen die Wege zur Entdeckung des inneren Landes bis nach Tombuktu, und die portugiesische Sprache ward die Umgangssprache auf allen Handelsmärkten und Küstenplätzen der Neger.

Von Neuem erwachte der Entdeckungseifer, als der Nürnberger Martin Behaim, der als Kaufmann nach Portugal gekommen war, das Schiffsastrolabium erfand (zur Bestimmung der Sonnenhöhe und also des Breitegrades, wo man sich gerade befand), das man an den Mastbaum als Pendel so befestigen konnte, daß es durch seine eigene Schwere bei mäßigen Schwankungen des Schiffes doch seine senkrechte Richtung beibehielt (bisher war der Gebrauch des Astrolabiums auf das Land beschränkt gewesen).

Der portugiesische Seecapitän Diego Cam, den Martin Behaim als Astronom auf seiner Entdeckungsreise längs der Westseite Afrika's (1484 und 1485) begleitete, drang mit Hülfe dieses Astrolabiums bis über 6° S. Br. vor. Er entdeckte das Negerkönigreich Congo, die Insel S. Thomas und die Prinzeninsel.*)

Diego Cam hatte aus dem neu aufgefundenen Königreiche Congo mehrere Eingeborene mit nach Portugal gebracht. Diese nahmen in Lissabon willig die Taufe an und bestätigten durch ihre Aussagen die frühere Vermuthung der Portugiesen von dem großen Reiche des Prie-

*) Behaim wurde wegen seiner Entdeckung zum Ritter des Christusordens geschlagen. Als solcher kehrte er im Jahre 1492 zum Besuch seiner Familie nach Nürnberg zurück, in demselben Jahre, in welchem Columbus die erste Entdeckung der Antillen gelang. In Nürnberg zeichnete er seinen künstlichen Erdapfel auf Pergament, auf dem er seine Entdeckungen an der Küste Afrika's und die Inseln eintrug und mit vielen lehrreichen neuen Nachrichten beschrieb. Es ist das der erste deutsche Globus, der später so vielen anderen zum Muster diente. Er ist bis heute seiner Vaterstadt erhalten und in der Familie von Behaim als kostbares Vermächtniß verblieben. Martin Behaim selbst kehrte nach Lissabon zurück, wo er in Armuth starb (1506?).

sters Johannes in der Mitte der Heiden. Sein Reich sollte 250 Meilen nach dem Innern des Landes entfernt liegen, zwischen dem Nil Aegyptens und den Ländern der Schwarzen. Unstreitig hatte der Karawanenhandel, der schon damals im inneren Afrika bestand, diese Notizen bis nach Congo geführt.

Das unbekannte Reich des christlichen Priesterkönigs endlich wieder aufzufinden, ward unter König Johann II. Bartolomeo Diaz mit zwei Schiffen 1486 ausgesandt. Er steuerte direct nach Congo, um von da erst seine Entdeckungen zu beginnen. Heftige Südoststürme entführten seine Schiffe der Küste. Man verlor das Land ganz aus den Augen und trieb auf der hohen See umher. Darauf segelte Diaz 13 Tage zurück von West nach Ost. Er hatte schon den 36⁰ S. Br. passirt, war also schon südlich über die Südspitze Afrika's hinausgekommen und hatte sie wirklich schon umsegelt, ohne sie erblickt zu haben. Da kein Land zu sehen war, so kehrten die Portugiesen gegen Norden zurück und fanden auf diesem Rückwege die Küste erst wieder. Die Entdecker segelten noch weiter gegen Osten bis zur Mündung eines großen Stromes. Es ist der heutige große Fischrivier, der lange Zeit als Grenze der Capcolonie und des Kaffernlandes gegolten hat. Hier war das Schiffsvolk der Beschwerden der ungeheuren Entdeckungsfahrt müde, es murrte und verlangte nach Rückkehr. Auch die Lebensmittel gingen zu Ende; alle Vorräthe waren erschöpft. Diaz mußte umkehren. Nun erst, auf der Rückfahrt gegen Westen, wurde das südlichste Vorgebirge der alten Welt erblickt mit dem mächtigen Tafelberge, das zuvor schon unter den gefahrvollsten Stürmen, aber unbemerkt, umschifft war. Diaz hatte dem Vorgebirge wegen der dort ausgestandenen Stürme den Namen Cabo tormentoso gegeben. Als er aber dem Könige die Nachricht seiner großen Entdeckung überbrachte, nannte dieser es Cabo da boa esperanza, in der Hoffnung des nun zu findenden Seeweges nach Indien. Diaz ist also der erste, der diese Entdeckung gemacht hat und nicht Vasco de Gama, dem die spätere Zeit dies gewöhnlich auf Kosten des Diaz irrig zuschrieb.

Zwei neue Welten, im Osten und Westen der Erde, die amerikanisch-westindische und die ostindische, traten nun zu gleicher Zeit mit der europäischen Welt in gegenseitigen Verkehr. Mit Columbus' Entdeckung von Amerika (1492) und Vasco's Beschiffung des indischen Meeres (1498) beginnt eine neue große Periode für die Geographie.

---

121. Das byzantinische Reich und die Osmanen.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das osmanische Reich bietet in seiner Urgeschichte nichts als die dunkle Sage von den Thaten einzelner Helden. Einigermaßen geschicht-

lichen Grund und Boden gewinnen diese Erinnerungen erst mit dem Auftreten von Suleiman-Schah, dem Großvater Osman's. Er war das Haupt einer ansehnlichen Nomadenhorde in der Landschaft Khorassan. Von hier durch die aus Osten hereinbrechenden Mongolen unter Tschingis-Khan verdrängt, zog er um 1224 an der Spitze von 50,000 Seelen nach Westen, brach in die Landschaft Aserbeidschan ein und gelangte fast ohne Widerstand bis Hocharmenien, wo er sich mit den Seinigen festsetzte. Doch die wachsende Macht der Mongolen und mehr noch der Mangel an Lebensmitteln für eine an Krieg und Heerzüge gewöhnte Bevölkerung in dieser, wie es scheint, noch wenig bebauten Gegend, veranlaßten ihn, schon 5 Jahre später mit seiner ganzen Schaar von hier wieder aufzubrechen und nach seinem Stammsitze in Khorassan zurückzukehren. Auf dem Rückwege fand er bei dem Versuche, durch den Euphrat zu reiten, seinen Tod in den Fluten. Zwei seiner vier Söhne setzten mit der größeren Hälfte seines Gefolges den Rückzug nach Osten fort, die beiden anderen mit der kleineren Hälfte trieb das Verlangen nach Ruhm und Schätzen von Neuem nach Westen (Kleinasien). Einer derselben (Dundar) starb bald, worauf der andere, Ertoghrul, die alleinige Führung übernahm und der eigentliche Begründer der Macht der Osmanen in Vorderasien wurde. Denn während er, im Dienste des Sultans der Seldschuken, im Osten mit Glück gegen die einbrechenden Mongolen kämpfte, wandte er zugleich seine Waffen gegen Westen, um sich auf den Trümmern des byzantinischen Kaiserthums ein eigenes Reich zu erkämpfen.

Nachdem Ertoghrul über ein halbes Jahrhundert an der Spitze seines Stammes unter Sieg und Ruhm gestanden hatte, beschloß er im 90. Lebensjahre seine Heldenlaufbahn (1288). Ihm folgte in der seldschukischen Statthalterschaft sein Sohn,

Osman I. (1288—1326). Dieser nahm nach dem Tode des letzten seldschukischen Sultans von Iconium (1299) mit der Würde eines Sultans zugleich die äußeren Zeichen der Herrschergewalt an. Er und sein Sohn Urchan (1326—1359) erweiterten ihr Gebiet bis zu den Gestaden des ägäischen Meeres und pflanzten ihre Siegeszeichen auf die Mauern von Brusa, Nikomedia und Nicäa. Das schnelle Anwachsen und die leichte Befestigung der osmanischen Macht in dem alten Bithynien hatte seinen Grund einestheils in dem Heldensinne der Sultane und der Tapferkeit ihrer Heere, anderentheils aber vielleicht noch mehr in der Vernachlässigung Asiens Seitens der Paläologen, Michael Paläologus (reg. 1261—1282) und Andronikus des Aelteren (reg. 1282—1332), welche die Erweiterung ihrer Macht in Europa suchten und den Orient, d. h. den noch nicht von den Osmanen besetzten Theil Bithyniens fast ohne allen Schutz ließen. Urchan vollendete nicht nur die Unterwerfung Bithyniens und des alten Mysiens (Landschaft Karasi), sondern ward auch der erste Ordner des osmanischen Reiches in Vorderasien, besonders dadurch, daß er aus der Jugend der besiegten

Christen das regelmäßige Fußvolk der Janitscharen (Jeni-Tscheri, d. h. die neue Truppe) bildete, welches als eine der vorzüglichsten Stützen des Ruhmes der Osmanen lange Zeit der Schrecken Europa's war, während bisher der Kern des osmanischen Heeres aus leichter Reiterei bestand, deren Ungestüm zwar das offene Land mit Schrecken erfüllte, aber gegen die Mauern gut befestigter Städte wenig ausrichten konnte.

Bei dem mit jedem Jahre wachsenden Elende des byzantinischen Reiches reifte Urchan's Plan, seine Herrschaft auch in Europa durch bleibende Eroberungen zu begründen. Die Ausführung desselben übertrug er seinem Sohne Suleiman, welcher (1357) Gallipoli, eine der wohlhabendsten Städte des byzantinischen Reiches, besetzte und seine Herrschaft bald nach allen Seiten über Thracien ausdehnte. Mitten unter den Plänen zur Befestigung und Erweiterung des osmanischen Reiches in Europa starb Suleiman in Folge eines Sturzes vom Pferde, 2 Monate vor dem Vater. Dessen zweiter Sohn,

Murad I. (1359—1389), führte die Eroberungen jenseits des Hellesponts weiter fort; schon 1361 besetzte er Adrianopel und wählte diese Stadt zu seiner Residenz, indem er seinem Sohne Bajesid die Regierung in Asien übertrug. Er zwang die Fürsten von Serbien und Bulgarien, seine Oberhoheit durch Heeresfolge anzuerkennen und bald wehten die Siegeszeichen der Osmanen auf den Gebirgen Albaniens und an den Ufern der Donau. Zugleich erweiterte Murad die Grenzen seines Reiches in Asien, so daß sich seine Macht von den Ufern des Halys bis zu denen der Donau erstreckte. Als die asiatischen Besitzungen von seinem östlichen Nachbarn, Ali-Beg, Fürst von Karaman, der zugleich sein Schwiegersohn war, überfallen und verheert wurden, eilte Murad selbst aus Europa nach Asien und lieferte dem Gegner auf der Ebene von Konia 1386 eine Schlacht, welche zu den merkwürdigsten in der osmanischen Kriegsgeschichte gehört; denn die Schlachtordnung, welche hier Murad selbst zum ersten Male in Anwendung brachte, ist das Muster für alle späteren Schlachten geblieben, in welchen asiatische und europäische Truppen gemeinschaftlich fochten (auf dem rechten Flügel stand das asiatische Heer, auf dem linken das europäische, im Centrum die Reiterei, den Vortrab bildeten die Janitscharen, der Nachtrab oder die Reserve bestand aus dem Contingente der europäischen Lehnsträger). Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft; Bajesid's Heldenmuth, welcher seinen Truppen überall voranleuchtete und ein entschlossener Angriff auf das Mitteltreffen gaben den Ausschlag zu Gunsten der Osmanen. Ali-Beg sandte in der äußersten Verzweiflung seine Gemahlin, Murad's Tochter, in das Lager des Vaters, um dessen Mitleiden und Verzeihung zu erflehen. So rettete er den Besitz seines Reiches und dieser letzte Feldzug Murad's in Asien hatte weniger materielle Resultate, als die moralische Bedeutung, daß die Macht des einzigen gefährlichen Nebenbuhlers in Kleinasien auf lange Zeit hin gebrochen war.

Die Fürsten von Serbien und Bulgarien ertrugen nur mit Unmuth das, wiewohl leichte, Joch osmanischer Zinspflichtigkeit. Während nun Murad mit seiner ganzen Macht noch in Asien weilte, rüsteten sie sich zum Abfall. Der König von Bosnien, die Fürsten der Walachei, von Albanien und der Herzegowina leisteten ihnen Hülfe und ein Heer der Verbündeten von angeblich 200,000 Mann sammelte sich 1389 auf der Ebene von Kossowa. Obgleich diese Macht wohl fünfmal so stark war, als die Murad's, so verwarf er doch den Rath, im Vordertreffen Kameele aufzustellen, um die Pferde der Feinde scheu zu machen. Auch diesmal leuchtete Bajesid's Heldenmuth voran, indem er, als der Sieg sich auf die Seite der Christen zu neigen schien, wie ein „Blitz" (das wurde sein Beiname) mitten in das Getümmel stürzte und mit seiner eisernen Keule eine Menge der in ihren Rüstungen unbeholfenen serbischen Ritter zu Boden schmetterte. Seinem Beispiele folgten die übrigen Heerführer und errangen unter furchtbarem Blutbade einen schweren Sieg. Unter den zahlreichen Todten der Gläubigen und der Ungläubigen befand sich sowohl der Fürst der Serbier als der Sultan Murad. In dieser ersten bedeutenden Schlacht im offenen Felde, welche die Osmanen in Europa lieferten, offenbarte sich sogleich die entschiedene Ueberlegenheit des leichten osmanischen Fußvolkes über die schwerbepanzerten Reihen der abendländischen Heeresmassen. Die europäische Kriegskunst verstand aber die Lehre noch nicht, welche ihr hier gegeben wurde, und unterlag auch in den nächsten Kriegen mit den Osmanen noch der Gewandtheit des Angriffes und der Schnelligkeit der Bewegungen, wodurch sich die leichten osmanischen Truppen auszeichneten.

Bajesid I. oder Bajazet (1389—1403), mit dem Beinamen „der Blitz", bestieg den Thron seines Vaters auf dem Schlachtfelde von Kossowa und empfing hier, im Angesichte des geschlagenen Feindes, durch feierlichen Fußkuß die Huldigung seiner Vasallen. Er war der erste Beherrscher des osmanischen Reiches, welcher sich den ruhigen Besitz der Macht durch den Mord seines eigenen Bruders sichern zu müssen glaubte.

Zunächst beendete er den Krieg mit Serbien, welches im Frieden nur noch einen Schein von Selbständigkeit rettete; eben so ward die Walachei eine zinspflichtige Provinz des osmanischen Reiches, Bulgarien aber demselben förmlich einverleibt; Griechenland bis zum Isthmus gewann er als leichte Beute, im Osten aber ganz Kleinasien bis auf Paphlagonien.

Da auch König Sigmund von Ungarn auf Bulgarien Ansprüche geltend machte und er noch dazu von dem in Constantinopel belagerten Kaiser Emanuel (1391—1425) zum Kriege gegen die Osmanen aufgereizt wurde, so begann der Krieg mit Ungarn 1396. Sigmund erhielt Hülfe nicht nur von dem Woiwoden der Walachei, der sich des Tributes zu entledigen wünschte, sondern auch aus dem Abendlande: von einzelnen deutschen Fürsten (von Friedrich VI. von Hohenzollern und seinem Bruder Johann, von dem Kurfürsten von der Pfalz), ins-

besondere aber von Karl VI., Könige von Frankreich; denn hier hatten die Nachrichten über die Fortschritte der Osmanen in Europa schon längst die Idee eines neuen Kreuzzuges geweckt. Die Gesammtstärke des Heeres, welches Sigmund den Osmanen entgegen stellen konnte, belief sich auf nahe an 100,000 berittene und wohlgerüstete Leute; es brauchte mehr als acht Tage zum Uebergange über die Donau (bei Orsowa). Einige kleinere Donaufestungen und selbst Widdin fielen nach kurzem Widerstande in die Hände der Abendländer, aber diese ersten leichten Siege steigerten den Uebermuth der jungen französischen Ritter bis zur unbegreiflichsten Sorglosigkeit und Ueppigkeit. Um die Mitte des September 1396 begannen sie die Belagerung von Nikopolis. Auf diese Nachricht hob Bajesid sofort die begonnene Belagerung von Constantinopel auf und erschien plötzlich mit 120,000 Mann zum Entsatze von Nikopolis. Obgleich Sigmund, welcher mit dem Türkenkriege schon vertrauter war, rieth, sein Fußvolk den leichten osmanischen Truppen im Vordertreffen entgegenzustellen, so bestanden doch die vom Weine erhitzten jungen französischen Ritter darauf, daß ihnen das Vordertreffen und die Ehre des ersten Angriffes eingeräumt werden müsse. Wirklich durchbrachen sie nicht nur die erste Schlachtlinie (der Janitscharen), sondern auch die Hauptmasse der osmanischen Reiterei, aber in der Hitze der Verfolgung stießen sie auf das noch frische Reservecorps von 40,000 Mann auserlesener Reiterei, bei welchem sich Bajesid selbst befand. Da überflügelte wiederum (wie bei Kossowa) die leichte osmanische Reiterei schnell die schwerbepanzerten Pferde der christlichen Ritter, die von dem mehrstündigen Kampfe schon erschöpft waren und richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Sigmund, welcher bis zum letzten Augenblicke auf dem Schlachtfelde geblieben war, entkam mit genauer Noth nach der Donau und auf die an deren Ausflusse liegende Flotte der Rhodiser und Venetianer, welche ihn nach Dalmatien brachte. Auch die Osmanen hatten den Sieg theuer erkauft; mehr als die Hälfte (angeblich 60,000 Mann) ihrer besten Truppen deckten zugleich mit den Christen das Schlachtfeld. Bajesid, selbst leicht verwundet, ließ am Tage nach der Schlacht noch mehr als 3000 gefangene Ritter vor seinem Zelte mit entsetzlicher Kaltblütigkeit hinmorden.

Dieser Ausgang der Schlacht von Nikopolis würde dem byzantinischen Reiche den Todesstoß gegeben und den Osmanen den Weg in das westliche Europa gebahnt haben, wenn nicht ein neuer Mongolensturm von Osten her die natürliche Entwickelung des osmanischen Reiches in Europa aufgehalten hätte.

Schon 1369 hatte Timurlenk (d. h. Timur der Lahme, durch eine falsche Alliteration gewöhnlich Tamerlan genannt), nach Besiegung des Beherrschers von Chorasan und Transoxiana, seine Residenz in Samarkand in der großen Bucharei aufgeschlagen, von wo aus er seine Eroberungen nach allen Weltgegenden hin über ganz Asien ausdehnte. Nachdem er Persien erobert, gab er seinem Weltsturme eine nördliche

Richtung, drang verheerend in Rußland ein und plünderte im Norden Moskau, während im Süden seine Schaaren bis zum schwarzen Meere hinstreiften. Nach Samarkand zurückgekehrt, gab er durch zweckmäßige Vertheilung seiner Eroberungen unter seine 4 Söhne seinem ungeheuern Reiche eine bestimmtere Organisation und mehr Festigkeit. Darauf benutzte er die in Indien, nach dem Tode des letzten großen Beherrschers, durch das Auftreten mehrerer Thronbewerber entstandene Verwirrung, um sein Reich auch nach dieser Seite hin auszudehnen. Unter Siegen und barbarischen Greueln durchzog er (1398) das ganze Land vom Indus bis zur Hauptstadt Delhi, welche, als ein furchtbares Denkmal der Zerstörungswuth dieses Welteroberers, fast dem Boden gleich gemacht wurde. Weiter durchstreifte er das Land bis zu den Quellen des Ganges und kehrte mit unermeßlichen Schätzen nach Samarkand zurück, um aufs Neue dem allgemeinen Drange aller asiatischen Weltstürmer nach Westen zu folgen. Da er zunächst seinen Zug nach Syrien richtete (1400), auf welchem Damaskus in einen ungeheuren Aschenhaufen verwandelt, Bagdad von Grund aus zerstört wurde, so fand Bajesid Zeit, mit allen Truppen, welche er in der Eile aufbringen konnte, von der Blokade Constantinopels nach Asien zu eilen, um dem vom Osten hereinbrechenden Strome einen Damm entgegenzusetzen. Timur verlangte nicht nur, Bajesid solle den von ihm vertriebenen Fürsten Kleinasiens ihr Land wiedergeben, sondern wollte auch im ganzen osmanischen Reiche als Sultan ausgerufen werden. Mit ungefähr 800,000 Mann erschien er auf der Ebene von Angora, besetzte oder verunreinigte, gemäß einer wohlberechneten Taktik, alle Quellen der Umgegend, so daß Wassermangel, bei immer steigender Hitze, Bajesid's Truppen völlig erschöpfte und zur Verzweiflung trieb. So war die Schlacht unvermeidlich (20. Juli 1402). Nur 90,000 Mann konnte Bajesid den Massen Timur's entgegenstellen. In der Hitze des Kampfes hatten die Osmanen ihre erste Stellung verlassen; anstatt nun mit seinen Janitscharen ebenfalls vorzurücken, gab Bajesid, aus Besorgniß, von den Feinden umgangen zu werden, seinen Feldherren den Befehl, sich sofort auf ihre alte Stellung zurückzuziehen. Dies war das Signal zu einer furchtbaren Niederlage. Denn die Tataren hielten den Rückzug der Osmanen für aufgelös'te Flucht und stürzten ihnen nach, Alles niedermetzelnd. Dazu kam, daß gerade in diesem entscheidenden Augenblicke die kleinasiatischen Truppen, als sie ihre vertriebenen Fürsten in Timur's Reihen erblickten, wie auf ein gegebenes Zeichen, zu den Feinden übergingen und ihre Waffen augenblicklich gegen die Osmanen wandten. Da war natürlich Alles rettungslos verloren; was nicht auf der Stelle niedergemacht wurde, kam auf der Flucht um. Nur Bajesid wollte den Heldenmuth nicht verläugnen, welchen er in den Schlachten von Konia und Kossowa bewiesen hatte, und hielt, ungeachtet er den unvermeidlichen Untergang vor Augen hatte, mit seinen 10,000 Janitscharen in seiner Stellung standhaft bis zur Nacht aus. Erst als fast alle seine Truppen theils durch die Qualen des brennendsten Durstes, theils durch die Schwerter der Tataren auf-

gerieben waren, suchte er sein Heil in nicht unrühmlicher Flucht. Allein sein Glücksstern war untergegangen. Von einer Schaar tatarischer Reiter verfolgt, wurde er, durch den Sturz seines Pferdes aufgehalten, bald eingeholt und fiel unversehrt in die Hände Khans Mahmud, eines der letzten Sprosse von dem Stamme Tschingiskhan's. Noch in derselben Nacht wurde er vor Timur's Zelt geführt. Als dieser ihn am Eingange des Zeltes erblickte, soll er dem gefangenen Sultane mit Wohlwollen und Zuvorkommenheit entgegengegangen sein. Er ließ ihn neben sich niedersetzen, bewirthete ihn fürstlich und sprach zu ihm Worte des Trostes und der Versöhnung. Unter Anderem soll ihm Timur die feierliche Versicherung gegeben haben, daß er ihm nie Böses mit Bösem vergelten und am wenigsten je nach dem Leben trachten werde.

So hatte also Bajesid, welcher überall hin dem Lager Timur's folgte, noch immer ein ziemlich erträgliches Loos, bis ein verunglückter Befreiungsversuch eine entehrende Verschärfung seiner Haft nach sich zog. Es soll nämlich dem jüngeren Sohne Bajesid's, Mohammed, gelungen sein, einige Minengräber Timur's zu bestechen, welche sich anheischig gemacht hätten, bis zum Zelte Bajesid's einen unterirdischen Gang zu graben, durch welchen er dann zur Nachtzeit mit Leichtigkeit hätte entkommen können. Die Arbeit war in der That auch schon weit gediehen, als eines Morgens die frisch aufziehende Wache die Sache entdeckte und Lärm machte. Man stürzte ins Zelt und fand hier Bajesid schon zur Flucht bereit. Er wurde, nachdem ihn Timur über das Vorgefallene derb zur Rede gestellt hatte, des Tages nur um so schärfer bewacht und des Nachts sogar an Händen und Füßen in Fesseln geschlagen. Diese verschärfte Haft und der Umstand, daß Bajesid auf dem Marsche immer in einer stark vergitterten Sänfte weiter geschafft wurde, hat zu der Fabel von dem eisernen Käfig Veranlassung gegeben, in welchem Bajesid von Timur, wie ein wildes Thier, lange Zeit umhergeschleppt worden sein soll. Ohne Trost und Hülfe brachte er Tag und Nacht nur noch unter Thränen und Wehklagen hin und verzehrte sich so nach und nach selbst, ohne daß er nöthig gehabt hätte, die Leiden seiner Tage, wie wenigstens das Gerücht ging, durch Gift zu verkürzen. Er starb, nach achtmonatlicher Gefangenschaft (1403), als Timur eben im Begriffe war, nach dem Innern seines Reiches zurückzukehren. Sein Feind überlebte ihn nur kurze Zeit. Denn noch waren zwei Jahre nicht verlaufen, als Timur (1405) auf dem Eroberungszuge gegen China sein Leben beschloß. Und während dann der ungeheure Bau seiner Weltherrschaft bald wieder in Trümmer zerfiel, erhob sich das osmanische Reich, unter den Wehen und Zuckungen einer 10jährigen Anarchie (1403—1413), zu neuer Kraft und neuem Leben.

Denn anstatt daß Bajesid's Söhne nach dem Abzuge ihres gewaltigen Feindes mit vereinten Kräften und persönlicher Entsagung an der Wiederherstellung des väterlichen Reiches hätten arbeiten sollen, war jeder nur darauf bedacht, aus dem Sturme dieser bösen Zeiten für sich zu retten, was mit der Gewalt des Schwertes noch zu retten war.

Das war die Ursache jener heillosen Bruderkriege, welche nicht eher aufhörten, als bis die sich bekämpfenden Brüder sämmtlich bis auf den Einen, Mohammed, den Untergang gefunden hatten, welchen der über dem osmanischen Reiche waltende Glücksstern zum Wiederhersteller seiner Macht, Größe und Einheit bestimmt hatte.

Es ist Mohammed I. (1413—1421), dem sechsten Sohne Bajesid's, welcher mit einer edlen Gesinnung und wahren Regententugenden begabt war, zu besonderem Ruhme angerechnet worden, daß er nicht bloß die Gewalt der Waffen, sondern auch Gerechtigkeit, Milde, schonende Behandlung seiner Unterthanen und kluge Nachgiebigkeit gegen seine Bundesgenossen zur Stütze seines noch wankenden Thrones gemacht hat. Frei von nationalen und religiösen Vorurtheilen und treu dem einmal gegebenen Worte, verstand er es namentlich vortrefflich, den Kaiser Emanuel, mit dessen Hülfe es ihm gelungen war, sich des väterlichen Reiches wieder zu bemächtigen, und seine übrigen europäischen Bundesgenossen, die Fürsten von Serbien, der Walachei, der Bulgaren, von Achaja, während der ganzen Dauer seiner Regierung, bei Freundschaft und friedlicher Gesinnung zu erhalten, und diese kluge Politik kam ihm um so mehr zu statten, da er noch in Asien die gefährlichsten Gegner seiner Herrschaft, die Fürsten von Karaman und Smyrna, zu bekämpfen hatte und hier vor Allem die Stärke seiner Waffen bewähren mußte.

Sultan Mohammed gerieth zur See zum ersten Male mit der Republik Venedig in ernste Händel, allein die Niederlage seiner Flotte bei Kallipolis mußte ihn bald überzeugen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo die Osmanen sich mit der ersten Seemacht des Abendlandes in offenem Kampfe messen und ihr die Herrschaft des Meeres streitig machen dürften.

Murad II. (1421—1451) entzweite sich sofort mit dem byzantinischen Kaiser, weil dieser einen Thronprätendenten Mustafa unterstützte, der sich für Mohammed's in der Schlacht bei Angora spurlos verschwundenen Bruder ausgab, obwohl er während der zehnjährigen Bruderkriege niemals hervorgetreten war. Vergebens belagerte Murad (1422) Constantinopel, denn die osmanische Belagerungskunst war noch in ihrer Kindheit und kannte nur unbeholfene und unlenksame Maschinen. Der Sturm wurde nicht sowohl durch die Besatzung als durch die verzweifelnde Bevölkerung abgeschlagen. Doch wurde Murad zur Aufhebung der Belagerung vorzüglich durch die Nachrichten aus Asien bewogen, wo sein jüngerer, 13jähriger Bruder, ebenfalls Mustafa genannt, auf Veranlassung des Kaisers Emanuel als sein Nebenbuhler aufgetreten war. Beide Mustafa büßten ihr Auftreten als Sultan mit dem Tode, und Emanuel's Nachfolger, Johannes, glaubte eine friedliche, ungestörte Regierung selbst mit einigen Opfern nicht zu theuer zu erkaufen. Er trat im Frieden (1424) die meisten Städte am schwarzen Meere und am Strymon ab und verstand sich zu einem jährlichen Tribute von 300,000 Aspern (30,000 Ducaten). Seitdem war das byzantinische Reich fast auf das Weichbild der Hauptstadt beschränkt.

So lange Venedig unaufhörlich nach Osten, die Macht der Osmanen nach Westen drängte, mußten der Löwe von San Marco und der Halbmond in der Entwickelungsgeschichte des europäischen Staatenlebens zwei feindliche Elemente bleiben, deren Vereinigung auf demselben Terrain außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit lag. Es waren die beiden Pole des occidentalischen und des orientalischen Lebens, welche sich Jahrhunderte hindurch nur gegenseitig näherten, um sich immer wieder mit erneuter Kraft abzustoßen in einem Kampfe, der, beiden verhängnißvoll, beide am Ende erschöpfen und aufreiben mußte.

Kaum hatte daher Murad die Belagerung von Constantinopel aufgehoben, als er, zur See noch zu schwach, wenigstens zu Lande einen Schlag gegen Venedig auszuführen suchte und seinen Statthalter von Thessalien mit 25,000 Mann nach dem Peloponnes schickte, um hier vor allem die venetianischen Festungen anzugreifen. Indem er einen Monat lang in der Halbinsel umherwüthete, sollen, nach Aussage der Byzantiner, auch eine Anzahl venetianischer Städte von den Osmanen eingenommen, ausgeplündert und ihrer Einwohner beraubt worden sein. Die Venetianer aber wollen ihre Verluste auf ein einziges, nicht einmal genanntes, Städtchen beschränkt wissen. Bald gerieth Murad auch zur See mit den Venetianern in Händel, als diese Kallipolis angriffen, weil es die Wiege der auflebenden osmanischen Seemacht war; allein nicht nur Kallipolis wurde gerettet, sondern auch Salonichi den Venetianern entrissen, ohne Zweifel, nächst Adrianopel, die wichtigste der bisherigen Eroberungen der Osmanen auf europäischem Boden, welche alsbald einer der Hauptplätze des europäischen Levantehandels wurde.

Ungeachtet des guten Vernehmens, welches äußerlich zwischen König Sigmund und Sultan Murad bestand und von Zeit zu Zeit immer noch durch gegenseitige Gesandtschaften nothdürftig erhalten wurde, hegte der letztere doch gegen den ersteren fortwährend schon deßhalb einen geheimen Groll, weil er ihn, nicht mit Unrecht, im Verdacht hatte, daß er in Asien den rebellischen Fürsten von Karaman gegen ihn aufwiegele. Er mußte diesem Grolle natürlich nur dadurch Luft zu machen, daß er die Staaten des Königs nach wie vor mit seinen Verheerungszügen heimsuchte, welche sich zunächst vorzüglich über Siebenbürgen erstreckten. Allein die beiden ersten Feldzüge hatten noch den Charakter aller früheren planlosen Verheerungszüge, bei welchen an bleibende Eroberungen nicht zu denken war. Beim dritten Einfalle in Siebenbürgen (1441) fanden die Osmanen einen tapferen Gegner an Johann Hunyades, der zum Lohne treuer Dienste Herzog von Siebenbürgen geworden war; zweimal schlug er die Osmanen und trieb sie bis auf den letzten Mann über die Donau zurück. Dies ermuthigte den König Wladislaus von Polen (den zweiten Nachfolger Sigmund's in Ungarn) den bisherigen Vertheidigungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln, um so mehr, als damals auch der Papst Eugen IV. die abendländischen Fürsten zu einem allgemeinen Kreuzzuge aufforderte, wozu die Geistlichen den Zehnten von den Einkünften der Kirchen, Klöster und

Pfründen hergeben sollten. Allein den Bemühungen des Papstes traten überall Gleichgültigkeit, Eifersucht und die alten Vorurtheile gegen das byzantinische Kaiserhaus, welches allein den Vortheil davon ziehe, theils auch gegen die anwachsende Macht des Königs von Polen entgegen, und der einheimische Zustand fast aller Staaten gab einen hinlänglichen Grund oder Vorwand, jede Hülfsleistung abzulehnen.

Im Jahre 1443 zog König Wladislaus mit Johann Hunyades und einem päpstlichen Legaten (Cardinal Julian) ohne Widerstand über die Donau bis zum Hämus; Hunyades vernichtete mit einer Schaar von 12,000 Mann auserlesener Truppen in einer nächtlichen Schlacht bei Nissa ein osmanisches Heer von mehr als 30,000 Mann; der Ruf seiner Siege und die Hoffnung auf baldige Befreiung von dem Joche der Osmanen führte ihm täglich Verstärkungen aus Bulgarien, Serbien, Bosnien und Albanien zu und das Volk begrüßte überall namentlich die Polen mit Jubel, weil es an ihrer Sprache Leute desselben Stammes erkannte. Je tiefer man aber in die Felsenschluchten des Hämus (im Winter) vordrang, desto beschwerlicher ward der Marsch und desto mehr sank der Muth der Truppen. Viele kamen vor Kälte, Hunger und Entkräftung um, ehe man die Höhen erreicht hatte, die Uebrigen gewannen zwar durch einen unerwarteten, auf den Eisfeldern des Hämus am Christtage erkämpften Sieg neuen Muth, allein die täglich steigende Noth gebot schleunigen Rückzug. Dieser halbjährige Feldzug hatte zwar nicht den gehofften Erfolg (die Herrschaft Ungarns bis zum ägäischen Meere auszudehnen), aber doch die Wirkung, daß Sultan Murad von selbst die Hand zum Frieden bot. Der Verlust seiner besten Feldherren, die Gerüchte von fortgesetzten Rüstungen der europäischen Mächte, die Nachricht, von einer abermaligen Schilderhebung des Fürsten von Karaman in Asien und die Unmöglichkeit, beiden zugleich die Spitze zu bieten, bestimmten ihn im Frieden zu Szegedin (Juni 1444) Serbien zurückzugeben. Doch die Treulosigkeit seiner Gegner sollte ihm Gelegenheit geben, noch in demselben Jahre die erlittene Schmach zu rächen.

Während nämlich Murad nach Asien übergesetzt und mit der Eroberung Karamaniens beschäftigt war, ließ sich König Wladislaus vom byzantinischen Kaiser und dem päpstlichen Legaten bewegen, den Frieden sofort zu brechen, unter dem Vorwande, daß die Türken einige abzutretende Festungen nicht bis zum bestimmten Termine geräumt hätten. Um die Höhen des Hämus, namentlich mit dem zahlreichen Fuhrwerke, nicht überschreiten zu müssen, zog das Heer (20,000 Mann) längs der Donau hinab und sollte dann am schwarzen Meere entlang nach dem östlichen Thracien vorrücken. Bei Nikopolis erschien der Fürst der Walachei im Lager und bot Alles auf, den König zum Rückzuge zu bewegen, „denn des Sultans Jagdgefolge allein sei stärker, als des Königs ganzes Heer.“ An der Meeresküste bezog Wladislaus (durch ein Geschwür am linken Beine aufgehalten) ein bequemes Lager. Sultan Murad kam mit einem Heere von 40,000 Mann, welches jedoch durch

Furcht und falsche Gerüchte bis auf 100,000 Mann überschätzt wurde, aus Asien nach Europa und rückte in Eilmärschen, sich unterwegs verstärkend, nach Varna. In der großen Schlacht, welche hier am 10. November geschah, schien der Sieg sich schon völlig für das kleine Häuflein der Christen entschieden zu haben, als König Wladislaus, dessen Helmbusch den Seinigen in den ersten Reihen der Kämpfenden vorgeleuchtet hatte, in der Hitze des Gefechtes so tief in die feindlichen Haufen eindrang, daß ihn die Seinigen aus den Augen verloren und sich das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Der König war aber um diese Zeit noch nicht gefallen, sondern kämpfte mit außerordentlichem Heldenmuthe fast allein in dem dicksten Schlachtgetümmel. Hunyades, welcher ihn endlich von fern entdeckt hatte und wohl einsah, wie nur seine Gegenwart der allgemeinen Flucht, der gänzlichen Niederlage Einhalt thun könne, schlug sich unter den dichtesten Haufen der Feinde bis zu ihm durch, setzte ihn mit wenigen Worten von dem mißlichen Stande der Dinge im Rücken in Kenntniß und beschwor ihn, er möge auf der Stelle zu den Seinigen zurückkehren. Allein schon war es zu spät. Der König wollte oder konnte sich nicht mehr aus dem Schlachtgewirr herausreißen und während er so Alles um sich her zu Boden schlug, erhielt sein Pferd eine tödtliche Wunde, stürzte zusammen und warf ihn mitten unter die Janitscharen hinein, welche wie Wüthende über ihn herfielen, ihn mit tausend Wunden niedermachten und sein bluttriefendes Haupt auf einer Lanze im Triumphe durchs Lager zum Sultan trugen. Dieser Anblick brach selbst Hunyades' Muth, die allgemeine Flucht riß auch ihn mit fort. Die schon hereinbrechende Nacht ließ selbst jetzt noch Sieger und Besiegte in Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes; denn beide Theile verließen zu gleicher Zeit das Schlachtfeld. Die Osmanen zogen sich in bester Ordnung nach ihrem Lager zurück, die Ungarn zerstreuten sich noch in derselben Nacht in aufgelös'ter Flucht nach allen Seiten in das Gebirge und die benachbarten Wälder.

Nichts desto weniger betrieb Hunyades, welcher Reichsverweser von Ungarn (für den unmündigen Ladislaus Posthumus) geworden war, die Erneuerung des Krieges gegen die Osmanen und rechnete dabei auch jetzt noch auf die Hülfe der Mächte des Abendlandes und auf den gewaltigen Einfluß des Papstes. Das Fehlschlagen dieser Erwartungen verzögerte die Wiederaufnahme des Türkenkrieges bis zum Jahre 1448. Dann aber unternahm Hunyades den Krieg mit bloßer Unterstützung Seitens des Woiwoden der Walachei. Sultan Murad, welcher um diese Zeit vorzüglich mit den Kriegen in Albanien (s. S. 638) beschäftigt war, hatte auf die erste Kunde von dem Anmarsche des ungarischen Heeres alles, was er in Europa und Asien an Truppen aufbringen konnte, an sich gezogen und war von Adrianopel aus durch die westlichsten Gebirgspässe des Hämus nach Bulgarien geeilt, um dem Feinde wenigstens noch jenseits des Gebirges die Spitze zu bieten. Bei einer Heerschau sollen hier 150,000 bis 200,000 bewaffnete Leute in Reihe und Glied gestanden haben. Auf die Nachricht von der Annäherung

des Feindes von Norden her brach Murad, sogleich nach vollendeter Heerschau, von Sofia aus nach Kossowa auf, wo beide Heere fast um dieselbe Zeit eintrafen. Die Wahlstatt war also dieselbe, wie die, auf welcher vor 59 Jahren der erste große Sieg der Osmanen über die Serbier und Ungarn in geordneter Schlacht durch den Tod des Königs von Serbien und Sultan Murad's I. besiegelt worden war. Der Kampf wüthete ohne Entscheidung, bis die hereinbrechende Nacht das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld umhüllte. Da zogen sich beide Theile, unbesiegt, auf ihre Linien zurück. Selbst während der Nacht war jedoch keine Rast, keine Ruhe. Denn da man in der Dunkelheit nicht mehr Mann gegen Mann fechten konnte, so ließ man die ganze Nacht hindurch von beiden Seiten wenigstens das schwere Geschütz spielen. Mit Tagesanbruch erneuerte sich der Kampf. Vierzigtausend Mann noch frischer asiatischer Truppen, welche Tags zuvor an der Schlacht gar keinen Theil gehabt hatten, sicherten jetzt Sultan Murad gleich Anfangs eine entschiedene Ueberlegenheit über das schon sehr erschöpfte ungarische Heer. Von allen Seiten bedrängt, mußte Hunyades der Uebermacht weichen, und um das Unglück des Tages zu vollenden, gingen die Walachen, gerade in dem entscheidenden Momente, sämmtlich zu den Osmanen über.

Aber dieses Mal rächte sich der Verrath zuerst am furchtbarsten an den Verräthern. Sultan Murad öffnete ihnen seine Reihen und nahm zum Zeichen der Unterwürfigkeit ihre Waffen in Empfang. Aber noch traute er ihnen nicht, und fürchtete, daß dieser Verrath nichts sei, als eine von Hunyades ausgehende Kriegslist zu seinem Verderben. Sobald er sich daher nur ihrer versichert hatte, ließ er sie von allen Seiten einschließen und in einem furchtbaren Blutbade auf der Stelle niedermetzeln bis auf den letzten Mann. Nur zum Spott hatte er ihnen zuvor ihre Waffen zurückgegeben; denn, soll er geäußert haben, er wolle nicht, daß Osmanen wehrlose Menschen so hinmorden.

Das war das Ende der dreitägigen Schlacht auf den Ebenen von Kossowa; 40,000 Osmanen und 17,000 Ungarn deckten das Schlachtfeld; unter ihnen die meisten Heerführer aus alten bewährten Geschlechtern und beinahe der ganze junge Adel Ungarns, welcher sich hier unvergänglichen Ruhm hatte erkämpfen wollen.

Zwischen diese Kriege mit Ungarn fallen Murad's Feldzüge gegen Griechenland und den Peloponnes, in Folge deren alles Land bis zum korinthischen Isthmus dem osmanischen Reiche einverleibt, der Peloponnes aber eine zinspflichtige Provinz wurde. Die letzten Feldzüge Murad's waren gegen Albanien gerichtet, welches schon im Anfange seiner Regierung (1423) seine Oberherrschaft anerkennen mußte, aber fortwährend Versuche des Abfalls machte. Schon bei der ersten Unterwerfung hatte der einheimische Fürst des nördlichen Albaniens, Johann Kastriota, seine vier Söhne als Geiseln zum Unterpfande fernerer Treue nach der Pforte schicken müssen. Der jüngste derselben, Georg Kastriota, mit seinen drei Brüdern gewaltsam zum Islam be-

kehrt, erhielt den Namen Skanderbeg und gewann durch frühzeitige Entwicklung seiner Talente bald die Gunst und selbst das Vertrauen des Sultans. Namentlich in ausgebreiteten Sprachkenntnissen, ritterlichen Uebungen und kriegerischen Tugenden that er sich vor allen seinen Zeitgenossen hervor. Noch als Jüngling erhielt er ein eigenes Commando und nahm an den Feldzügen Sultan Murad's und seiner Feldherren, vorzüglich gegen Ungarn, den thätigsten Antheil. Aber die Gunst seines Herrn und das Glück der Waffen, welche ihn überall hin begleiteten, vermochten in ihm die Erinnerung an die verlorene Unabhängigkeit seines Vaterlandes nie ganz auszutilgen. Zu dem Verlangen nach Freiheit und Herrschaft gesellte sich bei ihm ein tiefer Groll über die unmenschliche Grausamkeit, womit der Sultan seinem ganzen Hause, selbst in der Sclaverei, den Untergang geschworen zu haben schien. Seine drei Brüder, gegen welche Murad mehr Mißtrauen gehegt zu haben scheint, wurden auf dessen Befehl im Geheimen durch Gift aus dem Wege geräumt. Durch beständige Verbindungen mit Albanien war er von der dort herrschenden Stimmung gegen die Osmanen genau unterrichtet. Wie immer, nahm Skanderbeg auch 1443 an den oben erzählten Feldzügen gegen Ungarn Theil; er war Zeuge der ersten Niederlagen der Osmanen und der glänzendsten Siege Hunyades' und hielt die allgemeine Bestürzung, welche damals alle Gläubigen vor der Macht der Christen zittern machte, für den günstigsten Moment, den längst vorbereiteten Schlag auszuführen. Er wußte sich der Person des Staatssecretärs des Sultans zu versichern, warf ihn in Fesseln und zwang ihn, das Schwert auf der Brust, im Namen seines Herrn einen Befehl an den Commandanten von Kroja auszustellen, in welchem er aufgefordert wurde, Festung und Gebiet auf der Stelle an Skanderbeg, angeblich seinen Nachfolger, zu überliefern. Mit nur 300 Albanesen, welche im Heere des Sultans dienten, entfloh er nach seiner Heimat. Alles ging nach Wunsch. Der osmanische Befehlshaber des Platzes übergab Skanderbeg sogleich das Commando, und seine Truppen rückten zur Nachtzeit ohne Geräusch in die Stadt ein und machten in einem furchtbaren Blutbade die Besatzung und fast die ganze osmanische Bevölkerung nieder. Von Kroja aus griff der Aufstand mit Blitzesschnelle um sich und ging in wenigen Tagen über das ganze Land.

Kaum 30 Tage waren vergangen, seitdem Kastriota Albanien betreten hatte, und schon war sein ganzes väterliches Reich wieder in seiner Gewalt. Aber hiermit noch nicht zufrieden, trug er seine siegreichen Waffen auch über die Grenzen desselben hinaus. Ueberall, wo sein Panier, ein schwarzer zweiköpfiger Adler in rother Standarte, sich blicken ließ, strömte das bewaffnete Volk schaarenweise herbei, führte ihn im Triumphe in die von den Osmanen fast ganz verlassenen Städte und Dörfer ein und feierte ihn als Herrn und Befreier des Landes. Mit nur 15,000 Mann schlug er ein osmanisches Heer (unter Ali Pascha) von 40,000 Mann, deren Hälfte als Leichen das Schlachtfeld deckten. Ja, als Murad 1449 unter eigener Führung mit einem Heere von

mehr als 120,000 Mann gegen Albanien vorrückte, besiegte Skanderbeg mit nur 5000 Mann den Vortrab desselben, der aus 40,000 Mann leichter Reiterei bestand, worauf der Sultan nach Adrianopel zurückkehrte. Aber im folgenden Jahre (1450) kam dieser mit noch größerer Macht (160,000 Mann) und einem endlosen Zuge von schwerem Geschütz und Belagerungsmaschinen jeder Art abermals nach Albanien, um Kroja zu nehmen; doch Skanderbeg vertheidigte die Stadt so trefflich, daß der Sultan im fünften Monate der Belagerung, krank und lebensmüde, abzog. Auch im Auslande, namentlich in den Staaten, welche sich von den Osmanen am meisten bedroht glaubten, erregte die Kunde von diesem Ausgange des Krieges in Albanien Bewunderung und Jubel. Von allen Seiten, aus aller Herren Länder trafen Gesandte ein, um Skanderbeg Glück zu wünschen und ihn zu ermuntern zu muthiger Ausdauer bei der Fortsetzung dieses Kampfes für die Sache der Christenheit. Daß Sultan Murad seine Waffen gleich im nächsten Jahre abermals gegen Albanien kehren werde, war damals eine leicht begreifliche Besorgniß, die nur durch seinen bald darauf erfolgten unerwarteten Tod vorläufig gehoben werden konnte.

Die 30jährige Regierung Murad's II. ist eine der wichtigsten Epochen für die Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Die materielle Erweiterung desselben durch bleibende Eroberungen in den drei Hauptrichtungen gegen Süden, Westen und Norden, d. h. in Griechenland, Albanien und Ungarn, war zwar verhältnißmäßig nicht bedeutend, aber die beiden Siege bei Varna und Kossowa können vielleicht als die entscheidendsten Momente für die weltgeschichtliche Entwicklung des osmanischen Reiches betrachtet werden; denn durch sie offenbarte sich die Nichtigkeit der vereinten Bestrebungen der christlichen Welt gegen diesen ihren gewaltigsten Feind am meisten.

Mohammed II. (1451—1481). Obgleich Murad II. in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen hatte, daß sein Sohn sobald als möglich Constantinopel erobern und dem Schatten des Kaiserreiches vollends ein Ende machen möge, so erklärte doch Mohammed dem Kaiser Constantin, daß er sich zeitlebens nie an der Hauptstadt noch an den übrigen Besitzungen des Kaisers vergreifen wolle, wahrscheinlich, um den asiatischen Verhältnissen seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber kaum hatte Mohammed den Kern seines Heeres nach Asien geschickt, um Karaman zu bekämpfen, als die ohnmächtige Verblendung Constantin's ihn veranlaßte, gegen den Sultan mit drohenden Forderungen aufzutreten (Verdoppelung des Jahrgeldes, welches Mohammed angeblich zum Unterhalte eines damals am Hofe zu Byzanz lebenden osmanischen Prinzen bewilligt hatte). Sogleich schloß dieser mit Karaman Frieden und baute ein Schloß am Bosporus, um den Uebergang der Truppen aus Asien nach Europa zu sichern und zugleich den Kaiser und seine Hauptstadt einzuschüchtern. Dieser wandte sich wegen Unterstützung an Papst Nicolaus V. und an die abendländischen Fürsten, doch die wenigen Schiffe, welche der Papst (gegen die Zusage der Kir-

chenvereinigung), Venedig und Neapel bewilligten, kamen erst nach der Einnahme der Stadt an.

Mit Beginn des Frühjahres 1453 ließ Mohammed seine Truppen (258,000 Mann) und seine (420) Schiffe gegen Constantinopel vorrücken. Mit unsäglicher Mühe wurden die großen Belagerungsmaschinen und das schwere Geschütz zur Stelle geschafft, darunter eine riesenhafte Kanone, welche aus einer Mündung von 12 Spannen Steinmassen von mehr als 1000 Pfund schleuderte, von 50 Paar Ochsen gezogen und von 200 Leuten begleitet wurde, um sie im Gleichgewichte zu erhalten. Das türkische Lager dehnte sich im Halbkreise von einem Meere zum anderen aus; die Seemacht schaffte Anfangs wenig Nutzen, weil sie nicht in den Hafen gelangen konnte, dessen Eingang Constantin mit einer starken Kette versperrt hatte; doch schaffte man einen Theil der Schiffe über das Land (wahrscheinlich auf einer Bahn von starken Balken) nach dem Hafen. Die Belagerung hatte bereits 40 Tage gedauert, als sich im Lager der Osmanen plötzlich das falsche Gerücht verbreitete, es sei aus Italien eine Flotte und aus Ungarn ein Heer, unter Johann Hunyades, zum Entsatze der Stadt im Anzuge. Daher bot der Sultan dem Kaiser freien Abzug mit seinem Hofstaate an; das Volk könne bleiben und werde von Seiten der Osmanen keine Unbill zu erdulden haben. Der Kaiser verweigerte die Uebergabe der Stadt, erbot sich aber zur Zahlung eines Tributes; jedoch vergebens.

Kaiser Constantin leuchtete Allen, denen der Muth gebrach, als Beispiel von Charakterstärke und edler Resignation vor. Noch am Abend vor dem Sturme (28. Mai) versammelte er seinen Hofstaat, die Großen seines untergehenden Reiches, die Befehlshaber der Truppen, das Volk, so weit es nicht zur Bewachung der Mauern gebraucht wurde, um sich, sprach ihnen Muth zu und verhieß ihnen den Beistand des Himmels als den schönsten Lohn der Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kampfe um das Dasein des Reiches, der Hauptstadt und der Ihrigen. Seine Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Wie neu gestärkt, gelobten Alle, tapfer auszuhalten; man trennte sich unter Thränen, und Jeder eilte nach seinem Posten zurück. Der Kaiser begab sich nach der Sophienkirche, empfing hier mit seinem Gefolge das Abendmahl und nahm von allen, die gegenwärtig waren, förmlich Abschied.

Noch war der Tag nicht angebrochen, als der Sturm begann. Die erste Linie der Osmanen, die schwächsten Truppen des ganzen Heeres, welche Mohammed absichtlich vorausgeschickt hatte, wurde sogleich zurückgeworfen; haufenweise stürzten die Osmanen von den zum Theil schon erklommenen Mauern herab, ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert und der erste Sieg blieb an diesem verhängnißvollen Tage noch in den Händen der Griechen. Aber unverzüglich ziehen neue Haufen heran, das ganze Lager, von einem Meere zum anderen, wälzte sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf einmal gegen die Mauer, und der Sturm wird auf allen Seiten zugleich unter furchtbarem Schlachtgeschrei erneuert. Zwei volle Stunden halten die Belagerten in diesem Kampfe

der Verzweiflung noch Stand gegen die Uebermacht des hundertmal stärkeren Feindes. Von beiden Seiten sind die Verluste gleich bedeutend. Doch ist die Hoffnung des endlichen Sieges selbst jetzt noch auf Seiten der Griechen. Mit unendlichem Jubel sehen sie die Reihen der Janitscharen noch einmal zurückweichen. Aber Mohammed kann diesen Anblick nicht ertragen, er läßt sie mit Gewalt durch seine mit eisernen Ruthen bewaffneten Trabanten nach der Mauer zurücktreiben und der Angriff wird mit erhöhter Wuth zum dritten Male erneuert. Ein Janitschar, Hasan mit Namen, ein Riese von Gestalt, ersteigt zuerst die Mauer, Andere folgen ihm. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich von einem Ende zum anderen der Weheruf: „Die Stadt ist genommen, das Panier der Feinde weht auf den Mauern, auf der Burg!“ Sobald Kaiser Constantin dies hört, stürzt er sich mit einigen Getreuen in den dichtesten Haufen der hereinbrechenden Osmanen, macht alles, was er mit seinem Schwert erreichen kann, nieder, und hält, mit Wunden bedeckt, fast allein den Kampf noch eine Weile aus. Er wollte das Unglück seines Hauses und die Schmach dieses Tages nicht überleben und wich keinen Fuß breit von der Stelle. Nur hätte er gern den Todesstoß nicht von den Schwertern dieser Ungläubigen, sondern von der Hand eines Christen gehabt. „Ist kein Christ hier?“ rief er in wehmüthiger Verzweiflung, als ihm das Blut schon in Strömen von Händen und Füßen floß und seine Getreuen rund um ihn herum als Leichen den Boden deckten; ist Keiner hier, der mir das Haupt abschlägt?“ — Da dringen drei Janitscharen zu gleicher Zeit auf ihn ein; der eine zerfleischt ihm von vorn das Gesicht, der zweite spaltet ihm das Haupt und der dritte gibt ihm den Todesstoß in den Nacken. Da sich der Kaiser vorher der Zeichen seiner Würde entkleidet hatte, so blieb sein Körper, von Niemand erkannt, unter den Leichen der übrigen Erschlagenen liegen. Das war das Ende des letzten Beherrschers des byzantinischen Reiches, welcher damals kaum sein vierzigstes Jahr überschritten hatte und schon durch die Art, wie er das Unglück seines Reiches, welches, gleichsam das traurige Erbtheil der Jahrhunderte, auf ihm lastete, zu ertragen wußte, den Besseren seines Stammes würdig zur Seite steht.

Im Innern der Stadt dauerte indessen das Blutbad fort. Denn die Osmanen machten Anfangs, in dem Glauben, daß die Besatzung wenigstens 50,000 Mann stark gewesen sein müsse, Alles nieder, was ihnen begegnete. Erst als sie ihres Irrthums inne wurden, zogen sie es vor, lieber die ganze Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und in die Sclaverei zu schleppen. Um dieser zu entgehen, strömte Alles, Männer und Weiber, Mönche und Nonnen, in die Sophienkirche, welche in wenigen Augenblicken überfüllt war. Nur das Leben und die Freiheit wollte man retten. Denn einer alten Prophezeiung zufolge herrschte unter dem Volke der Glaube, daß die Türken nur bis an die Säule Constantin's des Großen vordringen würden. Hier sollte ihnen ein Engel entgegentreten, welcher einem unbekannten Manne aus dem Volke ein Schwert überreichen würde, mit dessen Hülfe er die Osmanen aus

der Stadt, aus Europa und bis in das Innere Asiens zurücktreiben werde. Eitler Wahn! Die raubgierigen Haufen der Janitscharen drangen unaufhaltsam bis zur Kirche vor, schlugen die verschlossenen Thüren mit Aexten ein, schleppten alles, was sich an lebenden Wesen dort fand, in Ketten und Banden nach ihrem Lager, durchwühlten dann die ganze Kirche bis auf den Boden und unter die Altäre, zerschlugen, was ihnen nicht weiter dienlich erschien, nahmen mit fort, was in ihren Augen noch Werth hatte, und verübten in viehischer Wuth an diesem geweihten Orte überhaupt den empörendsten Unfug. Das Crucifix wurde von dem Altare herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bedeckt und unter Hohn und Spott: „Seht, das ist der Gott der Christen!“ durch die Straßen getragen. Von der Sophienkirche aus verbreitete sich Raub und Plünderung bald über die ganze Stadt. Wer in den Häusern oder in den Straßen den Osmanen in die Hände fiel, wurde auf der Stelle in Fesseln geschlagen und ins Lager geschickt. Im Ganzen sollen mehr als 60,000 Seelen zu Sclaven gemacht worden sein. Nur wer nach den Schiffen oder nach Galata entkommen konnte, rettete sich für den Augenblick. Jedoch war dieses Glück nur Wenigen beschieden, denn alle Schiffe ergriffen auf die Kunde von dem Falle der Stadt in solcher Verwirrung die Flucht, daß mehrere Fahrzeuge, auf welchen sich in der Bestürzung Alles zusammengedrängt hatte, noch in der Nähe des Hafens unter der Last ihrer Ladung untergingen; die meisten erreichten fast leer das offene Meer.

Erst in den Mittagsstunden des 29. Mai, als sein Heer der Stadt schon völlig Meister war, hielt Mohammed, umgeben von seinen Wesiren und seinen Leibwachen, lauter Leuten von herculischem Körperbau, seinen Einzug in Constantinopel. Nicht ohne Staunen weilte er in den prachtvollen Räumen der Sophienkirche, ließ die noch mit der Zerstörung dieses Heiligthums beschäftigten Soldaten daraus vertreiben und verrichtete sein Gebet auf dem Hochaltare.

Unermeßlich war die Beute an Gold, Silber, kostbaren Gewändern, reichen Stoffen und vorzüglich an Edelsteinen, deren Werth die Janitscharen so wenig kannten, daß sie sie fast für nichts verschleuderten; selbst das Gold wurde häufig für Kupfer verkauft, und die seltensten Bücher, mit unschätzbaren Gemälden und Verzierungen versehen, wurden haufenweise ins Feuer geworfen, weil Niemand da war, der sie für den Spottpreis, für welchen man sie feil bot, hätte kaufen mögen.

Nachdem aber drei Tage lang jedes Haus durchsucht und ausgeplündert worden war, setzte Mohammed der Raublust seiner Horden durch ein strenges Verbot ein stetiges Ziel. Das Heer zog sich nach dem Lager zurück, die Flotte erhielt Befehl, mit dem besten Theile der Beute, unter deren Last die Schiffe beinahe untergingen, nach ihren Stationen zurückzusegeln, und der Zutritt zur Stadt ward bei harten Strafen untersagt. Eine entsetzliche Todtenstille herrschte hierauf einige Zeit in den entvölkerten Straßen und den verödeten Wohnungen. Alles

war wüst und leer; nirgends regte sich ein lebendes Wesen, nirgends ließ sich mehr ein Laut vernehmen. Aber Mohammed wollte hier kein Mausoleum der ehemaligen Größe des byzantinischen Reiches aufrichten; Constantinopel sollte nicht in Trümmer zerfallen. Hier im Gegentheil auf anderen Grundlagen und nach anderen Gesetzen, als die Geschichte eines Jahrtausends mit sich gebracht hatte, ein neues, frisches Leben zu schaffen, das war jetzt der erste und vorzüglichste Gedanke, welcher seinen gewaltigen Geist beschäftigte.

Zu verbessern:

1. Band.	Seite	89,	Zeile	18	lies: in Umrissen und **Ausführungen.**
	"	98,	"	2	v. unten lies: an zwei.
	"	100,	"	29	lies: gegen **Westen.**
	"	105,	"	24	" 513.
	"	114,	"	7	v. unten lies: Chersones.
	"	204,	"	12	lies: **Pelias** statt: Aeson.
	"	485,	"	30	" Tullius.
	"	497,	"	23	" Die Drohung des **Jünglings.**
	"	646,	"	33	" Ober-Feldherrn.
	"	651,	"	8	v. unten lies: nord**west**liche.
	"	658,	"	26	lies: 70,000 **M.**
	"	667,	"	5	" Im Jahre **67.**
	"	668,	"	2	" Im Sommer 67.
	"	"	"	9	streiche: Proprätor.
	"	713,	"	14	lies: strömten **hier** zusammen.
2. Band.	Seite	52,	Anm.		lies: Vgl. Nr. 17.
	"	67,	Zeile	11	lies: ver**bün**deten.
	"	87,	"	25	" neustrischen.
	"	204,	"	32	" Angelegenheiten.
	"	209,	"	29	" Jahre.
	"	226,	"	13	" **erklärten ihn** als offenbaren —
	"	307,	"	8	" fränkischen.
	"	312,	"	4	" Aufenthalt.
	"	316,	"	5	v. unten lies: Eustathius.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

